Die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten ...

Karl Friedrich von Klöden

Bor.
1104 fm - 1

BIBLIOTHECA
REGIA.
MONACENSIS.

Digitized by Google

<36600369380011

<36600369380011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

59 HR braun Velament

Digitized by Google

RATHHAUS ZU TANGERMÜNDE.

Digitized by Google

Die

Mark Brandenburg

unter

Kaiser Karl IV.

bis zu ihrem

ersten Hohenzollerschen Regenten,

oder:

Die Quitzows und ihre Zeit.

Erde, gieb heraus die Todten,
Verwesung, gieb deinen Raub!
Laß sie erwachen zu neuem Leben!
Hinweg die Gespenster der Nacht!

Erster Theil.

Mit einer Abbildung des Rathhauses zu Tangermünde zur Zeit Karls IV.

Berlin,
bei C. G. Lüderitz.
1836.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Verfasser: Carl Friedrich von Klöden

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Wie oben Bezug auf Gewerbsfreiheit, auf den Satz: Jeder kann jedes Gewerbe treiben, wenn er nur die Befähigung dazu hat, so muß es auch Bezug auf die Gewerbsfreiheit haben, wenn es heißt: Jeder kann jedes Gewerbe treiben, wenn er nur die Befähigung dazu hat. Es ist nämlich ein Gewerbe, wenn es eine Beschäftigung ist, die auf Erwerb gerichtet ist, und es ist Gewerbsfreiheit, wenn jeder ein Gewerbe treiben kann, wenn er nur die Befähigung dazu hat. Es ist nämlich ein Gewerbe, wenn es eine Beschäftigung ist, die auf Erwerb gerichtet ist, und es ist Gewerbsfreiheit, wenn jeder ein Gewerbe treiben kann, wenn er nur die Befähigung dazu hat.

der schönen Grete, einer Müller- oder Bäckersfrau, der er die nach ihr benannte Gretelmühle bei Wolfstein geschenkt hatte, darüber tröstete, daß Neigung, Talent und äußerer Beruf nicht überall auf Erden im Einklange sind.

So hatte die Regierung des bairischen Regentenhauses in der Mark ihr Ende gefunden. Die letzten Jahre insonderheit hatten nicht dazu gedient, das Land auf eine höhere Stufe menschlicher und geselliger Entwicklung zu heben. Vieles war der Mark durch unruhige Nachbarn entrissen, Anderes aus Geldnoth der Regenten veräußert und verpfändet worden. Die Kirche, der Adel, die Städte, — Alle hatten es versucht, ihre Gerechtsame möglichst zu erweitern, und gegen Geld Privilegien von den Regenten zu gewinnen, in welchen nur die Wohlfahrt der einzelnen Korporationen, nie des Ganzen bedacht war, und allen war es gelungen. Am meisten hatte dabei das landesherrliche Ansehen gelitten, denn vorzugsweise auf seine Kosten hatten die Stände ihre Gerechtsame erweitert, Reichthümer und Güter erworben, und sich beinahe unabhängig gemacht. Eine natürliche Folge davon waren Streitigkeiten und Unruhen, welche Jeder, wenn Güte nicht mehr ausreichen wollte, nach dem in jener Zeit ihm beiwohnenden Rechte, gewaltsam zu schlichten suchte, da die landesherrliche Gewalt nicht ausreichte, bloß das Recht walten zu lassen.

Es war nun die Dynastie des Lützelburgischen Hauses, auf welche die Regierung des Landes übergegangen war. Kaiser Karl IV. konnte als solcher nicht zugleich ein Kurfürst des römischen Reiches sein, und hatte deshalb die Mark für seinen ältesten zwölfjährigen Sohn, den König Wenzlav von Böhmen in Besitz genommen, dem auch das Land huldigte, und der in Folge dessen den Ständen ihre Rechte und Güter bestätigte.

Indessen fand Kaiser Karl ohne Zweifel, daß der Arm eines Knaben nicht stark genug sei, die Zügel der Regierung in einem Lande zu führen, wo man nur widerstrebend gehorchte. Außerdem gefiel ihm das Land, und er verweilte gern in demselben. Er nahm sich daher desselben kräftig an, und führte die Regierung in der That, wenn auch sein Sohn dem Namen nach Regent war, als dessen natürlichen Vormund er sich mit Recht betrachten konnte. Lange hatte das Land keinen so kräftigen Arm gefühlt; was den letzten Regenten besonders gefehlt hatte, das landesherrliche Ansehen, war dem ersten Fürsten der Christenheit nicht abzu-

Digitized by Google

sprechen. Die Verhältnisse gewannen eine neue und bessere Gestalt, und nach längerer Zeit war wieder die Rede von allgemeinen Maaßregeln, bei welchen das Wohl des Landes, nicht blos das eines Einzelnen, beabsichtigt war.

Vor allem fand Kaiser Karl Geschmack an der Stadt Tangermünde, in der Altmark am Ufer der Elbe belegen. Hier beschloß er zu wohnen, wenn ihn die Verhältnisse nicht nöthigten, seinen Aufenthalt auf eine Zeitlang anderwärts nehmen zu müssen, und neben der vorhandenen Burg ein kaiserliches Schloß für sich und seine Familie zu erbauen, wozu sofort die nöthigen Veranstaltungen getroffen wurden. Den Wohlstand der Stadt zu heben, und diese dadurch blühender und mächtiger zu machen, glaubte er kein geeigneteres Mittel, als den vorbeifließenden Fluß, auffinden zu können, mittelst dessen die Schätze Böhmens und Sachsens, Nieder-Deutschland, insonderheit aber den mächtigen Handelsstädten Hamburg und Lübeck zugeführt wurden. Tangermünde sollte der Stapelplatz und die Hauptniederlage aller dieser Waaren, und so zum Range einer bedeutenden Handelsstadt erhoben werden; von ihr aus sollte sich Wohlsein und Regsamkeit durch das ganze Land ergießen, das hoffnungsvoll und gespannt die Dinge erwartete, welche hier in großartiger Weise vorbereitet wurden.

Der einbrechende Winter gestattete nicht, schon in diesem Jahre den Bau des neuen Schlosses beginnen zu lassen. Auch forderte die Regierung des Reiches Karls Anwesenheit in Böhmen; er reisete deshalb nach Prag, und beschloß dort das Jahr. Aber schon im Februar kehrte er mit seiner Gemalin, seinen Prinzen und seinem ganzen Hofe wieder, und nun wurde, sobald die Witterung es gestattete, der Bau des neuen Schlosses und einer Kapelle rüstig begonnen, bei welchem er einen großen Theil derjenigen Krieger als Arbeiter benutzte, welche im vorigen Jahre unter seinem Befehle gegen Kurfürst Otto gedient hatten. Jeder Arbeiter erhielt täglich ein Brod und einen Weißpfennig (etwa 4 Silbergroschen), in damaliger Zeit für das nöthigste Bedürfniß ausreichend. Ungeachtet von Karls Sparsamkeit viel gesprochen wurde, wandte er doch Alles an, den Bau stattlich und wie es sich für einen Kaiser geziemt, auszuführen, denn Tangermünde war sein Schooßkind geworden, und nächst Prag hielt er sich nirgend lieber auf. Die Freuden des Hausvaters, für welche er

Digitized by Google

viel Sinn hatte, genoß er nirgend anders so behaglich als hier; aus den Fenstern seines Schlosses trug sein Blick weit in die Ferne, und um die Aussicht noch mehr zu erweitern, ließ er jenseit der Elbe den Wald durchhauen. Er freute sich des unter seinen Fenstern dahin wogenden Flusses und seiner Schiffe, deren Zahl und Gewimmel er im Geiste bereits auf das Höchste gesteigert sah. Als andächtiger Christ besuchte er fleißig das jenseit der Elbe gelegene Prämonstratenser-Mönchskloster Jerichow, um in der dortigen Klosterkirche zu beten, und hier scheint vorzüglich sein Plan gereift zu sein, seine neue Schloßkapelle eben so fürstlich auszuzieren, als die in der Metropolitankirche zu Prag. Gern ritt er dabei über die in der Nähe von Jerichow liegende, treffliche Wiesenflur, um sich im Frühling und Sommer an dem frischen Dufte der Kräuter zu erlaben [1]).

Indem der Kaiser sich mit seiner neuen Erwerbung immer mehr befreundete, und sich derselben erfreute, ging er rüstig ans Werk, die Mark mit Böhmen in Handelsverbindung zu bringen, zu welchem Ende er die Moldau in Böhmen bis zur Elbe hin schiffbar zu machen befahl. Aber es wurde ihm zugleich immer deutlicher, daß die Mark für sich nicht mächtig genug war, feindlichen Anfällen von Außen und Innen zu widerstehen. Wahrscheinlich hatte er sich den Zustand derselben kaum so zerrüttet gedacht, als er ihn jetzt durch eigene Anschauung fand. Die Herzoge von Pommern hatten sich eines großen Theils der Uckermark bemächtigt, und wollten wegen dieses Landes die Lehnsherrlichkeit Brandenburgs nicht anerkennen. Lüchow und Dannenberg befand sich in den Händen der Herzoge von Braunschweig und Lüneburg, und waren der Mark entrissen. Die Erzbischöfe von Magdeburg hatten Wollmirstädt und andere bedeutende Stücke der Mark nach und nach an sich gebracht, ja sie verlangten sogar, die Churfürsten sollten die Altmark von ihnen zu Lehn nehmen. Die Herzoge von Meklenburg hatten sich das Land Sternberg und andere große Stücke unterworfen, und auch die Herzoge von Sachsen hatten der Mark manches entrissen. Jenseit der Oder suchte der deutsche Orden immer mehr und mehr sein

---

[1]) Pöhlmann und Stöpel, Geschichte der Stadt Tangermünde p. 167. 168.

Gebiet gegen Westen zu erweitern, und auch Polen war nicht selten bedacht, sich auf Kosten der Mark zu vergrößern. Alle diese zum Theil höchst gefährlichen Nachbaren werden wir weiter hin noch kennen lernen. Sie alle hatten vielfach das Land kriegerisch durchstreift, ja die Herzöge von Meklenburg und die Fürsten zu Wenden hatten sogar ohne alle Absage oder Kriegserklärung, was als schimpflich galt, das Land erst kürzlich, und selbst während der Anwesenheit des Kaisers, überfallen, und Städte, Schlösser und Dörfer niedergebrannt. Dazu kamen noch die unaufhörlichen Adelsfehden, und eine große Schuldenlast, indem die Baierschen Regenten ganze Länder, Städte, Schlösser, Herrschaften, Dörfer, Zölle und Steuern für so große Summen Geldes verpfändet hatten, daß man keine Möglichkeit sah, sie wieder einzulösen.

Nur ein so mächtiger Fürst, als der Kaiser, war allen diesen Uebeln gewachsen, und es darf darum nicht verwundern, wenn die Stände des Landes sehnlichst wünschten, mit ihm und seinem Hause in der innigsten Verbindung zu bleiben. Glücklicher Weise begegneten sich die Wünsche beider Betheiligten, und es bedurfte dazu kaum der Anregung von Seiten des Kaisers. Mehrere der mächtigsten märkischen Vasallen ließen durch den Bischof Dieterich von Brandenburg dem Kaiser zu Tangermünde den Vorschlag machen, die Mark Brandenburg auf immer mit dem Königreiche Böhmen zu vereinigen. Man hatte hier nur aus der Seele des Kaisers gesprochen, und mit entschiedener Vorliebe ging er auf den Vorschlag ein. Die Stände des Landes, Geistlichkeit, Adel und Städte wurden schriftlich zu einer Erklärung über diesen Vorschlag aufgefordert, und äußerten sich sämmtlich damit einverstanden. Es kam also jetzt nur darauf an, die Vereinigung auf die feierlichste und bindendste Weise auszusprechen, und Karl war bemüht, dies in einer Form zu thun, welche jede künftige Aufhebung des Verhältnisses möglichst im Voraus beseitigte.

Zum Königreiche Böhmen gehörte in jener Zeit nicht allein das noch jetzt sogenannte Böhmen, sondern außerdem auch die ganze Markgrafschaft Ober- und Niederlausitz, mit den Herrschaften Cottbus, Beeskow und Storkow, Teupitz und dem Lande Zossen, so wie auch die Herzogthümer Breslau, Schweidnitz und Jauer mit dem Fürstenthum Crossen. Trat zu diesem wohlzusammenhängenden Länderbesitz die Mark Brandenburg auch nur

in den damals bestehenden Grenzen hinzu, so erhielt das Königreich eine Achtung gebietende Größe, und jeder Theil desselben fand in den übrigen Hülfsmittel und Hülfsquellen, welche die Wohlfart des Ganzen und damit jedes einzelnen Theiles wesentlich fördern mußten. Schon der Gewinn zweier mächtiger Ströme, der Oder und Elbe, welche zwar nicht ganz, aber doch in bedeutender Ausdehnung dem Lande angehörten, mußte für den Handel von unberechenbaren Folgen sein, und bereits sah das Auge der Vaterlandsfreunde im Geiste und in sehnsüchtiger Hoffnung die bedeutendsten Waaren-Niederlagen in Tangermünde und Frankfurth an der Oder aufgestapelt, und ein reges Handelsleben sich entfalten, das mit der Betriebsamkeit der mächtigen Hansestädte Hamburg und Lübeck wetteiferte.

Auch Karl scheint sich mit diesem schönen Traume begeistert zu haben. Vor allen Dingen wurden die Stände der Mark zu einem großen Landtage nach Guben in der Niederlausitz eingeladen, um die beabsichtigte Vereinigung der Länder unauflöslich, mit Vorbehalt der kaiserlichen Genehmigung, festzusetzen. Voll froher Hoffnung schönerer Zeiten fanden sich die Abgeordneten der Städte, der Adel und die Geistlichkeit dort ein, und bald war das Geschäft, bei der Einmüthigkeit Aller abgethan. Es war am Trinitatis-Sonntage, des Jahres 1374 (21. Mai), an welchem Wenzeslaus die Vereinigung beider Länder feierlich durch eine Urkunde feststellte, welche mit ihm zugleich auch seine Brüder Sigismund und Johann ausstellten, da diese bei der Uebertragung der Mark an Wenzlav mitbelehnt waren. Die Urkunde ist in mehr als einer Beziehung merkwürdig, und wir dürfen bei ihrem Inhalte schon etwas länger verweilen.

Wenzlav, König von Böhmen, Markgraf in Brandenburg und Herzog in Schlesien, Siegismund und Johann, Gebrüder, Markgrafen zu Brandenburg, — denn als solche waren sie anerkannt, da ihnen im Falle von Wenzlavs Abgang die Nachfolge in der Mark gesichert war, — bekennen und thun kund, daß ihnen alle Fürsten, geistliche und weltliche, Grafen, Freie, Dienstleute, Ritter, Knechte und Städte der Markgrafschaft und Mark zu Brandenburg als ihren Markgrafen und Erbherren bereits früher gehuldigt und geschworen, jetzt aber in Erwägung gezogen haben, daß die Mark, seit langer Zeit durch verderbliche Kriege verheeret, nicht anders zu Friede und Wohlstand kommen könne,

als durch kräftigen Schirm, Schutz, Hülfe und Rath des Königs und des Königreichs von Böhmen. Deshalb haben sie sich mit der Mark Brandenburg und allen ihren Ländern, Schlössern, Städten, Leuten und Gütern, mit Bewilligung des Kaisers, zu dem Königreiche Böhmen, der Markgrafschaft Lausitz, den Herzogthümern Breslau, Schweidnitz und Jauer, welche zum Königreich Böhmen gehören, in ewiger Einigung und Satzung gesetzt, und für sich und ihre Nachkommen darin gewilligt, gelobt, gehuldigt und geschworen, daß sie ewiglich bei dem Königreiche Böhmen und den dazu gehörigen Landen bleiben sollen und wollen, auch sich niemals und um keiner Ursache jemals davon trennen wollen lassen. Es versprechen denn nun Wenzlav und seine Brüder zugleich Namens ihrer Erben und Nachkommen, daß sie nie eine solche Trennung vornehmen wollen, noch gestatten, daß es geschehe. Wer von ihnen oder ihren Nachkommen auf ewige Zeiten es jemals versuchen möchte, die Mark Brandenburg oder auch nur ein Theil derselben von dem Königreiche Böhmen und dazu gehörigen Ländern zu scheiden, zu vergeben, zu verkaufen, zu versetzen, zu vertauschen oder zu entfremden, dem sollten die Unterthanen in nichts pflichtig und verbunden sein, in Bezug auf die geleistete Huldigung, und sie sollten sich so lange, bis von einer solchen Entfremdung abgestanden würde, allein an den jedesmaligen König von Böhmen halten, auch soll ihnen diese Handlungsweise nicht als Ungehorsam angerechnet, sondern als vollkommen im Rechte begründet, angesehen werden. Zugleich werden den obengenannten Ständen alle ihre Rechte und Freiheiten nochmals bestätigt. Stürben die drei zuvorgedachten Markgrafen und ihre Erben, so sollte Markgraf Johann von Mähren, König von Böhmen und Markgraf von Brandenburg werden. Sollte aber auch dieser sterben und seine Linie ausgehen, so sollte alsdann die Kurmark denjenigen zum Markgrafen haben, der König von Böhmen sein würde, welcher sie aber bei allen ihren Rechten und Freiheiten lassen müßte [1]).

Der Landtag zu Guben hatte sein Ziel erreicht, und es fehlte nun nichts weiter, als die kaiserliche Bestätigung, an welche nicht zu zweifeln war, weil man wußte, wie sehr der Kaiser die-

---

1) Gerken, Fragmenta march. II. 77. (Urkunde), desgl. Buchholz, Brandenb. Gesch. V. p. 136. (Urk.) Küsteri Antiqq. Tangermund. p. 142.

sen Schritt selber gewünscht hatte, und für das Wohl seines geliebten Böhmens wie der Mark zuträglich hielt. Der Kaiser beschloß seine Genehmigung auf die feierlichste Weise auszusprechen, und damit zugleich noch einige andere Handlungen zu verbinden, welche nicht minder heilsam erschienen. Rings umher wurden Boten ausgesandt, um Fürsten, Herren, Adel und Städte zu einem großen Landtage nach Tangermünde einzuladen, und zum Empfange derselben wurden bedeutende Anstalten getroffen. Das alte Schloß konnte die Zahl der Gäste nicht fassen, das neue war noch im Bau begriffen, der größte Theil mußte deshalb in der Stadt ein Unterkommen suchen. Nie hatte sie eine so glänzende Versammlung in ihren Mauern beherbergt, nie nachher wieder gesehen. Nach und nach fanden sich ein der Erzbischof Ludwig von Mainz, des heil. römischen Reiches Erzkanzler, der Herzog Wenzlav von Sachsen und Lüneburg, des heil. römischen Reiches Erzmarschall, beides Kurfürsten und des Kaisers Oheime, der päpstliche Legat und Erzbischof Johann von Prag, der Erzbischof Peter von Magdeburg, die Bischöfe Johann von Olmütz, kaiserlicher Kanzler, Albrecht von Leutomischl, Gerhard von Hildesheim, Friedrich von Merseburg, Albrecht von Halberstadt, Peter von Lebus und Dietrich von Brandenburg. Herzog Albrecht von Sachsen und Lüneburg, Markgraf Friedrich von Meißen, Herzog Albrecht von Meklenburg, Herzog Ruprecht von Liegnitz, Oheim des Kaisers, Herzog Primislaus von Teschen, Herzog Boguslav von Stettin, Herzog Heinrich von Brieg, Herzog Heinrich von Sagan, und Herzog Heinrich von Littowin, Schwäger des Kaisers. Der Burggraf von Magdeburg und Graf zu Hardek, Graf Heinrich von Holstein, Graf Albrecht von Ruppin, Graf Conrad von Regenstein, Graf Burchard von Schraplau, Graf Otto von Hadmersleben, Kraft und Gerlach von Hohenlohe, Wodeke, Vogt von Berge, Peter Gast, Benechs und Wenzlav von Wartenberg, Thieme von Coldiz, Borße von Riesenburg, Johann von Rosenberg, Boguslav von Schwanberg, Jesko von Kossowahora, Pato von Czastalowiz, Johann von Cotbus, Reinhard von Streele, Johann und Ulrich von Bieberstein. Die hier genannten können als die vornehmsten der hohen Versammlung gelten, und die letzt erwähnten sind edle Böhmen und Lausitzer [1]).

---

[1]) Gerken, Cod. diplom. III. 128.

Daß jeder dieser Herren mit einem Gefolge ankam, wie es seinem Range gebührte, läßt sich erwarten, und daß die Zahl der Anwesenden durch die hier nicht genannten Abgesandten des Adels und der Städte einen sehr ansehnlichen Zuwachs erhalten, leicht ermessen.

Nicht alle diese Herren waren nur als Zeugen der Handlungen des Kaisers eingeladen; mit manchen gab es noch besondere Verhandlungen, zum Theil von sehr ernster Natur. Die Geschichte hat uns nicht alles dahin Gehörige, und Manches nur sehr fragmentarisch aufbewahrt. Das Nachstehende ist für unseren Zweck nicht zu übergehen.

Das Geschlecht der Meklenburgischen Herzoge hatte sich damals in drei Linien getheilt, deren jede einen Theil des Landes beherrschte und selbstständig regierte. Den größeren westlichen Theil besaß Herzog Albrecht von Meklenburg-Schwerin, zu Schwerin residirend, dessen Sohn Albrecht König von Schweden war. Den östlicheren Theil besaßen die Herzoge von Meklenburg-Stargard, Johann und Ulrich, welche zu Stargard residirten. Den dritten östlichen Theil hatten die Herren von Wenden oder Werle, Balthasar und Christoph, der erstere zu Güstrow, der andere (dessen Vetter) zu Waren residirend.

Kaiser Karl der IV. hatte bei seinen Bestrebungen, seinem Hause den Besitz der Mark Brandenburg zuzuwenden, sich von je an bemüht, mit den Meklenburgischen Herren in eine nahe Verbindung zu treten, um sich ihrer gegen die Brandenburgischen Markgrafen aus dem Baierischen Hause zu bedienen. Die Meklenburgischen Länder gingen von der Mark zu Lehn. Schon im J. 1347 hob Karl diesen Lehnsnexus gänzlich auf, und erklärte das Land Stargard und alle übrigen märkischen Lehnstücke für unmittelbare Reichslehne [1]). Ein Jahr später ertheilte er den meklenburgischen Fürsten die herzogliche Würde. Auf die Lehnsabhängigkeit des Landes Schwerin von der Mark hatte Markgraf Otto von Brandenburg zu Prenzlau im J. 1371 ebenfalls gänzlich Verzicht leisten müssen [2]).

Als Kaiser Karl sich endlich genöthigt sah, den Besitz der Mark mit den Waffen in der Hand von Markgraf Otto und

---

1) Lancizolle, Geschichte d. Bild. des Preuß. Staats Th. I. p. 615.
2) A. a. O. p. 616.

seinen Verwandten zu erringen, konnte er auf bedeutenden Widerstand rechnen, da mehrere Städte und ein Theil des Adels, besonders in der Priegnitz, gut Baiersch gesinnt war, und von den bisherigen Landesherrn nicht lassen wollte. Karl suchte daher emsig eine Allianz mit Meklenburg, damit dieses ihm in diesem Kriege beistehe, und Truppen in die Mark sende. Ein Vertrag deshalb kam zu Fürstenberg an der Oder am Montag nach Pfingsten (27. Mai) 1373 zu Stande, in welchem Herzog Albrecht von Meklenburg gelobt, dem König Wenzlav von Böhmen und dem Kaiser beizustehen gegen Otto von Brandenburg und seine Verwandten, wofür ihn Wenzlav mit Lenzen, Wittenberge und der ganzen Priegnitz belehnt, mit Ausnahme alles dessen, was zum Bisthum Havelberg gehört [1]). Zugleich verpfändete Wenzlav an Albrecht die Stadt Havelberg für 6000 Mark Brandenb. Silbers und Gewichts [2]). Auch mit Herzog Johann von Meklenburg Stargard wurde ein Bündniß geschlossen wegen seines Beistandes, wogegen er mit seinem ganzen Lande und allem, was ihm von den vorigen Markgrafen von Brandenburg verpfändet worden, belehnt wurde, ausgenommen mit Stadt und Schloß Liebenwalde, der großen Heide Werbellin und allen Zubehörungen, die ihm nur pfandesweise überlassen wurden [3]). Stadt und Schloß Putlitz hatte schon seit längerer Zeit zu Meklenburg gehört, und so war durch diese Abtretung die Mark um ein sehr Bedeutendes verkleinert worden.

Es scheint, daß Karl bald bereuete, so weit gegangen zu sein; nach seinem eigennützigen Charakter, der gern blendende Versprechungen als Lockspeise verbrauchte, ist dies wenigstens nicht unwahrscheinlich. Gegen Herzog Johann war er gerade nicht zu weit gegangen, aber die Abtretung der Priegnitz an Herzog Albrecht scheint ihm leid gewesen zu sein. Es kam darauf an, mit diesem letzteren zu unterhandeln, und zu versuchen, ob man sich in anderer Weise einigen könne. Nicht umsonst war er zu diesem Landtage eingeladen. Nach mancherlei wichtigen Vorbereitungen war endlich der Peter- und Pauls-Tag, der 29ste Juni 1374 erschienen. Im vollen Glanze seiner Majestät eröffnete

---

1) Gerken, Cod. diplom. II. 593—602.
2) A. a. O. I. p. 72.
3) Gerken, Cod. diplom. I. p. 77.

Kaiser Karl, umgeben von seinen hohen Gästen und Vasallen im Schlosse zu Tangermünde den Landtag. Er bestätigte die Einverleibung der Churmark Brandenburg und des Königreichs Böhmen völlig in der Weise, wie sie zu Guben festgesetzt war, verpflichtete nochmals durch Gelübde und Schwur zu den Heiligen, die Stände der Mark, daß sie nie und zu keiner Zeit irgend Jemanden anders, als den jedesmaligen König von Böhmen als Markgrafen von Brandenburg anerkennen wollten, um so mehr, als der König von Böhmen die Mark mit böhmischem Gelde erkauft habe, und nur hierdurch die Mark bei dem deutschen Reiche bleiben könnte, ohne welches sie eine Beute Dänemarks oder Polens sein würde. Die Bestätigungsurkunde wurde in Gegenwart aller vorgenannten hohen Herren ausgefertigt und ausgehändigt, und zeigt durch ihre ängstliche Verklausirung, wie sehr der Kaiser wünschte, diesen Schritt für die Ewigkeit gethan zu haben [1]).

Das dem Kaiser Wichtigste war geschehen; es blieb nun noch die Angelegenheit mit Meklenburg zu erledigen, welchem die Priegnitz noch nicht übergeben war, und ohne Zweifel drang Herzog Albrecht auf die Uebergabe. Da trat einer von den Landständen der Priegnitz auf, und sprach: Herr Kaiser, die Priegnitz ist euch ein gutes Schloß und Thor vor eurem Lande. Bekommen es die von Meklenburg, so würde es das Erste sein, in die Mark zu fallen, wie es wohl schon früher geschehen. Wir wollen ungetrennt bei der Mark bleiben. Die letzte Erklärung war im Namen der Provinz gegeben, und ließ Herzog Albrecht nicht auf ein williges Entgegenkommen des Adels und der Städte rechnen. Schwerlich wäre ohne Waffengewalt der Besitz zu erhalten gewesen. Der Kaiser antwortete: Du sprichst wahr. Wir geben ihm Gold und Silber, das wir noch haben, und behalten das Land selber [2]). Die obigen Betrachtungen würden indessen Albrecht noch nicht vermocht haben, von seinem Rechte abzustehen, wenn er nicht ganz vor Kurzem und erst in diesem Jahre feindlich in die Mark gefallen, und den Landfrieden gebrochen hätte. Er wurde gefragt, wie er sich dies habe unterfangen kön-

---

1) Gerken, Cod. diplom. III. p. 122.

2) Detmar, Chronik I. p. 298. 299. Die Nachricht ist hier bei dem Jahre 1373 gegeben.

nen, da er doch gewußt, daß die Mark bereits König Wenzlav von Böhmen Kurfürsten von Brandenburg gehöre, und es sei um so sträflicher, da die kaiserliche Majestät die Vormundschaft während der Minderjährigkeit Wenzlavs führe. Es blieb dem Herzoge Albrecht nichts übrig, als sein Unrecht anzuerkennen, und um Gnade zu bitten [1]). Der Kaiser hatte nun die Bedingungen in Händen, unter welchen er sie gewähren wollte. Albrecht mußte sich mit einer Abfindungssumme statt der Priegnitz begnügen; aber es war damit noch nicht genug; auch seine Länder mußte er dem König von Böhmen oder seinen Nachfolgern zu Lehn auftragen, und die Lehnsherrlichkeit von Böhmen anerkennen, worauf der Kaiser die aufgetragene Lehnsherrlichkeit kraft kaiserlicher Macht und Gewalt bestätigte [2]).

Darauf ertheilte Wenzlav den anwesenden Fürsten von Meklenburg Stargard, Johann und seinen Brüdern als König von Böhmen die Lehn über ihre Länder, die damit zu böhmischen Lehnen gemacht waren [3]). Mit ihnen stand der Kaiser von nun an gut, und Johann blieb fast immer in seinem Gefolge. Es kam jetzt noch darauf an, bekannt zu machen, welche Maaßregeln der Kaiser getroffen, die Mark gegen Ueberfälle ihrer Nachbaren zu schützen, und Kaiser Karl hatte es verstanden, durch hoffnungsreiche Aussichten die Fürsten für sich zu gewinnen. Mit dem Herzog Boguslav von Pommern-Stettin hatte er auf immer einen Frieden und Vertrag zu gegenseitiger Hülfe geschlossen [4]). Auch der Erzbischof von Magdeburg hatte versprochen, für sich, sein Stift und seine Lehnsleute, dem Kaiser stets beiständig zu sein, wie dieser wiederum ihm. Peter war ein Böhme, und sein Geschöpf [5]). Die Grafen im Harz, von Stolberg, Regenstein, Hadmersleben und andere, waren öfter in die Altmark gefallen. Auch sie hatten bei ihrer Ehre schriftlich versprochen, binnen drei Jahren den Landfrieden zu halten. Dasselbe hatten auch Wen-

---

1) Nicolaus de Poznana apud Wineckium. Vergl. Küsteri Antiquitt. Tangermund. p. 147. Gerken, Cod. diplom. IV. p. 619. Anmerk. Buchholz, V. Urk. p. 144.

2) A. a. O. p. 147.

3) A. a. O. p. 147. Gerken, Cod. diplom. IV. p. 617. Geschah zu Prenzlow, Mittwoch vor Pfingsten.

4) Urk. Gerken, Cod. diplom. IV. 615. Prenzlow, Mittw. vor Pfingsten.

5) Urkunde in Gerken, Cod. diplom. IV. 529. Mittw. n. Peter u. Paul. 5. Juli.

zeslaus von Sachsen, so wie die Markgrafen von Meißen, und die Fürsten von Anhalt, in Bezug auf die Niederlausitz gethan, mit welcher sie gränzten [1]).

Höchst zufrieden mit den Resultaten dieses Landtages hatte der Kaiser neben allen ernsten Verhandlungen nicht versäumt, für die Erheiterung und das Vergnügen seiner hohen Gäste zu sorgen. Er wußte wohl die Zeit zu benutzen, wo das Herz der Freude geöffnet ist, und Erfahrung hatte ihm gezeigt, daß in solchen Momenten manches durchzusetzen ist, das zu jeder andern Zeit an unüberwindlichen Schwierigkeiten scheitert. Zugleich lag ihm daran, den märkischen Großen und ihren fürstlichen Nachbaren einen Begriff von schöneren Festen beizubringen, als sie sie bis dahin kannten. Rohheit der Sitten, Trunkliebe und geschmacklose Prasserei fand er hier einheimisch, und sein gebildeter Geschmack, wie sein Gefühl, fanden sich dadurch nicht selten hart verletzt. Einen milderen, gefälligeren Sinn wünschte er dem von ihm, wegen so mancher Tugenden, hochgeachteten Volke, und ganz besonders schien jene Rohheit und Ungeschmeidigkeit der Formen aus der strengen Absonderung hervorzugehen, in welcher das weibliche Geschlecht von dem männlichen in diesen Gegenden gehalten wurde. Jene edle Galantrie des Ritterthums, welche Karl, in Frankreich geboren, kennen gelernt hatte, war hier noch nicht heimisch geworden, daß ein Frauenkreis die Männergesellschaft auf gesittete Weise verschönern könne, hatten nur Wenige begriffen. Was aus einer alt herkömmlichen Gewohnheit stammte, schrieb Karl der Eifersucht zu, einer Leidenschaft, die ihm ungemein zuwider war. Selber in seiner Jugend unter Anleitung seines Hofmeisters Peter de Rosieres, nachmaligen Papstes Clemens VI., galanten Andenkens, ein feuriger Verehrer des schönen Geschlechts, hatte er sich bald in die gesetzlich erlaubten Schranken zurückzuziehen gewußt; ergötzte sich aber noch gern an dem Umgange mit Frauen in Zucht und Sitte. Um so widerwilliger sah er den Druck und die Zurücksetzung mit an, unter welchem in der Mark das schöne Geschlecht, wie er meinte, aus Eifersucht der Männer, seufzte; um so eifriger war er bemüht, sie in die Gesellschaft zu ziehen, und dadurch die Sitten der Männer zu mildern, sie von ihrer Eifersucht zu heilen, und seinen Festen einen schöneren Glanz zu verleihen. Er hatte Abendgesell-

---

1) A. a. O. p. 147.

schaften eingeführt, an welche beide Geschlechter Theil nahmen, und in bunter Reihe saßen, es war erlaubt, seine Nachbarin zu küssen, auch wenn sie die Frau eines Freundes war, ja man durfte sie sogar ohne Verdacht und Beschuldigung der Untreue in allen Ehren mit nach Hause nehmen. Darin war der gute Kaiser wohl unstreitig zu weit gegangen; auf einer so hohen Stufe der Sittlichkeit standen die Märker nicht, und sie verstanden jene Festsetzung bald so unrecht, daß nach dem Tode des Kaisers die Magistrate diese Gesellschaften verbieten mußten [1]). Wie schwer ist es, sich auf der feinen Grenzlinie des Rechten zu erhalten, ohne nach der einen oder anderen Seite auszugleiten!

Kaiser Karls Gesellschaften hatten großes Aufsehen erregt, aber man fügte sich, und er war froh, ein ihm selber so sehr zusagendes Mittel gefunden zu haben, seine Vasallen von der Eifersucht zu heilen, und ihre Sitten zu mildern. Um so eifriger ließ er es sich angelegen sein, seine hohen Gäste in gleicher Weise zu ergötzen, zu unterhalten und zu bilden. Was von schönen Frauen aufzutreiben war, wurde eingeladen; und den Gästen gefiel das, nachdem sich ihre Verwunderung gelegt hatte, nicht übel. Der Kaiser überschauete die glänzenden Tafeln, an welchen paarweise in bunter Reihe mächtige Fürsten, Prälaten und Herren neben den schönsten Frauen saßen. Er erhob sich vergnügt, und winkte, um zu sprechen. Das Gespräch verstummte, und er hob an:

Ihr Herren, geistlichen und weltlichen Standes, nach Rang und Gebühr. Wir haben euch einladen lassen, zu einem Gastmale, wie es in diesen Gegenden bis auf unsere Ankunft ungewöhnlich war, und dem wir den Namen eines Rehhahns beigelegt haben. Was ist eine Gesellschaft ohne Frauen? Wenig mehr, als eine Trinkgesellschaft. Uns ist nicht unbekannt, daß die meisten Männer sich gern in der Gesellschaft von Frauen befinden, welche nur durch eine unvernünftige, nicht zu billigende Eifersucht in hiesigen Gegenden von den Gesellschaften ausgeschlossen werden. Dadurch leidet das gesellige Vergnügen, und wir wollen nicht bergen, daß wir das anders wünschen. Wie wir auf der Jagd neben dem kräftigen, tüchtigen Auerhahn nichts

---

1) Helmreich in Annal. Tangermund. Lib. II. Cap. X. §. 1. p. 34. Edit. Küst.

lieber sehen, als das schlanke, zierliche Reh, so sehen wir in der Gesellschaft neben dem tapferen klugen Manne nichts lieber, als die liebliche holdselige Frau. Von je an haben wir gern die Frauen mit den so unschuldig und fromm blickenden Rehen verglichen, ja einer unserer hohen Verwandten, welcher einen Kreuzzug im heiligen Lande gethan, hat uns versichert, daß das gescheute Volk der Sarazenen gar gern seine Geliebten mit den Namen der arabischen Rehe belegt, und in seinen Gedichten die Augen beider in Vergleich stellt. Darum, weil wir hier immer in dieser Gesellschaft ein Reh mit einem Hahne gepaart haben, wobei nichts Ungebührliches zu denken ist, haben wir diese Gesellschaften Rehhahne genannt. Trachte nun jeder Hahn — und der Lateiner nennt einen jeden Mann meines Jugendlandes einen Hahn, — trachte nun, sage ich, ein jeder Hahn danach, sein Reh auf das Beste zu unterhalten, und in aller Ehrbarkeit zu vergnügen, ja, sei jeder bemüht, dem anderen in der Unterhaltung die Rehe abwendig zu machen, und ihre Aufmerksamkeit an sich zu fesseln. Jemehr er das vermag, ein um so besserer Rehhahn soll er uns sein, um so mehr wollen wir und die Gesellschaft ihn loben, und durch den Namen eines guten Rehhahns ehren. Thue Jeder das Seinige.

Mächtiger Kaiser, sprach der Erzbischof Ludwig von Mainz, dann wird es einige unter uns geben, denen die Frauen, oder in eurer sinnigen Sprachweise zu reden, die Rehe, zur Linken und Rechten abwendig gemacht worden sind, und die alsdann nichts thun können, als stumm auf den Tisch zu sehen. Was wirds mit diesen?

Ein schallendes Gelächter erhob sich. Der Kaiser winkte. Suche jeder ein solches Schicksal zu vermeiden, sprach er. Aber wer es nicht vermag, verdient einigen Spott, und hat ihn sich selber zuzuschreiben.

Welch einen Namen führt ein solch umgekehrter Rehhahn? rief Erzbischof Ludwig von Mainz. Richtig, sprach Karl, ein umgekehrter Rehhahn. Darum soll er Hahnreh heißen, denn er hat seine Rolle vertauscht, und sitzt da, wie ein Reh, das seinen Hahn noch erwartet. Wohlan ihr Herren, ihr seid instruirt. Werde mir keiner zum Hahnreh! —

Das Fest ging seinen Gang. Die Herren quälten sich ab, unendlich interessant zu sein, was einem großen Theile, dem diese Idee zum erstenmale aufgegangen war, entsetzlich sauer wurde. Einige darunter wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie recht

viel küßten, was ihnen noch die geringste Anstrengung kostete. Einige andere glaubten kein interessanteres Gespräch auf die Bahn bringen zu können, als derbe Zweideutigkeiten, die sie Liebesgeschichten nannten. Wieder andere erzählten mit großem Feuer von ihren Jagden, von ihren Hunden, und anderen Dingen, die ihnen für Frauen interessant schienen. Eine nicht kleine Zahl half sich mit stetem Gesundheittrinken. Aber eben so ungewohnt war den meisten Frauen die neue Lage. Sie wußten nicht recht, wie man es anzufangen habe, sich unterhalten zu lassen, ja sie waren in vielen Fällen zweifelhaft darüber, ob sie anziehend unterhalten würden, oder nicht. Im Ganzen bewahrte sie jedoch ihr natürlicher Schicklichkeitstakt dagegen, sich von ihren Nachbarn ganz abzuwenden, und mit voller Entschiedenheit wurde an diesem ersten Abende keiner Hahnreh. Wohl aber ereignete sich dies an anderen Abenden öfter, besonders, da sehr viele ihren Unterhaltungsstoff erschöpft hatten, und zu wiederholen anfingen. Kein Wunder, wenn ein großer Theil der älteren Männer diese Unterhaltungen zu beschwerlich fand, und sich in seine Trinkgesellschaften zurück sehnte. Indessen war doch die Anregung zu etwas Anderm gegeben, und man konnte nicht verkennen, daß es seine bildende Macht wenigstens auf die jüngere Welt übte, womit der Kaiser für jetzt schon zufrieden war.

Der Aufenthalt so vieler hohen Personen mit ihrem zahlreichen Gefolge, hatte außerdem ein nicht unbedeutendes Geld in die Mark gebracht, und insonderheit den Altmärkern viel zu thun und zu verdienen gegeben. Karl freute sich dessen innig, denn das Wohl seiner Unterthanen lag ihm aufrichtig am Herzen. Zufrieden mit dem, was seine gewandte Staatskunst auf diesem Landtage erreicht und eingeleitet hatte, entließ er seine hohen Gäste zu Anfange des Monats Juli.

Zweites Kapitel.

Es war ein schöner Sommermorgen, als früh ein Trupp Reiter sich aus dem Thore der kaiserlichen Burg Tangermünde durch die Vorstadt Hünerdorf den Weg nach Arneburg entlang bewegte. Vorauf ritten drei Reiter, deren kriegerische Haltung und glänzende Rüstung ohne Mühe errathen ließ, daß sie Männer von Bedeutung, und die Befehlshaber des Zuges waren. Der mittlere war unstreitig der vornehmste von ihnen, aber er schien eben nicht der heiterste zu sein. Den leichten schwarzen Harnisch bedeckte ein weiter Mantel, statt des Helmes, den einer der nachfolgenden Knappen vor sich auf dem Sattel befestigt hatte, bedeckte ein Barett sein stark lockiges Haupt, und er schauete finster vor sich hin, schweigsam in sich gekehrt, ohne zu beachten, was um ihn vorging. Aehnlich gekleidet, nur stärker bewaffnet, waren seine Begleiter zur Seite, deren Häupter der Helm bedeckte. In einiger Entfernung folgte der Zug der Knechte und Dienstleute. Der ganze Zug trug die meklenburgischen Farben.

Schon hatte man sich von der Stadt weit entfernt, und ihre Thürme hüllten sich in den Duft der Ferne; die Thautropfen, welche an den Spitzen der Gräser in unendlicher Menge gefunkelt hatten, waren bereits von der höher gestiegenen Sonne aufgesogen, und noch immer verharreten die drei Reiter im Schweigen. Einige hingeworfene Worte des Einen fanden keinen Anklang, und blieben unbeantwortet. Nur das Stampfen der Rosse und das Gemurmel des Gefolges unterbrach die düstere Stille.

Da hielt der Reiter rechts sein Roß ein wenig zurück, und so wie es der Reiter links gewahrte, that er desgleichen. Beide schlossen sich dem voraufreitenden Herren an, jedoch so, daß sie hinter ihm einige Schritte zurückblieben.

Der Reiter rechts, ein Mann von etwa 43 Jahren, aus

dessen Helm ein festes kräftiges Gesicht hervor sah, brach endlich das Schweigen, und sprach zu seinem Gefährten: Wir hätten auch wohl statt der schweren Rüstung eine leichtere Kleidung anlegen können, welche die Julisonne weniger stark erhitzt. Ist doch jetzt Friede im Lande ringsum auf lange Zeit, und nirgend eine Wehre von nöthen. Wir werden heute manchen Schweißtropfen zu vergießen haben.

Da wandte sich sein Nachbar, um dessen Mund ein leises Lächeln spielte, zu ihm, und erwiederte: Edler Herr, was ihr von dem saget, daß da kommen werde, ist viel gewisser als das, was nach eurer Ansicht ist.

Der Erste. — Wie meint ihr das? Ist der Friede nicht verbrieft und versiegelt auf lange Zeit?

Der Andere. — Scherzet nicht, Herr Busso. Brauche ich euch zu sagen, in welcher Täuschung der Kaiser befangen, wenn er wähnt, ein Brief könne das Schwert in der Scheide zurückhalten? Das ist freilich die Grille aller, welche sich den Pfaffen hingeben, und es mit den Städten halten; sie meinen, man brauche nur zu schreiben, dann werde etwas gethan, oder auch wohl das Thun zurückgehalten. Thörigter Wahn! Ich werde all dieses Geschreibes ungeachtet mein Schwert nicht einrosten, oder meine Waffen bestäuben lassen, denn es wird bald genug die Zeit kommen, wo wir sie brauchen werden.

Busso. — Ich gestehe euch, Herr Cuno, daß auch ich kein rechtes Vertrauen zu dem Geschreibe hege, obgleich das eure doch geringer zu sein scheint, als das meinige, und manches ist mir sehr bedenklich. Sprecht Herr Ritter, seht ihr vielleicht schon einen Friedensbruch durch das Pergament schimmern?

Cuno. — Wenn mein Vertrauen ein geringeres als das eure ist, so geziemt sich das für euren Lehnsmann nicht anders. Aber edler Herr, darf ich denn frei sprechen zu euch, der ihr wegen eurer Herrschaft Putlitz zu Meklenburg, und wegen Wittenberge zur Mark gehört? Was ich zu sagen habe, trifft euren Herrn.

Busso. — Ihr seid ein Schalk Herr Ritter. Ja, wenn es noch meinem lieben lustigen leichtsinnigen Markgrafen Otto gälte, der bei allen seinen Fehlern doch wußte, was er dem Adel schuldig war, und ihn gewähren ließ, dann wäre es ein anders. Aber dieser kaum den Windeln entlaufene Markgraf Wenzel, den

der Kaiser auf seinen Finger setzt, wie eine Drahtpuppe, und glauben machen will, wenn er gesprochen, habe dieser geredet, — nein, ich habe kein Herz für ihn.

Cuno. — Und doch glaubt ihr, daß Verträge mit diesem Knaben abgeschlossen, unauflöslich sind?

Busso. — Ihr vergeßt, daß sie auch zugleich stets mit dem Kaiser abgeschlossen werden, und es ist denn doch ein anderes, wenn ein Kaiser sie mit seinem Worte besiegelt, als wenn es ein bloßer Ritter thut.

Cuno. — Mit Gunst edler Herr, ein Kaiserwort wiegt nicht um ein Haar schwerer, als ein Ritterwort. Ein Ritter soll und muß sein Versprechen halten, mehr kann auch im besten Falle der Kaiser nicht thun. Fast aber möchte es scheinen, als ob kaiserliche Majestät mehr habe thun wollen, denn sie hat versprochen, was sie nicht halten kann, und dann findet ein Vertrag gar bald ein Ende.

Busso. — Wie das Herr Ritter?

Cuno. — Habt ihr vergessen, daß ein Fürst nach den Reichsgesetzen nie mehr als eine Kur besitzen kann, weil ihm sonst bei der Kaiserwahl zwei Stimmen statt einer gebühren? Wie kann denn nun der König von Böhmen als Inhaber der böhmischen Kur zugleich die von Brandenburg besitzen?

Busso. — Aber ihr vergesset, daß auf dem Landtage darüber bereits verhandelt, und festgesetzt worden ist, daß Wenzlav König von Böhmen bleiben, die Kurmark Brandenburg aber auf seinen jüngeren Bruder Siegmund übergehen soll.

Cuno. — Richtig. Aber ist alsdann Brandenburg noch bei dem Könige von Böhmen? Ist dann nicht der so eben feierlich mit der Mark eingegangene Vertrag als aufgelöset zu betrachten? Wie man sich auch herauswickeln mag, in jedem Falle wird gegen feierliche Festsetzungen verstoßen, und ohne Zweifel wird die neue Festsetzung des Kaisers dem alten Reichsgesetze weichen müssen. Gehört aber die Mark Brandenburg nicht zu Böhmen, was wollen dann alle Verträge, welche man mit der Krone Böhmen geschlossen, in Bezug auf Brandenburg bedeuten? So lange der Kaiser lebt, geht es vielleicht; aber auch Kaiser müssen sterben, und dann —

Man stand vor dem Thore von Arneburg, welches damals der Wittwensitz der verwittweten Markgräfin von Brandenburg

Ingeburg, Gemalin Ludwigs des Römers, jetzigen Gräfin zu Holstein und Stormarn war, und wie die Stadt Werben zu ihrem Leibgedinge gehörte [1]). Ein Knappe sprengte vor, und stieß ins Horn. Der Thorwärter auf dem Thurme fragte nach dem Begehr, und der Knappe erwiederte: des hochgebornen Herzogs und Fürsten Albrecht von Meklenburg Gnaden, begehre mit seinen Mannen friedlichen Ein- und Durchritt durch die Stadt. Bald darauf öffnete sich das Thor, und der Zug ritt hinein. In einer Herberge wurde Halt gemacht, und man beschloß, während der größten Hitze hier zu rasten, und erst, wenn der Tag etwas kühler geworden, weiter zu reiten. Bald war ein reges Leben im Hause, und kaum vermochte der Wirth alle Anforderungen seiner durstigen Gäste rasch genug zu befriedigen, die sich das weit und breit berühmte und vielbesungene Gardelegensche Bier, Garlei genannt, vortrefflich schmecken ließen. Die drei Herren waren vom Wirthe in ein besonderes Zimmer gebracht; die Knappen und reisigen Knechte trieben ihr Wesen in der Wirthsstube, und saßen lärmend auf Bänken hinter den langen Tischen, die Krüge mit zinnernen Deckeln vor sich hingepflanzt, oder trieben sich umher in dem Zimmer, und schäckerten mit den aufwartenden Mägden. Eben trat der Wirth in die Stube. Seid gegrüßt ihr Leute, rief er, laßt's euch schmecken und gesegnen es euch die Heiligen. Ihr habt einen warmen Ritt gethan.

Ein Reiter nahete sich ihm, und schlug ihn vertraulich auf die Schulter. Ist wohl manchmal noch wärmer hergegangen, als heute, ohne daß die Sonne geschienen, Meister Peter. Wißt ihr denn nicht auch davon zu erzählen?

Der Wirth. Ei, grüß dich Gott, Dietrich Schwalbe, wo kommst du denn her, und in diesen Zug? Bist du nicht mehr Dienstmann des Bischofs von Havelberg? Sinds doch kaum drei Jahre, daß ich dich dort gesehen?

Dietrich. Vier sind's; denn seit drei Jahren bin ich Dienstknecht des wackern Ritters Cuno von Quitzow auf Quitzhövel. — Da giebt es doch für einen rüstigen Kerl zu thun. In Havelberg beten sie lieber, als sie fechten.

Wirth. Auch gut; ist keines zu verachten. Das eine bringt himmlischen, das andere irdischen Segen. Freilich, besser werdet

---

[1]) v. Lêdebur, Archiv Th. I. p. 41. 42.

ihr euch in seinem Dienste tummeln müssen, als in Havelberg. Giebts doch weit und breit keinen rüstigeren Degen.

Dietrich. Sage zugleich auch keinen glücklicheren; denn keine Fehde führt er, die ihm nicht glücklich endigte. Da fällt denn für unser Einen auch etwas ab.

Wirth. O ja; ihr nehmts von Reichen und Armen, mit Güte und Gewalt.

Dietrich. Was man im Kriege erbeutet, das gehört Einem, mag's von Armen oder Reichen kommen. Das ist Kriegsgebrauch und Kriegsrecht, und es ist Unrecht, wenn einer schreit, weil ihm sein Recht wiederfährt.

Wirth. Ja, wenn man nur das Schreien lassen könnte.

Dietrich. Man muß sichs abgewöhnen.

Wirth. Dazu gehört Uebung.

Dietrich. Nun an der läßt's Ritter Cuno in der Umgegend nicht fehlen. Ist ein trefflicher Herr. Mit wem ers gut meint, mit dem meint er es gut, und der hat es gut. Mit seinem Lehnsherrn, dem Edlen Busso Gans von Putlitz ist er ein Herz und eine Seele. Ist auch jetzt unter deinem Dache mit dem gnädigen Herzog von Meklenburg. Große Ehre für dein Haus. Kannst deswegen schon einige Krüge Bier umsonst geben. Nur her, Jungfer, man spricht sich durstig.

Während unser Mann einen Zug that, der ein neues Füllen nothwendig machte, war der Wirth von anderen Reitern in Beschlag genommen, und Dietrich, ein Kerl von etwa 26 Jahren, fing an, mit den Mägden zu kurzweilen. Unmittelbar darauf wurde er zu seinem Herrn gerufen.

Um 11 Uhr wurde den Herren das Mittagsessen auf das Zimmer getragen, und auch für die Knechte, mit welchem Namen damals auch die adeligen Knappen belegt wurden, richtete man den Tisch an. Nach dem Essen streckte sich ein Theil der Gesellschaft auf Tische und Bänke, um bis zum Aufbruche zu schlafen, während ein anderer Theil der Knechte in den Ställen bei den Pferden beschäftigt war.

Die Zeit des Aufbruchs war da, und bald war Alles gerüstet und reisefertig. Einige schnell geschlossene Bekanntschaften mit den Mägden des Hauses, wurden mittelst weniger traulicher Abschiedsworte in den Ecken des Hausflurs und hinter der Treppe bis auf gelegenere Zeit vertagt, und dann rasch abgebrochen.

Was die Reiter verſäumt hatten, holten die Pferde wieder ein, und ſchon dicht vor dem Thore nach Werben war der ganze Trupp beiſammen.

Man ritt ein wenig ſcharf zu, denn man hatte bis zum Nachtquartier noch mehr als drei Meilen zu machen. Dieſe Schnelle der Bewegung gab dem Zuge ein noch kriegeriſcheres Anſehen, als er ohnedies ſchon hatte, und ſie wunderten ſich deshalb nicht, als mehrere Wächter auf den hier und da an ſchicklichen Stellen erbaueten ſteinernen Warten ins Horn ſtießen, den Hirten damit ein Zeichen gebend, ſich mit ihren Heerden zu flüchten. Die Hunde jagten eilfertig bellend das Vieh zuſammen, und in ängſtlicher Haſt floh die Heerde dem nächſten Walde oder Dorfe zu. Es war damals nur zu gewöhnlich, daß ähnliche Reiterhaufen die Heerden überfielen und davon trieben, denn nicht überall, wie es das Geſetz der Ehre verlangte, wurde darauf gehalten, den Frieden abzuſagen, und die Feindſeligkeit war oft da, ehe man ſich ihrer gewärtigte. Niemand vermochte einem Reiterhaufen anzuſehen, was er im Schilde führte, wenn man auch das Wappen erkannte.

Die Sonne war ihrem Untergange nahe, als ſich vor ihnen die Stadt Werben mit ihrer doppelten Mauer, beſetzt mit einem reichen Kranze dicker runder Thürme erhob. In mitten dieſer Umgebung ragte hoch die Kirche zu St. Johann über die Dächer der Stadt hinweg. Man erreichte endlich das Thor, und erhielt den Einlaß. Nur ein Trunk vor der Herberge wurde geſtattet, und dann ſofort weiter geritten. Der dicke gewaltige Thurm des Elbthores, in ſeinem unterem Theile der Sage nach, ein römiſches Mauerwerk mit zwölf Fuß dicken Mauern [1]), aus deſſen oberſtem Stockwerke der Thorwärter gemüthlich auf unſere Reiter herabſchauete, wurde von unſerm Dietrich Schwalbe und mehreren ſeiner Genoſſen als ein Heidenwerk mit einer Art von Schauer betrachtet, und man unterließ nicht, beim Hindurchreiten ein Kreuz zu ſchlagen. Unmittelbar darauf lag die Elbe in ihrer ganzen Breite vor ihnen, aus deren Gewäſſer der leuchtende Abendhimmel lieblich wiedergeſpiegelt wurde. Die hier vorhandene Fähre, welche die Verpflichtung hatte, die Bewohner von

---

1) Beckmann, Beſchreibung d. Mark. V. I. Kap. VIII. p. 5.

Quitzhövel unentgeldlich überzusetzen [1]), führte nach und nach die Reiter an das jenseitige Ufer des Stromes hinüber, und legte auf Quitzhövelschem Gebiete an. Nur noch eine Viertelmeile mußte zurückgelegt werden, um Dorf und Schloß Quitzhövel zu erreichen, das Ziel der heutigen Reise.

Schon von fern waren unsere Reisigen von der Burg aus bemerkt und erkannt worden, und mit freudigem Ungestüm tummelten sich die Knechte und Burgleute auf der Schloßbrücke, ihren Herrn und seine hohen Gäste zu empfangen. Mit gewaltiger Eile drängten sich die Hunde hindurch, und stürzten freudig bellend dem Trupp entgegen. Die Burgleute zogen mit freundlichem Nicken ihre Kappen, mehrere Edelknechte traten an ihren Herrn hinan, denen er mild die Hand reichte, und bei welchen er in kurzen Worten sich nach dem Stande der Dinge erkundigte.

Da kamen ein paar Knaben athemlos gesprungen, der eine etwa acht, der andere vierjährig, denen mühsam die kleine Schwester folgte, welche doch der stattlichen Mutter vorausgeeilt war. Ohne weitere Rücksicht auf die begleitenden Fremden, drängten sich die Kinder an das Pferd des Vaters, der kaum durch das Burgthor eingeritten war; jeder der Knaben packte eines seiner Beine, und beide im Vereine mit ihrer Schwester schrieen dem Vater so hastig die Ausbrüche ihrer kindlichen Freude, vergesellschaftet mit dem Gekläffe der Hunde zu, daß kein Wort zu verstehen war. Beide Knaben wollten den Vater vom Pferde haben, aber keiner ließ los, und um ihnen nicht wehe zu thun, mußte er sitzen bleiben, bis die Mutter heran kam, welche sittig ihren Herrn und seine Gäste begrüßte, und diese einladete, ihr zu folgen. Die Herrschaft begab sich in das Schloß, die Knechte führten ihre Pferde zu Stalle, und bis spät in die Nacht ertönten auf dem Hofe noch Erzählungen von der Herrlichkeit zu Tangermünde.

Oben im Schlosse fanden die Herren durch die Sorgfalt der Frau von Quitzow einen stattlichen Nachtimbiß bereitet. Herzog Albrecht fand bei dieser Beschäftigung und der liebenswürdigen Hausfrau zur Seite seine gute Laune wieder, versicherte, daß es ihm selten besser geschmeckt habe, und begab sich dann, wie alle übrigen zur Ruhe.

---

1) A. a. O. p. 35. 40.

Am andern Morgen früh, nach eingenommenem Morgenimbiß verließ der Herzog mit Busso Gans von Putlitz Quitzhövel, um nach Putlitz zu reisen, von wo der Herzog dann allein mit seinem Gefolge sich nach seiner Hofburg begeben wollte. Beide waren so artig, die fernere Begleitung des Ritter Cuno zu verbitten. Auch ohne diese war der Zug immer noch stattlich zu nennen.

Wir sind nun in Quitzhövel, und haben uns mit dem Orte, wie mit der Familie, in welche wir eingeführt sind, näher bekannt zu machen.

Das Dorf und die Burg Quitzhövel lag anderthalb Viertelmeilen vom Einflusse der Havel in die Elbe, und eine Viertelmeile vom nördlichen Ufer der letzteren entfernt in der Priegnitz, oder, wie die Provinz in jener Zeit auch wohl genannt wird, in der Vormark. Nur das Dorf ist noch vorhanden, die Burg aber längst verschwunden. Ehemals war die Entfernung von der Elbe geringer als jetzt, da der Fluß an der nördlichen Seite Land angespült, und hierdurch seinen Lauf geändert hat.

Auf dieser Burg hauſete der Ritter Cuno von Quitzow, der in der Gegend begütert war, und namentlich Antheil an dem Schlosse und Dorfe Rühstädt, nahe der Elbe, hatte, das dem größeren Theile nach seinem Vetter Wedego von Quitzow gehörte [1]), aber das Erbbegräbniß der ganzen Familie war, und davon den Namen erhalten hat. Sein Bruder Johann, auch wohl nach slavischer Sitte, Iwan genannt, lebte auf seinen Gütern in der Nachbarschaft. Alle waren Lehnsleute der Edlen Gänse von Putlitz, welche zu der Zeit zu Meklenburg gehörten.

Die Quitzows waren ein altes Geschlecht, das seinen Ursprung von den Grafen von Lindow und Herren zu Ruppin ableitete [2]). Seit alten Zeiten waren sie hier bereits angesessen, aber keiner hatte sich einen so ausgebreiteten Ruf der Tapferkeit erworben, als unser Ritter Cuno, oder wie er gewöhnlich genannt wurde, Köhne. Eine Menge siegreich beendigter Fehden hatte ihn weit hin berühmt gemacht, und ungeachtet der großen Kampflust des damaligen Adels und der Städte, ließ man ihn jetzt gern in Ruhe, wenn er nur Frieden hielt, was freilich eben nicht seine

---

1) Preuß. Brandenb. Miscellen Th. II. p. 68.

2) Munsterus ap. Garcaeum, edit. Kraus. p. 146. Indessen ist kaum zu zweifeln, daß es von den Wendenhäuptlingen abstammt.

Liebhaberei war. Er war einer der ersten Ritter dieser Gegend, nicht bloß dem Range, sondern auch der Zeit nach. Das eigentliche Ritterwesen hatte sich erst während der Kreuzzüge vollständig ausgebildet, und war daher in diesen Gegenden noch neu. Es war erst jetzt eine wirkliche Institution, ein Orden geworden, zu welchem nicht allein edle Geburt genügte, sondern der persönlich erworben sein wollte, welcher seinen Mitgliedern bestimmte Verpflichtungen auferlegte, und der mehr als ein bloßer Ehrentitel, ihnen auch auszeichnende Rechte gewährte. Jeder, der zum Schilde, d. h. edel geboren, war selbst, wenn seine Geburt eine höhere als eine adeliche, dennoch in Bezug auf diesen Stand, nichts als ein Knappe, Knecht, Schildträger, Edelknabe oder Edelknecht, welche Ausdrücke alle gleich viel bedeuteten. Sein Ehrenname war: kräftiger Knappe. Nur besonders tapfere Thaten und Gesinnungen der Ehre machten ihn würdig, zum Ritter aufgenommen zu werden; allein nur der Kaiser vermochte ihm in Deutschland durch den Ritterschlag diese Würde zu ertheilen. Späterhin ertheilten jedoch die Landesherrn als Stellvertreter des Kaisers, und zuletzt kraft eigener Machtvollkommenheit die Ritterwürde durch den Ritterschlag. Der Ritter übernahm damit zugleich die Verpflichtung, den Gesetzen des Rechts und der Ehre gemäß zu handeln. Als Auszeichnung erhielt er den Rittergürtel und goldene Sporen, welche niemand anders tragen durfte. Sie erhielten im Heere einen ansehnlichen Rang, unterschrieben sich in den Urkunden zuerst, und setzten sich dem hohen Adel vor; auch erhielten sie den Namen Ritter als Ehrentitel (milites, equites), nach welchem selbst Fürsten geizten, und hießen ausschließlich veste und strenge Herrn (strenui milites, strenui viri). Selbst auf ihre Frauen wurde der Titel Ritterin (Militessa, Equitessa) nicht selten ausgedehnt [1]).

Ritter Cuno war sich des vollen Gewichtes seiner Würde bewußt, die er schon lange erhalten, und bestrebte sich, wie das Ansehen derselben zu behaupten, so alle ihm damit auferlegten Pflichten zu erfüllen, und das Ideal eines Ritters, so weit sein Geist sich dasselbe gestalten konnte, in seiner Person darzustellen. Freilich war Tapferkeit und unbeugsames Festhalten des als Recht

---

[1]) v. d. Hagen, hist. geneal. Beschr. d. Geschlechts derer von Uchtenhagen p. 9. 10. Wohlbrück, Nachrichten von dem Geschlechte von Alvensleben Th. 1. p. 45 f.

erkannten die Haupttugend. Die Begriffe der Ehre und auch des Rechts waren jedoch sehr unbestimmt und verworren, nicht bloß in seinem Kopfe, sondern in allen seinen Zeitgenossen dieser Erdgegend. Daher denn der unaufhörliche Streit darüber, der nur selten anders als durch Gewalt zum Schweigen gebracht werden konnte. Der Verfolg unserer Geschichte wird uns mannigfache Gelegenheit geben, darauf hinzuweisen, wie verschieden die Ansichten über Ehre und Recht von den unsrigen waren, und unsere denkenden Leser werden nur dann sich manche anscheinende Wunderlichkeiten dieses Zeitalters erklären können, wenn sie sich den damals geltenden Maaßstab für jene einflußreichen Begriffe mit Hülfe unserer Darstellung verschafft haben werden.

Es war nicht die Schuld unseres Ritters, wenn er in dieser Hinsicht sich nicht über seine Umgebung erhob. Wie hätte man in einer Zeit, in der es an aller Wissenschaftlichkeit in dieser Erdgegend mangelte, wo das Leben nur auf die eigene Erfahrung, auf Tradition und Herkommen, basirt war, über so schwierige Begriffe und die daraus abzuleitenden Folgerungen ins Klare kommen können? Reicher und schöner hatte sich das Leben bereits in Italien und Frankreich, so wie in Ober-Deutschland entfaltet, und es äußerte sich in fester begründeten Staatseinrichtungen, in gefälligeren Lebensformen, und in dem Hervortreten der Kunst in großartigen Werken, wie nicht minder in den Ansichten über Staat und Kirche und ihr gegenseitiges Verhältniß. Von alle dem war in jener Zeit im nordöstlichen Deutschlande nichts zu finden, als Anfänge, die eine bessere Zeit hoffen ließen. Gläubig nahm man die Satzungen der Kirche an, ohne darüber viel zu grübeln, und man gefiel sich in einem eifrigen bigotten Befolgen derselben. Deshalb hat die Mark keinen namhaften Ketzer hervorgebracht. Durch die Uebertragung hatte sich still und unmerklich gar vieles aus den Ansichten und Meinungen der früheren slavischen Bevölkerung des Landes erhalten, und mit den Satzungen der Kirche amalgamirt, was diese zwar nicht anerkannte, aber stillschweigend duldete, indem sich selbst die Geistlichen solcher Ansichten nicht erwehren konnten. Dies, und der natürliche praktische Verstand des Volks, ließ hier die Uebungen der Religion nicht in der finstern Gestalt auftreten, welche sie an vielen Orten angenommen hatten, und selbst das Klosterwesen gestaltete sich weniger streng, als anderwärts; kein Wunder, wenn

die Geistlichkeit in ihren praktischen Ansichten und Lebensmaximen sich oft freier äußerte, als die Kirche es gestatten durfte. Darum hat man in der Mark keinen Ketzer verbrannt, aber eben darum hat auch die Mark keinen namhaften Heiligen hervorgebracht. Wohl aber ließ dieser Sinn in späterer Zeit den Samen der Reformation kräftig gedeihen.

Der Geist der Ritterlichkeit hatte in der Mark eben so wenig die gefälligen Formen angenommen, welche ihn anderwärts auszeichneten, insonderheit fehlte das chevaleresque Wesen des französischen Ritters der damaligen Zeit hier noch gänzlich. Die dort vorgeschriebenen Pflichten gegen die Frauen scheinen hier unbekannt, oder doch als Nebensache behandelt worden zu sein, obgleich zartere Gefühle der Liebe dem Herzen nicht fremd waren, wie die Minnelieder des früheren Markgrafen Otto mit dem Pfeile beweisen. Ueberhaupt regte sich der Sinn für Poesie im Volke, und es ging selten eine bemerkenswerthe Begebenheit vorüber, ohne daß ein Lied darauf gemacht wurde, welches im Munde des Volkes umlief und, fleißig gesungen, noch den Nachkommen das Andenken an die That bewahrte. Noch jetzt besitzen wir manches dieser Lieder, und es sollen deren einige im Verfolge der Geschichte mitgetheilt werden. Nicht sowohl eine poetische Auffassung zeichnete sie aus, als vielmehr eine humoristische, die Sache gern in das Scherzhafte, Launige und Spöttische wendende. Mehr oder weniger wird man dies in keinem vermissen.

Rechne man es daher unserm Ritter nicht zu hoch an, wenn er kein französischer Ritter war. Niemand vermag seiner Zeit um mehr als einige Schritte vorauszukommen, und selbst dies ist die Sache Weniger. Er fühlte dabei wohl, daß ihm noch Manches fehle; um so mehr war er bemüht, seine Kinder, für welche er die herzlichste Liebe fühlte, ihrem Stande und ihrer Bestimmung gemäß zu erziehen.

Von der Tochter war dabei freilich nicht viel die Rede, denn damals forderte man von dem Weibe wenig mehr, als daß es die Ordnerin des Haushalts und die Pflegerin des Mannes sei. Diese Erziehung gewährte die Mutter der Tochter. Die Erziehung der Söhne besorgte sie ausschließlich nur in den frühesten Jahren, dann ging sie in die Hände der Männer über. Freilich aber war von einem regelmäßigen Plane und der Durchführung desselben nicht die Rede. Es kam nur darauf an, jede

vorkommende Gelegenheit möglichst zu benutzen, um die Söhne zu ritterlichen Tugenden und Grundsätzen zu gewöhnen, sie darin zu üben und bis auf das Höchste zu vervollkommnen. Nichts auf sich sitzen zu lassen, und kein Unrecht zu dulden, das der eigenen Person widerfuhr, war ein Hauptgrundsatz unseres Ritters. Sich den Satzungen der Kirche ohne Grübeln zu fügen, und in der Abwartung ihrer Gebräuche den Unterthanen mit gutem Beispiele vorangehen, und dadurch die eigene Seligkeit zu gewinnen, ein zweiter. Uebrigens lag ihm die Kirche nicht so sehr am Herzen, daß er ihr und ihren Dienern mehr als das Gebräuchliche geopfert hätte. Mönche waren ihm, wegen ihres Mangels an allem ritterlichen Sinn, nicht zusagend, und hätte er ihren Beruf und Stand nicht als einen heiligen angesehen, er hätte sie verachtet. Mehr galten ihm die Weltgeistlichen und Priester, besonders wenn sie von guter Geburt waren und sich durch Kenntnisse auszeichneten, welches Letztere selten genug war. Man wolle jedoch daraus nicht etwa schließen, daß er ein besonderer Verehrer wissenschaftlicher Kenntnisse gewesen wäre. Er hielt sie nur bei dem Geistlichen als etwas zu ihm Gehörigem in Ehren; bei dem Ritter fiel es ihm nicht ein, sie zu vermissen oder zu schätzen, wie denn auch ihm selber alles dahin zu Rechnende gänzlich abging. Außer den Meßbüchern auf den Altären und den Brevieren in den Händen der Geistlichen hatte er wohl kaum ein Buch in seinem Leben gesehen, gelesen aber gewiß nicht, denn er kennte weder lesen noch schreiben, obgleich er beide Fertigkeiten ihres Nutzens wegen schätzte. Seiner Ansicht nach waren sie aber zu schwer, als daß ein Mensch, der Anderes zu thun habe, sie erlernen könne. Gab es doch selbst Geistliche, die nur sehr mühsam lasen.

Natürlich war die Erziehung, welche unser Ritter seinen Söhnen gab, nicht dahin gerichtet, ihnen wissenschaftliche Kenntnisse beizubringen. Wie wäre das auch anzufangen gewesen, da es in der Burg Quitzhövel kein Buch und überhaupt nichts Geschriebenes gab, als die auf sein Besitzthum bezüglichen Urkunden?

Was der Mensch nicht kennt, begehrt er nicht. Die Erziehung unsers Ritters war nur darauf gerichtet, seine Söhne zu wackern Rittern zu bilden, frühzeitig das Gefühl für Ehre in ihnen zu entwickeln, das Gefühl für das eigene Recht und die eigene Unabhängigkeit in ihnen rege zu machen, und sie zu gewöh-

nen, sich klug in den Verhältnissen des Lebens zu benehmen. Der Gesichtskreis unseres Ritters reichte nicht so weit, in seinen Söhnen die Begriffe des Rechts und der Freiheit im Allgemeinen auszubilden. Er beschränkte dies bloß auf die eigene Person, ohne zu gewahren, daß seine Kinder dadurch nothwendig Egoisten werden mußten. Seiner Meinung nach hatte ein Jeder mit sich selbst genug zu thun, um sich durch das Leben zu schlagen, und dies war auch nach ihm hinreichend zum Wohle des Ganzen. Denn, sagte er, wenn Unrecht gethan wird, so thut Einer dem Andern Unrecht. Wenn nun Jeder dafür sorgt, daß ihm kein Unrecht gethan werde, so könne überhaupt keines gethan werden, und Jeder müsse recht handeln. Gefährdet Einer die Unabhängigkeit und Ehre des Andern, so brauche wiederum nur Jeder dafür zu sorgen, daß die seinige nicht gekränkt werde, so müsse dies nothwendig unterbleiben. Wer es aber dulde, verdiene nichts Besseres. Höchstens habe man auf seine Freunde dabei einige Rücksicht zu nehmen. Für das Wohl, das Recht oder das Heil Anderer zu sorgen, gehe über die Kräfte des Menschen, und nur die Heiligen hätten in dieser Beziehung ein Uebriges gethan; auch vermöchten es wohl die Geistlichen durch Gebet und Casteiungen, was jedoch einem gewöhnlichen Christenmenschen nicht anzumuthen sei. Wie weit diese Maximen bei seinen Kindern anschlugen, wird sich weiter hin zeigen.

Vor Allem aber lag es unserm Ritter am Herzen, die Körperkräfte seiner Söhne auszubilden, sie in allen ritterlichen Fertigkeiten bis zur Meisterschaft zu üben, und ihnen Muth und Unerschrockenheit, Geistesgegenwart und Entschiedenheit zur andern Natur zu machen. Nach der Meinung unseres Ritters waren diese Eigenschaften dem Menschen nicht angeboren, sondern Sache der Uebung und Gewohnheit, die man sich erwerben müsse, und eben deshalb sei es ein Verdienst, sie zu besitzen, wozu vor Allen der Adel berufen sei. Zum Schilde werde man geboren, und das sei Etwas; zum Ritter mache man sich selbst, ob auch der Ritterschlag fehle, und das sei Mehr.

Diesen Maximen gemäß verstand denn der achtjährige Dietrich bereits sein kleines Roß zu satteln, zu zäumen und gehörig zu tummeln, und selbst der vierjährige Hans saß bereits nicht schlecht zu Pferde. Die Armbrust vermochten sie noch nicht zu spannen, aber dem Pfeile wußte der Aelteste bereits mit ziem-

licher Sicherheit ſeine Bahn anzuweiſen. Uebungen mit Lanze und Schwerdt wurden, ſo weit die Kräfte es geſtatteten, täglich vorgenommen, und die Jagd bot das ſchönſte Mittel dar, alle Kräfte in Thätigkeit zu ſetzen und zu vervollkommnen.

Gern erzählte der Vater ſeinen Söhnen von den Thaten der Vorfahren. So viel es ihm möglich geweſen war, hatte er ihre Bildniſſe ſich zu verſchaffen gewußt, und ſie im Ahnenſaale aufgehangen. Wo dieſe fehlten, — und das war bei Vielen der Fall, — hingen ihre Waffen an der Stelle, und über den Waffen waren Wappen und Name befindlich, welcher letztere freilich allen unleſerlich war. Von ſeinen eigenen Thaten ſprach er nur, inſofern Andere dabei betheiligt waren. Alles Uebrige erfuhren die Knaben von den Edelknechten. In dieſem Wiſſen beſtand ihre Weltgeſchichte.

Gern geſehen war der Oheim, Herr Johannes, denn er war redſelig, und wenn er zum Beſuche kam, ſpielte er gern mit den Knaben und wußte ihnen viel zu erzählen. Ein zweiter Oheim, ebenfalls ein Bruder des Herrn Cuno, lebte auf dem Schloß Stavenow und hieß Claus, kam aber ſeltener nach Quitzhövel.

Ein lieber Spielgefährte war ihnen der zehnjährige Caspar, Sohn des Lehnsherrn Buſſo Gans Edlen von Putlitz, der jährlich ein Paarmal auf mehrere Wochen zum Beſuch kam. Da er der einzige Sohn war, fehlten ihm die Spielgefährten, und der Vater ſah es daher gern, wenn er nach Quitzhövel verlangte, wie er wiederum auch den Beſuch der Quitzow's bei ſich gern ſah. Dieſe Freundſchaft war für das ganze Leben von Wichtigkeit.

Auch die Umgebung von Quitzhövel war wohl geeignet in den Knaben den Sinn für Ritterlichkeit zu wecken. Die Nähe der von ihnen viel beſuchten alten Biſchofsſtadt Havelberg, und ihr ſtädtiſcher Verkehr erweiterten ihre Anſchauungen. Ohnehin war die Herrſchaft Putlitz ein Unterlehn des Bisthums Havelberg, und Meklenburg ſeit 1319 Oberlehnsherr [1]).

Nahe am Zuſammenfluß der Havel und Elbe, auf den ſogenannten Seegebergen, hatte vor mehr als dreihundert Jahren die alte wendiſche Burg Prizlava oder Prinzlowe [2]) geſtanden, und

---

[1]) v. Ledebur, Archiv Thl. II. p. 172.

[2]) Caspar Abels ſächſ. Alterthümer, p. 402.

noch jetzt heißt eine hier vorhandene, wahrscheinlich dazu gehörige Wiese, die Prenzlow [1]). Mancherlei jetzt verschollene Sagen wußten die Quitzhövel'schen Burgleute davon zu erzählen, welche das Gemüth der Knaben, die die nahe gelegene Stelle oft besuchten, lebendig aufregten. Aber die Seegeberge waren noch in anderer Beziehung eine wichtige Stelle [2]). Im Jahre 1056 war hier auf diesen, jetzt mit Eichen bewachsenen Bergen eine große Schlacht zwischen den Wenden und Sachsen, welche letzteren der Markgraf der Nordmark, Wilhelm, befehligte, bei der obgedachten Burg geliefert. Markgraf Wilhelm wurde dabei erschlagen mit vielen der Seinigen, und die übrigen, nach verzweifelter Gegenwehr, in den Strom gejagt. Kaiser Heinrich III. nahm den Verlust dieser Schlacht so sehr zu Herzen, daß er aus Betrübniß darüber starb. Aber schon im nächsten Jahre rückte ein großes Heer der Sachsen an, und es kam auf der nämlichen Stelle zu einer Schlacht, in welcher die Wenden gänzlich geschlagen wurden [3]). Von diesem Siege haben die Berge den Namen Siegberge, aus welchem in der niederdeutschen Mundart Seegeberge geworden ist. Die gewöhnliche Volksmeinung schreibt diesen Sieg über die Wenden irriger Weise Heinrich dem Vogelsteller zu. Daß es auch über diese Begebenheit nicht an allerlei Sagen gefehlt hat, läßt sich wohl denken, namentlich über Markgraf Wilhelm's Tod, dessen Körper nicht auf dem Schlachtfelde gefunden wurde. Eine Menge nach und nach ausgepflügter Schwerdter, Spieße, Panzerstücke, Pferde- und Menschenknochen lieferten den Beweis für die Schlacht [4]).

Auch in Rühstädt, nicht weit von Wilsnack, verweilten die Quitzow's oft. Das hiesige Schloß war sehr fest, und aus der Mitte desselben ragte ein hoher runder starker Thurm empor, auf dessen Zinne man mittelst 96 Stufen gelangte [5]). An den Grabmälern und Särgen der Ahnen erwachte lebendiger das Andenken an ihre Thaten, und die Vorzeit erschien im rosigen Lichte lebendiger Gegenwart.

Oft sprach auch Besuch von der Umgegend ein; besonders

---

1) Bekmann, Beschreibung der Mark. Thl. V. B. I. Kap. VIII. p. 31, 33.

2) A. a. O. B. II. Kap. V. p. 213.

3) Caspar Abels sächs. Alterthümer, p. 402, 403.

4) Entzelt, Chronica Edd. Sagittar. p. 67.

5) Bekmann, Beschreib. d. Mark. Thl. V. B. II. Kap. V. p. 214.

gern wurden Busso Gans v. Putlitz und dessen Bruder Achim gesehen. Beide liebten die Familie und besonders die Knaben. Die Edlen v. Putlitz gehörten zu den begütertsten und mächtigsten Familien des Landes. Erst im vorigen Jahre im Frühling war ihr alter Vater Otto zu seinen Vätern heimgegangen, nachdem er und seine beiden Söhne von Markgraf Otto von Brandenburg zu gesammter Hand (gemeinschaftlich) mit dem Lande zu Wittenberge belehnt worden waren [1]). Nur mittelst dieser Besitzung hingen sie mit der Mark Brandenburg zusammen. Doch war Achim schon seit mehreren Jahren markgräflich brandenburgischer Erb-Marschall, eine Würde, welche vor ihm Gebhard v. Alvensleben bekleidet hatte. Außerdem waren die Putlitzer bischöflich Havelbergisch und Mecklenburgisch. Beide gehörten zum höheren Adel, wie dies der Titel „Edele," welchen die von niederem Adel nicht führten, andeutete.

---

[1]) 1373 wird er zum Letztenmale genannt. Gerken, Cod. diplom. II. p. 652, 653. Bekmann, Beschreib. der Mark. Thl. V. B. II. Kap. VIII. III. p. 333.

Drittes Kapitel.

Während des Jahres 1375 war der Kaiser Karl fast beständig in Tangermünde. Die Nähe des Hofhaltes gab reichen Stoff zu Gesprächen für Alt und Jung, und auf unsere Knaben machten die Erzählungen von seiner Macht und Größe, und der sich immer mehr entwickelnden Pracht seines Schloßbaues, einen mächtigen Eindruck. Beide Knaben spielten fast kein anderes Spiel, als Kaiser, welche Rolle sich namentlich Dietrich, als der Aelteste, nicht nehmen ließ, während Hans König von Böhmen war. So kindisch diese Spiele waren, so riefen sie doch Ideen von Macht und Größe hervor, welche in der Kinderseele Wurzel schlugen und üppig fortwuchsen.

Dem Kaiser lag vor Allem daran, die Mark genau kennen zu lernen. Er gab deshalb den Auftrag, ein Verzeichniß aller Ortschaften der Mark anzufertigen, und bei jedem Orte zu bemerken, wie viel Hufen dazu gehörten, welche ritterfrei oder contribuabel seien, wie viel ungebauet lägen, wie viel jede Hufe an Pacht, Zins, Zehend oder Bede und an wen gäbe, wie lange sie jeder besitze, was für Cossäten wären, und wie viel die gäben, was für Mühlen, Krüge, Schäfereien ꝛc. und was und an wen sie entrichteten, wem die Gerichte gehörten u. s. f. Diese wichtige Arbeit wurde in diesem Jahre angefangen, und während der nächsten Jahre fortgeführt, doch scheint sie nicht ganz beendigt zu sein. Wir besitzen sie noch, und ist sie unter dem Namen des „Landbuchs der Mark Brandenburg" bekannt.

Der große Wunsch des Kaisers, Tangermünde zu einer bedeutenden Handelsstadt zu machen, und den Handel bis zum Meere hin möglichst zu sichern, machte es ihm wünschenswerth, mit Lübeck, als dem Haupte des mächtigen Hansebundes, deshalb in unmittelbare Verbindung zu treten und die nöthigen Verabre-

dungen zu treffen. Er entschloß sich darum zu einer Reise dahin, und zwar in Begleitung seiner Familie. Die Nachricht davon verbreitete sich rasch ringsum, und weil bis dahin nur Einmal ein Kaiser (Friedrich I.) nach Lübeck, seit jener Zeit aber nie wieder, gekommen war, so sah man großen Festlichkeiten in der reichen Stadt mit Zuversicht entgegen. Auch wurden viele Fürsten und Herren dazu eingeladen, namentlich auch die Herzöge von Meklenburg.

Eine solche Gelegenheit, etwas Schönes zu sehen, beschloß Ritter Cuno v. Quitzow ebenfalls zu benutzen, da er ohnehin nicht füglich in der Begleitung der Herren v. Putlitz fehlen konnte, und anderweitig nichts zu thun war. Aber er nahm sich vor, seinen ältesten Knaben mitzunehmen, um dessen Anschauungskreis zu erweitern. Er ritt gut genug, um ihm eine solche Reise anzumuthen. Wie sehr verwünschte der jüngste seine große Jugend, wie gern hätte er sich um ein halbes Dutzend Jahre älter gemacht, wäre nur ein Mittel zu finden gewesen.

Mit dem 18. October war der ersehnte Tag gekommen, wo sich der Zug in Bewegung setzte. Die Mutter hatte Dietrich zweien Knappen auf die Seele gebunden, und diese nahmen ihn in ihre Mitte. Seine kindliche Fröhlichkeit und seine klugen Bemerkungen über alle Vorkommnisse machten dem ganzen Zuge Freude. Man ging von Quitzhövel nach Kleetzke, wo der Oheim Johann wohnte, der, bereits reisefertig, sich dem Zuge nach kurzem Verweilen anschloß. Schon am Nachmittage hatte man Stadt und Schloß Putlitz erreicht, wo der Zug gastfreundlich empfangen wurde, um hier zu übernachten.

Dietrich fand hier seinen jungen Freund Caspar, der ebenfalls ersehen war, die Reise mitzumachen. Es gab viel zu erzählen, und die Herzen schlugen voll freudiger Hoffnung. Obgleich Dietrich schon öfter hier gewesen war, so hatte ihn doch nie so sehr verlangt, den hohen Burgthurm zu besteigen, als eben heute, und sein Wunsch fand bei Caspar bereitwilligen Eingang. Es war ein runder dicker Thurm, dessen mitunter sehr dunkle Treppe die Knaben hinauf eilten. Auf der Zinne angelangt, welche eine Fahne mit dem Freiherrlich Putlitz'schen Wappen trug, dehnte sich vor ihnen eine weite Landschaft aus, in deren Ferne ihr Blick sehnsüchtig hinausschweifte. Sie hatten sich die Richtung von Lübeck bezeichnen lassen, und müheten sich, es am Horizonte

aufzufinden, denn es war ihnen schwer, die Welt für so groß zu halten, daß man eine Stadt mit so hohen Thürmen von einem so hohen Standpunkte aus nicht einmal sehen sollte. Als alles nichts half, begnügte man sich mit dem, was sich den Blicken darbot. Unter ihnen lagen die beiden herrschaftlichen Wohnhäuser der schon unter Albrecht dem Bären erbaueten Burg, an deren einem sich der runde Thurm, ihr Standort, erhob, umgeben von den niedrigern Gebäuden der Dienerschaft und der Ställe, und umgürtet mit Mauer, Wällen und Gräben [1]). Unmittelbar daran schlossen sich die beiden Straßen des Städtleins in gerader Linie, umgeben von einer Mauer aus Feldsteinen; Wall und Graben fehlte auch hier nicht. Ringsum erhoben sich aus Feldern und Wäldern die Strohdächer der Dörfer und ihre Kirchthürme, in Süden, dort wo das Silberband der Stepenitz sich hinzog, anderthalb Meilen von hier entfernt, lag in grauem Dufte das Putlitzische Schloß Wolfshagen, welches Dietrich bereits auf der Herreise berührt hatte. Dort also jenseits des Horizonts, den ein Kiefernwald blau begränzte, hatte er sein väterliches Schloß zu suchen, und ein wehmüthiger Blick mit einem Gedanken an seine Mutter, seinen Bruder und die Schwester flog in die Ferne.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange; indessen war dies kein Schauspiel, das unsere Knaben eben gefesselt hätte. Sie hatten sie so oft untergehen sehen, und nie gefunden, daß daran mehr zu sehen sei, als daß sie endlich verschwände. Deshalb warteten sie die Sache nicht ab, sondern stiegen hinab, ohne sich darum weiter zu kümmern. Der Tag war bald geendigt, denn in jener Zeit legte man sich zeitig zu Bett.

Am anderen Tage früh begab sich ein stattlicher Zug auf die Reise, denn Achim und Busso Gans v. Putlitz, so wie Caspar und das dazu gehörige Gefolge vermehrten ihn. Die Menge wehrhafter Leute gewährte dem Zuge um so größere Sicherheit, und von herumziehenden Wegelauerern hatte er nichts zu fürchten.

Man zog über Parchim nach Schwerin, das man Abends erreichte. Des andern Tages rastete man, da Herzog Albrecht noch nicht reisefertig war. Am folgenden Morgen wurde früh

---

1) Beckmann, Beschreib. d. Mark. Th. V. B. II. K. VIII. p. 319.

aufgebrochen, indem sich unsere Ritter in das Gefolge des Herzogs begaben, und Abends spät kam der Zug in Lübek an. Es war der Tag der elftausend Jungfrauen, das Fest der heiligen Ursula (21sten October), und theils dieserhalb, theils der großen Zahl von Fremden wegen, gewährte die Stadt einen überaus belebten Anblick. Wohin man sah, strömten Menschen durcheinander, und wurden mancherlei Anstalten getroffen, denn morgen sollte der Kaiser kommen. In der Herberge war der Raum bewegt, und man mußte sich sehr einrichten und beschränken.

Der folgende Tag erschien, und fand alles in der lebendigsten Thätigkeit. Gegen Mittag sollte der Kaiser eintreffen, und man rüstete sich, ihn feierlich einzuholen. Unsere Ritter warfen sich zu Pferde, und ließen sich bald hier bald dorthin von dem Menschengewühle treiben, bis sie endlich wieder zur Herberge zurückkehren mußten, um sich dem Herzoge von Meklenburg anzuschließen, welcher dem Kaiser entgegen reiten wollte.

Pferde und Reiter waren stattlich geschmückt, und im erlesensten Glanze. Kaum vermochte der Zug sich durch das Gedränge hindurch zu winden, die Straßen waren dicht voll Menschen gedrückt, alle Fenster, Giebel und Erkner besetzt, und selbst die Dächer von Schaulustigen bedeckt. Man war endlich zum Thore hinaus im Freien, aber auch hier fehlte ein frohes Gewimmel nicht, so weit das Auge den Weg verfolgen konnte. Eine gute halbe Stunde vor der Stadt erreichte unser Zug den Kaiser mit seinem Gefolge, und nach ehrfurchtsvoller Begrüßung und einigen gewechselten Worten schloß er sich dem Zuge des Kaisers an.

Der Kaiser näherte sich der Stadt. Sämmtliche Glocken begannen ihr Geläute, und verkündigten seine Ankunft. Vor der Kapelle St. Gertrudis, welche außer der Stadt vor dem Burgthore lag, empfingen ihn und seine Gemalin, die Rathsherrn von Lübek, und der zur Kapelle gehörige Geistliche. Der Kaiser trat mit seiner Gemalin in das Gebäude, und nach einem kurzen Gebete legten beide hier den kaiserlichen Ornat (die kaiserliche Wede) an. Beim Heraustreten aus der Kapelle kam aus dem Burgthore daher gezogen die Processíon der Pfaffen, Mönche und geistlichen Brüderschaften, männlichen und weiblichen Geschlechts, unter Vortragung des Heiligthums, welches als Begrüßung der

hohen Herrschaft dargereicht, und vom Kaiser und Kaiserin andächtig geküßt wurde. Die Processsion mit ihren Kirchenfahnen und Lichten kehrte hierauf um, dem Zuge voranzuschreiten, der Kaiser bestieg ein prächtig geschmücktes Roß, welches von zwei Bürgermeistern geführt wurde, und vier Junker trugen die Stangen eines Baldachins. Ein eben so prächtig geschmücktes Roß bestieg die Kaiserin, welches zwei Rathsmänner führten. Auch ihres Baldachins Stangen wurden von vier Junkern getragen. Vor dem Kaiser ritt ein Rathmann der Stadt, und trug vor sich auf einem Kissen die Stadtschlüssel. Hinter dem Kaiser ritt der Herzog Albert von Lüneburg mit seinen Wappenpanieren. Darauf folgte vor der Kaiserin der Kurfürst und Erzbischof von Kölln mit dem goldenen Reichsapfel. Als der Zug durch das erste Thor der Stadt kam, standen zwischen diesem und dem zweiten Thore die Frauen der Stadt festlich geschmückt und begrüßten den Kaiser. Hier wurde der ganze Zug gehörig geordnet. Im Innern der Stadt standen die Gilden und Gewerke mit ihren Insignien aufgereihet, deren Fahnenschwenker sich tüchtig abmüheten. Nach der Kaiserin folgten: der König Wenzlav von Böhmen und Kurfürst von Brandenburg, der Markgraf von Mähren, der Herzog von Lothringen, der Herzog von Meklenburg, der Markgraf von Meißen, der Graf von Holstein, sämmtlich mit großem Gefolge von Bannerherrn, Rittern und Knappen. Die Processsion zog sich durch die Stadt bis zum Dom, von dessen beiden Thürmen die kaiserlichen Fahnen weheten, in welchen eingetreten, und wo mit allem Gepränge der Kirche das Ecce advenit Deus judicium tuum angestimmt wurde. Nachdem dies beendigt war, bewegte sich der Zug durch die Beckergrube längs der Königsstraße in St. Johannisstraße hinein, wo der Kaiser bei St. Johann in dem Orthause, dem Junker Darzow zugehörig, seine Herberge nahm. Er wurde hier mit Trompeten und Pauken empfangen. Nach ihm suchten die übrigen Herrschaften ihre Herberge, und statteten sodann dem Kaiser und sich unter einander ihre Besuche ab. Abends und Nachts brannten in allen Häusern die Lichter an den Fenstern, und, sagt eine alte Nachricht, was so licht in der Nacht als in deme Dage [1]).

---

[1]) Detmars Chronik. Th. I. S. 300. 301. Wendische Chronik bei Grotuß Th. I. S. 447.

Ritter Cuno war mit seinem Sohne des großen Gedränges wegen zu Fuß ausgegangen, um die Beleuchtung der Stadt sich anzusehen. Nur ein Diener sollte sie begleiten, da voraus zu sehen war, daß eine größere Zahl nichts helfen würde, indem es nicht möglich war, beisammen zu bleiben. Kaum konnte man sich durch die Menschenmenge hindurch bewegen, denn eine unermeßliche Menge Landvolk aus der Umgegend hatte sich an den Zug des Kaisers angeschlossen, und wogte jetzt die Straßen auf und ab. Am stärksten war das Gedränge in der Nähe von des Kaisers Wohnung. Hier beim Jungfrauenkloster wurde Ritter Cuno von einem Menschenstrome gefaßt, und in die Fleischhauerstraße gedrängt. Wohl bemerkte er, daß Dietrich ihm zu folgen suchte. Dennoch kamen beide auseinander, und bald hatte er den Knaben verloren. Am Schlachthause fand er zwar seinen Diener wieder, aber nicht den Sohn. Beide fingen nun auf dem Rückwege an, zu suchen, doch war alle Mühe vergeblich, und ungern mußte man sich entschließen, nach der Herberge zu wandern, wo er vielleicht unterdessen angelangt war.

Allein auch hier war er nicht zu finden, und obgleich die Hoffnung blieb, daß er, vielleicht in der fremden Stadt verirrt, doch noch kommen werde, so sandte Ritter Cuno dennoch sofort die wenigen Leute, deren er habhaft werden konnte, aus, um den Knaben zu suchen, während er ihn in der Herberge erwarten wollte. Sie blieben lange fort. Die Mitternacht war vorüber, und allmälich leerten sich die Straßen; er aber kam nicht, eben so wenig die ausgesandten Diener. Auch die nach und nach vom Schauen heimkehrenden wurden wieder ausgesandt. Die Nacht war endlich durchwacht, doch Dietrich nicht gefunden.

Ritter Cuno war ein eisenfester Mann, dem selten bange wurde; dennoch konnte er diesmal seiner Angst kaum Herr werden, und blieb unentschlossen, was zu thun sei. Wem er den Vorfall erzählte, der machte ein bedenkliches Gesicht; er konnte in dem Gedränge sein Leben verloren haben, er konnte vielleicht geraubt sein, denn Kinderraub kam bisweilen vor, und er befand sich vielleicht auf irgend einem schon abgefahrenen Schiffe. Endlich entschloß sich Cuno, durch Trommelschlag in der Stadt eine Beschreibung des Knaben verlesen, und eine ansehnliche Belohnung dem versprechen zu lassen, der ihn wieder herbei bringen, oder Nachricht geben könne, wo er geblieben.

Der Tag verging, ohne ein Ergebniß zu liefern. Mit Angst und Hoffnung sah Cuno jeden Fremden an, der der Herberge nahete, weil er von ihm schlimme oder gute Botschaft hoffen konnte. Aber keiner hatte ihm etwas zu sagen.

Als der Ritter zu Tische saß, trat einer von den Knechten des Herbergswirthes herein, und überreichte ihm einen beschriebenen Streifen Pergament. Auf Befragen erklärte er, daß er ihn von einem ihm nicht bekannten Weibe so eben erhalten habe, mit dem Ersuchen, ihn dem Ritter Cuno von Quitzow zu übergeben. Er habe dies übernommen, und das Weib habe sich sodann entfernt. Ritter Cuno starrte den Zettel an, und es schoß ihm auf die Seele, daß er wohl mit seines Sohnes Schicksal in Verbindung stehen könne. Aber seine Ungeduld vermochte nicht zu enträthseln, was der Zettel ihm sagte. Zum erstenmale verwünschte er mit Ingrimm, nicht lesen zu können. Schon wollte er sich aufmachen, einen Geistlichen aufzusuchen, da erfuhr er auf Befragen, daß im Hause ein junger Mensch, ein Verwandter des Herbergswirthes anwesend sei, der sich dem geistlichen Stande widme, und in diesen Tagen, wo die Kerbhölzer bei dem großen Verkehre nicht ausreichten, dem Wirthe mit seiner Kunst beistehe. Man schaffte ihn schnell herbei. Nach einiger Mühe ergab sich der Inhalt des sehr schlecht geschriebenen Zettels in folgender Weise:

> Ritter Cuno von Quitzow. Du sollst wissen, wenn du dein lieben Sohn willst wieder haben, sollt du heut Abend beim Angelus hinter dem Herrgottsbilde vor dem Mühlen-Thore hinlegen 100 Schock böhmische Groschen ohne allen Fehl, und nicht lassen aufsehen, ob Einer kommt. Solches unser Wille, ohne alle Einrede.

Daß er sich in den Händen von Räubern befand, war hiernach unzweifelhaft. An Banden dieser Art fehlte es zu jener Zeit keinem Lande, und es war bekannt, daß sich in der Umgegend von Lübek mehrere umhertrieben. Ueberlassen wir es dem Vater, seine Anstalten zu treffen, und sehen, wie es dem Sohne ergangen.

Als er vor dem Jungfrauenkloster von seinem Vater getrennt wurde, und ihn aus den Augen verlor, setzte er die eingeschlagene Richtung fort, in der Hoffnung ihn wieder zu finden. Er kam bald in eine Gegend, wo das Gedränge nachließ, weil

die Beleuchtung schwach war. Nach längerem Umherlaufen überzeugte er sich, auf diese Art seinen Vater nicht finden zu können, und fragte deshalb einen Mann in der Tracht eines Schiffers, welchen Weg er einzuschlagen habe, um nach der Herberge zum schwarzen Ochsen zu gelangen.

Der Schiffer antwortete nicht gleich, sondern betrachtete den Knaben von oben bis unten, und sprach dann: bis dahin ist's weit, und schwer zu finden. Könnt ihr mir den Weg bezahlen, so will ich euch geleiten.

Der Knabe versicherte, sein Vater werde das gern thun. Der Schiffer fragte, wer sein Vater sei, und der Knabe erzählte redselig, was er darauf zu sagen hatte.

Unterdessen hatte sich ein zweiter, dem ersten ähnlich gekleideter Mann, zu jenem gesellt, und hörte stillschweigend zu. Aus dem Händedruck ergab sich jedoch, daß sie Bekannte seien, und zuletzt erbot sich der zweite mitzugehen.

Unter der Aeußerung, eine Gasse einzuschlagen, welche weit näher und schneller zum Ziele führte, als die gedrängt vollen und beleuchteten Straßen, wandte man sich von diesen ab, und befand sich unmittelbar darauf in einer ganz finstern menschenleeren Gegend. Der Knabe sah vor sich ein Wasser, und wollte eben den Vorschlag machen, diesen Weg nicht zu wählen, als er sich zur Seite in einen Winkel eines Zaunes hineingedrängt fühlte. Im nächsten Augenblick war er niedergeworfen, und der Mund ihm mit einem Tuche fest zugebunden. Sein Sträuben half ihm nichts, da jeder der beiden Kerle ihm an Kräften weit überlegen war. Anfangs band man ihm Hände und Füße. Darauf besprachen sich die beiden mit einander, doch vermochte er nur einzelne Worte zu verstehen. Endlich löfete man die ihn fast erstickende Binde um den Mund, bedrohete ihn mit dem Tode, wenn er einen Laut von sich gäbe und befestigte ihm einen Knebel im Munde, hierauf nahm man ihm die Bande seiner Beine ab, und stellte ihn auf die Füße. Der eine Kerl hokte sich vor ihn hin, steckte seinen Kopf durch die dem Knaben vorn zugebundenen Hände, packte seine Schenkel, und erhob sich, ihn Huckepack tragend. Der andere befestigte an jedem Fuße des Knaben einen Strick, und band ihn vor dem Leibe des Trägers zu. Darauf bedeckte er dem Träger den Kopf mit einer Mütze, und dieser setzte sich in Gang, während der andere zurückblieb. Fast alles war

so rasch vor sich gegangen, daß der schon ohnehin ermüdete Knabe beinahe betäubt war.

Nur schwach waren die Gegenstände am Wege zu erkennen. Es war eine Art von Damm, auf welchen der Kerl einlenkte. Zu beiden Seiten war Wasser. Einige Landleute gingen desselben Weges zum Thore hinaus, doch fiel es nicht auf, einen Knaben auf diese Weise tragen zu sehen, seine Bande verbarg die Dunkelheit. Kaum war der Kerl jedoch zum Thore hinaus, so schlug er einen Fußpfad ein. Aus dem immer leiser verhallenden Getöse der Stadt nahm Dietrich ab, daß man sich von ihr entferne. Zu beiden Seiten des Pfades, aber in bedeutender Entfernung, hörte er die Stimmen der aus der Stadt zurückkehrenden Landleute, und manches jauchzende Halloh schnitt ihm in die Seele, wenn er sich daneben die Unruhe seines Vaters dachte. Nach links hin glaubte er Wasser rauschen zu hören. Mehrmals strengte er sich an, zu rufen; allein er fand bald, daß dies unmöglich sei, und sein Träger, der etwas der Art bemerkt hatte, drohete, ihn bei einem neuen Versuche, zu ermorden. Nicht einmal den Wunsch, seine Hände loser zu binden, die ihm heftig zu schmerzen anfingen, konnte er äußern.

Die Menschenstimmen verklangen in immer größerer Ferne, man befand sich wieder auf einer Landstraße auf flachem Felde, doch bald wurde abermals seitwärts auf einen Fußpfad eingelenkt. Sein Träger lief übrigens einen guten Schritt, und schien seine Last nicht besonders zu fühlen.

Der Fußpfad führte endlich in ein Kieferngebüsch, hoch genug, um ringsum alles zu verdecken. Nach einer Weile kam man in einen Wald hoher Kiefern. Daß der Weg nach Süden ging, hatte Dietrich am Siebengestirn bemerkt, doch blieb es auch hier im Walde nur ein Fußsteig, ja mitunter wollte es Dietrich bedünken, als sei gar kein Weg vorhanden.

Gute zwei Stunden waren vergangen, Dietrich eine Ewigkeit, da schlug ein Hund ein paarmal kurz und hell an. Vor ihnen lag ein einzelnes Haus, vorn mit einem hohen Zaun umgeben, übrigens völlig finster. Der Träger stand vor der fest verschlossenen Thür des Zaunes.

Man hörte von innen die Thüre des Hauses sich öffnen, und Schritte nahen. Eine weibliche Stimme rief: Wer ist da?

Donnerhans, war die Antwort. Die Thüre wurde aufge-

ſchloſſen, und ſie traten ein. Ueber den Vorhof kamen ſie in das Haus, und von da in ein Zimmer, das ſchwach durch ein halb erloſchenes Kamminfeuer beleuchtet wurde. Niemand war darin, als das Mädchen, welches ſo eben geöffnet hatte.

Was iſt denn das? rief ſie. Einen Menſchen? Wie kommſt du dazu, einen Menſchen zu bringen. He?

Donnerhans gab keine Antwort. „Binde mal den Jungen den Strick von den Beinen," ſprach er. Es geſchah, er hockte ſich nieder, und zog den Kopf durch Dietrichs Arme. Dieſer ſtand wieder auf ſeinen Beinen.

Das Mädchen. Den Menſchen haſt du geſtohlen. Weißt du nicht, daß der Vater keinen Menſchenraub will? das iſt gegen die Verabredung. Wie kommſt du dazu?

Donnerhans. Uf. (Er wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne.) Donnerwetter! Heißt das gelaufen!

Das Mädchen. Du mußt den jungen Menſchen wieder laufen laſſen. Der Vater leidets nicht.

Donnerhans. Suſe, rede nicht ſo dumm. Wie würd' ich ihn denn hergetragen haben, wenn ich ihn wollte laufen laſſen.

Suſe. Der Vater will aber keinen Menſchenraub. Gieb Acht, es giebt Lärm, und er ſagt euch die Herberge auf.

Donnerhans. Das wird er ſchon bleiben laſſen.

Suſe. Iſt er nicht Herr hier im Hauſe? Wenn er euch nun gehen heißt, und nichts mehr mit euch zu thun haben will, he?

Donnerhans. Man ſieht, daß du nicht in die Welt gekommen biſt. Das kannſt du dir doch wohl einbilden, daß er die längſte Zeit Lüneburgſcher Förſter geweſen iſt, wenn er mit uns bricht. Er ſoll ſich nicht zu mauſig machen.

Suſe. Wo kommſt du her, armer Knabe?

Dietrich verſucht zu ſprechen, doch geht es nicht.

Suſe. Ja ſo, du haſt ihm die Zunge geknebelt. (Sie befreit ihm davon.)

Donnerhans. Was ſoll das, Suſe? — Junge, daß du aber nicht ſchreiſt, oder du wirſt ermordet.

Dietrich. Löſet die Stricke von meinen Händen, denn ſie ſchmerzen mich ſehr.

Donnerhans. Halt Jungfer. Das werd' ich ſelber thun.

Nur ein wenig lüften, aber nicht aufbinden. So, damit der Patron keinen Unfug treibt.

Dietrich. So ein großer Mensch sollte sich schämen, sich vor mir zu fürchten, wenn ich die Hände frei habe.

Donnerhans. Fürchten? Dummer Schnack. Du wärst mir auch der, vor dem ich mich fürchtete. Das Weglaufen aber wollen wir dem jungen Herrn verwehren.

Suse. Ihr könntet ihm immer die Hände losbinden. Wohin soll er denn laufen? Ist doch alles zu, ist es doch finster, und er hier unbekannt. Mit den Händen läuft er ja ohnehin nicht, sondern mit den Beinen.

Donnerhans. Recht, daß du mich daran erinnerst. Wollen ihm die Beine wieder binden.

Indem wurde draußen gerufen, und Suse ging hinaus. Sie trat gleich nachher mit einem großen Kerl herein, der einen großen Packen unter dem Arme trug. Er warf ihn auf die Ofenbank, und rief: Wollt ich doch, daß alle Tage ein Kaiser nach Lübeck käme. Ein solcher Herr sorgt doch für uns arme Schnapphähne, und schafft uns Gelegenheit, hier und da ein Körnchen aufzupicken. Da schaut mal meinen Magen auf der Ofenbank, Jungfer Suse, wie er gefüllt ist.

Suse. Ja, nur nehmt euch in Acht, daß ihr dem Kaiser nicht zu nahe kommt. Sonst möchte er euch die Kehle so enge zuschnüren, daß eurem Magen nach nichts mehr gelüsten möchte.

Draußen erhob sich Hundegebell, und Suse ging abermals hinaus. Sie kam mit einem Manne zurück, der in Begleitung zweier Hunde erschien, und durch seine Kleidung leicht als der Förster zu erkennen war.

Guten Abend, oder vielmehr guten Morgen, sprach er, und legte seine Waffen ab. Ist noch Niemand weiter zurück?

Suse. Nein, nur Donnerhans und Schlumper.

Förster. Wer ist der Knabe.

Suse erzählte was sie wußte, und Donnerhans half ein. Dem Förster schwollen die Adern vor der Stirn, und er brach endlich los.

Donner und Wetter! Hab' ich nicht gesagt, keinen Menschenraub! He? Und nun doch? Es soll sich um kein Menschenleben handeln, das hab' ich ein für allemal erklärt, sonst bin ich nicht dabei, und dulde euch Schufte nicht unter meinem Dache.

Ihr habt euer Wort gebrochen, und ich bin nicht an das meinige gebunden. Hinaus mit euch, und nicht wieder über die Schwelle. Der Knabe bleibt hier, ich werde ihn zurückschicken.

Donnerhans. Was? — Ich dächte was mich bisse. Den Knaben hier lassen? Ohne ihn davon gehen? Ohne Geld? Ei so krieg du die Pestilenz, lieber spalt ich ihm auf dem Fleck den Schädel. Der Junge ist mein, ich hab' ihn mir als ein ehrlicher Kerl gestohlen, und ein anderer wird's nicht so leicht nachmachen. Es soll ihn mir keiner anders lebendig kriegen, als wenn er ihn mir abkauft, darauf könnt ihr euch verlassen. Gotts Pipelpapel und kein Ende. Macht mir den Kopf nicht warm, ich sag' euch, macht nicht, daß es bei mir zu donnern anfängt, oder es thut kein gut.

Suse. Vater bedenkt, ihr habt erst vor einem halben Jahre den Heiligen feierlich gelobt, euch mit keinem Menschenblute mehr zu befassen, als ihr den Strohmeier erschossen.

Der Förster. So ist's. Nie wieder einen Handel um Menschenblut. Ich halte mein Gelübde, verlaßt euch darauf.

Donnerhans. Aber Vater Günther, wer will denn Menschenblut? Keiner! — Geld will ich, das soll der Vater hergeben, dann mag er sich seinen Jungen wieder nehmen, und ihn meinethalben in den Rauch hängen.

Der Förster. So, und wenn nun der Vater kein Geld giebt, was dann? He?

Donnerhans. Dann? — Nun dann freilich, — — dann ist's seine Schuld.

Der Förster. Nein, nicht seine, sondern meine, der solche Vögel beherbergt. Ich sag euch, laßt die Hand davon. Gut, — das kann man einem nehmen, und es mag unrecht sein, aber man kann es endlich büßen, und Absolution erlangen, aber Blut, das ist mehr, und ich hab's nun einmal gelobt, ich lasse mich nicht darauf ein. Stiehlt und raubt, so viel ihr wollt, und schleppt die Beute her und theilt sie, wie es Recht ist. Aber Mördern will ich die Thür nicht öffnen.

Donnerhans. Ihr seid jetzt verdammt empfindlich, Vater Günther, und habt besondere Grillen. Waret sonst nicht so. Da sieht man, wie wunderlich das Alter die Leute macht. In des Herrgotts Geboten, soll ja das Stehlen eben so gut verboten

ſein als das Morden, weiß aber der Teufel, ob die Pfaffen dieſe Gebote nicht gemacht haben.

Suſe. Donnerhans, ihr frevelt.

Donnerhans. Na, da mögen mirs die lieben Heiligen vergeben. Aber verlaßt euch drauf, es koſtet kein Blut, und der Vater läßt ſein Kind nicht ſitzen. Ein Vater, der ſeinen Jungen ſo ſchmuck kleidet, hält was auf ihn, und hat was in die Suppe zu brocken. Da, ſeht mal, wie nett die Range angezogen iſt. Warte mein Jüngchen, die hübſchen Kleider müſſen wir dir noch abziehn. Der Vater iſt ein Ritter, und gewiß kein armer, denn man hört's dem Jungen an der Sprache an, daß er fremd iſt, und wer in dieſen Tagen nach Lübek reiſete, iſt nicht arm. Der Vater zahlt, daß iſt gewiß, und ſo ein Biergeld iſt nicht wegzuwerfen, an welchem ihr ja auch euer Theil habt. Laßt mich nur machen.

Der Förſter. Und wenn er nicht zahlt?

Donnerhans. Da wollen wir morgen darüber ſprechen, wenn die Andern dabei ſind, heute iſt's Zeit, ſich aufs Ohr zu legen. Komm Jung, mit mir, wir beide ſchlafen zuſammen.

Dieſe Aufforderung tönte Dietrichen ſo widerwärtig, daß er bitterlich zu weinen anfing, was er bis dahin noch nicht gethan hatte. Er haßte die Thränen, weil ſie ſeiner Meinung nach ein verzagtes Gemüth anzeigten. Aber die Natur war ſtärker als ſein Vorſatz.

Suſe trat ins Mittel. Laßt mir den Knaben, ſprach ſie, ich kann doch nicht zu Bette gehen, weil die Andern noch nicht hier ſind, und ich öffnen muß. Er kann ſich in mein Bette legen.

Donnerhans. Nichts da, du läßt ihn mir entlaufen, er bleibt bei mir.

Suſe. O über die Albernheit! Du weißt, meine Kammer hat kein Fenſter, und nur eine Thüre. Verſchließ die Thüre, und nimm den Schlüſſel mit dir.

Donnerhans. Als ob es keine Nachſchlüſſel gäbe! — Aber ein Herz von Stahl und Eiſen habe ich auch nicht, und im Grunde bin ich ein guter Kerl. Mag ſich das Püppchen im Bette pflegen, wie er's gewohnt iſt; ich lege mich quer vor die Thüre.

Und so geschahs. Dietrich wurde von Susen in die Kammer gebracht, die Hände wurden ihm gelöset, er zog sich aus und legte sich ins Bett, um den noch kurzen Rest der Nacht zu verschlafen. Donnerhans schleppte sich Stroh vor die Thüre, und Schlumper leistete ihm Gesellschaft.

Der Schlaf des Knaben war unruhig, und wurde oft durch das Gelärme der Heimkehrenden unterbrochen. Erst gegen Morgen war er fester eingeschlafen, da ihn in seinem finstern Winkel die Sonne nicht weckte.

Endlich erwachte er, und sah Donnerhans vor seinem Lager stehen, der so eben seine Kleider für gute Prise erklärte. Glücklicher Weise hatte Dietrich die Unterkleider anbehalten, sonst hätte er völlig nackt nicht einmal aufstehen können. Man trug in jenen Zeiten noch keine Hemden und Strümpfe.

Donnerhans brachte ihm Jacke und Beinkleider eines Bauerknaben aus dem schlechtesten Stoffe, die er anlegen mußte. Auch seine Mütze wurde vertauscht. Jene Kleider eines Bauernknaben reichten nicht wie die seinigen bis unter die Fußsohle, sondern nur bis unter die Knie, da auf das Barfußgehen gerechnet war. Er mußte deshalb mit bloßen Beinen in seine kurzen Stiefeln fahren. Darauf führte er ihn in das gestrige Zimmer.

Hier lagen die Tische voll gestohlener Kleidungsstücke und anderer Sachen, welche die Gauner in Lübek sich angeeignet hatten. Fünf bis sechs Kerle besahen sie, und unterhielten sich über ihren Werth. Der Förster saß in einem Großvaterstuhl, und Suse ging ab und zu.

Sie brachte ihm eine Morgensuppe und ein Stück hartes Brod, und nöthigte ihn zu essen. Es schmeckte dem Knaben besser, als zu erwarten war.

Donnerhans zog den Hackmichel herbei, und band ihm den Knaben auf die Seele, weil er jetzt gehen wolle, um den Zettel zu besorgen. Hackmichel setzte sich zu Dietrich, und versuchte zu ihm freundlich zu sein. Dietrich glaubte an der Stimme den Gefährten des Donnerhans zu erkennen, der ihn binden half. Seine Freundlichkeit machte daher auf ihn keinen besonderen Eindruck.

Dietrich hatte durch die körperliche Erholung wieder mehr Muth bekommen. Was über ihn beschlossen war, wußte er nicht. Aber so viel war ihm klar geworden, daß das Weglaufen das Gescheuteste sein würde, was er thun könnte. Vor allem kam

es darauf an, sich draußen umzusehen, und da sein Wächter sich so freundlich stellte, forderte er ihn unter einem Vorwande, den dieser nicht zurückweisen konnte, auf, mit ihm hinauszugehen.

Es geschah, aber nur bis dicht vor die Thüre führte ihn sein Wächter. So lange er sich auch zu verweilen suchte, so bemerkte er doch nichts weiter, als einen hohen Zaun, der das ganze Gebäude umgab, und dicht verschlossen war. Ringsum herrschte die tiefste Ruhe. Zuweilen rasselte die Kette des Hofhundes in der Hütte. Die Bäume des Waldes flüsterten leise, und in der Ferne girrte eine Waldtaube. Nur in einer Ecke lag ein Haufen Reisig, der jedoch nicht zu besteigen schien. Wie es hinter dem Hause aussah, war nicht zu erspähen, und Dietrich hielt es nicht für gerathen, seinen Wächter argwöhnisch zu machen.

Sie kehrten wieder in das Haus zurück. Nachdem Donnerhans eine gute Stunde abwesend gewesen, kam er wieder, und hatte einen Zettel in der Hand. Da bin ich, rief er, und hier ist der Zettel, darauf steht's geschrieben. Die alte Müllersche wird gleich hier sein, und soll ihn nach Lübek tragen. Hundert Schock böhmische Groschen. Aber wie gesagt, den dritten Theil kriege ich, die Hälfte von einem dritten Theile der Hackmichel, und das Uebrige theilen sich die Andern, dabei bleibt's. Ihr Vater Günther seid Zeuge.

Der Förster. Schlecht genug von euch, daß ihr mich in einer solchen Sache zum Zeugen aufruft, da ihr nicht Wort gehalten habt. Mags nun gehn, wie es will, wenn wir auch verrathen werden.

Donnerhans. Alle Wetter! Wie meint ihr das?

Der Förster. Wenn der Knabe zurück gegeben ist, meint ihr denn, daß man nicht nachsuchen wird, in welchem Garne sich der Vogel gefangen?

Donnerhans. Nachsuchen? Hm! — Weiß denn der Bursche, wo er jetzt ist?

Suse. Wie sollt er das wissen. Ist er doch fremd im Lande.

Der Förster. Blutgeld schreit gen Himmel, und der Verräther schläft nicht. Mit gestohlnem Gut ists eine andere Sache. Das schreit nicht; ich will an eurem Gelde keinen Theil haben.

Donnerhans. Meinetwegen. Macht euch jedoch keine Sorge. Sie haben jetzt in Lübek mehr zu thun, als wegen eines kleinen Jungen viele Umstände zu machen. Was ist's denn nun mehr? Wer weiß, wie oft sein Vater es schon auf dieselbe Weise gemacht hat.

Der Förster. Ja, in einer ehrlichen Fehde Einen fangen und dann schätzen, das ist eine andere Sache.

Donnerhans. Wer keine Gewalt anwenden kann, braucht List, das ist der ganze Unterschied. Doch wozu die vielen Worte. Ich geh' in der Nacht, und hole mein Geld, und morgen führe ich den Jungen bis gegen Lübek, und laß ihn laufen.

Der Förster. Nimm dich in Acht, daß man dich dabei nicht kappt.

Donnerhans. Ho ho! Das wird man bleiben lassen. Man weiß, daß das nichts hilft. Denn kein Geld, keinen Jungen.

Ein altes Weib meldete sich. Donnerhans ging hinaus, händigte ihr den Zettel ein, und kehrte dann zurück.

Es kamen ab und zu fremde Kerle, und hatten ihren Verkehr mit dem Förster, oder den übrigen uns schon bekannten Personen.

Man schritt endlich zum Mittagsessen, das dürftig genug war, und ohne alle Umstände von jedem eingenommen wurde, wo er sich gerade befand. Auch Dietrich erhielt durch Suse sein Theil, und der Hunger würzte die Kost. Dafür war das Bier um so besser.

Bald nach Tische zogen die Männer fast alle ab, auch der Förster. Nur Donnerhans, Hackmichel und Suse blieben zurück. Nach einigen Stunden hatte Donnerhans keine Ruhe mehr. Ich muß nach Lübek, sprach er, und vorläufig sehen, welche Anstalten gemacht werden. Geht alles gut, so bin ich ein Paar Stunden nach Mitternacht wieder hier, und dann klimperts. Man kann indessen doch nicht wissen, wie der Teufel sein Spiel treibt. Sollte ich morgen um diese Zeit nicht hier sein, dann ist's nicht richtig. Dann, Hackmichel, dann nimm den Jungen mit dir in den Wald, und — (mit der Pantomime des Halsabschneidens hinter Susen) — und laß ihn laufen. Dietrich hatte den Sinn der Worte wohl begriffen.

Er ging. Dietrich stieg auf einen Schemel, und legte den

Kopf an die Oeffnung des kleinen Fensters, welches innerhalb des größeren Fensters geöffnet war, dessen runde gegossene Scheiben keine Durchsicht gestatteten, wenn sie auch dem Lichte den Durchgang nicht verwehrten. Deshalb war ein Kuckfenster angebracht, das sich leicht öffnen ließ, und im Sommer stets offen stand. Hackmichel saß nicht weit davon hinter dem Tische und einer Kanne Bier in tiefem Sinnen, die Augen fest auf Dietrich geheftet. Suse griff auf der Ofenbank nach der Spindel, und fing an sie zu drehen. Sie schien einen höchst langweiligen Nachmittag abspinnen zu wollen, und bald zeigte ihre wankende und nikkende Bewegung, daß sie vor dem Eingange in das Land der Träume stand. Nur die um Dietrich's Kopf summenden Fliegen unterbrachen die tiefe Stille.

Plötzlich schlug der Hofhund stark an, und wollte sich nicht wieder zufrieden geben. Gleich darauf wurde mehrmals gegen die Hofthür gepocht. Suse ermunterte sich, und ging hinaus zu öffnen. Nachdem sie zur Pforte hinausgesehen, machte sie Anstalt, den Thorweg zu entriegeln. Dietrich lauschte aufmerksam, denn es schien ihm, als ob etwas zu Benutzendes sich vorbereite.

Der Thorweg war geöffnet. Ein terminirender Bettelmönch mit Quersack und einem Esel, zu dessen beiden Seiten Körbe hingen, und der deshalb durch die gewöhnliche schmale Thüre nicht einpassiren konnte, zeigte sich, und mühte sich ab, seinen Esel auf den Hof zu treiben, wozu dieser aber nicht die mindeste Lust zu haben schien. Er stemmte sich, so sehr er es vermochte, und schlug hinten aus, wahrscheinlich des Hundegebelles wegen. Endlich erschien noch eine Bauersfrau mit einem Jungen, beide mit Kiepen auf dem Rücken, und ihren vereinigten Anstrengungen gelang es, den Esel auf den Hof vor dem Hause zu bringen. Man ließ ihn vor der Hausthür stehen, und Dietrich bemerkte mit freudiger Bestürzung, daß der Thorweg offen blieb.

Der Mönch trat in die Stube mit Susen. Gelobt sei Jesus Christ, sprach er, und ohne den Gegengruß: in Ewigkeit, zu beachten, fuhr er fort: Gute Tochter, hast du einen Krug Bier für einen alten Diener Gottes und einige Lebensmittel für sein Kloster, so wird's dir der heilige Franciscus zeitlich und ewiglich gesegnen. Er setzte sich sodann ohne Weiteres zu Hackmichel, ohne Dietrich zu beachten, und fing mit diesem an, über den Empfang des Kaisers in Lübek zu sprechen, indem er ihn mit

großer Neugier fragte, wie es dabei hergegangen. Er war sehr redselig und sprach sehr lebhaft. Die Bauerfrau war mit ihrem Knaben ebenfalls in die Stube getreten, und beide stellten ihre Kiepen auf die Erde. Sie trugen Speck, Käse, Butter, Würste und andere Lebensmittel auf dem Lande umher, an welchen es in kleinen Wirthschaften leicht gebricht, und Suse war beschäftigt, mit der Frau einen Handel zu machen. Der Knabe, von der Größe Dietrich's, stand daneben, und horchte theilnehmend zu. Es war offenbar Mutter und Sohn. Er hatte nur eine Unterjacke an; seine Oberjacke hatte er der Wärme wegen ausgezogen und über seine Kiepe gedeckt.

Der Handel war endlich geschlossen, und Suse verlangte, daß die Frau die Kiepe nach dem Hinterzimmer bringen, und die gekauften Sachen hier auspacken sollte. Mutter und Sohn faßten gemeinschaftlich an, und trugen sie hinaus. Suse begleitete sie.

In diesem Augenblick rief Dietrich am Fenster: der Esel ist ausgerissen. Der Mönch sprang auf und zum Fenster, er drängte Dietrich zurück, blickte hinaus, und sprach ängstlich zu Hackmichel: O lieber Sohn, du bist nicht so müde als ich, erwirb dir ein Gotteslohn, und hol mir den Esel wieder. Dem Thier verlangt's mehr nach dem Kloster, wie mich. Lauf schnell, der heilige Franciscus stehe dir bei.

Hackmichel hatte sich schnell erhoben, und war schon hinaus, als der Pater, ihm folgend, ihm die letzten Worte vor der Thür nachrief. Dietrich benutzte den Moment. Rasch zog er seine graue Jacke aus, und die blaue des Knaben an, indem er seine an die Stelle legte. Dann drückte er die Mütze auf den Kopf und sprang hinaus.

Er warf einen schnellen Blick rechts, wo der Esel hingelaufen war, und sah Hackmichel in der Ferne, dessen Kopf so eben hinter einer Erhöhung des Weges verschwand. Schnell bog er links ein, und suchte das dickste Gebüsch auf, das er finden konnte indem er möglichst bemüht war, die eingeschlagene Richtung beizubehalten. Was seine Kräfte und die Unebenheit des Bodens nur zuließen, leistete er, bis er endlich, von Schweiß triefend und ohne Athem, genöthigt war, etwas langsamer zu gehen. Er lief, ohne irgend einen Weg, einzig und allein zunächst sich von dem gefürchteten Hause so weit als möglich zu entfernen. Zwar hatte

er einmal einen Fußsteig durchkreuzt, allein er fürchtete, auf ihm einem der Bande zu begegnen, und folgte ihm nicht.

Schon mochte er in dieser Richtung eine halbe Stunde fortgerannt sein, als der Wald sich zu lichten begann. Bald nachher stand er am Saume eines breiten Moors, das sich vor ihm ausdehnte. Ueber dasselbe zu gehen, schien in zwiefacher Hinsicht gefährlich. Er wollte es deshalb umgehen, und schritt am Rande hin. Aber es zog sich weit fort, und endlich gelangte er an einen ziemlich breiten Fluß, über welchen nicht hinüber zu kommen war. Nachdem er eine Zeitlang an ihm entlang gegangen war, überzeugte er sich, auf diesem Wege nicht weiter kommen zu können, und entfernte sich von ihm, indem er sich links in den Wald zog. Endlich lichtete sich der Wald wiederum etwas, und in der Entfernung von einigen hundert Schritten lag ein Haus.

Aber wer beschreibt sein Entsetzen, als er gewahr wurde, daß es eben das Haus sei, dem er vor etwa drei Viertelstunden entsprungen war. In diesem Augenblicke öffnete sich der Thorweg, und der Pater trieb seinen Esel heraus. Dietrich gewahrte, daß der Pfad, den er einschlug, nahe an seinem Standorte vorüber führte.

Rasch sprang Dietrich zwischen die Gebüsche und in der Richtung des Weges vorwärts. Nachdem er sich weit genug entfernt hatte, um das Haus nicht mehr zu sehen, überlegte er, was zu thun sei, und beschloß endlich das Wagniß, sich dem Mönche anzuschließen. Kaum durfte er fürchten, von ihm verrathen zu werden, auch war es nicht wahrscheinlich, daß man ihn von des Mönches Seite reißen würde. Er bog daher in den Weg ein, und ging so langsam, daß der Mönch ihn einholen mußte. Nach einer Viertelstunde waren beide beisammen. Wohin des Weges, mein Sohn? rief der Pater.

Dietrich. Nach Lübek, guter Vater.

Der Mönch. Auf diesem Wege nach Lübek? Woher kommst du denn?

Dietrich. Von Quitzhövel.

Mönch. Hab ich doch den Namen niemals gehört. Das ist wohl nicht in der Nähe?

Dietrich. Nein, und ich weiß daher nicht, ob ich auf dem rechten Wege bin.

Mönch. Ja, das wissen die Menschen, wenn sie nicht im

Kloſter leben, ſelten. Aber die Kloſterleute ſind beſtimmt, Andern den Weg zu zeigen. Drum komm nur mit, mein Sohn, wir kommen auf einen Weg, der gerade nach Lübeck führt. Aber du gehſt ſo allein nach Lübek?

Dietrich. Warum nicht. Wer wird mir was thun?

Mönch. Nun höre mein Sohn, allzu ſicher iſt es in dieſer Gegend nicht. Da in dem Hauſe, wo ich geweſen bin, und du wohl vorbei gekommen biſt, ſchien auch nicht alles richtig zu ſein. Ich habe nur nicht recht dahinter kommen können. Aber es war einer weggelaufen, der auch wohl nicht dahin gehörte.

Dietrich. Wer war es denn?

Mönch. Ja, wenn ich das wüßte! — Ich konnte aus dem Menſchen nichts herauskriegen. Er fluchte nur, ſah ganz verſtört aus, und ſprang dann fort.

Dietrich. Der Weggelaufene?

Mönch. Nein, der andere, der ihn wohl verwahren ſollte. Vielleicht begegnen wir ihn noch, dann will ich ihn dir zeigen.

Dieſe letzte Nachricht war Dietrich ſehr unangenehm, ſo lieb es ihm auch war, von dem Mönche nicht erkannt zu werden. Er konnte es nicht laſſen, ſich oftmals umzuſchauen.

Mönch. Wonach ſiehſt du dich ſo viel um?

Dietrich. Ihr habt mich bange gemacht, guter Vater. Wenn nun wir hier aufgefangen würden?

Mönch. O nein, wir ſind ſicher. Die Diener der Kirche ſind nicht anzutaſten', ohnehin ein Bruder von einem ſo armen Orden, als der unſrige. Und doch iſt er der beſte, denn das Terminiren iſt eine angenehme Sache, beſonders im Sommer.

Der Mönch hörte ſobald noch nicht auf, ſeinen Orden zu loben, und wenn auch ſeine Neugier oft Dietrichen in Verlegenheit ſetzte, ſo bauete ſie ſich immer durch ſeine Redſeligkeit ſofort ihren eigenen Damm. Dietrich's aufmerkſames Zuhören hatte zuletzt ſein ganzes Herz gewonnen. Da ertönte in der Ferne ein eigenes Geklingel, von Peitſchenknallen unterbrochen, und geradeaus des Weges ſah man einen Frachtwagen vorüberfahren, dem ein zweiter, dritter, und ſo fort, folgten.

Das trifft ſich gut, ſprach der Mönch', und ſchlug ſeinen Eſel. Spute dich, mein Jüngchen, daß wir hinkommen, da fährt eben ein Zug Frachtwagen nach Lübek. Man ſchritt zu, und bald befand man ſich auf der Landſtraße, und beeilte ſich nun,

den Zug einzuholen. Nach kurzer Zeit hatte man die den letzten Wagen begleitende Mannschaft erreicht.

In jenen Zeiten fuhren die Frachtwagen fast niemals einzeln, sondern stets in ansehnlicher Zahl. Die Frachtfuhrleute theilten sich in zwei Theile, deren einer beim ersten, der andere beim letzten Wagen blieb, um gegen Angriffe einigermaßen gerüstet zu sein, weshalb auch der erste und letzte Wagen die nöthigen Waffen enthielten.

Der Pater bat die Fuhrleute, seinen jungen Schützling mit nach Lübek zu nehmen, und ihn sich empfohlen sein zu lassen. Sie fanden sich willig und er ertheilte ihnen seinen Segen und lenkte seitwärts vom Wege ab, indem er Dietrichen noch besonders segnete.

Tief schnitten die schweren Wagen in den Sand ein, und nur im langsamen Schritte bewegte sich der Zug vorwärts. Bald trat man aus dem Walde, und die Thürme von Lübek lagen vor ihnen, die Sonne ging eben unter.

Dietrichen klopfte das Herz bei diesem Anblick, und seine Sehnsucht hätte gern die riesigen Wagen beflügelt. Sein Herz eilte weit den langsam schreitenden Beinen voraus.

Schon glänzte eine ziemliche Zahl von Sternen am Himmel, als man die einzeln gelegenen Häuser des nahe vor Lübek liegenden Dorfes Kahlhorst erreichte. Die Feuer in den Kaminen hatten bereits seit längerer Zeit traulich durch die Fenster in die Ferne geleuchtet.

Plötzlich fühlte sich Dietrich ergriffen, und die Augen wurden ihm zugehalten. Er schrie laut auf, doch im nämlichen Augenblicke kreischte er vor Freude, denn Dietrich Schwalbe, seines Vaters Knecht, hielt ihn in seinen Armen, und gebehrdete sich ganz närrisch vor Vergnügen. Dietrich dankte den Fuhrleuten, und ging mit dem Knechte auf die Seite, um ihm kurz zu erzählen, wie es ihm ergangen. Nur erst hier ins Haus, rief Dietrich Schwalbe, wir dürfen uns hier draußen nicht lange zeigen. Er zog ihn hinein, und in der Stube fand er noch zwei Knechte seines Vaters, die mit freudigem Schreck ihm entgegen sprangen. Wir sind auf der Jagd, sprach Schwalbe, euer Herr Vater ist auch hier, aber wir werden jetzt nicht zu ihm kommen können.

Da erscholl der Ton eines Hornes. Nun ist's Zeit, rief Schwalbe, Junker nun kommt, aber ganz still und immer dicht

neben mir, wir wollen eure Räuber fangen. Nun soll es noch einmal so gut gehen.

Die Knechte schritten sacht zur Thür hinaus, und so leicht wie möglich durch das finstre Dorf, bis zum Ende desselben gegen Lübek hin. Zwischen hier und Lübek, dessen Mühlenthor etwa 500 Schritte entfernt war, erhob sich auf niedrigem Hügel ein Crucifix. Rechts lagen noch mehrere vereinzelte Häuser. Die Knechte schlichen sich in die nächsten Gehöfte, und schaueten behutsam über die Zäune nach dem Crucifixe hin.

Es war sternhell, und obgleich man Niemanden erkennen konnte, so war es doch möglich, sobald die Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, zu bemerken, ob Jemand auf dem freien Felde ging oder stand. Niemand sprach ein Wort. Von Zeit zu Zeit kamen Leute aus der Stadt des Weges daher, und begrüßten vorübergehend das Crucifix, einige knieeten auch davor nieder, und gingen nach kurzem Gebete weiter.

Es wurde immer dunkler, und Dietrich hatte nur so viel begriffen, daß man das Crucifix genau bewachte. Er ließ es, durch eine Lücke im Zaune beobachtend, ebenfalls nicht aus den Augen. Doch schien sich die Sache lange hinzuziehen; denn schon hörte man die Wächter in der Stadt die zehnte Stunde abrufen. Rings um trat immer größere Stille ein, und in den Bauerhütten war das Feuer längst erloschen. Man hörte ein fallendes Blatt.

Diese ängstliche gespannte Stille mochte wieder eine halbe Stunde gedauert haben, da schien es, als ob eine menschliche Gestalt quer über das Stoppelfeld dem Crucifixe zuwankte. Sie stand von Zeit zu Zeit horchend still. Mitunter war es, als ob sie verschwände. Endlich gewahrte man sie, wie sie gebückt das Crucifix umschlich und umher tappte. Da erscholl wieder ein Ton des Hornes, und augenblicklich sprangen die Knechte über den Zaun. Von allen Seiten stürzten sie auf das Crucifix zu. Indessen war der Kerl in demselben Moment, wo er das Horn hörte, aufgesprungen, und pfeilschnell davon gerannt. So sehr sich die Knechte müheten, behielt er doch seinen Vorsprung, indem er den Weg seitwärts über das Feld zurückgenommen, den er gekommen war. Aber er fiel, und ehe er sich aufgerafft hatte, ward er festgehalten und gleich darauf umringt. An Entkommen war nicht mehr zu denken. Man band ihm die Hände auf den Rücken, und die Beine in der Weise, daß er nur kurze Schritte ma-

chen konnte. Dietrich, der nicht so schnell hatte folgen können, erreichte jetzt den Haufen.

Ein Knecht hatte eine mitgebrachte Fackel angezündet, und Ritter Cuno trat auf den Räuber zu.

Cuno. Wo hast du, Kerl, den Knaben, den du geraubt hast?

Donnerhans. Wer sagt euch, daß ich einen Knaben geraubt habe? Warum überfallet ihr mich? Was wollt ihr von mir?

Cuno. Ohne viele Umstände; hast du nicht das Geld am Crucifixe dort geholt?

Donnerhans. Was weiß ich von eurem Gelde. Ich habe kein Geld. Zeigt mir doch, wo ich's habe?

Er hatte in der That nichts. Cuno ließ es suchen, und der Beutel wurde nicht weit vom Crucifixe gefunden, wo es der Räuber offenbar hingeworfen hatte, um leichter zu entkommen. Er wollte nun das Geld dort zufällig entdeckt haben, von dem Zettel und dem Knabenraub aber nichts wissen.

Cuno. Nun denn, so muß man dir in der Stadt die Künste abfragen. Führt ihn zum Thore.

Donnerhans. Was wird euch das helfen. Habt ihr einen Knaben verloren, werdet ihr ihn dadurch nicht wieder bekommen, daß ihr einen armen unschuldigen Kerl quält.

Cuno. Morgen wird sich das Uebrige finden; führt ihn fort.

Donnerhans. Halt! Ich will's nur gestehen; ich weiß, wo der Knabe ist; daraus folgt aber nicht, daß ich ihn gestohlen habe. So viel aber ist gewiß, daß, wenn ihr mich nicht laufen laßt, und ich nicht noch heute zu Hause komme, der Knabe morgen nicht mehr lebt. Darum haltet mich nicht auf, wenn ihr es mit dem Knaben gut meint. Jeder versäumte Augenblick kann ihm den Tod bringen, und er wird nicht wieder lebendig, wenn ihr mich auch martern und hängen lasset.

Cuno wurde schwankend und verlegen. Wo ist der Knabe, rief er.

Donnerhans. Gut verwahrt und bewacht, an einer Stelle, wo ihr ihn nimmer finden werdet, am wenigsten, wenn ihm die Kehle abgeschnitten und er eingebuddelt ist. Aber keine Marter wird mich dahin bringen, die Stelle zu verrathen. Hofft nicht, ihn anders wieder zu kriegen, als wenn ihr mich mit dem Gelde laufen lasset. Seht, der Mond geht schon unter, und es ist keine

Zeit zu verlieren. Ich sage euch, ich muß noch in dieser Nacht sein Gefängniß erreichen, sonst lebt er morgen nicht mehr. Habt doch ein menschliches Herz, wenn auch nicht gegen mich, obgleich ich euch nichts zu Leide gethan, so doch gegen euer Kind.

Dietrich wollte sich zu seinem Vater drängen, aber Schwalbe hielt ihn zurück und flüsterte: Noch nicht!

Cuno. Und welche Gewißheit giebst du mir, daß ich mein Kind zurückerhalte, wenn ich dich laufen lasse?

Donnerhans. Wenn ihr mich mit dem Gelde laufen lasset, bringe ich euch morgen selber den Knaben, dafern ihr mir euer ritterliches Wort gebt, daß ich es sonder Gefährde thun kann.

Cuno. Das sollst du erhalten, und ich verspreche dir, es soll dir nichts geschehen, wenn ich mein Kind wieder bekomme. Das Geld aber erhältst du erst, wenn du mir den Knaben wieder bringst. Wann gedenkst du hier zu sein?

Donnerhans. Morgen um Sonnenuntergang, hier auf der nämlichen Stelle.

Cuno. Zugestanden. Bindet ihn los und laßt ihn laufen.

Halt, schrie Dietrich Schwalbe, übereilt euch nicht, Herr Ritter, der Spitzbube kann seine Beine schonen. Da, hier habt ihr, wonach euer Herz sich sehnt.

Dietrich flog an seines Vaters Brust, der anfangs in seiner Kleidung ihn nicht wieder erkannte, und ihn dann sprachlos ans Herz drückte. Verwundert standen die Knechte, und staunten ihn an, wie eine Geistererscheinung, kaum wissend, ob sie ihren Sinnen trauen sollten. Vielleicht hätte der Gauner die allgemeine Ueberraschung benutzt, wäre er selber nicht so erschrocken gewesen, daß er an allen Gliedern zitterte. Vergebens würden wir es versuchen, die Freude des Vaters zu malen, vergebens die des Sohnes zu schildern. Endlich machte sich das Gefühl in Worten Luft, und bald war Ritter Cuno in kurzen Worten von der Hauptsache unterrichtet.

Donnerhans hatte endlich auch wieder Worte erhalten, und brach in einen Strom gräßlicher Verwünschungen aus.

Cuno wandte sich endlich zu ihm, mit den Worten: Wie nun, Schuft? — Du bist also doch der Räuber meines Kindes? Was meinst du wohl, daß mit dir nun geschehen werde?

Donnerhans. Verfluchte Geschichte. Herr ihr müßtet Mitleiden haben mit einem armen Teufel, der erst Pardon er-

hält, und dem gleich darauf der Galgen gezeigt wird', und wenn ihr ein ſteinern Herz im Leibe hättet.

Cuno. Kann ein Menſch wie du von Mitleiden ſprechen? In Lübek werden ſie dir ſagen, was du verdient haſt. Führt ihn fort.

Donnerhans. Verflucht, daß ich nicht that, wie der alte Günther ſagte. Aber halt, Herr Ritter, — wie iſt mir denn? Ihr brecht euer Wort.

Cuno. Wie das?

Donnerhans. Ihr habt geſagt: es ſoll mir nichts geſchehen, wenn ihr euer Kind wiederbekommt. Jetzt habt ihr es ja.

Cuno. Habe ich die Worte geſagt?

Die Knechte. Ja, Herr Ritter.

Donnerhans. Ein ehrlicher Ritter hält ſein Wort.

Cuno. Daran ſollſt du mich nicht zweimal mahnen, und ein klügeres Wort iſt noch nicht aus deinem Munde gekommen. Es rettet dir den Hals. Bindet ihn los und laßt ihn laufen; aber komm mir nicht zum zweiten Male unter die Klinge.

Ritter Cuno wandte ſich mit Dietrich unter Voraustritt des Fackelträgers der Stadt zu. Die Knechte banden Donnerhans Beine und Hände los, zogen ihm einige Hiebe über den Rücken, und dieſer lief, was ſeine Beine laufen konnten.

In der Herberge und bei Cuno's Freunden erregte das Wiedererſcheinen Dietrich's eine große Freude. Cuno beſchenkte ſeine und die Putlitz'ſchen Knechte, die dabei geholfen, ſehr anſehnlich, und gab am nächſten Abend ſeinen Freunden ein ſtattliches Bankett in der Herberge.

Die Art, wie ſich Dietrich in der Sache genommen, gereichte ſehr zu ſeiner Zufriedenheit. Merke dirs, Dietrich, ſprach er; die Gelegenheit kann auch ein Eſel geben, aber ein geſcheidter Menſch iſt es, der ſie benutzt. Dietrich merkte ſich den Spruch für ſein ganzes Leben, und in wiefern er danach handelte, wird ſich weiterhin zeigen.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

In Lübek hatten sich unterdeß Festlichkeiten an Festlichkeiten gereihet. Ritter Cuno aber hatte in beiden verflossenen Tagen sich ihnen beinahe ganz entzogen. Jetzt nahm er um so lebendiger Theil. Der Kaiser hatte den Herzog Albert von Lüneburg hier belehnt [1]), und dieser gab an dem Tage ein großes Fest. Aber er versäumte darüber nicht den Zweck seiner Reise, und suchte sich die Lübeker auf alle Art zu befreunden. Beiden Theilen lag daran, sich gegenseitig Zugeständnisse zu machen, und wie die Hände am schnellsten rein werden, wenn eine die andere wäscht, so gingen die Verhandlungen ungemein glatt. Der Kaiser titulirte in den Verhandlungen mit dem Rathe die Rathsmitglieder Herren. Sie sprachen demüthig, „der Kaiser habe ihnen zwar bereits vor Jahren in Nürnberg diesen Titel, wie jetzt in Lübek, gegeben, allein sie müßten bemerklich machen, daß sie keine Herren wären." Der Kaiser aber erwiederte: „Ihr seid Herren. Die alten Register der Kaiser weisen aus, daß Lübek eine von den fünf Städten ist, denen von den Kaisern und ihrem Rathe der Name der Herrschaft gegeben wird, und wo sich der Kaiser befindet, können sie in des Kaisers Rath gehen." Diese fünf Städte waren Rom, Venedig, Pisa, Florenz und Lübek [2]).

Nicht so günstig wurden die Hamburger behandelt. Der Graf von Holstein verklagte Hamburg vor dem Kaiser, daß es ihm, als seinem geborenen Herrn, den gebührenden Gehorsam verweigere. Die Hamburger Abgeordneten entgegneten, daß ihre Stadt von den Kaisern mit vielen Privilegien begnadigt sei, besonders durch Friedrich I., weshalb sie sich als Reichsunmit-

---

1) Dettmar, Chronik, I. S. 300.

2) ibid. S. 301.

telbare bisher, wie Lübek, betrachtet hätten. Wollte aber des Kaisers Majestät darüber etwas Anderes bestimmen, so würden sie wissen, sich willig darin zu schicken. Nach mehrfachen Diskussionen gebot der Kaiser denen von Hamburg, daß sie fortan dem Grafen von Holstein als ihrem geborenen Herrn unterthan sein sollten, jedoch mit der Maaßgabe, daß sie im Besitze und Genusse ihrer Freiheiten und Privilegien, mit welchen sie durch die Kaiser begnadigt worden wären, verblieben, und ihrer durch den Grafen von Holstein nicht beraubt würden. Die Hamburger waren mit dieser Sentenz sehr unzufrieden. Als die Abgeordneten nach Hause kamen, und sie bekannt gemacht hatten, warfen die Hamburger die Rolandsstatue ab, welche als ein Zeichen der Freiheit an der Brücke stand, die noch lange nachher die Rolandsbrücke genannt wurde [1]). — Bei der bekannten Rivalität zwischen Hamburg und Lübek muß das Benehmen des Kaisers den Lübekern ungemein geschmeichelt haben.

Zehn Tage waren hingegangen in einer Freude und Herrlichkeit, wie sie Lübek bis dahin noch nicht gesehen hatte. Der Kaiser dankte der Stadt für alle ihm erwiesene Ehre, und hatte sie mit mannigfachen Gerechtigkeiten und Privilegien begnadigt. Er zog mit großen Ehrenbezeugungen wieder zum Burgthore hinaus, und äußerte draußen den Wunsch, daß man das Thor, zu welchem er hinausgeritten, zumauern möchte, wozu der Rath sofort den Befehl ertheilte, obgleich das Dom-Capitel dies sehr ungern sah, da es dadurch von neuem in Hader mit dem Rathe zu Lübek wegen des Zolles und Dammes verwickelt werden mußte, der schon vor Zeiten bestanden hatte [2]).

Auch unsere Ritter verließen nun Lübek, und kehrten heim. Doch verweilen wir nicht bei ihrer Reise, weil dabei nichts Bemerkenswerthes vorfiel.

Das Jahr verging unsern jungen Leuten in Quitzhövel in den gewöhnlichen Beschäftigungen. Ritter Cuno hatte einige Strauße auszufechten, und erwarb sich in ihnen neuen Ruhm und neue Ehre. Den Winter hindurch beschäftigte vorzugsweise die

---

1) Chronik des Reimar Kock bei Grotuff, Thl. I. S. 485. Diese bis jetzt kaum beachtete Stelle ist für die noch immer streitige Bedeutung der Rolandssäulen von Wichtigkeit.

2) Ebendas. S. 485, 486. Diese Stelle ist wegen der streitigen Ansicht über die in vielen Städten zugemauerten Thore ebenfalls von Wichtigkeit.

Jagd. Besuche und kirchliche Feste brachten in das eintönige Leben einige Abwechselung.

Im Frühjahre von 1376 kam Busso v. Putlitz mit seinem Sohne Caspar auf einige Wochen nach Quitzhövel zum Besuch. Der Pfarrer des Ortes, der sich schon lange mit dem Gedanken herumgetragen hatte, die Glocken seiner Kirche zu taufen, kam auf den Gedanken, seine Anwesenheit zu benutzen und jetzt mit der Sache vorzuschreiten. Diese Glockentaufe war damals sehr in Schwung gekommen, und fand bei den Geistlichen großen Beifall, weil sie eine schöne Gelegenheit darbot, sich eine Einnahme zu verschaffen. Vor sechs Jahren, 1370, als Dietrich Mann zum Bischof von Havelberg gewählt wurde, hatte er sofort am Tage Mariä Himmelfahrt alle Glocken der Havelbergischen Domkirche geweihet [1]), wobei die Herren v. Putlitz und v. Quitzow ebenfalls zu Gevatter gebeten und ein Ansehnliches an Pathengeld gegeben hatten. Es war daher nicht zu verwundern, wenn die ihm untergeordneten Ortspfarrer seinem Beispiele folgten.

Man befand sich im Maimonat, und der Pfarrer kündigte das Fest für den nächsten Sonntag am ersten Pfingstfeiertage (1. Juni) an. Als Taufzeugen wurden von ihm persönlich der Herr v. Putlitz und dessen Sohn, so wie die ganze Quitzow'sche Familie eingeladen. Nächstdem aber versäumte er nicht, Einladungsschreiben an alle Besitzer von Gütern in der ganzen Umgegend, so wie an den Bischof und das Dom-Capitel zu Havelberg ergehen zu lassen. Man konnte auf dem Quitzow'schen Schlosse sich eines großen Besuchs gewärtigen, denn die meisten der Geladenen sprachen ohne Zweifel dort ein, und die gastfreundschaftlichen Verhältnisse geboten, dabei nicht zu knausern. Auf die Geistlichkeit in Havelberg durfte man jedoch nicht rechnen, da diese am Feste selber beschäftigt war.

Der Heiligabend, damals die Vigilie genannt, war gekommen. Von allen Seiten schleppten die jungen Burschen, wie es das Pfingstfest verlangte, Maien, nämlich Birkenzweige, herbei, ja ganze Birkengebüsche. Die Mädchen waren nach den Gewässern geeilt und schnitten Kalmus, und ruheten nicht, bis sie mit vollen Schürzen heimkehren konnten. Alle Backöfen im Dorfe rauchten, denn überall wurde Pfingstkuchen gebacken, vor Allen

---

[1]) Küsteri, Opusc. hist. marchic. Tom. II. XIII. p. 71. p. XVIII. p. 72.

ſtrengte ſich die Köchin des Pfarrers an, den etwa ſich einfindenden, auf der Pfarre vorſprechenden Gäſten etwas Gutes vorſetzen zu können. Auf allen Höfen ſchrieen Hammel, Schweine, Enten, Hühner, welche die Männer und Weiber ſchlachteten, denn überall iſt ein Feſttag der Menſchen ein Trauertag für die Thiere, und die Thierwelt muß durch große Opfer die Freude des Menſchen erkaufen. Die Kirche und alle Wohnungen wurden feſtlich mit Maien ausgeputzt, daß ſie ſämmtlich einem Luſtgebüſche glichen, der Fußboden wurde ſorgfältig gekehrt, und mit weißem Sande und zerſchnittenem Kalmus zierlich beſtreut. Die ſchönſten Blumen des Feldes wurden zu Kränzen geflochten, welche die Wände der Kirche und der Wohnungen ſchmückten, oder in Gefäßen mit Waſſer geſtellt und auf den Altar wie auf die Fenſter geſetzt wurden. Dieſelben Vorkehrungen hatte man auf der Burg getroffen, nur daß die Maien auch von der äußeren Umkränzungsmauer und von der Zinne herabweheten. Mit Sonnenuntergang wurde das Feſt eingeläutet, und hierauf fingen die Kirchenglocken an zu beiern, d. h. man ſchlug mit dem Klöppel abwechſelnd die eine und dann die andere Glocke in rhytmiſcher Folge und mit allen möglichen Abwechſelungen, wie ſie die Phantaſie der Dorfjungen nur zu erfinden vermochte; ihnen war es überlaſſen, das Beiern zu beſorgen, womit ſie ſich denn die ganze Nacht vergnügten. Durch die Stille der warmen Juninacht tönte dann das Gebeiere von allen umliegenden Dörfern herüber, und forderte zu neuem Wetteifer auf.

Schön geſchmückt, mit Sträußen von wohlriechenden Kräutern verſehen, verſammelte ſich die Gemeinde in der Kirche, um die Meſſe anzuhören, und durch die grünen Maien zog der Weihrauchdampf wie eine Wolke, aus welcher die Herrlichkeit des Herrn vom feſtlich geſchmückten und reich mit Lichtern beſetzten Altare hernieder leuchten wollte. Diesmal war die Gemeinde beſonders feſtlich; denn die eingeladenen Gäſte befanden ſich ſtattlich geputzt ebenfalls in der Kirche. Der Geruch des Kalmus, der Maien und des Weihrauchs gab vereinigt einen ſo durchdringenden Duft, daß nur ſtarke Nerven ihn auf ſo lange Zeit ertragen konnten. Aber er war von ſo eigenthümlicher Art, daß ſich der kirchliche Geruch des Pfingſtfeſtes von dem eines jeden andern ſpecifiſch unterſchied. Mit dem Gedächtniſſe ſteht kein Sinn in ſo nahem

Zusammenhange, als der des Geruchs, und die Kirche verschmähete es nicht, durch ihn auf das erstere zu wirken.

Nach geendigtem Gottesdienste fing das Fest der Glockentaufe an. Der Pfarrer bestieg die Kanzel und setzte auseinander, wie es ein gottgefällig Werk sei, die Glocken zu taufen, welche die Gläubigen zum Tempel des Herrn riefen. Das Geläute solcher Glocken, welche das Kind zur Taufe, das Brautpaar zum Ehebunde, den Todten zum Grabe zu leiten habe, sei kräftiger, als das der ungeweiheten. Solche Glocken entzündeten in den Gemüthern der Menschen weit innigere Andacht, vertrieben weit kräftiger durch ihr Läuten das Gewitter, thäten sogar der Feuersbrunst Einhalt, und vertrieben Teufel, Gespenster und was damit zusammenhinge, wie denn sehr viele aus demselben Grunde auch die Schlangen vertrieben und keine gefunden würden, so weit man den Schall der Glocken hören könne. Dies sei von vielen Gegenden bekannt; z. B. vom Dorfe Stremmen, nicht weit von Beeskow, so wie auch vom Dorfe Trebatsch in derselben Gegend wisse man gewiß, daß man keine Schlangen finde, so weit der Ton der großen Glocke reiche. Dasselbe sei mit Wrietzen und Bernau der Fall, desgleichen mit Prenzlau in der Ukermark, und mit Stargard in Pommern [1]), genug so oft, daß man nicht daran zweifeln könne. Solchen Segen nun auch der Quitzhövelschen Gegend zuzuwenden, wolle er nunmehr die Glocken der Dorfkirche weihen.

Die Gemeinde und alle eingeladene Gäste bildeten nun eine Processsion mit Lichtern und Fahnen, und zogen dreimal auf dem Kirchhofe um die Kirche. Dann wurde Halt gemacht, und der Pfarrer ließ einen Weihkessel mit Weihwasser vor sich hinsetzen, und davor das Crucifix. Hierauf überreichte ihm der Sacristan Salz, und der Geistliche weihete dasselbe zum heiligen Gebrauche in folgender Art, wobei wir das Kreuzschlagen durch Kr. andeuten, und die lateinisch gesprochenen Worte deutsch hersetzen wollen. Er hielt seine Hände über das Salz und sprach: Ich beschwöre dich, du Geschöpf des Salzes, im Namen Gottes des Vaters des Allmächtigen (Kr.) und in der Liebe Jesu Christi (Kr.), und in der Kraft des heiligen Geistes (Kr.). Ich beschwöre dich durch den lebendigen Gott (Kr.), durch Gott (Kr.),

---

[1]) Beckmann, Beschreib. d. Märk, Thl. III. Kap. III. S. 833, 834.

der dich zum Schutz des menschlichen Geschlechts erschaffen, und dem zu dem Glauben gekommenen Volke durch seine Diener zu heiligen geboten hat, daß du im Namen der Heiligkeit gemacht werdest zu einem heilsamen Sacrament, um den Feind zu vertreiben. Darum bitten wir dich, Herr unser Gott, daß du dieses Geschöpf des Salzes heiligest (Kr.), und segnest (Kr.), damit es allen, die es empfahen, werde eine heilsame Arzenei, die in ihrem Eingeweide bleibe, in eben dieses Herrn Jesu Christi Namen, welcher wird kommen zu richten die Lebendigen und Todten, und die Welt durch's Feuer. Amen [1]).

Es war dies der Segen, durch welchen das Salz zu jedem heiligen Gebrauche geweihet wurde, weshalb einige Worte unpassend waren. Die Zuhörer verstanden sie jedoch nicht, und betrachteten das Ganze mehr als eine Zauberformel.

Hierauf nahm er das Salz, sprengte es kreuzweise in das Weihwasser, und sprach: Diese Vermischung des Salzes und Wassers werde ein heilsam Sacrament im Namen des Vaters (Kr.) und des Sohnes (Kr.) und des heiligen Geistes (Kr.) [2]).

Hierauf stieg der Pfarrer mit dem Salzwasser auf den Thurm, in welchem so viel wie möglich alles, was sonst die Glocken von Außen verdeckte, weggenommen war. Die eingeladenen Pathen aber wurden durch den Sacristan ersucht, sämmtlich den Glockenstrang anzufassen, und sich daran aufzureihen. Nachdem dies geschehen, stieg auch er auf den Thurm.

Der Pfarrer tauchte ein Tuch in das Salzwasser, und wusch damit eine Glocke nach der andern, oder badete sie, nach dem Kunstausdrucke. Darauf wurde jede mit einem reinen Leinen sorgfältig abgetrocknet. Hierauf ließ er sich eine Flasche mit geweihetem Oele geben, und machte inwendig in jede Glocke damit vier Kreuze. Das geweihete Oel einer zweiten Flasche diente dazu, um jede Glocke auswendig mit sieben Kreuzen zu bezeichnen, wobei der Glocke ihr Name gegeben wurde. Alsdann ward jede Glocke mit Weihrauch, Thymian und anderen wohlriechenden Sachen beräuchert, worauf er wieder herabstieg und die Ceremonie mit einem Gebete endigte [3]). Ein hingestelltes

---

1) Hartman's Gräuel des Segensprechens, P. I. c. 2. §. 8. Schauplatz ungereimter Meinungen, T. II. S. 359.

2) Küsteri Opuscul. hist. march. illustr. T. II. XVIII. p. 73.

3) ibid. p. 72, 73.

Becken empfing die Pathengelder und sonstigen Opfer der christlichen Gemeinde für den Pfarrer, welche bei so außerordentlichen Anstrengungen nicht klein waren.

Auf dem Quitzow'schen Schlosse hatte sich eine ansehnliche Zahl von Gästen eingefunden, und beim Mittagsmahle war die Glockentaufe der vorzüglichste Gegenstand der Unterhaltung. Nicht alle Gäste waren mit dieser, von keiner Kirchenversammlung gebilligten Ceremonie, einverstanden, und wollten sie als keinen kirchlichen Gebrauch, sondern nur als eine Geldschneiderei der Pfaffen betrachten. Die Geistlichkeit stand zu dieser Zeit in der ganzen Mark in keinem guten Ruf, und wenn man auch das Amt achtete, so waren die Personen, welche es bekleideten, zum großen Theile wirklich verachtet. So sehr auch alle Anwesende von der Kraft des Segensprechens überzeugt waren, und an Zaubermittel glaubten, so bezweifelten doch Einige die gerühmte Kraft der geweiheten Glocken, besonders als ein anwesender Ukermärkischer Gast versicherte, daß ihm zwar die Sage von der Prenzlauer Glocke bekannt sei, daß aber nichts destoweniger bei Prenzlau die Schlangen nicht fehlten. Auch wußte ein Märkischer Ritter, daß die Glocke in Bernau ihre Kraft nicht der Taufe, sondern einem anderen Mittel verdanke. Seine Geschichte lautete so [1]):

Als in Bernau vor alten Zeiten jene große Glocke gegossen werden sollte, wurde bekannt gemacht, daß alle, welche sich als Pathen um sie verdient machen wollten, ihr Metall bringen und in den Ofen werfen möchten, je mehr je besser. Da kamen viele Reiche und ließen vor sich hertragen silberne Geräthe, und sie vor ihren Augen in den Ofen werfen, andere brachten messingenene Becken und Leuchter, und jeder wollte sich einen Gotteslohn erwerben, so daß selbst Arme und Unbemittelte einen zinnernen Teller und anderes geringes Gut brachten und in den Ofen schütteten. Es lebte zu der Zeit in Bernau ein altes armes Weib, die hatte Niemanden der sich ihrer annahm, und ging von Thür zu Thür, um die Milde guter Leute anzusprechen. Aber sie wußte Rath in allen Leibesgebrechen und sammelte im Sommer heilsame Kräuter und Wurzeln, und hatte gar Manchem in schwerer Leibesnoth geholfen, das ihr denn der Eine dankbar gedachte,

---

[1]) Vgl. Beckmann, Beschreib. d. Mark, Thl. III. Kap. III. S. 833.

der Andere aber gern vergessen wollte, weil er sie fürchtete; denn sie konnte mancherlei Segen sprechen und wußte vielerlei geheime Mittel, daß viele ihr nichts Gutes zutrauten, und ihr nur Almosen gaben, um sie nicht zu erzürnen.

Aber die Alte hätte gern ihr Schärflein auch hingetragen zum Glockenguß, doch besaß sie gar kein Metall. Sie ging zu einem reichen Manne, dem sie das Fieber besprochen, doch der meinte, er habe schon das Seinige geopfert, sie solle ihr Gut nehmen und das opfern, nicht aber das Gut anderer Leute, denn so könne es ihr doch keinen Segen bringen.

Da ging die Alte traurig weg, und sann nach, wo denn ihr Gut sei, von dem sie opfern könnte, und sie fand nichts, denn sie war gar arm. Aber als sie zum Thore der Stadt hinausging, da huschte eine Natter über den Weg, und sie wollte mit ihrem Stabe darnach schlagen. Und plötzlich wurden ihre Augen geöffnet und sie rief: Siehe, habe ich denn nicht ein großes Gut? Sind denn nicht alle Vögel des Waldes und alle Thiere des Feldes, so viel ich ihrer fangen mag, mein? Bietet die Erde mir nicht Wurzeln und Kräuter, so viel ich ihrer nur mag? So komm denn her, du mein Gut, du sollst mein Opfer sein. Und sie schlich der Natter nach, fing sie, verbarg sie unter ihrer Schürze, und ging damit zum Gußofen.

Schon war die Masse im Fluß, und die Knechte schürten den flüssigen Brei. Da stand der reiche Mann, und sahe zu, und als er die Alte ersah, und daß sie etwas unter der Schürze trug, und wie sie sich dem Ofen näherte, sprach er: Nun Alte, bringst du was von deinem Gut? Warum bist du damit so geheim? Was ich gebracht, ist vor mir offen hergetragen.

Da sprach die Alte: womit man prangt, damit wird nichts geschafft, denn eitler Schein. Wo aber Leben und Kraft erwachen soll, wird im Geheimen gewirkt, und in meinem Gute ist nichts offenbar. Siehe, ich gebe von meinem Gute, was du verachtest, und dennoch wird es mehr nützen der ganzen Gemeinde, als was du geopfert. Sie ließ die Schlange in den Ofen gleiten, und der reiche Mann schüttelte über die unverständlichen Worte den Kopf. Aber als die Glocke vom Thurme tönte, verschwanden alle Schlangen ringsum, so weit sie zu hören war.

Uebrigens soll man auch in Stargard beim Guß der Glocke

von St. Marien Schlangenfett zugesetzt haben, um das Metall flüssiger zu machen [1]).

Es ergab sich, daß der größte Theil der Gäste diesen Mitteln mehr vertrauete, als der Glockentaufe. Nach geendigtem Mahle reiseten die Gäste wieder ab, nur Gans v. Putlitz blieb noch länger, und selbst bis nach dem Feste.

Unterdessen erscholl die Nachricht, Kaiser Karl habe zu Pfingsten die Kurfürsten des Reichs zu Rense zusammen kommen lassen. Hier habe er ihnen seinen ältesten funfzehnjährigen Sohn Wenzlav als König von Böhmen vorgestellt, seinen zweiten, kaum neunjährigen Sohn Siegmund aber als Kurfürsten und Markgrafen von Brandenburg. Diese Nachricht, welche sich bald als richtig bestätigte, erregte große Verwunderung, doch wurde sie sehr bald begreiflich. Denn Kaiser Karl hatte es zu veranstalten gewußt, daß sein Sohn Wenzlav bereits am 10. Juni zu Frankfurth a. M. von den Kurfürsten zum römischen Könige und seinem Nachfolger im Reiche gewählt worden war. Wenzlav konnte als Kurfürst von Brandenburg sich nicht selber eine Stimme geben, deshalb wurde vorher Siegmund mit dieser Würde bekleidet, und in der That wählte der neunjährige Siegmund mit, auf daß die volle Zahl der Stimmen nicht mangelte, wenn auch Jeder von einer solchen Wahl dachte, was ihm beliebte [2]).

Indessen war diese Veränderung für die Mark wenigstens für jetzt von geringer Bedeutung, denn Kaiser Karl regierte eben so gut im Namen seines Sohnes Siegmunds, wie vorher Wenzlavs, ja er legte sich sogar selber den Titel Markgraf von Brandenburg bei. Sein Schloß und die dazu gehörige Kapelle zu Tangermünde war unterdessen fertig geworden, und wurde als das Schönste in Deutschland anerkannt. Die Kapelle ließ er im Innern auf das prächtigste mit Edelsteinen schmücken, und mit kostbaren Gefäßen und Schnitzwerk versehen.

So war das Jahr 1377 herbei gekommen. Karl hatte seiner Familie den Kaiserthron gesichert, und ließ es sich angelegen sein, auch im Innern des Reiches Frieden und Ordnung herzustellen. Insonderheit schien es ihm nöthig, dem gesunkenen Credit der Geistlichkeit aufzuhelfen; durch ganz Deutschland war die-

---

[1]) Beckmann, a. a. O. S. 834.
[2]) Urkunde Buchholz, Brandenb. Geschichte Th. V. S. 148.

ser, durch die eigne Schuld derselben, so herunter, daß in mehreren Ländern die weltlichen Obrigkeiten den Geistlichen nicht die Rechte selbstständiger Personen zugestanden, sondern sie als Unmündige behandelten. Man verbot, weltliche Güter zu geistlichen Gütern werden zu lassen, weil man fürchtete, daß zuletzt die Kirche sich im Besitze alles weltlichen Gutes befinden möchte. Aber damit war es zugleich verboten, der Kirche etwas zu schenken oder zu verkaufen. Deshalb wurde bestimmt, welche Abgaben und Opfer den Geistlichen gebührten, und was man an die Kirche zu zahlen habe, ja man legte sogar auf die Einkünfte der Geistlichkeit Taxen und Zölle. Sprach man damit faktisch die Ansicht jener Zeit über die Habsucht der Geistlichkeit aus, so ergab sich die Meinung über den moralischen Werth derselben aus folgenden Bestimmungen: es sollte kein Geistlicher in irgend einer Sache vor Gericht als Zeuge zugelassen werden, während man dem Zeugnisse selbst eines unter dem Banne befindlichen Layen gerichtliche Gültigkeit beigelegt hatte, Contracte zwischen Geistlichen und Layen sollten als außergerichtlich betrachtet, und nicht registrirt werden. Dagegen sollten geistliche Güter mit Arrest belegt werden können, auch verletzte man das Freiheitsrecht der heiligen Orte, indem man Verbrecher aus Kirchen und Kapellen holte. Dies alles war nicht sowohl durch geschriebene Festsetzungen anbefohlen, als vielmehr nach und nach Handlungsmaxime geworden. Kein Wunder, wenn die Geistlichkeit dagegen klagbar werden mußte. Kaiser Karl konnte nach Lage der Sachen nicht anders, als diese Eingriffe der weltlichen Macht in die Rechte der Geistlichkeit durch einen Befehl vom 1. Juni von Tangermünde aus verbieten [1]), und wenn auch dadurch die Ansicht der Layen über die Geistlichkeit nicht geändert werden konnte, so gewann er doch dadurch die Meinung der Geistlichkeit für sich. Unmittelbar nach diesem Mandat war er von Tangermünde nach Böhmen gereiset.

Unterdessen brach ein anderer Streit gewaltsam los, der schon seit langen im Stillen fortgedauert hatte. Zwischen der Elbe und dem untersten Theile der Havel, südlich begränzt durch den jetzigen Plauerkanal, oder vielmehr den im Süden davon sich erhebenden Höhenzug bildet das Land eine niedrige Fläche,

[1]) Buchholz, Gesch. d. Mark Brandenburg Th. II. S. 532.

welche das Land Klietz genannt wurde. Dieses Land gehörte nach den ältesten Urkunden dem Stifte Havelberg. Indessen hatte sich nach und nach Magdeburg den Besitz desselben angemaßt, und so wirklich in Besitz genommen. Obgleich nun der Bischof von Havelberg unter dem Erzbischof von Magdeburg stand, durfte er doch einen solchen Eingriff in seine Rechte nicht gestatten, und es kam zum Proceß zwischen beiden Theilen, der in Rom geführt wurde. Es scheint, daß Havelberg ihn gewonnen hatte; allein der Erzbischof behielt das Land nach wie vor, und schien keine Lust zu haben, es zurück zu geben.

Da entschloß sich der Bischof Dietrich Mann von Havelberg zum Kriege gegen den Erzbischof Peter de Bruma von Magdeburg, forderte seine Vasallen auf, sich zu rüsten, und ließ dem Erzbischofe absagen. Auch auf Quitzhövel langten die Befehle an, sich mit der festgestellten Anzahl von Leuten bereit zu halten, um sich an die Edlen Gänse von Putlitz anzuschließen.

Dietrich und Hans brannten vor Begierde, den Krieg mit zu machen, allein für jetzt waren sie noch zu jung, und sie mußten sich diesmal damit begnügen, ihres Vaters Waffen zu putzen. In der Mitte des Monats Juni, am 13. kamen Herr Johannes von Quitzow von Kleetzke, so wie die übrigen Dienstleute von Rühstädt und den anderen Quitzowschen Besitzungen, man hielt Musterung auf dem Schloßhofe, und war erfreut über die Ordnung und Tüchtigkeit der Leute. Am anderen Tage kam Herr von Putlitz mit seinen Leuten, dessen Banner (denn als Lehnsherr mehrerer Vasallen war er Bannerherr, und sein Zug trug deshalb eine viereckige Fahne, welche das Banner genannt wurde), sich die zweizipfligen Fähnlein der Quitzows und anderer Vasallen anschlossen. So bewegte sich der Zug nach Havelberg, und stellte sich auf dem Platze vor dem Dome auf. Bis hierher hatte die Quitzowsche Familie den Zug begleitet.

Nach und nach kamen auch die übrigen Banner und Fähnlein des Havelbergschen Stiftssprengels gezogen, und bald war es auf dem Platze um die Domkirche und vor dem Kloster sehr lebendig. Der Dom und die dazu gehörigen Kloster-Gebäude liegen hoch auf einem Berge, und gestatten eine weite Aussicht, sowohl in die Altmark als in das Land Klietz, welches gleich jenseit der Havel begann. Die Stadt Sandau, auf welche es, wie man wußte, zuerst abgesehen sei, war in der Ferne deutlich zu

erschauen, und das Kriegsvolk warf neugierige Blicke dahin, als wollten sie sich schon im Voraus ihrer Leute versichern. Selbst die Ritter stiegen hinauf bis in die Mönchsstube des Domthurms, und betrachteten den Schauplatz ihrer neuen Thätigkeit.

Auch das Fußvolk fand sich nun ein, und das bereits geordnete Heergeräthe und Belagerungswerkzeug wurde auf Wagen gepackt. Viele Hände, rüstig arbeitend, fördern ein Werk. Bis zum Abend war alles in Ordnung, und der Aufbruch wurde für den folgenden Morgen früh bei Sonnenaufgang festgesetzt.

In geregelter und genau bestimmter Ordnung fand er Statt, und gewährte vom Dome übersehen, auf welchem sich die Quitzowsche Familie befand, einen schönen Anblick. Man sah den ansehnlichen Zug sich über die am Fuße des Bischofsberges malerisch gelegene Stadt über die Havelbrücke dahin bewegen, durch die Straßen der Stadt und über die zweite Havelbrücke ziehen, und konnte ihn noch weit hin über die Ebene verfolgen. Die Sonnenblitze von den Harnischen und Helmen der Reiter verriethen ihn noch, als selbst keine einzelne Gestalt mehr zu unterscheiden war.

Man zog vor Sandau [1]), und umlegte die gut bewehrte Stadt. In den Gärten rings um den Stadtgraben setzte man sich fest, und schlug das Lager auf. Die vor dem Steinthore befindliche Kapelle, so wie das vor dem Havelbergschen Thore belegene Hospital wurden ohne Schwerdtstreich genommen, da sie vom Feinde nicht vertheidigt wurden. Gegen Abend warf man mit Schleudermaschinen brennende Pechkränze in die Stadt, und es gelang, sie in Brand zu stecken. Man konnte von Havelberg aus das Feuer deutlich sehen, indessen wurde es von den Belagerten bald wieder gelöscht.

Die Stadt vertheidigte sich gut, und erst am dritten Tage gelang es, sie durch Sturm zu nehmen. Nach Kriegsgebrauch wurde sie geplündert, besetzt, und die Bewohner mußten dem Bischofe von Havelberg huldigen. Am folgenden Tage zog das Heer weiter.

Da, wo die Havel ihren westlich gerichteten Lauf in den nördlichen umändert, bildet sie in Folge der plötzlichen Stauung einen ansehnlichen See, der durch hineintretende Höhen

---

1) Buchholz, Gesch. d. Mark Brandenburg Th. II. S. 532,

mannigfach zerschnitten wird. Der überwiegend größere östliche Theil heißt der Breitlings-See. Er steht nach Süden mit dem Möserschen See, nach Norden mit dem Plauer See in Verbindung, welcher letztere westlich mit dem Wendsee verbunden ist. Durch den Breitlings- und Wendsee fließt die Havel, und tritt aus dem letztgenannten See nördlichen Laufs hervor. Unmittelbar im Norden von diesem See und westlich von der Havel liegt das Städtchen Plaue, welches durch ein starkes Schloß vertheidigt wurde.

Von jeher wurde Plaue als der Schlüssel zum Havellande betrachtet, das heißt, zu demjenigen Lande, welches die Havel bei ihrem erst nach Süd, dann nach West, und endlich gegen Nord gerichteten sonderbaren Laufe begrenzt. Im Norden war dies Land von dem übrigen Lande durch das breite, unwegsame und wilde havelländische Luch getrennt, welches von der Havel im Westen bis zur Havel im Osten reichte, und eine sumpfige Wildniß war, in welcher Bären, Wölfe und anderes Wild in Menge hauseten. Hierdurch wurde das Land zu einer natürlichen Veste, und wenn ihm dies schon einen Werth gab, so wurde er noch dadurch erhöht, daß das Havelland zu den fruchtbarsten Gegenden der Mark gehörte.

Schon lange hatte deshalb der Erzbischof von Magdeburg getrachtet, in den Besitz von Plauen zu kommen, und im Jahre 1354 war es mit Sandau, dem Lande zu Kameren, der Stadt und dem Schlosse Jerichow, dem Lande Klietz und der Burg Schollene an der Havel förmlich abgetreten worden. Der Kurfürst von Brandenburg wurde mit diesen Ortschaften von Magdeburg belehnt. Zu dieser Zeit war jedoch Sandau wie Plauen von Magdeburg besetzt, und der Bischof von Havelberg glaubte auch hier, Magdeburg angreifen zu müssen.

Das Heer zog deshalb von Sandau nach Plauen, und belagerte den Ort. Man scheint hier keines Ueberfalles gewärtig gewesen zu sein, denn nach kurzer Gegenwehr wurde die Stadt niedergebrannt, das Schloß genommen, die Magdeburger zu Gefangenen gemacht, und der Ort durch Havelbergisches Kriegsvolk besetzt [1]).

Jetzt zog das Heer in die Nähe der Stadt Magdeburg,

---

[1]) Angelus S. 165.

und verwüſtete unterwegs die Dörfer, durch welche es kam, und ſchleppte mit, was ſich fortbringen ließ. Das Heer lagerte ſich bei den Dörfern Biederitz, Gerwiſch und Körbelitz, und brannte ſie, nachdem man ſie ausgeplündert hatte, nieder. Peter von Bruma verhielt ſich dabei ſo unthätig, daß er in Verdacht kam, er ſähe es nicht einmal gern, wie ſein Hauptmann, Ritter Meinicke von Schierſtädt den Feinden Sandau nach wenigen Tagen des Beſitzes wieder abnahm. Gegen die Stadt Magdeburg konnte man wegen ihrer Feſtigkeit und Größe nichts unternehmen; aber nach Jerichow wollte man ziehen, und dann Wollmirſtädt nehmen, doch mußte dieſer Vorſatz aufgegeben werden [1]).

Der Kaiſer hatte auf ſeiner Rückreiſe von Böhmen Kunde von dem Ausbruche des Krieges erhalten, und, ein Feind aller Fehden, eilte er möglichſt ſchnell herbei, weiteren Gräueln zuvor kommen. Er traf in Magdeburg ein, und ließ ſofort den Biſchof von Havelberg unter Verſicherung freien Geleites dahin entbieten, indem vorläufig die Feindſeligkeiten eingeſtellt wurden. Hier verglich er beide Partheien dahin, daß ſie am 19. Juni übereinkamen, den Prozeß über das ſtreitige Land von Johannis an fünf Jahre zu Rom ruhen zu laſſen, während welcher Zeit kein Theil gegen den andern etwas unternehmen ſollte, unbeſchadet den Rechten eines jeden, nach dieſer Zeit den Prozeß fortzuſetzen [2]). Fiſchbek und Schönhauſen im Lande Klietz wurden aber ſofort dem Biſchof von Havelberg wieder zurück gegeben, und dem Magdeburgiſchen Hauptmann zu Jerichow ward unterſagt, ſich darüber im Namen des Erzſtiftes Rechte anzumaßen [3]). Darauf zog das Heer wieder heim, und mancher hatte dabei nicht unbedeutende Beute gemacht.

---

1) Walther, Singular. Magdeburg. II. p. 58.

2) Urkunde in v. Raumer, Cod. diplom. cont. T. I. p. 8.

3) Buchholz, Geſch. d. Mark Brandenburg Th. II. S. 532. Urkunde in v. Raumer Cod. diplom. cont. T. I. p. 7.

Fünftes Kapitel.

Kaiser Karl begab sich nach Tangermünde, und betrieb eine andere Angelegenheit, die ihm sehr am Herzen lag. Er hatte seinem Erstgebornen, Wenzel, die Nachfolge im Reiche gesichert, für den zweiten Sohn Siegmund, durch Verleihung der Markgrafschaft Brandenburg gesorgt. War nun auch der dritte jetzt siebenjährige Sohn Johann, wie die beiden ersten, Markgraf zu Brandenburg, vermöge der Huldigung, welche die Mark 1373 allen drei Söhnen des Kaisers geleistet hatte, so würde er doch erst dann zur Regierung der Mark gekommen sein, wenn Siegmund und Wenzel mit Tode abgegangen wären, oder ihm die Mark abgetreten hätten. Um nun für diesen auch zu sorgen, hatte er schon im vorigen Jahre einige Städte der Niederlausitz mit dem Görlitzer Kreise der Oberlausitz verbunden, daraus ein eigenes Herzogthum Görlitz errichtet, und es ihm sofort eingeräumt. Im Januar 1377 hatte Rath und Bürgerschaft von Görlitz dem neuen Herzoge zu Prag bereits die Huldigung geleistet [1]), und Freitag vor dem Palmsonntage desselben Jahres wurde die Vereinigung der Städte Guben, Sommerfeld, Peitz und Fürstenberg mit dem Herzogthum Görlitz öffentlich ausgesprochen.

Kaiser Karl aber fühlte, daß er alt geworden sei, und nicht mehr lange zu leben haben würde. Er glaubte für den jungen Herzog Johann noch ferner sorgen zu müssen, und beschloß daher, ihm zu seinem Herzogthum noch die ganze Ober- und Niederlausitz, so wie die Mark über der Oder (die jetzige Neumark), und das Herzogthum Luxemburg zu vermachen, die

---

1) v. Ledebur, Archiv f. d. Geschichtskunde d. preußischen Staats. Bd. IV. S. 172.

er jedoch erſt nach ſeinem Tode und wenn er mündig wäre, in Beſitz nehmen ſollte, und dies durch ein förmliches Teſtament zu bekräftigen [1]). Während ſeiner Unmündigkeit ſollte, im Falle des Ablebens des Kaiſers, König Wenzel Obervormund und Oberlehnsherr des Herzogs Johann ſein. Wie ſehr durch dieſe Anordnung das erſt kürzlich zu einem Königreiche verbundene Land zerſplittert wurde, ſcheint der Kaiſer in ſeiner väterlichen Liebe überſehen zu haben.

Am 13. Juli, St. Margarethen Tag lag der Kaiſer zu Felde vor Königsberg [2]). Weshalb? iſt unbekannt. Am 11. Octbr. war er in Tangermünde, und ſchloß mit Biſchof Albrecht von Halberſtadt ein Bündniß wegen der Mark Brandenburg, zu gemeinſchaftlicher Vertheidigung [3]).

Die Schlöſſer Dannenberg und Lüchow im Lüneburgiſchen, nahe an den Grenzen der Altmark, hatten ſchon ſeit längerer Zeit durch das ungeregelte Benehmen ihrer Beſitzer und deren gewaltſame Thaten ſich den Ruf als Raubſchlöſſer erworben, inſonderheit war die Altmark oft kriegeriſch überfallen worden. Die Aufforderungen des Kaiſers zu einem geſetzmäßigen Verhalten hatten nichts gefruchtet, und ſo entſchloß er ſich, ſie zu bekriegen. Es ſcheint, daß inſonderheit der Handel dabei betheiligt war, indem wahrſcheinlich die Landſtraßen von jenen Schlöſſern aus unſicher gemacht, und Kaufmannsgüter aufgefangen waren, denn der Kaiſer forderte nicht allein den Herzog Albert von Sachſen Lüneburg, ſondern auch die Stadt Lübek auf, ihm dazu beizuſtehen. Die Stadt Lübek ſandte ihm zwei Rathsherren, Simon Swarting, Bürgermeiſter, und Gerdt von Atteldorn, Rathmann, mit 60 Mannen (d. h. Gewappneten, deren jeder noch 3 bis 4 leichter bewaffnete Schützen und Lanzenknechte mit ſich führte), ſo wie zwei Bliden mit allem erforderlichem Geräthe. Es kam auf dieſe Weiſe ein anſehnliches Heer zuſammen, und ſo wurden die Schlöſſer belagert. In dieſen fürchtete man beſonders die Kriegsmaſchinen der Lübeker, gegen welche man ſich nicht genugſam zu vertheidigen wußte. Die Beſatzungen capitulirten deshalb, und ergaben die Schlöſſer [4]). Nach einer andern

---

1) v. Ledebur VI. S. 175.
2) Gerken, Cod. diplom. Tom. IV. p. 502.
3) Gerken, Cod. diplom. T. V. p. 109.
4) Dettmar, bei Grotuff Th. I. S. 307. Rufus Chronik, daſ.

alten Nachricht verbrannte sie der Kaiser, und trat sie sodann an die Herzoge Wenzlav und Albert von Sachsen Lüneburg, des Reiches Marschal, ab. Dannenberg, welches Conrad von Saldern für seinen Vetter Gebhard von Saldern inne hatte, würde am 5. Mai übergeben. Conrad von Saldern erhielt seine Pfandsumme von 600 Mark Silber zurück, mußte alle auf Dannenberg bezüglichen Schriften ausliefern, und das Schloß verlassen [1]).

Beide Herzoge, so wie der Herzog Erich von Sachsen Lauenburg begleiteten den Kaiser nach Tangermünde, und wurden hier von ihm zu gesammter Hand mit großer Feierlichkeit mit ihrem Lande und der Kur beliehen, in der Art, daß stets der älteste von ihnen die Kur inne haben, und als Vorstand der übrigen und ihrer Länder Wittenberge, Lüneburg und Lauenburg betrachtet werden sollte. Bei dieser Feierlichkeit waren fünf Hundert Banner aufgestellt [2]).

Der Kaiser hatte sich zu einer bedeutenden Reise entschlossen, welche die Umstände nöthig machten. Er begleitete den Herzog Albert nach Lüneburg und kam dort am St. Martins Abend, den 10. November an, früh genug, um sich bei der Martins-Gans gütlich zu thun. Er blieb bis zum 12., und ritt Morgens weiter nach Celle. Am folgenden Tage, den 13., war ein fürchterlicher Sturm, der selbst schwere Körper weit durch die Luft führte, und kein Weiterkommen gestattete [3]). Er blieb daher diesen Tag in Zelle, und setzte am nächsten Tage seine Reise fort, auf welcher wir ihn nicht begleiten, sondern nur erwähnen wollen, daß er über Hannover nach Herford und Dortmund in Westphalen und so weiter durch die Rheinlande nach Paris ging [4]). Herzog Albert von Sachsen-Lüneburg, die Herzöge von Braunschweig, Sachsen, Pommern, Brieg, Liegnitz, Oels, die Bischöfe von Worms und Bamberg nebst vielen böhmischen Herren begleiteten ihn auf dieser Reise, und unterstützten ihn bei seinen Verhandlungen in Frankreich.

Es ist nicht genau bekannt, wie lange Kaiser Karl in Frankreich blieb. Schwerlich aber ist er früher, als gegen den Anfang

---

1) Urkunde in Gerken, Diplom. vet. march. T. II. p. 615.
2) Detmar bei Grotuff Th. I. S. 307. 308.
3) Wendische Chronik bei Grotuff Th. I. S. 447.
4) Rufus bei Grotuff Th. I. S. 307. Detmar, ebendaselbst.

des Frühlings wieder in die Mark zurückgekehrt, unterdessen hier ziemliche Ruhe herrschte. Gleich darauf ging er mit seiner Familie nach Prag, wohl nicht mit der Aussicht, auf immer geschieden zu sein. Und dennoch kehrte er niemals wieder, denn er starb den 27. März 1378 zu Prag, von den Märkern innig bedauert *).

Markgraf Siegmund, damals kaum 11 Jahr alt, war nun regierender Herr. Ein Vormund war ihm nicht gesetzt. Im Jahre 1374 war er, als kaum achtjähriger Knabe mit seinem fünfjährigen Bruder Johann, dem Bischof Peter von Lebus zur Erziehung übergeben worden, der zum Oberhofmeister der beiden Prinzen und zugleich zum obersten Kanzler der ganzen Mark Brandenburg ernannt war [1]). Allein der Bischof, der sich dieserhalb zu Tangermünde aufhielt, bekleidete sein Amt nicht lange, denn er starb bereits 1375 oder 1376. Ob und wem sein Amt übertragen worden, ist unbekannt.

Bald nach dem Hintritte des Kaisers hatte König Wenzel am 11. Juni von Prag aus die Marken der ihm geleisteten Huldigung entlassen, und sie an seinen Bruder Sigismund gewiesen [2]). Im Falle Siegmund ohne männliche Erben stürbe, sollten die Marken an seinen Bruder Johann fallen, wogegen denn das Herzogthum Görlitz und die Lausitz an Wenzel, als König von Böhmen zurückfallen sollte. Im Falle auch dieser ohne männliche Leibeserben abginge, behielt er sich die Nachfolge vor. Dies alles war Karls Willen gemäß.

Siegmund erließ von Prag aus, am 14. Juni, Schreiben an die Marken, in welchen er ihnen versprach, sobald er in die Mark kommen würde, die erneuete Huldigung anzunehmen, und allen Städten und Ständen ihre Privilegien zu bestätigen [3]). Zwei Monate später kam er, und war am 16. August zu Neustadt, am 20. Aug. zu Frankfurt, durchreisete das Land, nahm die

---

*) Diesen Tag giebt Dubravius an. Spangenberg, den 24. Febr. P. Barre den 29. Nov., desgl. Detmar, Angelus den 29. Octbr. In der Regel wird jetzt immer der 29. Nov. angenommen, was jedoch in Bezug auf Siegmunds Erlasse gewiß unrichtig ist.

1) Wohlbrück Lebus II. S. 3. (nicht Joh. v. Kittlitz).

2) Pauli, Preuß. Staatsgesch. Th. I. S. 553. Lenz, Brandenb. Urkunden S. 439. Gerken, Cod. dipl. brand. T. V. p. 294. Buchholz, Brandenb. Geschichte Th. V. Urk. S. 152. Gerken, Stiftshistorie von Brandenb. S. 185.

3) Gerken, Cod. dipl. Tom. III. p. 399.

Huldigung an, und bestätigte die Privilegien [1]). Nach der Altmark kam er jedoch erst im Jahre 1379, wo er am 17. März zu Salzwedel der Stadt ihre Privilegien bestätigte [2]). Am 27. März war er zu Tangermünde. Hier stellten die Städte der Altmark einen Revers aus, in welchem sie sich reservirten gegen den König Wenzel, daß, wenn seine Brüder Sigismund und Johann ohne männliche Erben verstürben, sie bei ihm und der Krone Böhmen bleiben wollten [3]). Offenbar hielt man es für nöthig, die Einwilligung der Landstände in Bezug auf die Erbfolge ausdrücklich einzuholen.

An den Grenzen der Mark wüthete unterdessen ein Krieg, der auch im Innern des Landes manche Unruhe erregte. Polen und Pommern waren mit einander handgemein, und es wurde dabei manche Streiferei über die Grenze gemacht. Die Nachbarn umher, welche bis dahin durch die Macht des Kaisers im Zaum gehalten waren, konnten vor der Macht eines Knaben keine Furcht haben, und man durfte mit Sicherheit voraussehen, daß das Gewitter bald rings umher losbrechen würde. Nur die Natur schien die aufgeregten Gemüther beruhigen zu wollen. Ein überaus schöner Sommer versprach eine gesegnete und frühe Erndte. Selbst in Preußen war der Roggen am Johannistage bereits reif, und in vielen Gegenden des Landes sogar schon gemähet. Doch die Gemüther wurden dadurch nicht beruhigt [4]). Ja selbst im eigenen Lande fingen unruhige Köpfe an, sich frei zu äußern. Die Städte der Altmark baten daher den Markgrafen, ihnen zu erlauben, sich mit Magdeburg zu ihrer Sicherheit zu verbinden, und es lieferte dies schon den Beweis, wie wenig Vertrauen man in seine Macht setzte. Unterm 10. Aug. 1379 ertheilte er dazu die Erlaubniß [5]). Darauf schlossen Stendal, Gardelegen, Osterburg und Tangermünde am Michaelistage, den 29. Septbr., zu Wolmirstädt mit den Grafen Günther von Barby, Vorsteher, und Bosse Duze, Hauptmann des Erzstiftes von Magdeburg, und mit den Städten Magdeburg, Calbe, Haldensleben, Burg, Jüterbock, Groß Salze und Stasfurth ein solches Schutz-

---

[1]) Gerken, Cod. diplom. Tom. IV, p. 503. Buchholz, Brandenb. Gesch. Th. V. Urk. S. 153.

[2]) Gerken, Cod. diplom. T. IV. p. 631.

[3]) Urkunde bei Gerken, Diplom. vet. march. T. II. p. 619.

[4]) Dettmar bei Grotuff Th. I. S. 311.

[5]) Gerken, Cod. diplom. T. IV. p. 653.

und Trutzbündniß zu gegenseitiger Vertheidigung und Hülfe, die nur zu bald nöthig werden mußte [1]).

In Meklenburg war am Freitage vor Fastelabend der Herzog Albrecht gestorben. Es regierten jetzt seine Söhne, die Herzoge Heinrich und Magnus [2]).

Das Jahr 1380 ging hin, ohne bedeutende, auf das Schicksal des ganzen Landes Bezug habende Ereignisse. Manches schien sich vorzubereiten, aber war noch nicht reif, zu erscheinen. Ja fast hätte man glauben sollen, selbst der Himmel habe nach dem Glauben jener Zeit die kommenden Dinge ankündigen wollen. Denn es erschien am westnordwestlichen Himmel ein Komet [3]), und leuchtete zwischen unser zween Frauentagen (zwischen Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt vom 15. August bis zum 8. Septbr.) [4]) unausgesetzt. Nach der Meinung der damaligen Astronomen bezeichnete er Mord, Streit und Krieg in Flandern und in anderen Ländern. Wäre der Komet nicht zu spät gekommen, so würde man ohne Zweifel in der Mark ein anderes Ereigniß mit ihm in Verbindung gebracht haben. An den beiden Tagen des heil. Laurentius und Tiburtius, den 10. und 11. August brannte nämlich die Stadt Berlin beinahe gänzlich ab. Das Rathhaus, die Nikolai- und Marienkirche brannten mit allen dazwischen und herumliegenden Häusern, die freilich nur mit Stroh und Schindeln gedeckt waren, nieder, ein Verlust, der noch jetzt in der Geschichte Berlins fühlbar ist, weil viele Urkunden dabei in Asche verwandelt wurden. Man fertigte zur Erinnerung daran ein Eteostichon an, in welchem die Jahreszahl enthalten:

TIbVrtI festo BerLIn perIt Igne MoLesto,
Et sIc In CIneres soLVItVr VrbIs honos [5]).

Am Tiburtiusfest verheeret Berlin wilde Flamme,
Und in Asche versenkt trauert der Städte Zier.

Uebrigens raffte dies Jahr eine große Menge Menschen da-

---

1) Urkunde in Gerken, Diplom. vet. march. T. II. p. 622.
2) Detmar bei Grotuff Th. I. S. 310.
3) Detmar bei Grotuff Th. I. S. 321.
4) Waser, Histor. diplom. Jahrzeitbuch, unter: Unser Frauentag der Erste und der große Frauentag.
5) Angelus S. 165. 166.

hin, denn die Pest hielt ihren verheerenden Zug durch das Land, und forderte überall ihre Opfer [1]).

In der Priegnitz war es unterdessen sehr unruhig geworden. Die Meklenburgischen Herzoge beunruhigten sie mannichfach, und scheinen Willens gewesen zu sein, ihr von Kaiser Karl vielleicht etwas willkührlich verkanntes Recht auf dieselbe geltend zu machen. Er hatte Herzog Albrecht mit Geld abgefunden, und dieser scheint dabei nur gute Miene zum bösen Spiele gemacht zu haben. Jetzt war Albrecht tod, wie Karl, und die jetzigen Herzoge von Meklenburg hofften wohl, daß die Zeit gekommen sei, ihre Rechte wahrzunehmen, zunächst sich in den Besitz des Landes zu setzen, und alsdann zu unterhandeln, da sie sich wohl nicht durch das Abkommen mit dem verstorbenen Herzog Albrecht gebunden glaubten. Feindliche Rotten durchzogen das Land, und ängstigten Schlösser und Städte [2]).

Eine dieser Streifpartheien unter Anführung eines Meklenburgischen Vasallen von Bassewitz, kam 1381, Anfangs März vor Kyritz, und belagerte dasselbe. Am Montage nach Invocavit, den 4. März wurde die Stadt gestürmt; die Bürger wehrten sich verzweifelt, so heftig ihnen auch die Feinde zusetzten. Der Kampf zog sich lange hin, und die Bürger von der harten Blutarbeit ermüdet, vermochten das Andringen der Feinde nur noch schwach zurück zu halten. Endlich waren die Mauern erstiegen, schon ertönte das Siegsgeschrei der Feinde; da faßte ein ingrimmiger Muth die Bürger, und die letzten Kräfte daran setzend, drangen sie vor gegen die Meklenburger, und schlugen darauf, mit wilder Wuth. Ueberrascht und verwundert über diese nicht mehr vermuthete Tapferkeit, mochten die Feinde wohl glauben, mit frischen Truppen zu kämpfen. Ihr Siegsgeschrei verwandelte sich in einen Bestürzungsruf, und ein panischer Schrecken, wie er in den Momenten der höchsten Aufregung leicht sich der Seele bemächtigt, fuhr unter sie. Sie wurden zurück geschlagen, und waren nach hartem Verluste genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Den Feinden schien ihre Flucht fast schimpflich und unerklärlich. Sie fanden eine Beruhigung darin, sich glauben zu machen, daß ein Engel auf den Mauern erschienen, und für Ky-

---

1) Angelus S. 165. 166.
2) Angelus S. 165. 666.

ritz gekämpft habe. Die Stadt war stolz auf den Muth ihrer Söhne, und beschloß zum Gedächtniß dieses ruhmwürdigen Tages, alljährlich am Montage nach Invocavit ein Lobfest zu feiern, mit zweien Predigten in der Kirche und Austheilung von Almosen an Dürftige. Dies Fest wird noch jetzt jährlich gefeiert, aber eine spätere Begebenheit, auf welche wir weiterhin kommen werden, ist damit in Verbindung gesetzt, und daraus eine Verwirrung entstanden. Daß es zum Andenken dieser Begebenheit eingesetzet worden, beweiset der Tag, an welchem es gefeiert wird, denn die zweite Begebenheit fällt nach der von Mathias Petransius aufbewahrten Nachricht auf einen andern Tag. Das Fest heißt jetzt gewöhnlich das Bassewitzfest [1]).

Diese Unruhen fanden in den oftmaligen Abwesenheiten des Markgrafen neue Nahrung. Er fand es daher für nothwendig, einen Landeshauptmann zu ernennen, der während seiner Abwesenheit seine Stelle verträte. Eine solche Stelle war nichts ungewöhnliches, und unstreitig war die Maaßregel zweckmäßig. Siegmund wählte Reinhardt von Streele, Herrn zu Beeskow, und bekleidete ihn mit dieser bedeutenden Würde [2]). Es war die höchste Ehrenstelle des Landes, und nächst dem Fürsten war der Landeshauptmann die erste Person im Staate. Er führte die Oberaufsicht über alle Obrigkeiten und Gerichtshöfe, war das Haupt der Ritterschaft, ging bei Hoffeierlichkeiten, z. B. bei Huldigungen in der ihm vom Hofe gegebenen Amtskleidung voran, zog als Anführer derselben in den Krieg, schloß Friedensverträge, und stellte im Namen des Markgrafen öffentliche Urkunden aus. Selbst von anderen Gerichten eximirte Familien mußten doch in gerichtlichen Angelegenheiten vor ihm erscheinen. Alle Lehnssachen, alle landesherrlichen Gerechtsame, das Zoll- und Abgabenwesen, das Jagdwesen, so wie alle Grenzberichtigungen standen unter des Landeshauptmanns Aufsicht. Dreimal im Jahre saß er mit den ihm zugeordneten Landrichtern öffentlich zu Gericht, in außerordentlichen Fällen entschied er auch allein. Wenn er starb, so wurde in den Städten um ihn geläutet, und ihm sonst alle seiner hohen Würde angemessene Ehrenbezeugungen erwiesen. Bloß Edelleute waren im Besitz dieser Stellen. Der

---

[1]) Beckmann, Beschreib. d. Mark Brandenb. Thl. V. B. II. Kap. IV. S. 181. 182. Kap. I. S. 12. Büschings Reise nach Kyritz S. 295. 296.

[2]) Angelus S. 166. Haftiz ap. h. ann.

Aufenthalt der Landeshauptleute war nicht gerade an einen bestimmten Ort gebunden. Einige wohnten in den Städten, andere in ihren Schlössern auf ihren Gütern [1]). Schon früher hatte es Landeshauptleute gegeben, namentlich für die Altmark, denn in der Regel wurde für jede der drei Marken, der Altmark, der Vormark oder Priegnitz und der neuen Mark, oder späteren Mittelmark, ein besonderer Landeshauptmann bestellt. Uebrigens war Siegmund im Spätsommer dieses Jahres in der Mark anwesend. Wenden wir indessen unsern Blick nach Magdeburg, um die dort eintretende Veränderung zu beachten.

Der Erzbischof Peter de Bruma war, wie früher erwähnt, ein Geschöpf Kaiser Karls IV. Seit dem Jahre 1372 saß er auf dem erzbischöflichen Stuhl, und hatte ihn, so lange sein Gönner lebte, ganz bequem gefunden. Früher war er, ein geborner Böhme, Bischof zu Leutomischl gewesen, und seine Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl zu Mageburg war in folgender Art bewirkt worden. Im Jahre 1368 war der erzbischöfliche Sitz zu Magdeburg erledigt, und Kaiser Karl wünschte, daß Albert Graf von Sternberg ihn erhielte. Das Kapitel aber wählte den Bischof von Merseburg, und Graf Albert sah sich getäuscht. Er begab sich zu dem Kaiser; dieser versah ihn mit Empfehlungsbriefen an den Papst, mit welchen er nach Rom zog, und hier von dem Papste das Erzbisthum erhielt. Er kam nun mit der päpstlichen Bestätigung zurück, wurde aber in Magdeburg nicht besonders aufgenommen, da er ein Böhme war, kein Deutsch verstand, und man ihn als einen Aufdringling betrachtete. Seine Bemühungen, das Kapitel für sich zu gewinnen, schlugen fehl. Er hatte die Domherren gegen sich, und sahe wohl, daß das Verhältniß auf die Dauer ein sehr lästiges werden würde. Endlich dachte er nur daran, für sein eigenes Bestes zu sorgen. Er versetzte und verkaufte von den Gütern des Erzbisthums, wo sich die Gelegenheit dazu ergab, und nachdem er die Sache vier Jahre so getrieben, nahm er seine Schätze, eignete sich einen Theil der Reliquien des Domes zu, ging nach Leutomischl und tauschte mit Peter von Bruma, indem er Bischof von Leutomischl wurde, dieser aber 1372 in seine Stelle rückte.

Jetzt aber, im Jahre 1381, glaubte er nach neunjähriger

---

1) Preuß. Brandenb. Miscellen Bd. I. S. 109. 110.

Regierung seines Erzstiftes genug gethan zu haben. Er legte deshalb seine Würde nieder und ging nach Rom, dort seine Tage zu beschließen. An seine Stelle wurde Ludwig, Landgraf von Thüringen, ein geborner Markgraf von Meißen, zum Erzbischof gewählt. Fast thut man nicht zu viel, wenn man ihn einen geistlichen Abentheurer nennt. Er war zuerst Bischof zu Halberstadt, als ihm es hier nicht besonders glücken wollte, gab er nach acht Jahren, während welchen er schon einmal nahe daran war, Erzbischof von Magdeburg zu werden, sein Amt auf, und wurde Bischof zu Bamberg; auch hier gefiel er sich nicht, und suchte darauf gegen den Willen des Kapitels sich zum Erzbischof von Mainz wählen zu lassen. Da er damit kein Glück machte, kaufte er im Geheimen dem Erzbischof Peter von Magdeburg seine Stelle ab, und es wurde so eingefädelt, daß er gewählt und am Tage des h. Laurenzius, den 10. August, installirt wurde. Er scheint ein lustiges Leben geführt zu haben; die Herrlichkeit aber dauerte nicht lange, doch müssen wir die Sache etwas ausführlicher erzählen, da sie die Zeit besonders charakterisirt.

Aus der Art, wie Ludewig seine Stellen wechselte, und wie er zu seiner jetzigen gelangt war, ergiebt sich schon, wie wenig er von der Würde und Heiligkeit seines Berufes durchdrungen war. Nicht das Amt, nur die Pfründe beachtete er, um mittelst ihrer das Leben so angenehm und heiter als möglich hinzubringen, und die Leere seines Innern durch glänzende Vergnügungen sich und Andern weniger fühlbar zu machen.

Das Jahr 1382 war angebrochen, und mit dem h. Dreikönigsfeste hatte der Fasching begonnen. Jener Glanz leichtsinniger Freude und üppigen Lebensgenusses, welcher in südlichen Gegenden die Tage des Karnevals auszeichnet, hat von je an dem Norden gefehlt, wenn auch Einzelne allerdings geneigt genug dazu waren. Die Mehrheit der Gemüther ist dazu zu ernst, und kann es sich nicht versagen, über den Sinneneindruck zu reflektiren, wodurch ein leichtsinniges Hingeben an das Vergnügen nothwendig gehemmt werden muß. Mehr aber, als es jetzt geschieht, waren auch hier diese Tage dem Vergnügen gewidmet, besonders diejenigen, welche dem Beginn der Fasten unmittelbar vorausgingen. Die Geistlichkeit hielt es nicht unter ihrer Würde, an diesen Vergnügungen Theil zu nehmen, und sich im voraus für die nachfolgenden mehr scheinbaren als wirklichen Entbehrungen

zu entschädigen. Auch der Erzbischof machte sich die Zeit zu nutze nach seiner Weise, und war, wie es scheint, der vergnügteste seines ganzen Domkapitels.

Er hatte die Kunst des Vergnügens studirt, und wußte recht gut, daß es hinter einander gekostet, die Empfänglichkeit abstumpft, wenn man nicht mit der Dauer die Reizungen steigert. Daher hatte er das Beste für die letzten Tage des Karnevals aufgespart, und in diesen beschloß er, alles zu vereinigen, was ein Fest reizend und vergnüglich machen kann.

So wenig er auch Gefühl für die Würde seines Amtes zeigte, so mochte es ihm doch wohl einfallen, daß er nicht ganz angemessen handeln würde, sein Fest unmittelbar neben seiner Metropolitankirche zu feiern. Er scheint es gefühlt zu haben, daß er hier dem Dekorum manchen Wunsch würde zum Opfer bringen müssen, wozu er doch wenig geneigt war. Deshalb beschloß er, das Fest zu Calbe an der Saale zu feiern.

Für die letzten Tage des Karnevals wurden dorthin alle seine Freunde eingeladen. Darunter befanden sich viele Fürsten, unter andern die Markgrafen von Meißen, wie sehr viele Frauen. Auch die Alt-Stadt Magdeburg hatte er in ihren Rathmännern eingeladen, welche jedoch ausblieben. Dessen ungeachtet hatte sich eine große, sehr ansehnliche Gesellschaft zusammen gefunden, und der Erzbischof ließ es nicht an Aufmerksamkeit für seine Gäste fehlen. Ritterspiele und Kurzweil mancherlei Art verkürzten die Zeit auf die angenehmste Weise. Für den Fastnachtsabend war ein großer Tanz auf dem Rathhause angesagt. Damals, wo große Wohnungen selten waren, hatte jedes Rathhaus einen großen Saal und die nöthigen Zimmer, um auf demselben die vorfallenden Festlichkeiten, Hochzeiten ꝛc. feiern zu können. Trompeten schmetterten zu den Melodien der Zinken, und die Pauken wirbelten darein; in künstlichen Verschlingungen drehete sich die glänzende Gesellschaft auf dem Saale des Rathhauses durcheinander, und Erzbischof Ludewig, selig wie die verkörperte Lust, tanzte mit jeder Muskel. Die schönste der Schönen drehete er im Wirbel, und ihr feuriges Auge blickte freundlich auf ihn und schien Beifall zu lächeln seinen schmeichelnden Worten. Mit reizender Koketterie lös'te sie sich, wie der Tanz es wollte, aus seinen Armen, und tanzte die Reihe entlang, während er auf der andern Seite folgte und sie mit glühenden Blicken fast verschlang.

Von neuem nahm er sie in die Arme, dringender und kühner wollte er ihr sagen, was er fühlte; er durfte von ihrer eigenen Glut erwarten, daß sie seiner Kühnheit nicht zürnen werde, da erscholl plötzlich der Schreckensruf „Feuer!“ durch den Saal, und die grenzenloseste Bestürzung ergriff alle Anwesende. Im furchtbarsten Gedränge stürzte alles zur Thür und die Treppe hinab. Augenblicklich war die Treppe von unten bis oben mit Hinuntereilenden dicht bedeckt. Eine so große ungewöhnliche Last vermochte sie nicht zu tragen, sie stürzte zusammen, und mit ihr alle, welche sich darauf befanden. In diesem Augenblick kam oben der Erzbischof, mit seiner schönen Tänzerin im Arme, eilenden Laufes daher; einmal im Schusse, vermochte er nicht, den heftigen Lauf plötzlich zu hemmen, er kam an den Rand des Corridors, an welchem so eben noch die Treppe angeschlossen hatte, und stürzte mit seiner schönen Last hinunter. Beide brachen das Genick, eben so ein unmittelbar hinterher kommender Gast. Andere, welche hinunter gesprungen waren, hatten, wie die auf der Treppe Befindlichen, theils Arme oder Beine gebrochen, theils waren sie mit gelinderem Schaden, theils ganz unverletzt weggekommen. Jene drei Personen waren die einzigen, welche das Leben verloren. Unstreitig hätte man gar nichts gewagt, wenn man oben geblieben wäre, denn das Feuer war im Hause des Stadtschreibers, neben dem Rathhause, ausgebrochen, war in einem leer stehenden Bette entstanden und wurde schnell gelöscht; denn nicht einmal das Bettgestell verbrannte ganz. Das Volk aber behauptete, der Teufel habe das Feuer angelegt, um dem ärgerlichen Leben des Erzbischofs ein Ende zu machen. Man hielt damals den Geistlichen viel zu gut; allein dies war mehr, als man gut heißen durfte. Ludwig war einer von den unglücklichen Menschen, deren äußerer Beruf mit ihrer Sinnesart in ewigem Zwiespalte liegt; er hatte nicht als ein Geistlicher gelebt, er war noch weniger als ein Geistlicher gestorben, sondern ohne Beichte und Absolution in seinen Sünden dahin gefahren. Man führte seinen Leichnam nach Magdeburg, und setzte ihn im Dome in aller Stille und ohne alles Gepränge in der Kaldaunenkapelle bei. Nicht einmal Seelenmessen wurden für ihn gelesen [1]).

---

1) Niedersächsische Chronik bei Abel, S. 229, 346. Pauli, Preuß. Staatsgeschichte, Thl. V. S. 448. Detmar, Chronik, I. S. 448. Lenz, Diplomat. Stifts- und Landes-Historie von Magdeburg, S. 340 ff.

Sigismund hatte unterdessen in der Mark wenig gethan, auch war er großentheils nicht im Lande anwesend. Seine Lebensart war ziemlich ungeregelt, da er viel zu früh selbstständig geworden war. Am Hofe seines Bruders Wenzel sah er nicht viel Gutes, und nur zu schnell fand er an Ausschweifungen roher Sinnlichkeit Behagen. Schon im ersten Jahre seines Lebens hatte ihn sein kaiserlicher Vater mit Katharina, einer Tochter des Burggrafen von Friedrich von Nürnberg verlobt [1]). Dies konnte für ihn kein Zügel sein, um so mehr, als dieser Verlobung keine Folge gegeben wurde. Schon der Kaiser hatte noch bei seinen Lebzeiten eine vortheilhaftere Parthie für seinen Sohn gefunden, und obgleich damals die Sache nicht zu Stande kam, so hatte Siegmund sie doch nicht aufgegeben, und betrieb sie jetzt sehr eifrig. Es war dies eine Heirath mit Maria, der ältesten Prinzessin des Königs von Polen und Ungarn, der künftigen Erbin beider Königreiche. Seine Bemühungen waren nicht erfolglos geblieben; die Verlobung kam zu Stande und wurde im Juni 1382 zu Brandenburg gefeiert [2]). Siegmund war 14 Jahre alt. Ihm war dabei zugleich die Erbfolge in beiden Reichen zugesichert worden, und König Ludwig hielt es für nöthig, daß er sofort nach Polen käme, um sich in Bezug auf die Vermählung huldigen zu lassen, was denn auch am Jakobitage, den 25. Juli, geschah. Indessen war es in Polen unruhig; König Ludwig schickte Siegmunden daher an der Spitze Ungarischer Kriegsvölker nach Polen, um die Unruhen zu dämpfen. Mitten in dieser Unternehmung erhielt er die Nachricht, daß König Ludwig am 14. September gestorben sei. Die Sachen konnten nunmehr für ihn eine sehr unangenehme Wendung nehmen. Er verließ daher sein Kriegsvolk und eilte nach Posen, wo sich ein großer Theil des Polnischen Adels eingefunden hatte. Hier versprach man ihm, ihn anzuerkennen, dafern er im Königreich Polen seinen Wohnsitz aufschlagen, und den von Ludwig ernannten Statthalter entlassen wollte. Letzteres schlug Siegmund ab, und erbitterte dadurch die Polen. Er reis'te ab, um am Hofe der Königin die Sache weiter zu betreiben. Die Polnischen Großen hielten eine zweite Zusammenkunft, und beschlossen, einen volljährigen Fürsten auf den Thron zu erheben, der eine Prinzessin des vorigen Königs heira-

1) v. Lancizolle, Bildungsgeschichte d. Preuß. Staats, Thl. I. S. 249.
2) Angelus, S. 166.

then ſollte. Da die Aelteſte ſchon mit Siegmund verlobt war, konnte hierbei nur an die Zweite, Hedwig, gedacht werden. Die Erinnerung, daß man Siegmund bereits Treue geſchworen, fruchtete nichts. Die verwittwete Königin erſuchte die Polniſchen Großen, mit der Wiederbeſetzung des Thrones ſo lange zu warten, bis auch ihre zweite Tochter, Hedwig, vermählt ſei. Siegmund kam dadurch um allen Credit, man fand ſeine Liebe für Ausländer ſehr verwerflich, und zwang ſeine Anhänger, ſeine Parthei zu verlaſſen. Ihm ſelbſt aber verweigerte man den Einlaß in Cracau, und zwang ihn, nach Ungarn zu reiſen. Hier waren ſeine Hoffnungen noch nicht geſcheitert, allein ſeine Anweſenheit überzeugte ihn, daß es dennoch auch hier mißlich ausſähe. Die Ungarn hatten die Maria gekrönt, ihr aber nicht den Titel einer Königin, ſondern eines Königs beigelegt. Die Königin Mutter unterſtützte ſie in der Regierung mit ihrem Rathe; dieſe aber war unſerm Siegmund wenig gewogen.

Ehe Siegmund nach Polen reiſ'te hatte er mit den Meklenburgiſchen und Pommerſchen Herzogen und Fürſten einen Frieden auf ſechs Jahre abgeſchloſſen [1]). Dadurch wurden die früher erwähnten Meklenburgiſchen Streifzüge beendigt, und wenigſtens auf dieſen Seiten hin auf einige Zeit Ruhe geſchafft.

In Magdeburg hatte unterdeſſen eine neue Wahl ſtatt gefunden. Sie war auf den Biſchof von Merſeburg, Friedrich von Hoym, gefallen. Auch er hatte ſchon viel früher Ausſicht zu dieſer Stelle gehabt, die ſich jedoch zerſchlagen, und jetzt war er ein ziemlich alter Mann. Als er am erſten Sonntage in der Faſten ſeine letzte Abſchiedsmeſſe mit großer Feierlichkeit hielt, hatte er das eigene Unglück vor dem Altare, alles fleißigen Suchens im Meßbuche ungeachtet, die Meſſe nicht finden zu können. Er erſchrack darüber im höchſten Maaße, wendete ſich zu den Schutzheiligen der Domkirche, dem heiligen Laurentius und Johann, und bat ſie um Verzeihung, allein er konnte die Meſſe nicht halten, und zog ſich dieſen Unfall ſo zu Sinne, daß er krank wurde [2]). Natürlich war die Sache, ſeiner Anſicht nach, nicht zugegangen. Eine feindliche dämoniſche Gewalt hatte Macht über ihn gewonnen, allein wodurch er es verſchuldet, daß die

---

1) Gerken, Cod. diplom. T. IV. p. 400.

2) Pauli, Preuß Staatsgeſchichte, Thl. V. S. 449.

Schutzheiligen sich seiner nicht angenommen, und ins Mittel getreten waren, blieb ihm unbegreiflich. Nur eine ihm unbekannte Sünde konnte sie so sehr erzürnt haben, aber wie emsig er auch suchen mochte, er fand keine, die für diese Strafe groß genug gewesen wäre. Und dennoch mußte er sich als einen mit schwerer Sünde beladenen Menschen betrachten, der unwürdig zu einem so hohen Amte berufen sei, wie er es jetzt übernommen hatte. Dieser Kummer nagte fortwährend an seinem Herzen und seiner Gesundheit. Welch einen wunderbaren Gegensatz bildete das Innere des jetzigen Erzbischofs zu dem des vorigen! Ist es doch als ob der zu große Leichtsinn des ersten durch eine zu ängstliche Gewissenhaftigkeit des letzteren hätte compensirt werden sollen. Seine Regierung war sehr zufrieden stellend. Mit Wenzel und Siegmund von Brandenburg schloß er ein Schutzbündniß. Allein seine Kränklichkeit und die tiefe Aufregung seines Innern dauerte fort. Im Herbste verließ er wenig mehr sein Zimmer.

Brütend und finster saß er an einem Novemberabend in seinem Lehnstuhle im bischöflichen Palaste zu Merseburg. Krank und ermattet hingen seine Arme herab, und in seinem finstern Sinnen und Schweigen offenbarte sich kein Lebenszeichen, als von Zeit zu Zeit ein leises Kopfschütteln und ein schmerzlicher Aufblick zur Höhe. Er hatte heute gebeichtet, und das tröstende Wort der Gnade und Versöhnung von den Lippen seines Beichtigers begierig aufgesogen. Aber dennoch quälten Zweifel sein Herz, und er fühlte sich nicht beruhigt. Ja, rief er endlich, wenn mir der Herr ein Zeichen seiner Gnade sendete, als Siegel der Versöhnung, dann würde ich glauben, und den schon so lange schmerzlich vermißten Frieden wiederfinden. Und warum sollte es seiner Allmacht nicht möglich sein, mir ein solches Zeichen zu senden? Dient doch seinen Händen auch das Geringfügigste, wenn er es bedeutend machen will, und in dem Gewöhnlichsten vermag er wunderbar zu wirken. O Herr, laß deine Gnade walten über deinen unwürdigen Knecht, erhöre mein Gebet und sende mir ein Zeichen deiner Vergebung. Er war aufgestanden und hatte sich dem Fenster genähert, die Augen gen Himmel erhoben, der mit seinen Sternen hernieder sah auf die dunkle Erde. Da gewahrte er über der Domkirche einen großen hell leuchtenden Kometen, nach dem Vorurtheile seiner Zeit das unfehlbare Zeichen des göttlichen Zorns. Entsetzt starrete er ihn an, und mit

einem lauten Schrei sank er zur Erde [1]). Der herbeieilende Diener fand ihn sprachlos, und auf seine Fragen deutete er nur mit Grausen auf das furchtbare Schreckensbild am Himmel. Seine schon zu sehr geschwächte Natur vermochte einem solchen Stoße nicht zu widerstehen. Er starb am andern Tage den 9. November 1382, und ward, nach neunmonatlicher Regierung, im Dome zu Merseburg begraben. Der Komet leuchtete vierzehn Tage lang am Himmel [2]). Bemerkenswerth ist es noch, daß in diesem ganzen Jahre kein Wind wehete. Indessen war das Wetter schön, und die Erndte gut. Eine darauf folgende Pest, welche viel Menschen dahin raffte, setzte man auf Rechnung der so ungewöhnlich lang anhaltenden Windstille [3]).

In Magdeburg wurde Graf Albrecht von Querfurt als Erzbischof gewählt und bestätigt. Er war ein geiziger Herr; was ihn uns indessen besonders bemerkenswerth macht, war sein Haß gegen die Märker, der ihn in viele Händel verwickelte, und schon im ersten Jahre machte sich derselbe geltend.

An der Havel zwischen Plauen und Rathenow, da wo die Havel die Stremme aufnimmt, liegt ein Dorf, damals ein Städtchen mit einem festen Schlosse, Milow genannt. Das Schloß befand sich in den Händen der Treskow's, Brandenburgischer Vasallen, welche von hier aus Einfälle in das Erzstift Magdeburg gemacht hatten. Albrecht rückte mit Kriegsvolk davor, und brannte Stadt und Schloß nieder, was man in der Sprache der damaligen Zeit auspochen nannte. Allein die Lage des Ortes eignete ihn gar sehr, von hier aus die Mark zu befehden, und sich den Uebergang über die Havel zu sichern. Es war in dieser Beziehung fast so wichtig, als Plaue. Albrecht behielt daher den Platz, ließ Stadt und Schloß wieder herstellen, und beides durch Gräben, Wälle, Mauern und Thürme so stark als möglich befestigen. Mit Besorgniß sahen die Märker diese Zwingburg erstehen, allein sie vermochten es nicht zu verhindern. Des Schlosses Plauen hatten sie sich vor einiger Zeit bemächtigt. Der verstorbene Erzbischof hatte mit den Magdeburgern versucht, es den Märkern zu entreißen; aber bei der Belagerung kam Feuer im

---

1) Niedersächsische Chronik, bei Abel, S. 230.

2) Angelus, S. 166.

3) Angelus, S. 166.

Lager aus, und verzehrte daſſelbe mit allem Heergeräthe, ſo daß die Magdeburger unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. Siegmund hatte mit dem verſtorbenen Erzbiſchof wegen der Zurückgabe des Schloſſes Plauen unterhandelt, nachdem dies geſchehen war. Es handelte ſich um 800 Mark, welche der Erzbiſchof an Siegmund bezahlen ſollte. Da die Sache ſtreitig war, ſo provocirte er endlich auf die Entſcheidung des Königs Wenzel, und beide Theile verſprachen, ſich dem zu fügen, was dieſer wegen der 800 Mark beſtimmen würde. Alsdann ſollte auch dem Erzbiſchof die Veſte Plauen wieder geſchafft werden. Sollte dies Siegmund nicht ohne Gefahr bewirken können, ſo wurde dem Erzbiſchofe geſtattet, die gedachte Veſte zu belagern, und Siegmund verſprach, ihm dabei keine Hinderniſſe und keinen Widerſtand entgegen zu ſetzen, ſo wie dies auch nicht von denen geſchehen ſollte, die unter ſeinem Befehle ſtanden. — Der Erzbiſchof erlebte die Beendigung und Entſcheidung der Sache nicht. Die Veſte aber wurde, ſo ſcheint es, ſeinem Nachfolger ausgeliefert [1]).

Siegmund befand ſich nicht im Lande, aber für ſeine Zwecke im Auslande brauchte er viel Geld, und was ſich davon in der Mark nur aufbringen ließ, mußte ihm zugeſchickt werden. In Polen war es zwiſchen ſeinen Anhängern und ihrer Gegenpartei zum blutigen Kriege gekommen. Siegmund unterſtützte ſeine Anhänger durch Geld und Truppen. Um dem Bürgerkriege Einhalt zu thun, wurde die verwittwete Königin erſucht, eine ihrer Prinzeſſinnen nach Polen zu ſenden. Dieſer lag es am Herzen, ihre jüngſte Prinzeſſin nicht leer ausgehen zu laſſen. Die älteſte war bereits als König von Ungarn gekrönt, ſie ſchickte deshalb Hedwig nach Polen, und um den Polen die Gewährung ihres Wunſches zu erleichtern, ſprach ſie dieſelben von dem Eide, den ſie der Maria und Siegmund geleiſtet hatten, los. Dies vermehrte die Uneinigkeit. Siegmund rückte an der Spitze von 12000 Mann Ungariſcher Truppen in Polen ein, an welche ſich ein Theil ſeiner dortigen Anhänger anſchloß [2]). Aber auch aus Brandenburg mußte Arnold von Waldow ihm Hülfsvölker zu-

---

[1]) Sächſiſche Chronik von Dreſſer, S. 375. Gerken, Cod. diplom. T. IV. p. 533.

[2]) Pauli, Preuß. Staatsgeſchichte, Thl. I. S. 556.

ſenden, und der Krieg brach nun in voller Furie los. Die Länder des einen Polniſchen, ſehr mächtigen Parteihauptes, wurden ſo furchtbar verwüſtet, daß dieſer einen Waffenſtillſtand eingehen mußte. Mit ſchwerer Beute beladen zogen die Ungariſchen und Brandenburgiſchen Kriegsvölker wieder nach Hauſe.

Daß Siegmund unter dieſen Umſtänden ſich wenig um die Mark kümmern konnte, iſt natürlich. Es fehlte auch hier nicht an Unruhen, allein es fehlte an Mitteln, um mit Gewalt einzuſchreiten. Alles was da geſchehen konnte, war, daß Wenzel einen allgemeinen Landfrieden publiciren ließ, den jeder hielt, in wiefern er es für gut fand. Räubereien der mannigfachſten Art, eine wahre Geißel dieſer Zeit, waren an der Tagesordnung [1]).

In der zweiten Woche nach Oſtern dieſes Jahres (1383) war zu Schwerin Herzog Heinrich von Meklenburg geſtorben. Er wurde ſehr bedauert, da er ein großer Verfolger der Räuber und Diebe geweſen war, der he, — ſagt der Chroniſt Detmar [2]), — menigen dicke ſulven hengede, up dat he ſe brachte van den Dagen. God vergeldet ſiner Sele *).

---

1) Buchholz, Geſchichte d. Mark Brandenburg, Thl. II. S. 536.

2) bei Grotuff, Thl. I. S. 323.

*) deren er gar manchen ſelber hängete, auf daß er ſie brächte von ihren Tagen (ums Leben). Gott vergelte es ſeiner Seele. — Wie haben ſich die Zeiten geändert, daß ein Fürſt ſich damals durch ſolche Beſchäftigung Ruhm erwerben konnte!

Sechstes Kapitel.

Allein wir müssen unsern Blick endlich einmal wieder nach der Priegnitz richten, wo sich eine bemerkenswerthe Begebenheit vorbereitet. Der Bischof von Havelberg hatte sich mit einem Priegnitzischen Edelmann, Heinrich von Bülow zu Kersdorf, einem nicht mehr vorhandenen Orte, veruneinigt. Vergleichsvorschläge fruchteten nichts, und der Ausbruch der Feindseligkeiten war vorauszusehen. Die Havelbergischen Vasallen, unter ihnen die Putlitz und die Quitzow's, erhielten die Aufforderung, sich wehrhaft zu machen. Kaum war dies geschehen, so schickte Heinrich von Bülow den Absagebrief, und drei Tage nachher begannen die Feindseligkeiten. Durch Scheinvorkehrungen hatte von Bülow die Havelbergsche Kriegsmacht nach einer ganz andern Seite zu locken gewußt, als von welcher er jetzt einfiel. Es war am 16. August 1383 [1]), wo er die westlichen Dörfer des Havelbergischen Sprengels überfiel, das Vieh aus den Dörfern zusammentreiben, und elf Dörfer anzünden und niederbrennen ließ. Die Havelbergischen Krieger fanden sich erst ein, nachdem er seine Beute in Sicherheit hatte, und der Schade geschehen war. Auch einige Quitzow'sche Dörfer waren in Asche gelegt. Da die Dörfer sämmtlich aus Holz mit Stroh gedeckt bestanden, so blieb meistens von ihnen nichts, als das Gemäuer der Kirche stehen, kaum einmal die Schornsteine, denn die wenigsten Häuser hatten dergleichen, weil der Rauch sich unter dem Dache hindurch arbeiten mußte.

Eines dieser niedergebrannten Dörfer war Wilsnack, nur eine Meile von Quitzhövel entlegen. Die armen Einwohner des Dorfes hatten sich an jenem Schreckenstage mit Zurücklassung

---

[1]) Detmar bei Gronau, Thl. 1. S. 325. Angelus, Annales, p. 167.

all' des Ihrigen nach Quitzhövel geflüchtet, dessen festes Schloß ihnen einige Sicherheit vor den plündernden, mordenden und sengenden Schaaren versprach, unter ihnen auch der Priester der dem h. Nicolao gewidmeten Dorfkirche, Namens Johann.

In den ersten Tagen hielt er sich mit seiner verscheuchten Heerde still zusammen, und Niemand wagte die Rückkehr aus Furcht, den Feinden in die Hände zu fallen. Was hätte man auch auf den noch rauchenden heißen Feuerstellen gesollt, die noch nicht einmal das Nachsuchen nach unverbrannten Dingen gestatteten? Erst als am fünften Tage Ritter Cuno von Quitzow mit seinen Leuten heimkehrte, wagten sich Einzelne nach den Brandstätten, und verkündigten bei ihrer Rückkehr, was man schon im Voraus wußte, daß nämlich das ganze Dorf niedergebrannt sei, und das Feuer unterm Schutte noch fortschweele. Indessen fingen nun doch schon Mehrere an, auf ihren Brandstätten Nachsuchungen zu halten, und am achten Tage, an St. Bartholomäus, den 24. August, machte sich auch der Priester Johann auf, die verheerte Stätte seines Dienstes näher zu untersuchen.

Da lag sein Kirchlein, dampfend in Ruinen, rings umgeben von rauchenden Schutthaufen, deren branstiger Geruch sich weithin zu erkennen gab, und hier in der Mitte der Brandstätten fast brustbeengend wirkte. Da stand das dachlose Gemäuer mit ausgebrannten Fenstern, vorn die Ruine des Thurms, kaum noch ein Stockwerk hoch, mit thürlosem Eingange. Die Morgensonne leuchtete durch die gewölbten Fensterlöcher, und ihr Schein fiel auf die gegenüber liegende kahle und nackte Wand. Schwarze verkohlte und zerbrochene Balken stützten sich hier und da gegen die Mauern, und durchkreuzten sich besonders nach hinten, wo die Altarwand der Kirche einen tiefen Schatten bildete. Hier und da drang Rauch aus den Schutthaufen. So zeigte sich das Kirchlein unserm Priester, als er durch den Eingang, vor dem Thurme stehend, in das Heiligthum sah. Innerhalb des Thurmes waren sein Sacristan und ein Bauer beschäftigt, das Metall der geschmolzenen Glocken aus dem Schutte herauszugraben; sie brachten ein unförmliches Stück nach dem andern an das Tageslicht, das im rothen Sonnenlichte wunderbar funkelte, aber tonlos und stumm sich zu dem schon vorhandenen Haufen Metalles gesellen ließ. Unserm armen Geistlichen brach das Herz.

Wie hatten die Glocken noch am Tage vor dem Unglücke, am Auffahrtsfeste der Himmelskönigin, so freundlich geklungen, wie hatte sein Kirchlein so festlich und feierlich geprangt zu der Jungfrau Ehren, und nun zeigte es nichts, als den Gräuel der Verwüstung. Ihm war zu Muthe, als sei ihm sein liebster Freund gestorben, und er stehe neben seinem verwitterten Leichnam. Rings um ihn wühlte das verarmte Häuflein seiner Gemeinde auf den Brandstätten nach den armseligen Resten, welche die Wuth des Feuers, wie die Habsucht der Feinde verschmähet hatte. Wann war diese wieder so weit, daß sie eine Kirche bauen konnte? — Seine Augen waren naß geworden, es zog ihn gewaltsam in das Gemäuer hin zur Stelle des Hochaltars. Ueber Schutt, herabgestürztes Mauerwerk und schwarze Balken mußte er schreiten und klettern. Sein Sacristan war ihm still gefolgt. Es sah hier schmerzlich aus. Einige kreuzweis liegende Balken, auf welchen große Stücke Mauerwerk lagen, und mit anderem Schutte das weitere Verbrennen des Holzes verhindert hatten, mußte er wegräumen, ehe er sah, was er vor sich hatte. Da stand sein Altar erhalten, denn er war von Stein. Aber verschwunden war der Schmuck desselben, fort das Muttergottesbild und alle Zierrathen, welche dasselbe umgaben. Große Schuttmassen bedeckten die Oberfläche, aber siehe, wunderbar hing unter demselben die Altardecke fast unversehrt herab. Darauf hatte er nicht gerechnet, und ein freudiger Schreck durchbebte ihn. Es fiel ihm nicht ein, daß eine dicht anliegende Decke auf Stein so leicht nicht verbrennen kann, wenn der Stein nicht übermäßig heiß gemacht wird, wahrscheinlich hatte er davon auch nie etwas gehört. Emsig arbeitete er mit seinem Sacristan den Schutt herunter. Auch zwei umgefallene Leuchter wurden in demselben erhalten gefunden. Man konnte endlich die Decke abnehmen und ausschütteln, und siehe, sie zeigte kaum einige Brandflecken. Emsig deckte sie Johann wieder auf den Altar und stellte die Leuchter in Ordnung; wunderbar wurde er ergriffen, als er so den Altar nicht ohne Schmuck in der wüsten Kirche erblickte. Unterdeß war der Sacristan hingeeilt zu einem Behältniß hinter dem Altare, welches sich in der Mauer befand, und durch eine eiserne Thür geschlossen war. In dieser Wandvertiefung hatte der Geistliche eine Büchse mit drei consecrirten Hostien aufbewahrt, für den Fall, daß plötzlich ein Kranker das Viaticum begehre. Auch

lagen hier zwei Enden groſser Wachslichte für denſelben Fall. Der Sacriſtan öffnete die Thüre, und fand die Lichte in der hinterſten Mauervertiefung, wie die Büchſe, in eine kleine Altardecke gehüllt, unverſehrt. Eilig kehrte er damit zu ſeinem Pfarrer zurück, der unterdeſs ſeinen Altar geordnet und in ſeinem Eifer nicht bemerkt hatte, daſs er ſich einen Finger blutig geſtoſsen. Wie ein Verklärter ſtand er davor, in Anbetung verſunken. Auch den Küſter überraſchte das Ausſehen des Altars, und ſchnell kam ihm ein Gedanke, wie er ſeinen Prieſter erfreuen möchte. Er übergab ſeinem Pfarrer die Büchſe mit dem Umſchlage, und eilte mit dem Lichte zu einem in der Tiefe noch glimmenden Balken. Hier entzündete er daſſelbe, kehrte damit zurück, zündete das andere Ende daran ebenfalls an, und beſteckte damit die Leuchter, während ſein Pfarrer die Hoſtien-Büchſe unterſuchte, und in tiefe Betrachtung derſelben verſenkt war. In dieſem Augenblicke traten einige der Gemeindeglieder in die Kirche, erblickten mit Erſtaunen den Altar, und ſchrien überlaut Mirakel. Auch unſer Geiſtlicher blickte auf, ſah die brennenden Lichter, und ſtimmte in das Geſchrei mit ein. Jetzt war ihm deutlich, worüber er geſonnen hatte; und was er kaum auszuſprechen gewagt, hatte der Himmel ſichtbar beſtätigt. Bald füllte ſich die Kirche mit ſeinen Beichtkindern, und alle durchbebte der freudigſte Schrecken, und alle ſchrieen vor Erſtaunen. Kaum vermochte der mit heiligem Feuer begeiſterte Prieſter durch Winken mit der Hand den lauten Ausbruch ſeiner entzückten Gemeinde ſo weit zum Schweigen zu bringen, daſs er zu Worte kommen konnte. Endlich hatte man ihn begriffen, eine ehrfurchtsvolle Stille trat ein, und der Prieſter vor dem Altare rief: Auf die Knie mit dir, werthe Gemeinde, ſchmecke und ſieh, wie freundlich der Herr iſt. Mich, ſeinen demüthigen Knecht, dich, arme, troſtloſe Gemeinde, hat er gewürdigt, eines der gröſsten Wunder ſeiner Gnade zu ſchauen, das je geſehen wurde. Nicht allein iſt dieſer Altar wunderbarlich erhalten, und geziert mit ſeiner Decke, ſeinen Leuchtern und brennenden Lichten, wie es die heilige Mutter Kirche vorſchreibt, er iſt erhalten mitten im Graus der Verwüſtung, und die verheerende Wuth des Feuers iſt daran mit heiliger Scheu vorübergegangen. Nur durch ein Wunder iſt das zu erklären, und ein Wunder iſt geſchehen; aber Gröſseres noch hat der Herr gethan; denn ſchauet, die drei für Kranke geweiheten Hoſtien in dieſem

Behälter, der heilige Leib Gottes sind gleichfalls erhalten, aber sie haben Pein gelitten in des Feuers Wuth, als dasselbe unser liebes Gotteshaus verzehrete, sie haben Blut geschwitzt, und sind durch Blut zusammen geklebt. Kein Zweifel, die rothe Farbe zeigt es, und Ein Wunder bestätigt das Andere. Schauet her, geliebte geistliche Kinder, euch hat der Herr gewürdigt, sein heiliges Blut leibhaftig zu schauen, euch vor Tausenden, und erkennet darin die unverdiente Gnade und die Gewißheit, daß der Herr und seine Heiligen euch in eurem Elende nicht verstoßen wollen. Sprecht andachtsvoll und jauchzend mit mir: Meine Seele lobe den Herrn, und was in mir ist, seinen heiligen Namen, Lob und Preis der heiligen Dreifaltigkeit von nun an bis in Ewigkeit. Gebenedeiet seist du, Maria, du holdseligste unter den Weibern, die du dich unserer erbarmet hast, als nach deinem heiligen Tage der Ort deiner Verehrung verwüstet worden, die du bei deinem heiligen Sohne vorgebeten hast. Gepriesen sei unser heiliger Schutzpatron, Sanct Nicolaus, der sich unserer angenommen, und sein Verdienst für das unsrige in die Wagschaale gelegt. Heil allen, ewiges Heil, welche gewürdigt wurden, Zeugen dieses großen Wunders, dieses großen Tages zu sein; Kinder und Kindeskinder werden sie selig preisen, und an den Enden der Erde wird man sie beneiden um des Heiles willen, das ihnen wiederfahren. Heil mir, dem unwürdigen Knechte Gottes, durch dessen schwache Hand diese Hostien in den Leib des Herrn verwandelt wurden; ein ewiges Hosianna und Halleluja soll mein Herz dem Herren singen, der mich diesen Tag erleben ließ. Hab' ich mirs doch seit den Tagen der Gefahr nicht denken können, daß mein heiliger Altar verwüstet liegen sollte von des Feindes Trutz und des Feuers Macht. Ließ es mich doch kaum die Nacht im Bette, war es doch immer, als rief mir eine Stimme, stehe auf, dein Altar ist bereitet, und lies wieder die heilige Messe. Ach wer hätte es denken können, daß alles sich so verhielte, wie hätte es denn in eines Menschen Sinn kommen können, das Unerhörte. Aber sehet bestätigt, was der heil. Apostel sagt: „Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben." Wohlan denn, andächtige Gemeinde, hier steht der Leib des Herrn auf dem Altare in einer Gestalt, in welcher sich Gott daran wunderbar verherrlicht hat, nichts We-

sentliches fehlt, dem Herrn das Meßopfer zu bereiten. Rüste dich dazu, wir wollen beginnen.

Priester und Gemeinde erhoben sich von ihren Knieen, und der Priester begann die Messe mit einem Feuer und einer Inbrunst, wie man sie an ihm noch nicht kannte. Hoch aufgeregt, in feierlich erhabene Stimmung versetzt durch ein Ereigniß, welches sie für ein unmittelbares Zeichen der Gegenwart Gottes hielt, feierte sie die Gemeinde mit ihm. Man beschloß sofort, die Kerzen zur größeren Verehrung des heiligen Blutes auf dem Altare brennen zu lassen, und Tag und Nacht abwechselnd dabei zu wachen.

Kaum aber hatte sich der übrige Theil der Gemeinde zerstreut, so verbreitete sich der Ruf von dem geschehenen Wunder mit kaum begreiflicher Schnelle weit hin durch die Gegend. Wie hätte dies geschehen können ohne Ausschmückungen und Uebertreibungen, da es einmal im Menschen liegt, das Wunderbarste für sich noch immer nicht wunderbar genug zu finden. Allgemein wurde erzählt, der Priester Johann habe in der Nacht eine Stimme gehört, welche ihm zugerufen: stehe auf, bereite dich für den heiligen Dienst, denn du sollst am Altare der neulich eingeäscherten Kirche eine Messe lesen. Er sei davon erwacht, habe das Ganze aber für einen Traum gehalten, und sei wieder eingeschlafen. Da habe die Stimme sich zum zweiten und endlich zum drittenmale hören lassen, und als er sich erhebend nachgedacht habe, wie er in einer niedergebrannten Kirche doch keine Messe lesen könne, habe die Stimme gerufen: Gehe, du findest alles bereit. Als er nun zur Kirche gekommen, sei der Altar gedeckt und mit brennenden Kerzen versehen gewesen, in der Mitte aber habe das Gefäß gestanden, in welchem drei Hostien durch das heilige Blut zu einer einzigen vereinigt gewesen wären, u. s. f. Man behauptete ihm zuletzt, aus seinem eigenen Munde die Sache so erzählen gehört zu haben, so daß er endlich selber zweifelhaft war, ob nicht wirklich eine Stimme ihn aufgefordert, zur Kirche zu gehen [1]).

Vor allem aber war es nöthig, den Bischof von Havelberg von der Sache in Kenntniß zu setzen, und der Pfarrer Johann

---

1) Cranzii, Vandal. L. IX. c. XI. Garcaeus, edit. Krausii, p. 144. Detmar bei Grotuff, I. S. 325.

machte sich mit seinem Sacristan sofort dahin auf. Dietrich Mann hörte mit Erstaunen die Erzählung, und erkundigte sich sorgfältig nach allen Umständen. Dem Pfarrer stellte sich die Sache in seiner Aufregung immer wunderbarer dar, der Küster, nicht minder aufgeregt, hatte Geschmack an dem Wunder gefunden, und verschwieg, wie er glaubte aus Bescheidenheit, das Wenige, was er dabei gethan hatte. Dem Bischof waren die Hostien das Wichtigste, und er beschloß sofort, an Ort und Stelle das Wunder zu untersuchen. Er ließ den Domprobst und den zufällig anwesenden Pfarrer von Alt-Ruppin einladen, ihn zu begleiten und Zeuge in der Sache zu sein [1]). Auch einige Mönche seines Kapitels schlossen sich mit seiner Erlaubniß an. So setzte sich der Zug in Bewegung.

Auf der Landstraße fand man viele Menschen, welche auf den Ruf des Wunders nach Wilsnack eilten, und je näher man dem Orte kam, um so dichter war die Straße bedeckt. Bunt und bewegt war das Leben in dem abgebrannten Orte selber. Man war beschäftigt, Laubhütten zu errichten, und außerdem hatte sich bereits eine Menge wandernden Volks mit Lebensmitteln und anderen Waaren eingefunden, und schlug seine Buden auf, um feil zu halten. Ein großes Kreuz, das Zeichen des allgemeinen Friedehaltens, welches auf allen Jahrmärkten errichtet wurde [2]), überragte das Getümmel, durch welches man sich kaum der Kirchenruine nähern konnte. Die Geistlichen formirten unter Vortragung eines Kreuzes eine Processíon, und da man wohl begriff, daß sie in dieser Angelegenheit Hauptpersonen waren, wurde sofort Platz gemacht und der Weg geöffnet. Pfarrer Johann hob einen Gesang an, in welchen die Geistlichen einstimmten. So näherte sich der Zug der Kirchenruine, in welcher sich die Neugierigen zusammen drängten, und auf die Mauern und Balken kletterten, um Platz zu machen, ohne die Kirche zu verlassen. Man trat ein, und mit Bewundern erblickten die Geistlichen den Altar mit seiner Decke, seinen Leuchtern, seinen brennenden Kerzen und dem Hostienbehältnisse. Es wurde bestätigt, daß dies alles Dinge seien, welche schon vorher dem Altare eigen gehört, und in der Kirche befindlich gewesen seien. Jetzt be-

---

[1]) Buchholz, Brandenb. Gesch. Thl. I. S. 594.
[2]) Gerken, Cod. diplom. T. III. p. 409. Anm.

gab sich der Bischof vor den Altar, um die Hostien zu untersuchen, und das Behältniß zu öffnen. Der Zudrang der Gläubigen wurde furchtbar, die beiden wachthaltenden Bauern waren zu schwach ihm Widerstand zu leisten; kaum hielt die Ehrfurcht vor dem heiligen Orte sie ab, die Geistlichen zu drängen. Ein altes Mütterchen auf Krücken wurde zurück gestoßen, und versuchte immer von neuem, sich nach dem Altare hinzuarbeiten, und das Wunder zu schauen. Weinend vor Aerger, warf sie die Krücken von sich, und stürzte sich wild in das Gewühl, indem der Bischof so eben die Hostien herausnahm. Sofort schrieen die Umstehenden Mirakel, und hoben die Krücken als sichtbares Zeichen desselben hoch in die Höhe. Ja selbst die Alte wurde in die Höhe gehoben, und ein Paar Männer nahmen sie auf die Schultern, wo sie zu ihrer Freude gar gut sehen konnte. Der Bischof und die Geistlichen bestätigten vor dem Altare, daß jede der drei Hostien frische Blutflecken habe, und an dem Wunder nicht mehr zu zweifeln sei. Darauf mußte die Alte vor dem Altare niedergesetzt werden. Sie versicherte, kurz vorher noch in einem Zustande gewesen zu sein, in welchem sie nicht habe gerade stehen, oder ohne Krücken gehen können, und die Umstehenden bezeugten dies. Im Augenblicke, wo das heilige Blut sichtbar geworden, habe sie einen Ruck durch den ganzen Körper gespürt, habe gerade stehen, und ihre Krücken wegwerfen können, und vermöge auch jetzt noch wie andere zu stehen und zu gehen, wovon sich Jeder überzeugen könne. Auch ein alter Mann arbeitete sich zum Altare hin, zeigte seinen Arm vor, und versicherte, er sei lahm gewesen, als er zur Kirche gekommen, und habe ihn so gelähmt in einer Binde getragen, die man ihm jedoch im großen Gedränge abgerissen. Im Augenblicke, wo die Hostie gezeigt worden, sei sein Arm plötzlich gesund gewesen, und er habe ihn gebrauchen können, wie den andern. Noch einige andere Personen kamen herbei, und bezeugten ihre Genesung von kleineren Uebeln. Ueber dies alles ward an Ort und Stelle sofort ein Protokoll aufgenommen, in welchem die ansehnlichsten Personen als Zeugen genannt waren, und der Bischof verließ die Kirchenruine mit der Bestätigung des Wunders und dem vollen Glauben daran.

Nunmehr war des Menschenzuflusses kein Ende. Von allen Orten her pilgerte man zum heiligen Blute nach Wilsnack. Es

geſchahen Zeichen und Wunder, und man ſpendete reichlich zur Erbauung einer der Heiligkeit des Ortes angemeſſenen Kirche. Die Bauern benutzten die ihnen gebotene Gelegenheit, von den Pilgern zu verdienen, und waren bald im Stande, ihre Häuſer anſehnlicher und beſſer, als die früheren, aufzubauen. Auch mit dem Kirchenbaue wurde der Anfang gemacht, denn der Prieſter Johann wußte die Gelegenheit gut zu benutzen.

Aber auch der Biſchof von Havelberg überſchaute unſchwer, wie wichtig dies Wunder für ſeine Kirche werden mußte. Er ſetzte ſeinen Vorgeſetzten, den Erzbiſchof von Magdeburg, ſo wie die Biſchöfe von Lebus und Brandenburg von der Sache in Kenntniß, und überſandte ihnen Abſchrift des Protokolls. Man fand keinen Grund, an der Wirklichkeit des Wunders zu zweifeln. Zweifelſucht und Criticismus war überhaupt nicht der Charakter dieſer Zeit, und man würde ſich ſehr irren, ja eine ganz fremde Denkweiſe dieſen Köpfen andichten, wenn man annehmen wollte, ſie hätten ſich nur geſtellt, als glaubten ſie daran. Praktiſcher Verſtand und Wunderglaube kann recht gut mit und bei einander beſtehen, er kann es ſogar zu einer Zeit, wo eine Naturkunde exiſtirt, die damals fehlte. Die gedachten hohen Geiſtlichen erließen nun folgenden Ablaßbrief, der ſchnell bekannt gemacht, den Zulauf gewaltig mehrte.

Im Namen des Herrn, Amen. Albert, durch Gottes Barmherzigkeit Erzbiſchof zu Magdeburg; Johannes, Biſchof zu Lebus; Dietrich, Biſchof zu Brandenburg, und Dietrich, Biſchof zu Havelberg, allen Chriſtgläubigen, an welche unſer gegenwärtiges Schreiben gelangen wird, ewiges Heil im Herrn! Weil wir alle, wie der Apoſtel ſagt, ſtehen werden vor dem Richterſtuhle Chriſti, zu empfangen, wie ein Jeder ſich in ſeinem Leben verhalten hat, entweder Böſes oder Gutes, und wiederum der, ſo reichlich ſäen, auch reichlich das ewige Leben erndten wird, ſo müſſen wir dem Tage der letzten Erndte mit Werken der Barmherzigkeit zuvorkommen. Da wir nun bemerken die offenkundigen Wunder, welche in der gewaltſamen Verbrennung der Pfarrkirche S. Nicolai zu Wilsnack (ſo von einigen Kindern der Bosheit mit Hintanſetzung der Furcht Gottes und aller Ehrerbietung verurſacht iſt), unſer Herr Jeſus Chriſtus an ſeines heiligen Leibes Sacrament gethan hat, daß an dreien Hoſtien, welche von dem Pfarrherrn genannter Kirche vor dem Brande conſecriret,

und acht Tage nach dem Brande auf dem Altar im Corporal *) unversehrt wunderbarer Weise gefunden worden, an einer jeglichen Hostie gesehen sind offenbare Blutstropfen, neben noch andern Zeichen und Mirakeln, welche der allmächtige Gott an bemeldetem Orte wirkte; so wollen wir Allen und Jeden, die wahrhaftig Buße thun und Leid tragen, und genannten Ort Wilsnack und den Leib des Herrn allda in Demuth und Andacht besuchen, ertheilen für das Passiren einer jeden Meile Weges 40 Tage Ablaß, im Hin- und Weggehen; und so oft er um den Kirchhof der erwähnten Kirche geht, gleichfalls 40 Tage, und so oft er vor dem Sakramente niederkniet und betet, wiederum 40 Tage, welchen wir oben genannte Bischöfe ihnen gnädiglich im Herrn ertheilen. Damit aber am Frohnleichnamstage und die folgenden acht Tage nachher bemeldeter Ort fleißiger besucht und betrachtet werde, so wollen wir über gedachte Special-Privilegien noch 40 Tage, ein jeder für sich, mehr Ablaß austheilen denen, so zu der Zeit anhero in wahrer Buße kommen, und Messe hören werden ꝛc. Gegeben im Jahr 1384, zwei Tage nach Oculi (18. März) unter unsern Siegeln [1]).

Der Bischof von Havelberg gab eine schöne Monstranz her, in deren krystallenem Behälter die wunderbaren Hostien gesetzt wurden. Bald empfahlen andere Bischöfe ihren Curanden die Wallfahrten nach Wilsnack eben so dringend, und ertheilten nicht geringeren Ablaß. All überall wurde das Wunder gepriesen, und die Menge der Andächtigen mehrte sich, je länger um so mehr. Dies veranlaßte den Bischof Dietrich, dem bisherigen Dorfe die Rechte einer Stadt zu verleihen. Fast alle Bauern verwandelten sich in Herbergswirthe; denn selbst im Winter wurde es nicht leer, weil eine Menge von Personen, welche verbannt oder verfolgt waren, den heiligen Ort als ein Asyl ansahen, dem das Asylrecht der Kirchen zukäme, aus denen kein Verbrecher weggeholt werden durfte. Selbst die Geistlichkeit scheint diese Meinung eine Zeitlang getheilt zu haben.

Daß unsere, dem heiligen Orte so nahe gelegene Quitzowsche Familie bei diesem Ereigniß nicht unbetheiligt geblieben, läßt sich

*) Das Corporale war eine Art Altartuch zum Bedecken der heiligen Gefäße.

1) Cramer, gr. Pommersches Kirchen-Chronicon. Buch II. S. 74. Angeli, Annales p. 167. 168.

schon erwarten. Für Wilsnack war das Abbrennen zu einer Quelle von Wohlstand geworden, und so sehr sich Ritter Cuno anfangs darüber geärgert hatte, daß es ihm nicht gelungen war, der Einäscherung des Dorfes zuvor gekommen zu sein, so lieb war ihm die günstige Wendung der Sache. Sein Schützling, der vorher so arme Priester Johann, war plötzlich berühmt geworden, und auf dem besten Wege reich zu werden. Der Zufluß von Fremden brachte jetzt häufiger als sonst Besuch auf das Schloß Quitzhövel, und es wurden dadurch wichtige Bekanntschaften und Verbindungen angeknüpft.

Dietrich von Quitzow war jetzt achtzehn Jahr alt geworden, Johann vierzehn. Beide hatten sich zur Freude ihres Vaters immer mehr entwickelt, und konnten schon jetzt in den meisten ritterlichen Uebungen als wohl erfahren, ja zum Theil sogar als Muster gelten. Mannigfache Beweise von Muth, Unerschrockenheit, Gewandtheit und Klugheit hatten beide gegeben, und der Vater war bemüht, diese Eigenschaften noch weiter zu entwickeln. Eine besonders rühmliche Anerkennung verdiente ihre brüderliche Liebe, die nie den Einen zum Gegenstande der Scheelsucht des Andern werden ließ. Auch wo eine Verschiedenheit der Ansichten und Wünsche vorhanden war, führte sie nie zum Unfrieden. Jeder suchte auf seinem Wege zu erreichen, was er beabsichtigte, und Jeder freuete sich über den andern, wenn der Weg zum Ziele geführt hatte, ja auf Erfordern half man sich gegenseitig gern und willig. Leider war dieses schöne Verhalten nur auf ihre gegenseitige Stellung und auf die zu ihren Eltern beschränkt. In anderen Verhältnissen zeigten sich beide, besonders aber Dietrich, herrschsüchtig, eigenwillig und ehrgeizig in hohem Grade, und handelten nicht selten grausam und ungerecht. Selbstsucht und eigener Vortheil war nur zu oft die Triebfeder ihres Thuns. Manche äußere Härte und Rauhigkeit schliff sich in der letzteren Zeit durch den Umgang mit bedeutenderen Personen ab, und ihr Wesen wurde gefälliger. Sie fühlten das selber, und suchten gern die Gesellschaft solcher Personen, aus deren Umgang sie auf eine oder die andere Weise Nutzen schöpfen konnten.

Unter den Prämonstratenser-Mönchen des Stiftes Havelberg, welche hier die Stelle der Domherren vertraten, befand sich ein Geistlicher, welcher seit kurzem von weiten Reisen wiedergekehrt war, und schnell sich allgemeine Achtung und Anerkennung ge-

wonnen hatte. Sein Name war Johannes Wepelitz. Zu Wilsnack von armen Eltern geboren war er ſchon früh durch den Tod derſelben genöthigt geweſen, das väterliche Haus zu verlaſſen, und ſich zu weitläufigen Verwandten nach dem ſüdlichen Deutſchlande zu begeben, wo ſeine beſonderen Fähigkeiten die Augen der Geiſtlichkeit auf ihn zogen, die ihn für die Kirche auszubilden wünſchten. Mit Freuden ging er auf dieſen Plan ein, und widmete ſich mit brennendem Eifer den Wiſſenſchaften. Er hatte dann die hohe Schule in Prag beſucht; ſein Wiſſensdrang genügte ſich damit nicht. Er benutzte eine ihm dargebotene Gelegenheit, nach Paris zu kommen, und ſetzte hier mit ausgezeichnetem Erfolge ſeine Studien fort. Er gewann ſich nicht bloß die verſchiedenen Weihen der Kirche bis zum Prieſter, ſondern außerdem noch die Würde eines Magiſters der hohen Schule zu Paris. Dann kehrte er nach ſeinem Vaterlande zurück, und trat hier in das Domſtift von Havelberg ein, wo man ihn bald als den gelehrteſten Mann dieſes Stiftes und wahrſcheinlich der ganzen märkiſchen Geiſtlichkeit erkannte, wenigſtens war er zu jener Zeit der einzige, der in der Mark die Würde eines Magiſters der Sorbonne bekleidete [1]).

Johann Wepelitz hatte ſeinen Aufenthalt in jenem, ganz beſonders für die Bildung der Weltgeiſtlichen beſtimmten Inſtitute gut benutzt, und wünſchte nichts mehr, als geiſtige und wiſſenſchaftliche Cultur in ſeinem Vaterlande zu heben, wo beides noch auf ziemlich niedriger Stufe ſtand. Die Achtung, in welche er ſich zu ſetzen gewußt hatte, ließ ihn bald auf die Leitung der Angelegenheiten des Bisthums Einfluß gewinnen, und ſchon jetzt handelte der Biſchof Dietrich nicht leicht, ohne ſeinen Rath.

Auch die benachbarte Quitzow'ſche Familie hatte er kennen gelernt, und den alten Cuno wegen ſeiner Biederkeit und hohen Achtung vor ritterlicher Sitte lieb gewonnen. Dies Wohlwollen war gegenſeitig geworden, denn Magiſter Johannes beſaß gerade das, was Cuno an dem Geiſtlichen vorzüglich ſchätzte, Gelehrſamkeit, aber er beſaß noch mehr als ſie, er beſaß auch feine Sitte, welche Ritter Cuno ſich zwar nicht angeeignet hatte, deren Wohlthuendes er aber empfand und anerkannte. Johannes war daher auf Quitzhövel ein lieber Gaſt, auf deſſen Erzählungen je-

[1]) Möhſen, Geſch. d. Wiſſenſchaften S. 166.

des Ohr gespannt lauschte; jeder ward inne, daß ein reicher Schatz eigener und fremder Anschauung und Erfahrung in seinem Geiste selbstständig verarbeitet war. Auch unsere jungen Leute schlossen sich eng und innig an ihn an, und lauschten andachtsvoll seinen Erzählungen von französischer Ritterſitte und ihren bewunderungswürdigen Thaten. Ihre Ideale gewannen eine höhere und feinere Form, das Wesen des Ritterthums stellte sich ihrem Geiste erhabener dar, das Leben und die Liebe gewann einen poetischen Gehalt, kurz, der Einfluß unseres Geistlichen machte sich auch hier auf die wohlthätigste Weise bemerkbar, und seine Unterhaltungen bereicherten ihren Geist mit mancher schönen Kenntniß. Da er sich in diesem Kreise gefiel, so war er oft auf Quitzhövel zu finden, noch öfter aber sah man die jungen Leute bei ihm in Havelberg, wo er sein Haus geschmackvoller und reicher, als das irgend eines andern war, ausgeschmückt hatte. Caspar von Putlitz war ein eifriger Theilnehmer an diesen Unterhaltungen.

Siebentes Kapitel.

Unterdessen hatte der Erzbischof Albrecht von Magdeburg irgend eine Gelegenheit gefunden, der Mark seinen Haß gegen sie auf thätliche Weise fühlen zu lassen, und unter einem schicklichen Vorwande ihr Krieg anzubieten. Man kann im Kriege nie stark genug sein, und darum war er bemüht, seine Parthei durch Bündnisse zu verstärken, und so viel Kriegsvolk als thunlich, an sich zu ziehen. Auch mit den mächtigen edlen Herren Achim und Busso, Gänsen von Putlitz, wußte er Unterhandlungen anzuknüpfen, und sie für seinen Plan zu gewinnen, und am Mittwoch nach S. Marcus (28. April) 1384 wurde zu Wolmirstädt ein Tractat folgenden Inhals abgeschlossen.

Ritter Joachim und Knecht Busso, Gebrüder, bekennen, daß der ehrwürdigste Herr Albrecht, Erzbischof des heiligen Gotteshauses zu Magdeburg, nach Gutbefinden seiner Räthe, um sonderlicher Beschirmung, Nutz und Frommen seiner Lande und Leute sie und ihr Schloß Putlitz in seinen und seines Gotteshauses Dienst und Beschirmung genommen hat, so daß sie ihm und seinem Gotteshause treulich dienen sollen und wollen, mit zehn gewappneten guten Leuten *), ihren Freunden, von kommenden Pfingsten angerechnet, ein ganzes Jahr auf die ganze Mark Brandenburg und auf ihre Helfer (Alliirten), ausgenommen ihre Erbherren, die hochgebornen Fürsten von Meklenburg. Dagegen soll der Erzbischof von Magdeburg ihnen zur Wehre legen auf das Schloß Putlitz, wenn es umlegt werden sollte, seinen Hauptmann mit dreißig Gewappneten zu den zehnen, die sie selber dort

*) Gute Leute, gute Mannen, ist der damals übliche Ausdruck für Edelleute. Jeder Gewappnete hatte in seinem Gefolge 4 bis 6 mit Lanzen bewaffnete Knechte, theils Pferde, theils zu Fuß, welche meist, wie sich von selbst verstehend, nicht besonders gezählt wurden.

haben sollen, im Falle der Noth würden auch noch mehr aufgenommen werden. Die übrigen Festsetzungen betreffen die Unterhaltungskosten des Heeres, und Repartition des etwanigen Nutzens oder Schadens. Außerdem soll, wer etwa den Herren von Putlitz wegen dieses Bündnisses feind werden wollte, mit seinen Feindseligkeiten bis nach St. Jacobstag warten [1]).

Durch diesen Vertrag waren die Quitzows genöthigt, sich ebenfalls zu rüsten, um als Mannen ihrer Lehnsherren an dem Feldzuge gegen die Mark Theil zu nehmen. Beide Söhne, Dietrich und Johann sollten mitziehen, und zum erstenmale im ernsten Kriegsspiele die Kraft ihrer Waffen erproben. Mit welchem Eifer sie sich dazu in den Stand setzten, wie hoch ihnen die Brust schwoll bei dem Gedanken an das, was da kommen, und durch ihre Mitwirkung sich ereignen sollte, wird der beurtheilen können, der da weiß, mit welch einer Gewalt das Gefühl eigener Thatkraft und errungener Selbstständigkeit, sei sie auch untergeordneter Art, auf den kräftigen Jüngling einwirkt.

Die so bedrohete Mark befand sich in einer üblen Lage. Siegmund war noch immer auswärts, und mit seinen ungarischen und polnischen Angelegenheiten so sehr beschäftigt, daß er an die Mark wenig denken konnte. Die Landes-Hauptmannschaft des Dietrich von Brandenburg scheint nur eine interimistische gewesen zu sein. Reinhard von Streele war Anfangs dieses Jahres gestorben [2]), die Zügel der Regierung waren immer loser geworden, und es bedurfte einer festen sichern Hand, sie wieder anzuziehen. Wahrscheinlich nicht ohne Mitwirkung der Stände wählte Siegmund zum Landeshauptmann der damaligen neuen, jetzigen Mittelmark, einen Mann aus einer der ältesten Familien des Landes, der eines besonderen Rufes wegen seiner Rechtlichkeit und Tapferkeit genoß, nämlich den Ritter Lippold (oder Leopold) von Bredow, mit welchem wir uns etwas näher bekannt machen müssen.

Hans Lippold war ein Mann von 40 Jahren, und stand deshalb in der vollen Kraft des Mannesalters. Schon im Jahre 1359 war er Marschall des Markgrafs Otto von Brandenburg gewesen. Er besaß als Lehn Stadt und Schloß Cremmen, wo er mit seiner Familie wohnte, desgleichen die Stadt und das Schloß

---

1) Urkunde in Gerken, Cod. diplom T. IV. p. 413.
2) Ledeburs Archiv Bd. III. S. 130.

Neustadt an der Dosse und bedeutende Antheile an den Dörfern Dyrotz, Mötelow, Roskow, Markau und Groß Benz. Im J. 1370 war er wegen seiner Tapferkeit zum Ritter geschlagen worden. Seit etwa 6 Jahren war er verheirathet, und erfreute sich eines Sohnes, Matthias, von 4 Jahren, und einer Tochter, Agnes, von 2 Jahren. Sein Vater, Copekin von Bredow, auf Schloß Friesack, war seiner Zeit ein berühmter Ritter gewesen, aber bereits gestorben, als Lippold ein zwölfjähriger Knabe war; seine Mutter Elisabeth, welche als Leibgedinge das Dorf Behlefanz besaß, wohnte bei ihm in Cremmen. Außerdem wohnten im Havellande noch vier Geschwisterkinder von ihm: Matthias von Bredow zu Heiligensee, früher Küchenmeister Ludwigs des Römers, Peter von Bredow zu Friesack, früherhin Kammermeister des genannten Fürsten, und Hasso und Wilkin von Bredow, die Besitzer des Schlosses Friesack.

Diese ansehnliche Familie war im Besitze bedeutender Güter, und mit vielen der vornehmsten Familien durch die Bande des Bluts und der Freundschaft verbunden. Die Hofämter, welche ihre Mitglieder schon unter den Regenten der bairischen Dynastie bekleideten, hatten ihnen noch mehr Macht und Ansehen verliehen, und hiernach war Siegmunds Wahl unstreitig als eine zweckmäßige zu betrachten.

Kaum hatte Lippold von Bredow seinen jetzigen wichtigen Posten übernommen, so mußte er sich schon gegen den Erzbischof Albrecht von Magdeburg und seine Verbündeten rüsten, unter welchen der erstere schon seit früher Zeit sein persönlicher Feind war, ja es bleibt unentschieden, ob nicht eben die Ernennung Lippolds zum Landeshauptmann den Erzbischof vorzugsweise bestimmt hat, der Mark den Krieg zu erklären. Er mußte sich auf einen harten Kampf gefaßt machen. Leider fehlte es an Geld, denn alle Einkünfte wurden Siegismund überschickt. Es blieb ihm nichts übrig, als in Hoffnung auf dereinstige Wiedererstattung seine eigenen disponibelen Mittel zu verwenden, um das Land einigermaßen wehrhaft zu machen. So bedeutend sie auch waren, so konnten sie doch nicht ausreichend sein, und selbst mit dem Gelde seiner Verwandten war nicht so viel zu beschaffen, daß auch nur das Nothwendigste in ausreichendem Maaße bewirkt worden wäre. Indessen mußte versucht werden, wie weit man mit dem kommen würde, worüber man gebieten konnte, und

welche Mittel sonst noch in Bewegung zu setzen waren. Lippold entbot die Vasallen seines Herrn in der Mark, sich in Brandenburg einzufinden. Außerdem gab er sich Mühe, die märkischen Vasallen in der Priegnitz gegen die Gänse von Putlitz, die Altmark gegen den Erzbischof von Magdeburg in Harnisch zu bringen. Beides wollte jedoch nicht glücken, da man die überlegene Macht der Feinde fürchtete, und weder die Priegnitz noch die Altmark waren zum Kriege zu bewegen, wie es denn überhaupt in jener Zeit nicht selten war, ruhig zuzusehen, wie man dem Freunde mitspielte, bis die Reihe an das eigene Selbst kam, wo dann der Andere wiederum zusah.

Der Krieg brach los. Es kam Lippold vor allem darauf an, sich im Besitz der Havelpässe zu setzen. Plauen und Milow waren die beiden Punkte, durch welche die Kriegsfurie über die gesegneten Fluren des Havellandes hereinbrach, und von beiden war der erstere, welcher die Landstraße von Magdeburg nach Brandenburg beherrschte, der wichtigste. Es war demnach von Erheblichkeit, zu versuchen, ob man sich Plauens bemächtigen könnte. Das Städtchen war in seinen hölzernen Häusern seit seiner Verbrennung vor sieben Jahren so ziemlich wieder erstanden. Das Schloß aber war noch nicht vollständig wieder hergestellt, obgleich jetzt emsig daran gebaut wurde. Eine besondere Unterstützung aber fand dieser Plan in dem Umstande, daß sich die Familie von Bredow im Besitze des festen Schlosses Plote (jetzt Alt Plathow bei Genthin) befand. Als Ludwig der Römer im Jahre 1354 den ganzen Theil der Mark zwischen der Havel und Elbe, in welchem Plote lag, an den Erzbischof von Magdeburg mit Einschluß von Plauen abtrat, versprach er, das Schloß Plote von Coppekin von Bredow, dem Vater Lippolds auszulösen, und an den Erzbischof zu übergeben [1]); es geschah dies auch und Plote kam darauf pfandweise in die Hände der von Bismark und anderer Familien [2]). Jetzt besaß es der schon oben genannte Wilkin von Bredow, der Oheim Lippolds von väterlicher Seite, wiederum pfandweise und bewohnte dasselbe. Sein verheiratheter Sohn besaß Schloß und Stadt Friesack, wo er sich auch aufhielt. Er hatte sofort mit Lippold ge-

---

[1]) Urkunde in Gerken Cod. diplom. T. IV. p. 500.
[2]) Bekmanni, Access. Historiae Anhaltinae p. 609.

meinschaftliche Sache gemacht, und Plauen kam dadurch in eine gefährliche Lage, indem die Magdeburger darin von Lippold von der einen, von Plote her aber von der andern Seite angegriffen werden konnten. Es war daher unstreitig klug gehandelt, den Feldzug mit der Belagerung, oder wie es damals hieß, Umlegung des Schlosses Plauen zu beginnen.

Den Magdeburgern blieb die schwache Seite Plauens nicht verborgen. Sie besetzten das Schloß mit hinreichender Mannschaft, zugleich aber umlegten sie Plote, um den alten Wilkin einzuschließen. Dies Geschäft war dem Putlitzischen Banner zugetheilt, bei welchem Haufen sich auch die Quitzowschen Fähnlein befanden.

Lippold war unterdessen mit den Seinigen vor Plauen gerückt, und sofort wurde die Belagerung des Schlosses, denn der Stadt hatte man sich beim ersten Anlaufe bemächtigt, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln unternommen. Dasselbe geschah vor Plote, wo sich die Magdeburger in Genthin festgesetzt hatten. Jede Parthei bemühete sich möglichst, das von ihr belagerte Schloß zu gewinnen, um mit der dadurch disponibel werdenden Mannschaft dem andern Schlosse zu Hülfe zu kommen. Dies eigenthümliche Verhältniß beider Partheien, innerhalb eines Raumes von etwa zwei Meilen, stellte den Krieg ziemlich wunderlich. Fast könnte man sagen, die Magdeburger waren in dieser Strecke den Märkern polar entgegengesetzt, denn was sich an dem einen Ende der Linie vertheidigte, griff am anderen Ende der Linie an, aber die eine Parthei verhielt sich dabei umgekehrt wie die andere.

Wilkin vertheidigte seine Veste tapfer, und schon 6 Tage lagen die Putlitze und Quitzowe davor, ohne daß es gelungen war, sich ihrer zu bemächtigen. Man hatte feurige Pfeile hineingeschossen, allein die Belagerten hatten ihr Zünden zu verhindern gewußt. Man hatte versucht, den Feind aus der Burg heraus zu locken, aber Wilkin war zu kriegsgeübt, um in die Falle zu gehen, und hielt seine Leute in der Burg fest, da von einem Ausfalle auch unter den besten Umständen wenig zu erwarten war. Seine Hoffnung war allein darauf gerichtet, daß Lippold sich Plauens bemächtigen, und dann zum Entsatze herbei eilen würde. Sich so lange zu halten als möglich, war daher sein Bestreben, und

deshalb wurden Menschen und Proviant auf das Aeußerste geschont.

Die Belagerer erriethen bald seinen Plan und seine Hoffnung. Man umstellte daher das Schloß so dicht als möglich, um jede Mittheilung nach außen zu verhindern. Nun galt es, Wilkin glauben zu machen, daß die Belagerung von Plauen aufgehoben, und Lippold in das Havelland zurück getrieben sei.

Es war am Feste Johannis des Täufers, wo man im Lager vor der Burg eine Menge Anstalten zu großen Festlichkeiten machen sah. Ueberall wurde gebraten und gesotten, eine ungewöhnliche Menge Biertonnen wurden angefahren, man pflanzte Pfingstbäume und putzte sie aus, und Trompeten und Pauken schmetterten durch die Luft. Die armen, auf knappe Mundportionen gesetzte Märker schauten von den Thürmen der Burg traurig in die Fleischkessel hinein, und fanden keinen Trost, als den, daß Lippold vor Plauen es den Feinden wohl vergelten würde. Da erschien mit einem blasenden Trompeter und einem weißen Fähnlein Dietrich von Quitzow vor dem Thore des Schlosses, und begehrte freien Ein- und Auslaß und mit dem Burgherren zu sprechen.

Auf die Meldung erhob sich Wilkin, und ging über den Hof bis zum Thorthurm, aus dessen Oeffnung er Dietrich nach seinem Begehren befragte. Dietrich antwortete wie vorher.

Da sprach Wilkin: was du mir, dem Burgherrn Wilkin zu sagen hast, kannst du mir von der Stelle, auf welcher du jetzt stehest, eben so gut sagen, als im Schlosse.

Dietrich. So wisse denn, daß ich gesandt werde von den Herren Edlen Gänsen von Putlitz, welche für den ehrwürdigsten Erzbischof von Magdeburg mit ihren Mannen dieses Schloß umleget haben, um dir zu verkündigen, daß du sollest übergeben dieses Schloß, wenn dir dein und der deinigen Leben lieb ist, in welchem Falle dir und den deinigen ritterlich Gefängniß zugestanden werden soll. Hoffe nicht, daß der Entsatz kommen werde. Lippold von Bredow ist mit den Seinigen vertrieben von Plaue und tapfer geschlagen, so daß er von seinem Heere wenig gerettet; er hat sich geflüchtet, und das Magdeburgische Kriegsvolk ist bereits bis Spandau vorgerückt im siegenden Schritte. Zur Feier dieser frohen Nachricht siehst du alles angerichtet im Lager, und noch in dieser Nacht rückt magdeburgisches Kriegsvolk her-

bei, uns zu verstärken. Läßt du diese Gnadenzeit ungenützt vorüber, dann Wehe dir und den deinigen, denn weder die geringe Festigkeit deines Schlosses, noch deine Unthätigkeit in der Vertheidigung desselben werden dich retten.

Wilkin. Bist du fertig?

Dietrich. Sobald ich eure Antwort vernommen.

Wilkin. Sage du den Herrn von Putlitz, Wilkin lasse ihnen sagen, wenn sie einem alten Kriegsmanne, wie ihm, etwas weiß machen wollten, möchten sie dazu keinen Gelbschnabel schicken. Statt seiner sollten sie lieber den Boten hereinsenden, den Lippold von Bredow ohne Zweifel an ihn abfertigen wird, wenn es ihm schlecht geht; auch thäte es ihm recht leid, die Verstärkung, welche in der Nacht kommen werde, wegen der Dunkelheit nicht sehen zu können. Uebrigens, wenn sie das Schloß haben wollten, möchten sie es nur nehmen. Damit Gott befohlen.

Dietrich wandte um, kochend vor Ingrimm über die ihm wiederfahrene Beleidigung. Er fühlte wohl, im Gefühle seiner Würde vergessen zu haben, daß er noch ein junger Mensch sei; allein das kam seiner Meinung nach hierbei nicht in Betracht, da im Kriege die Jugend das Alter nicht zu schonen habe. Unmöglich konnte er den Herren von Putlitz die Worte genau so bestellen, wie sie ihm gesagt worden. Er ließ den Gelbschnabel richtig aus, schrieb ihn sich aber in das Gedächtniß, und hat ihn sein Lebelang nicht vergessen. Wunderbarer Weise hatte Dietrichs Art und Weise auch auf den alten Wilkin einen höchst unangenehmen Eindruck gemacht, der ihm unauslöschbar blieb.

Abends ging es im Lager hoch her; die Feuer loderten gen Himmel, und verstärkt durch das Licht der Johannisfeuer, welche die Jugend ringsum auf den Höhen angezündet hatte. Alte Weiber trieben sich in Feld und Gebüsch umher, um Kräuter zu sammeln, welche in dieser Nacht gepflückt, ganz besondere Kräfte hatten. Der Mond leuchtete hell vom Himmel herunter, und beglänzte das bunte wirre Treiben mit seinem milden Schein.

Da wurde ein Kräuterweib von einigen Knechten ins Lager gebracht, welche sich auf verdächtige Weise der Burg genähert hatte, und auf keine Anfrage eine Antwort gab. Anfangs wollte sie auch vor Herrn Achim von Putlitz nicht antworten; einige Prügel brachten sie jedoch zum Sprechen, und nun vernahm man

eine männliche Stimme. Man durchsuchte das Pseudo-Weib überall; zuletzt fand man im Schuh ein Brieflein, in welchem Lippold von Bredow Herrn Wilkin meldete, daß er in dieser Nacht das Schloß Plaue mit Sturm angreifen wolle, und vielleicht schon morgen zum Entsatz heran rücken werde.

Diese wichtige Nachricht veranlaßte sofort eine Zusammenberufung der Heerführer; es wurde beschlossen, Plote diese Nacht zu stürmen, und wo möglich, dasselbe unvorbereitet zu überfallen. Deshalb sollten die Feuer von einigen Zurückbleibenden unterhalten werden, und diese sich davor fleißig bewegen, das Sturmgeräthe aber so leise als möglich gegen die Burg geschleppt werden. Der helle Mondschein war jedoch diesen heimlichen Bewegungen sehr hinderlich, und kaum durfte man hoffen, sich unbemerkt der Burg zu nähern.

In dieser war man jedoch wirklich in der Nacht sich keines Sturmes versehen. Das Fest, mochte seine Veranlassung sein, welche da wollte, würde die Belagerer, wie man hoffte, für diese Nacht von einem ernstlichen Unternehmen abhalten, wenn nicht gar dazu unfähig machen, und mit größerer Sorglosigkeit, als bis dahin, überließ man den ermüdeten Körper der Ruhe und den Lockungen des Schlafes. Selbst die Wächter auf den Thürmen und über den Thoren hatten sich in einen Winkel gesetzt, und der Spieß war ihrer müden Hand entfallen. Nur zwei Viehmägde waren munter geblieben, um die Johannisnacht nicht vorüber gehen zu lassen, ohne nach dem damaligen Glauben die Zukunft zu fragen. Wenn man nämlich in dieser Nacht den Kopf zum Fenster hinaussteckt, so verkündigt das erste hörbare Geräusch das Geschick des ganzen kommenden Jahres. Ist dieses Geräusch angenehmer Art, so ist es auch das folgende Jahr, und so umgekehrt [1]).

Sie waren deshalb von ihrem Lager aufgestanden, und auf den Thurm gestiegen, wo sie den Kopf aus den Fenstern der Wendeltreppe steckten, und aufmerksam horchten. Zu ihrem Erstaunen bemerkten sie, daß Leitern gegen den Graben hingeschleppt wurden, und ein leises verworrenes Geräusch in der Ferne ließ vermuthen, daß die Feinde nicht schliefen. Nach kurzem Ueberlegen stiegen sie die Treppe vollends in die Höhe, um ihre Beob-

---

[1]) Happelii, Relationes curiosae contin. T. I. p. 308.

achtungen den Wächtern mitzutheilen, welche mit Mühe von ihnen geweckt wurden. Schnell machten diese Lärmen, und rasch wurden die Thürme und Mauern mit Mannschaft besetzt.

Ein von der Burg herab rauschender Pfeilregen auf die Träger des Sturmgeräthes überzeugte den Feind, daß sein Vorhaben entdeckt sei. Er gab seinerseits sofort die Heimlichkeit auf, und ging nun mit Gewaltschritten vor. Bald war im Graben durch Faschinen und Sandsäcke eine Art von Damm errichtet, auf welchem der Uebergang bewerkstelligt wurde. Die Sturmleitern wurden an die Mauer gelegt. Ungeachtet man die Mauer tapfer vertheidigte, und Balken, Steine, brennende und kochende Stoffe den hinauf Kletternden entgegen schleuderte, so wurde sie doch erstiegen, und es begann ein furchtbares Handgemenge. Dietrich und Johannes gehörten nicht zu den letzten, welche die Leitern betreten hatten. Ersterer suchte besonders den alten Wilkin, um ihm zu beweisen, daß er nicht als ein Gelbschnabel focht, wenn er auch vielleicht als ein solcher gesprochen hatte. Er schlug sich durch nach der Stelle, wo er ihn vermuthete, doch wäre er dabei bei einem Haare von der Mauer herabgedrängt worden. Allein er fand Wilkin nicht, wo er ihn gesucht hatte. Bald darauf ward der Schlachtlärm geringer, die Burgleute waren überwältigt, und der Platz befand sich in den Händen der Sieger. Das Schloßgebäude brannte, denn man hatte schon von außen Pechkränze hineingeworfen, und die hoch empor schlagende Lohe bildete mit ihren wirbelnden Rauchwolken einen wilden Contrast zu den ringsum leuchtenden friedlichen Johannisfeuern.

Die Gefangenen wurden gebunden; was man an nutzbaren Gegenständen dem Feuer entreißen konnte, wurde als Beute erklärt, und gegen weiteres Verderben gesichert. Wilkin war nirgend zu finden, und es blieb die Frage, ob er nicht in dem brennenden Gebäude verunglückt sei. Indessen wartete man den Tag ab, um zu sehen, ob er sich etwa unter den verhältnißmäßig wenigen Todten befinde, allein auch hier fand man ihn nicht. Erst später ergab es sich, daß er sich durch einen verborgenen Gang aus der Burg geflüchtet, als er sich überzeugt hatte, daß nichts mehr zu retten sei.

Wilkin flüchtete sich zu Fuß nach Plauen. Sein Weg wurde beleuchtet durch die Feuersäule seines Schlosses. Die

Sonne ging eben auf, als er dort ankam, und zu seiner großen Freude fand er Lippold im Besitz des Schlosses, welches er in dieser Nacht genommen hatte, und zwar ohne daß er es in Brand gesteckt hätte. Die Gefangenen wurden so eben abgeführt.

Durch den Verlust von Plauen konnten die Magdeburger dem Havellande nicht füglich beikommen. Es war daher vorauszusehen, daß sie nun den südlich von der Havel belegenen Theil des Bisthums Brandenburg, die Zauche, und den Teltow, zum Schauplatz ihrer kriegerischen Operationen machen würden, und Lippold hatte sich in dieser Voraussicht nicht geirrt. Sein Bestreben ging vor allem dahin, diesen Theil des Landes wehrhaft zu machen. Dazu aber war Geld nöthig, und dies war nicht vorhanden. Er wandte sich deshalb an diejenigen Städte, welche bei einem feindlichen Einfall vorzüglich betheiligt waren, fand aber auch hier wenig willige Herzen, denn es sah mit dem Wiederbezahlen des Geldes schlimm aus. Er versuchte daher nochmals die Priegnitz und die Altmark aufzuwiegeln, aber diese waren mehr als je ungeneigt dazu. Statt dessen wurde es den Herren von Putlitz leicht, mit Lippold von Krumstorf, Hauptmann der Altmark und dem Magistrate von Pritzwalk einen Schutz- und Sicherheitsvertrag gegen alle zu besorgenden Anfälle abzuschließen, welches am Tage St. Jacobi (25. Juli) zu Werben geschah [1]).

Von dieser Seite war nichts zu hoffen. Unterdessen war es dem Propst Ortwin zu Berlin gelungen, die Bürgerschaft dieser Stadt und Cölln zu vermögen, 60 Schock böhm. Groschen zusammen zu bringen, um den Teltow wehrhaft zu machen [2]). Auch einige andere Städte mögen wohl dazu contribuirt haben. Der größte Theil dieser Summe wurde in Naturalien, Speise und Futter für Menschen und Vieh entrichtet. Hierdurch wurde es möglich, die Magdeburger an weiterem Vorrücken zu hindern, die sich begnügten, hier und da das Vieh von den Dörfern wegzutreiben, und endlich gegen Maria Himmelfahrt einen Waffenstillstand oder Frieden bis zum nächsten Jahre schlossen, wobei Lippold in den Besitz von Plauen, Magdeburg aber in den von

---

1) Beckmann, Beschreib. d. M. Brandenb. Th. V. Bd. II. Kap. III. S. 141.
2) Garcaeus p. 143.

Plote blieb. Letzteres blieb von den Quitzows besetzt. Den Städten Berlin und Cölln aber stellten am Tage Mariä Himmelfahrt zu Berlin Ritter Lippold von Bredow und Ortwin, Landschreiber der Mark zu Brandenburg, eine Bescheinigung aus, daß sie von dem Rathe gedachter Städte mit Bitten und Heißen 100 Schock Groschen an Speise, Futter und anderer Nothzehrung gefordert haben, um der Noth willen zu der Landwehre, welche man zu dieser Zeit auf dem Teltow gegen den Bischof von Magdeburg gehalten hat, um ihres Herren Land desto besser verhegen und wehrhaft machen zu können, und daß diese um gemeinen Nutzens willen geschafft und ausgelegt haben 60 Schock Groschen auf den Markgrafen, sonderlich deshalb, weil die Quittanten gelobt haben, bei ihrem Herrn getreulich dahin zu wirken, daß es ihnen wieder erstattet werde [1]). — Wie gering das Vertrauen zu der Regierung des Landes war, ist hieraus klar zu entnehmen.

Das Jahr verging ohne bemerkenswerthe Ereignisse, und das von 1385 war angefangen, ohne daß sich in der Lage der Dinge viel änderte. Die Quitzow's hatten die Bekanntschaft eines großen Theils des Magdeburger Adels gemacht, und sich mit vielen befreundet. Gegen Pfingsten hörte der Vertrag mit Magdeburg auf; sie übergaben das Schloß Plote einem andern Hauptmanne, und zogen mit Caspar Gans von Putlitz nach Hause.

Ihr Empfang vom liebenden Mutterherzen war der innigste und wärmste. Noch nie hatten sie das Vaterhaus auf so lange Zeit verlassen gehabt. Jedes Plätzchen, das sie wiedersahen, schien ihnen ein alter vertrauter Freund, der sie mit offenen Liebesarmen empfing. Nach einigen Tagen eilten sie zu ihrem Freunde Wepelitz nach Havelberg, und brachten bei ihm eine halbe Woche zu, die unter lehrreichen und anziehenden Unterhaltungen schnell genug verstrich. Wepelitz war verwundert, wie weit dies eine Jahr eigener Lebenserfahrung und bewußter Thatkraft den Character der drei jungen Leute gefördert hatte, und freuete sich, manches Samenkorn, das er in ihre Gemüther gesäet hatte, keimen zu sehen.

Sie kehrten nach Quitzhövel zurück, um von da Caspar zu

---

[1]) Urkunde in Gerke, Cod. diplom. T. III. p. 133.

seinen Eltern zu begleiten, welche sich zu der Zeit im Städtchen Wittenberge an der Elbe aufhielten, das der Putlitz'schen Familie gehörte, wo sie als willkommene Gäste empfangen wurden. Beide Gebrüder Quitzow wurden eingeladen, in Wittenberge zu verweilen, und, so lange es ihnen gefiele, dort zuzubringen. Die Burg lag vor der Stadt auf den sogenannten freiherrlichen Bergen [1]), und war ein festes stattliches Gebäude; auch war die Putlitz'sche Familie im Besitz des hiesigen Elbzolles [2]). Die Gegend ringsum bot für Jagd und Fischerei die vortrefflichste Gelegenheit, für beides war indessen die rechte Zeit noch nicht angegangen.

Am andern Tage kam von Quitzhövel die Nachricht, daß Frau von Quitzow gestern eines Knäbleins genesen sei; es erregte dies große Freude bei unsern jungen Leuten, die in dem jungen Bruder keinen Verkümmerer ihres Erbtheils sahen, da sie mehr von ihrem Schwerdte als von ihrer Erbschaft hofften.

Eine halbe Meile östlich von Wittenberge, dicht an der Elbe, liegt das Dorf Garsedow. Hinter demselben erhebt sich ein hoher Berg, den die Stammburg der Herren von Nestorf krönte [3]). Caspar von Putlitz hatte vor einem Jahre die Bekanntschaft dieser Familie gemacht, und damals hatte die Lieblichkeit des Burgfräuleins keinen geringen Eindruck auf sein Herz gemacht. Ihr Bild war ihm geblieben, und hatte sich während seines Aufenthaltes in Plote nach und nach in der Erinnerung zum Inbegriff alles Schönen und Trefflichen verklärt. Er brannte vor Begierde, sie wiederzusehen, und seine Liebe an ihrem Anblicke zu stärken. Wie sie gegen ihn gesinnt war, wußte er nicht, denn eine Erklärung hatte von keiner Seite statt gefunden. Es war eine stille, verborgene Liebe, wie sie so häufig als erste Liebe der Seele des Jünglings entkeimt. Nur Dietrich und Johann waren seine Vertraute, und oft hatte er ihnen in Plote von seiner Sehnsucht Ziel erzählt. Leicht war es ihm daher, sie zu bereden, ihn nach der Burg Garsedow zu begleiten.

Beide waren begierig, das Mädchen kennen zu lernen, welches ihnen ihr Freund so oft als einen Engel in Menschengestalt, als ein Meisterstück der Schöpfung geschildert hatte, ja beide hatten sich darauf schon lange gefreut, und sich diese Bekannt

---

1) Beckmann, Beschreib. d. Mark. Th. V. B. II. K. VIII. III. p. 333.
2) A. a. O. S. 336.
3) A. a. O. 336.

schaft als einen Glanzpunkt der Tage in Wittenberge gedacht. Man wurde freundlich empfangen, doch waren nur die männlichen Mitglieder der Familie gegenwärtig. Bald nachher trat jedoch die Hausfrau mit ihrer Tochter herein, und freute sich der Anwesenheit ihrer Gäste. Dietrich und Johann sahen ein recht hübsches Mädchen, aber ihrer Vorstellung eines Engels entsprach sie nicht. Sie hatte zu derbe Formen, war etwas klein, und übermäßig schüchtern und blöde. Sie konnten die Wirklichkeit mit ihrer Vorstellung nicht in Uebereinstimmung bringen; noch mehr aber verwunderten sie sich, daß auch Caspar sein Mädchen mehr mit Ueberraschung als mit Innigkeit betrachte. Er war wortkarg geworden und verstimmt. Gertrud kredenzte ihm einen Trunk, bei welchem die Unterhaltung wieder Fluß gewann. Im Laufe des Gesprächs ergab es sich, daß Gertrude seit einem Vierteljahre Braut sei. Abkühlender, als diese Nachricht, konnte nichts auf den jungen Putlitz wirken. Er stürzte seinen Becher hinunter, und mit einer fast auffallenden Hast empfahl er sich, unter dem Vorgeben, noch vor Abend in Wittenberge sein zu müssen, und nicht bemerkt zu haben, daß die Sonne bereits so tief gesunken sei.

Achtes Kapitel.

Schweigend ritten die drei Freunde den Weg nach Wittenberge entlang, jeder in seinen Gedanken verloren. Einzelne hingeworfene Worte Johann's wollten nicht verfangen, besonders bei Caspar. Endlich in der Nähe von Wittenberge ermannte er sich, und sprach: ist es mir doch, als ob mir ein lieber trauter Freund gestorben wäre, und doch hat mir eigentlich nur von diesem Freunde geträumt. Aber das Erwachen ist nicht angenehm.

Dietrich. Denken kann ich's mir, wie dir zu Muthe ist, und ich fühle mit, wie schwer es dir werden muß, von deinem lieben Traume zu scheiden. Aber zuletzt hat man doch gewonnen, wenn man aus dem Lande der Träume in das der Wahrheit versetzt wird.

Caspar. Das ist noch die Frage. Wie selig bin ich oft in meinem Traume gewesen, wie kahl und öde ist jetzt die Wirklichkeit! — Da steht sie nun vor mir, ein kahler Baum, die nackten, trockenen Zweige in die düstere Luft streckend, während in meinen Träumen dieser Baum mit Blättern und Blüthen dicht belaubt erschien, Düfte hauchend, von warmen Lüftchen umsäuselt und von bunten Schmetterlingen umschwirrt. Was ruft den Frühling in meiner Seele, was den Winter hervor, der Traum oder die Wahrheit? — Ach der Mensch sollte nie von einem schönen Traume erwachen. Die Liebe ist nichts anderes, als ein schöner Traum; daran habe ich nicht glauben wollen, als uns der ehrwürdige Herr Wepelitz das Lied des Minnesängers mittheilte, in welchem dies behauptet wurde, und dachte nicht, daß ich bald selber die Erfahrung machen sollte.

Johann. Die Sonne ist so eben untergegangen, und der Tag mit seinem Lichte und Glanze dahin. Ich lobe mir ihn, denn er war kein Traum; er kehrt morgen wieder.

Caspar. Deine Wirklichkeit ist nicht um ein Haar besser, als mein Traum, denn auch Träume können sich wiederholen, und ob dein kommender Tag Licht und Glanz bringen wird, weißt du nicht. Außerdem ist der morgende Tag nie der heutige, und dieser ist so gut entschwunden, als ein Traum entschwindet. Wir wissen auf dem Boden der Wirklichkeit höchstens etwas gewisser, daß wir weiter träumen werden.

Dietrich. Vergiß nicht, daß wir auf demselben uns stets bewußt sind, daß wir wachen, während wir im Traume niemals wissen, daß wir träumen.

Caspar. Darin liegt es ja eben, daß wir niemals wissen, wann wir träumen, sondern immer nur erst inne werden, daß wir geträumt haben. Wozu hilft das nüchterne Erwachen? Siehe, hier liegt vor uns die alte Stadtstelle von Wittenberge, und noch jetzt bezeichnen Ueberreste von Gräben den ehemaligen Umfang der alten Stadt. Dort mitten drin, der mit einem Graben umgebene Hügel, trug vor Zeiten ein altes Schloß, den Sitz eines edlen Geschlechts. Hier hat einst auch eine Seele gehauset, der es besser gewesen wäre, aus ihrem Traume nimmer zu erwachen. Ihr und Vielen wäre damit geholfen gewesen.

Dietrich. Erzähle!

Caspar. Es ist eine Geschichte, die sich wohl oftmals mag wiederholt haben, wenn auch die Folgen nicht immer so gräßlich gewesen sind. Einst, als die Stadt Wittenberge noch auf dieser Stelle lag, als dort auf dem Berge statt der öden Ruine noch ein wehrhaftes Schloß sich in die Lüfte erhob, wohnte daselbst ein Burgherr, dessen Name jetzt verschollen ist, dessen Tochter aber das schönste Burgfräulein der ganzen Gegend gewesen sein soll. Ein tapferer junger Edelmann bewarb sich um ihre Gunst, und hatte das Glück, ihre Minne zu gewinnen. Er liebte sie mit der ganzen Inbrunst seiner Seele, er fand in ihr sein Glück und die Sonne seiner Welt, — o ich kann ihn mir wohl denken, den tapfern Degen, mit seiner Liebe im Herzen! — Aber als ein ehrlicher Schildgeborner trat er vor den Burgherrn, den Vater seiner Erkohrnen, und bat ihn, daß er ihm seine Tochter gäbe zum Weibe. Der aber sprach stolz: Habe ich doch von euch noch nichts vernommen, als einige glückliche Fehden in der Nähe eures Schlosses; sollte es mir unbekannt geblieben sein, was der geflügelte Ruf von eurer Tapferkeit und Mannhaftigkeit sagt? — hat der

Klang eures Schlachtschwertes die Länder durchtönt, und ist er vernommen worden jenseit der Grenzen eures Vaterlandes? Seid ihr genannt, wenn man die Thaten der tapfersten Ritter erzählt, oder ist von dem allen noch nichts geschehen? Ha, ihr schweigt! Ich sehe ihr wollt erndten, wo ihr nicht gesäet. — So gehet denn hin und kehret nicht wieder, wenn ihr nicht den Ruf eurer Thaten als Boten voraus senden könnet, dann aber wollen wir weiter davon sprechen.

Dietrich. Der Alte sprach hart, doch nicht unrecht. Aber laßt uns die Rosse anhalten, und hier bleiben in der Nähe der Schloßruine. Es ist anziehend, auf dem Boden, wo etwas geschah, zu verweilen.

Caspar. Voll Gram und Schaam im Herzen wandte sich unser Mann, und verließ das Zimmer. Sein Entschluß war gefaßt, doch einmal noch mußte er das Mädchen seines Herzens sprechen, einmal noch ihr sagen, daß seine Hoffnung nimmer ersterben würde. Nicht ohne Abschied konnte er scheiden. Er fand sie, und sagte ihr, was er zu thun gesonnen sei. Mit weinenden Augen vernahm sie seine Worte, denn sie hatte kaum Anderes vermuthet. Licht meines Lebens, rief er, soll ich Thaten der Tapferkeit thun, so muß dein Bild mir vorleuchten auf allen meinen Wegen, so muß ich wissen, dich zu erringen durch die Kraft meines Armes, durch die Schärfe meines Schwertes. Dann soll mir auch das Schwerste gelingen, und Jahre der Gefahr und der Arbeit sollen mir schwinden in deinem Dienste, wie Stunden der Wonne. Darf ich kommen als bewährter Mann, und um dich werben? Wirst du treu mir deine Minne bewahren? O Gott, kehrte ich zurück und fände mich getäuscht, es könnte nimmer gut, es müßte fürchterlich enden.

In heftiger, fast sinnbetäubender Bewegung schwieg er. Aber Kunigunde erwiederte: Wie sollte ich jemals dein vergessen, und dir untreu werden können? Die reine Flamme, welche für dich in meinem Herzen glüht, kann nie erlöschen, und lieber soll mein Herz von ihr, die du angefacht, verzehrt werden, als einem Anderen angehören. Des sei dir dieses Ringelein ein immerwährender Zeuge.

Es war aber zu dieser Zeit, wo das Kreuz gepredigt wurde wider die Ungläubigen, und die Christenheit in hellen Haufen dahin zog, das heilige Land aus den Händen der Ungläubigen zu

befreien, und für Christi Kirche zu gewinnen. Dahin zog auch unser Landsmann mit treuem tapferen Sinn, und gedachte nur, wie er Thaten vollbringen möchte zur Ehre seines Namens und seiner vertrauten heimlichen Braut. Er trug nur ihre Farben, er gedachte nur ihrer Liebe, er empfahl sich in jeder Fährlichkeit der heiligen Jungfrau und der Dame seines Herzens, welche den Dienst seines Schutzengels gleichsam übernommen, und kein anderes Weib, als die gebenedeiete Himmelskönigin allein schien ihm würdig, neben seiner Braut genannt zu werden. O wie süß malte er sich das Leben in der geliebten Heimath, wenn er zurück gekehrt sein würde; welch herrliche Träume zukünftiger Wonne und himmlischer Seligkeit auf Erden umflatterten sein Herz, und machten ihm den gefahrvollsten Kampf, die mühevollste Reise zu einer angenehmen Lustfahrt.

Bald hatte sich Conrad die goldenen Sporen verdient, bald war sein Name berühmt im christlichen Heere, und selber der heidnische Feind nannte ihn achtungsvoll. Noch immer schien es ihm, als habe er für seinen Ruf nicht hinlänglich gesorgt, und er blieb, um neue Thaten des Ruhms zu verrichten, so sehr ihn auch sein Herz nach der Heimath zog. Darüber vergingen Jahre, bis er endlich glaubte, der Ehre genug gewonnen zu haben. Das Bewußtsein seines Ruhms, seine Liebe im Herzen, die selige Hoffnung der Zukunft, — sie waren die Begleiter auf seiner Heimreise, und wiegten ihn in die süßesten Träume. O wäre er nie daraus erwacht!

Je näher er kam, je weniger wußte man von seinen Thaten, je seltener wurde sein Name genannt, und in der Heimath hatte man gar nichts davon vernommen. Er erreichte die Burg seiner Väter, wo man ihn fast wie einen Fremdling empfing, und erstaunt ansah. Fast kam er sich vor, als sei er aus dem Grabe erstanden. Aber noch hatte er sich nicht erholt von der mühevollen, gefährlichen Reise, als er schon den Befehl gab, mit ansehnlichem Gefolge nach Schloß Wittenberge aufzubrechen. Sein Schloßvogt trat vor, und fragte, ob er etwa einer von den geladenen Hochzeitsgästen wäre? Erstaunt blickte ihn der Ritter an, und fragte, wo denn Hochzeit sei? Da erfuhr er, daß Kunigunde in zweien Tagen vermählt werden würde, und bereits viele Hochzeitsgäste sich dort eingefunden hätten. Anfangs zweifelte er an der Wahrheit des Gerüchts; doch bald darauf erhielt

er überzeugende Beweise, und ein furchtbares Dunkel umschattete seine Seele. Ein wüthender Schmerz durchzuckte sein Herz; er fühlte das heilige Band zerrissen, das ihn mit der Welt und den Menschen vereinigt hatte. Das Paradies seiner Zukunft hatte sich in eine öde Wüstenei verwandelt, öder als alle diejenigen, welche sein Fuß im Morgenlande durchschritten, denn dort hatte das Bild seiner Geliebten am Himmel seiner Hoffnung geleuchtet. Nicht mehr Menschen, nur Teufelslarven schienen sich um ihn zu bewegen. Brütend über einen gräßlichen Entschluß verbarg er sich in dem finstersten Winkel seines Schlosses, und angstvoll nahete ihm niemand, denn sein gräßliches Ansehen verkündigte Tod und Verderben. So fand ihn der Morgen nach schlafloser Nacht, und jetzt befahl er, sich zu rüsten zu einem ernsten Kampfe, denn morgen wolle er mit seinen Reisigen aufbrechen. Die Knechte putzten stumm die Waffen, kein lustiges Kampflied ertönte, denn Keinem ahnete etwas Gutes. Schweigend und brütend, ohne Speise und Trank durchlebte der Ritter den Tag, ja er wußte kaum, ob es Tag oder Nacht war, denn wiederum hatte er das Lager nicht gesucht, und der Schlaf nicht sein Auge. Da kam der dritte Tag, und völlig schwarz gerüstet mit geschlossenem Visir setzte sich der Ritter an die Spitze des Zuges.

Auf Schloß Wittenberge war des Jubels und der Freude kein Ende, denn heute wurde die Hochzeit Kunigundens, der einzigen Erbin des Burgherrn, gefeiert. Prächtig geputzt schwelgten die Hochzeitsgäste an den schwer beladenen Tafeln; nicht bloß die Schloßleute, selbst das Städtlein sollte Theil nehmen an der allgemeinen Freude. Speise und Trank war ausgetheilt, und Musik erscholl an allen Enden. Gegen Ave Maria wurde die Braut nach prächtigem Kirchgange in der Kirche des Städtleins ehelich eingesegnet, und nachdem das Brautpaar in feierlichem Zuge nach dem Schlosse zurückgeführt worden, war auf demselben ein köstliches Bankett eröffnet. Schon brannten die Lichter im Schlosse und im Städtchen; da ertönte plötzlich die Sturmglocke, und geharnischte Reiter scheuchten die Tanzenden von den Straßen, als ob der Wolf in die Heerde eingebrochen wäre. Feuerflammen schlugen aus den Wohnungen in die Höhe, und immer näher drangen sie und die Reiter dem Schlosse. In furchtbarer Bestürzung dachte Niemand an das Löschen, Niemand war zur Gegenwehr gerüstet. Ein Leichtes war es, in das

Schloß zu dringen, und sofort durchloderte auch hier die Flamme die Gemächer. Angst- und Weheruf erschollen überall, denn die Ausgänge waren besetzt und Niemand wurde hinausgelassen. Schon fingen die Decken an herabzustürzen, da durchraſete ein schwarzer Ritter die Gemächer, sie wild durchsuchend. Er fand Kunigunden in demselben Zimmer, in welchem er von ihr Abschied genommen, in dem gräßlichsten Zustande. Herabgerissen war der Brautkranz, und das schöne Haar hing zerzauſet über die bräutlichen Kleider hernieder. Er schlug das Visir zurück, trat auf sie zu und sprach: Kennst du mich, Kunigunde? Kennst du diesen Ring? — Mit furchtbarem Schrei hatte ihn Kunigunde erkannt. Sie wollte aus dem schon brennenden Gemache stürzen, er hielt sie mit starkem Arme zurück. Erinnerst du dich deines Versprechens, dein Herz lieber in der von mir angefachten Flamme verzehren zu lassen, als mir untreu zu werden? Sprich! — Kaum hörbar sprach sie das Ja aus. Siehe, das ist dein bräutliches Ja, rief er mit furchtbarem Hohne, so halte denn Wort, — umfaßte sie mit seinen Armen, daß sie an seinem Herzen zu liegen kam, und stürzte sich mit ihr in die Flamme, da wo sie am furchtbarsten hauſete.

Am andern Tage war Schloß und Stadt zu einem großen Aschenhaufen niedergebrannt. Die Bürger hatten ihr Leben, aber wenig von ihrer Habe gerettet. Viele behaupteten, aus dem brennenden Schlosse gestern Abend zwei weiße Tauben zum Himmel auffliegen gesehen zu haben. Von den Hochzeitsgästen hatten sich wenige geborgen.

Der alte Stamm der Herrer von Wittenberge war erloschen, das Städlein vernichtet. Wo Frevel geschehen, wollte Niemand wieder bauen. Die Abgebrannten siedelten sich deshalb neben dieser alten Stelle dort an, wo jetzt das Städlein liegt [1]).

Johann. Furchtbar und zu gräßlich, um lange dabei zu verweilen. Ist die Erzählung für die Dunkelheit doch fast zu schaurig. Sprechen wir nicht mehr von dem traurigen Geschick. Ist von dem abgebrannten Städtlein gar nichts mehr übrig?

Caspar. Nur die Stelle, mit den Ueberresten von Gräben, ein gemauerter Keller und etwas von dem Mauerwerke des Schlosses, das du dort in der Dunkelheit kaum erkennen wirst.

---

[1]) Beckmann, Beschreibung d. Mark. Thl. V. Kap. II. B. VIII. III. p. 328.

Dietrich. Ich weiß nicht, was in der Geschichte mich so besonders anzieht, daß ich fast nicht umhin kann, die Stelle zu betreten, wo sie so furchtbar geendigt. Gerade in diesem Zwielicht hat das etwas besonders Schauriges, das mich zurückstößt, und doch gegen meinen Willen hinzieht. Ist's euch recht, so reiten wir nach dem Schloßgemäuer hin.

Caspar. Ich muß dir aber zuvor sagen, es ist auf dieser ganzen Stelle nicht geheuer. Mancherlei Spuk und grause Gespenster treiben hier ihr Wesen, und man kann nicht wissen, was Einem begegnet.

Dietrich. Ich fürchte mich nicht vor Gespenstern, denn ich habe schon öfter welche gesehen.

Caspar. Dein Wort in Ehren, aber ohne Furcht sieht wohl keiner einen Spuk.

Johann. Ich mag keine Gespenster sehen.

Dietrich. Hast du Furcht?

Johann. Vor Gespenstern kann man sich ohne Unehre fürchten.

Dietrich. So bleib du hier; ich denke, wir beide reiten, nicht so, Caspar?

Caspar. Wenn es nicht gefrevelt ist.

Dietrich. Nicht doch. Ich möchte mich nur probiren, wie ich mich bei Gespenstern und mit ihnen nehme, wenn sie mir etwa auf den Hals rücken. Bis jetzt sind sie immer still an mir vorüber gegangen.

Caspar. Nun wohl. Ich bin dabei.

Johann. Ich auch; denn hier allein bin ich nicht sicherer als bei euch dort. Zudem sehe ich hier nicht, was aus dir wird, und könnte dir nicht helfen, wenn es nöthig wäre.

Man ritt über den unebenen Boden der alten Stadtstelle hin; die Pferde traten behutsam auf, als hätten sie unter den Füßen etwas zu schonen. Weithin über die Flur herrschte tiefes Schweigen. Am alten Schloßgraben warfen die Pferde die Köpfe in die Höhe, sperrten die Nüstern auf und schnauften. Man ritt vorsichtig hinab in die geringe Tiefe, und bald darauf wieder hinauf. Wenige Schritte weiter stand ein kleiner niedriger Rest einer alten Mauer, um welchen man ausbiegen mußte. Etwa funfzig Schritte weiter ragten hier und da die alten Ueberreste des Schlosses aus dem Boden hervor, nirgend hoch, doch so, daß

ſich der Umriß des Gebäudes erkennen ließ. Rechts vor ihnen ſtand ein etwas höherer Theil, in welchem noch Fenſteröffnungen zu erblicken waren. Sie näherten ſich demſelben, ein Paar Eulen flogen mit ſchwerem pfeifendem Fluge davon, und unterbrachen die Stille der Nacht auf kurze Zeit.

Dietrich. Siehſt du? Das waren die Spukgeſtalten der beiden Tauben, welche ſich aus den ehemaligen Flammen erhoben. Alle übrigen Seelen ſcheinen ihre Ruhe gefunden zu haben, denn wir haben nichts geſehen.

Caspar. Spotte nicht. Die Bewohner von Wittenberge wiſſen davon zu erzählen, und wenn die Furcht auch Manches vergrößert haben mag, ſo iſt doch an hier hauſenden Geſpenſtern nicht zu zweifeln.

Johann. Geſpenſter ſollen ſich ja demjenigen auch nicht zeigen, der ſie ſehen will, ſondern nur dem, der ſie nicht ſehen mag.

Dietrich. Doch nicht. Denn alsdann könnte man keine Geiſter citiren, und das verſtehen doch manche Leute, wie Herr Wepelitz ſelber geſehen hat. Verſtände ich nur das Geiſtercitiren, ſie ſollten mir ſchon kommen.

Caspar. Das wäre Verwegenheit. Störe die Todten nicht in ihrer Ruhe; zwar, was vermahne ich, da du es ohnehin nicht kannſt.

Dietrich. Das käme noch auf einen Verſuch an. Kunigunde, Kunigunde, komm heraus aus deinem Grabe! —

Seine beiden Begleiter erſchraken, und faßten unwillkürlich an das Schwerdt. Das Echo wiederholte mehrfach die frevelnden Worte, wie höhnend, daß es ihnen kalt durch die Glieder lief. Aber ihr Blut gerann beinahe zu Eis, als aus dem Gemäuer eine weibliche Stimme deutlich antwortete: Ja, ſogleich! Die Pferde ſpitzten ſcheu die Ohren, drängten ſich aneinander, und nickten ungeduldig mit den Köpfen. Aber ſie bäumten ſich, als gleich darauf eine graue weibliche Geſtalt aus der Ruine hervortrat, die im Dämmerlichte der Sommernacht nur undeutlich zu erkennen war, einige Schritte vor derſelben ſtehen blieb, und mit heiſerer Stimme ſprach: Was wollt ihr, liebe Herren, von mir?

Mit Mühe nur beruhigten die Reiter ihre Pferde. Es ſchien als ob die Sprache ſich nicht ſogleich wieder finden wollte, denn

es erfolgte keine Antwort und die Geſtalt wiederholte ihre Frage. Dietrich war der erſte, der ſeiner ſo weit wieder mächtig wurde, daß er antworten konnte: Wir wollen dich fragen, wo dein Liebhaber iſt, der ſchwarze Ritter.

Die Geſtalt lachte mit widriger Stimme und erwiederte: Mein Liebhaber, der ſchwarze Hans? Der ruht da unten, ſchon lange, lange. Aber alle Nächte, wenn der Vollmond am Himmel ſteht, dann kommt er zu mir, und hat keine Ruhe, und läßt auch mich nicht ruhen, und über Wieſen und Feld muß ich mit ihm wandern, ach und dann ſchlägt er mich, weil ich ihm nicht treu geblieben.

Caspar. Behüten mich alle Heiligen! Es iſt die Kräutergundel. Was machſt du hier, du tolles Weib?

Die Geſtalt. Ich lauere auf eine Eule, die will ich fangen, weil ich ſie brauche, einen Kräutertrank zu bereiten mit gutem Zauber.

Dietrich. Hat mich das alte Scheuſal doch faſt verwirrt gemacht, mit ihrer verrotteten Geſtalt, und uns allen einen Schrecken eingejagt. Fort mit dir, du alte Zauberkröte, laß mich nicht hinkommen, und dir dein altes Fleiſch mürbe klopfen.

Caspar (leiſe zu Dietrich). Wahre dich, ſie nicht böſe zu machen. Es iſt gefährlich.

Die Alte. Seht doch, die jungen Fante, wie ſie ſprudeln und brudeln. Wer hat euch gerufen, mich zu verhöhnen? Habt ihr mich nicht gerufen? Was ſchimpft ihr die Alte? Wer nicht alt werden will, muß ſich jung hängen laſſen. Ich bin auch einmal jung geweſen, und alt geworden, ungehangen. Wer weiß, ob's Jedem ſo gut wird, der jetzt über die Alte ſich ärgert.

Caspar. Nehmt's nicht übel, Mutter Gundel. Es war nicht ſo böſe gemeint.

Dietrich. Ach was, wozu dem alten Zauberſack gute Worte geben. Selbſt wenn ſie ein Schwerdt an der Seite hätte, ſo —

Johann. Genau genommen hat ſie uns aber nichts gethan.

Dietrich. Das iſt's ja eben, daß ſie ſchon durch ihr bloßes Daſein gefährlich wird. Solche Weſen ſind Gott und den Menſchen ein Gräuel, und jeder gute Chriſt macht ein Kreuz vor ihnen, denn niemand iſt ſeiner Zukunft bei ihnen ſicher.

Die Alte. **Biſt du denn deiner Zukunft ohne mich ſo ſicher? Höre, Dietrich von Quitzow, ich will dir ein Lichtchen anzünden in dieſem dunkeln Winkel, denn ich kenne dich. Es wird Viele geben, recht Viele, denen dein bloßes Daſein ein Schrecken, dein** Name ein Entſetzen ſein wird, und Niemand wird dich vertilgen, denn Kraft und Macht ſind Zaubermittel, wirkſamer als Zaubertränke, mit denen man die Hand nach einer Fürſtenkrone ausſtrecken kann. Ob aber einſt Kinder und Kindeskinder wiſſen werden, wo du dein müdes Haupt zur Ruhe gelegt, das will ich nicht verrathen. Dein Brüderlein möge ſichs merken wie du, daß Glück und Unglück die nächſten Nachbarn ſind, er möge ſichs merken, wenn er es bei dir kann, daß Verwegenheit, weil ſie auf eigene Kraft vertraut, das Unglück herausfordert, und wenn es endlich hervortritt, wie ich aus dem Gemäuer, verzagte Herzen findet, die nicht im Stande ſind, demſelben ruhig ins Antlitz zu ſchauen. Zieht ab, ich habe mit euch weiter nichts zu ſchaffen. Ihr ſtört mir nur meine Eulen.

Sie zog ſich zurück. Was war mit dem alten Weibe anzufangen? Unſere Reiter wandten ihre Pferde, und ritten ſtill nachdenkend nach Schloß Wittenberge. Das alte Weib, im Städtchen wohnend, war allgemein gefürchtet, und wurde dennoch allgemein gebraucht, denn ſie verſtand ſich auf die Bereitung von Tränken, und war zu einer Zeit, wo es an Aerzten faſt gänzlich gebrach, nicht zu entbehren. Damals wurden Weiber dieſer Art noch nicht verbrannt. Man ließ ſie gewähren. Dieſe, mondſüchtig und halb wahnwitzig, galt für eine halbe Beſeſſene. Dietrich mochte ſie nie wieder ſehen, aber ihre Worte blieben ihm unauslöſchlich im Gedächtniſſe.

Neuntes Kapitel.

Unterdessen hatte Siegmund in Polen fortdauernd Krieg zu führen, denn schon im vorigen Jahre (1384) hatten sich die Polen aufs neue gegen ihn empört. Er befand sich in drückenden Geldverlegenheiten; was er aus der Mark erhielt, um welche er sich ohnehin nicht kümmern konnte, reichte bei weitem nicht aus, die großen Kosten des Krieges zu decken. In dieser Noth entschloß er sich, die Altmark und die Priegnitz an seine Vettern Jodocus (Jobst) und Procop, Herzoge von Mähren, zu versetzen, worin König Wenzel für sich und seinen Bruder Johann willigte. Es geschah dies am 13. Juli 1385 [1]). Gleich darauf trat er die Mark, d. h. die jetzige Mittelmark an seinen Bruder König Wenzel ab, und zeigte dies den märkischen Ständen durch einen Erlaß vom 21. Juli an, in welchem er sagt: daß er dies thue, um den mancherlei sich mehrenden Gebrechen der Mark abzuhelfen, und damit Friede und Ruhe im Lande würde, desgleichen für die Dienste, welche ihm Wenzlav als römischer und böhmischer König in seinen Angelegenheiten, das Königreich Ungarn betreffend, geleistet habe. Er gebiete daher allen Ständen, dem König Wenzel gehorsam zu sein, und seinen Befehlen zu folgen, wie sie es ihm bisher gethan hätten. Wer aber diesem Befehle nicht gehorsam sein wolle, der solle von Stund an zu ihm kommen, dann wolle er es ihm mündlich befehlen [2]).

Diese Maaßregeln erregten Unzufriedenheit in der ganzen Mark, noch mehr, als König Wenzel beschloß, seinen Bruder den Herzog Johann von Görlitz als obersten Verweser des Landes in die Mark zu schicken, und mit Umgehung aller üblichen For-

[1]) Urkunde in Pelzel's Lebensgeschichte des Königs Wenceslaus. Bd. I. Urk. S. 65. Vgl. S. 166.

[2]) Urkunde in Gerken, Cod. diplom. T. III. p. 134.

malien, seinen Kanzler Hanke nach Luckau schickte, wo dieser die Stände der Mark zusammen berief und ihnen Wenzel's Willen eröffnete.

Nach mancherlei Berathungen und Unterhandlungen erklärten die Stände, daß sie auf solche Weise sich an keine andere Herrschaft weisen lassen könnten, und am Freitage nach St. Andreastag (den 1. December) wurde Nachstehendes festgesetzt. Herzog Johann von Görlitz sollte von den Ständen, des Königs wegen, aufgenommen werden, und man würde ihm gehorsam sein, wie Markgraf Siegmund sie in seinem Briefe angewiesen. Allein die Stände wollen Bevollmächtigte zu ihrem Herrn dem Könige senden, und dieser soll mit derselben Botschaft einen Abgesandten schicken an Markgraf Siegmund, und diesen vermögen, daß er die märkischen Bevollmächtigten mündlich an den König, und letzterer sie an den Herzog Johann als Markgrafen von Brandenburg weiset. Sollte jedoch Markgraf Siegmund die Mark an Jemanden anders, als an den König Wenzel, und durch diesen an Herzog Johann weisen wollen, so sollen sich die märkischen Bevollmächtigten darauf nicht einlassen, und wenn Markgraf Siegmund doch darauf beständе, ihm sagen, daß sie sich an diejenige Herrschaft halten würden, an welche sie sich von Rechtes und der Ehre wegen halten müßten, und welcher sie gehuldigt und Treue geschworen hätten als einem Markgrafen zu Brandenburg. Als Verfasser dieser Feststellungen nannten sich Heinrich von der Duba, Hans von Bieberstein und Niklas von Hasenburg, welche im Namen der Stände gehandelt, und des zu Urkund mit des Königs Kanzler Herrn Hanke übereingekommen waren, daß Letzterer sein Insiegel darunter druckte [1]).

Die mündlichen Verhandlungen der Abgeordneten scheinen den Erfolg gehabt zu haben, einstweilen Alles beim Alten zu lassen. Denn Johann von Görlitz kam nicht in die Mark, und die Priegnitz und Altmark wurden für jetzt noch nicht versetzt. Wie wenig aber Schritte dieser Art geeignet waren, Siegmunden die Herzen der Märker zuzuwenden, bedarf nicht erst angedeutet zu werden. Genau genommen hatte die Mark gar keinen Regenten. Lippold von Bredow that in der Stelle desselben, was er konnte; allein er war ohne landesherrliche Macht, und

1) Urkunde Gerken, Cod. diplom. T. III. p. 136.

verdankte seine Gewalt mehr seinem persönlichen Ansehen, als seiner Stelle.

Er hatte in der letzten Hälfte dieses Jahres wieder alle Hände voll zu thun, denn mit Magdeburg war der Krieg nach abgelaufenem Waffenstillstande wieder ausgebrochen, und es fehlte nicht an gegenseitigen Gewaltthätigkeiten und Neckereien. Plauen befand sich noch immer in Lippold's Händen; der Erzbischof beschloß daher, Milow noch stärker zu befestigen, um von hier aus in das Havelland zu streifen. Märkischer Seits suchte man dies zu verhindern; ja man warf sich in die Offensive, und streifte in das Magdeburgische bis gegen die Elbe. Dabei ging man mit den Ortschaften, über welche der Zug führte, nicht eben säuberlich um, bis die Magdeburger sich zusammen rafften, in stärkerer Zahl erschienen, und die Märker wieder über die Havel zurück drängten [1]). In diesen Wirrnissen endete das Jahr 1385, und das folgende begann.

Für Siegmund waren die Aussichten inzwischen nicht günstiger geworden. In Polen standen die Angelegenheiten sogar recht schlimm für ihn. Auf wiederholtes Bitten der Polen war die jüngere Prinzeß, Hedwig, dahin gekommen [2]). Längst hatte man hier die Vereinigung mit Ungarn nur ungern ertragen, der günstige Moment, selbstständig aufzutreten, schien gekommen, und bald vereinigten sich deshalb die abweichendsten Meinungen dahin, die Prinzessin Hedwig als Königin von Polen zu krönen, was bereits 1384 zu Cracau geschehen war. Siegmund verlor dadurch die Aussicht auf Polen, und an eine günstigere Wendung war um so weniger zu glauben, als zwei neue Prätendenten auftraten, welche beide auf die Prinzessin und die polnische Krone Anspruch machten. Hedwig war schon vor ihrer Krönung mit dem Herzoge Wilhelm von Oesterreich verlobt, und als Bräutigam derselben wollte er sein Recht verfolgen, und begab sich deshalb nach Polen, um die Hochzeit zu betreiben, und die Polen für sich zu gewinnen. Allein zu gleicher Zeit war der Großfürst von Litthauen, Jagello, mit einem großen Heere in Polen eingefallen, um seiner Bewerbung um Hedwig mehr Gewicht zu geben, und erforderlichen Falles Königin und Krone zu erobern. Sein Reich war damals noch das einzige in Europa, dessen Be-

[1]) Angeli Annales. p. 168.
[2]) Dlugossus ad h. a. p. 73—91.

wohner Heiden waren. Er versprach, sich mit allen seinen Unterthanen taufen zu lassen, wenn man ihm die Königin gäbe, und ihn zum Könige wählte [1]).

Dies war ein glänzender Vorschlag, vollkommen geeignet, die Zustimmung der Polen zu gewinnen. Ging man darauf ein, so schaffte man sich einen gefährlichen Feind vom Halse, erhielt einen mächtigen Beschützer, vergrößerte das Reich durch das ansehnliche Großfürstenthum Litthauen, erhielt einen Herrscher, der mit polnischer Sitte und Sprache vertraut, ja darin geboren und erzogen war, und erwarb sich nebenbei ein großes Verdienst um den Glauben. Kein Wunder, wenn diese Vortheile sich den Polen groß genug darstellten, um auf die frühere Verlobung ihrer Königin und ihre Neigung nicht zu rücksichtigen. Herzog Wilhelm von Oesterreich wurde mit Härte fortgewiesen, und mußte seiner Sicherheit wegen nach Oesterreich zurückkehren, und Siegmund hatte nunmehr jede Aussicht auf die polnische Krone verloren [2]).

Nur die auf die ungarische war ihm noch geblieben, allein sie trübte sich mehr und mehr. Seine künftige Schwiegermutter, die verwittwete Königin Elisabeth, hatte ihn von jeher nicht besonders leiden können. Siegmunds ungezügeltes Leben und seine leichtsinnige Handlungsweise gaben ihrem Widerwillen nur zu vielen Grund. Jetzt machte ihr Siegmund die bittersten Vorwürfe, daß sie durch die Absendung der Hedwig nach Polen seine Plane durchkreuzt, und ihn um den polnischen Thron gebracht habe. Beide vereinigten sich darüber so sehr, daß sie ihm das Königreich Ungarn verbot, und ihn nöthigte, sich nach Mähren und Böhmen zu begeben.

Königin Elisabeth war kein Weib, die eine Beleidigung leicht vergaß. Noch fühlte sie sich als Königin und Mutter, und beschloß, die Braut Siegmunds, Maria, mit Ludwig, Herzog von Orleans, des Königs von Frankreich Bruder, zu vermählen. Dieser eigenmächtige Schritt erregte den Widerwillen der Ungarn, und Elisabeth ward mit Schrecken inne, daß der bei weitem größeste Theil des Volks mit ihr schon seit längerer Zeit höchst unzufrieden sei. Viele drohende Zeichen machten sie besorgt, und

---

[1]) Dlugossus p. 92—95.
[2]) Dlugossus p. 96—102.

es ward ihr klar, daß sie sich nach einer mächtigen Stütze umsehen müsse. Sie glaubte diese in ihrem erwählten Schwiegersohne, dem Herzoge von Orleans zu finden. Diesem war indessen die Sache wieder leid geworden, und er vermählte sich mit einer Visconti von Mailand.

Die Unzufriedenheit der Ungarn mit ihren beiden Königinnen stieg immer höher. In einem morschen Kleide wird ein kleiner Riß sehr schnell zu einem großen. Man unterhandelte mit König Karl III. oder dem Kleinen von Neapel und trug ihm die ungarische Krone an. Der Glanz einer Krone ist so verführerisch, daß Wenige der Versuchung widerstehen können, ihre Hand darnach auszustrecken, wenn sie angeboten wird. König Karl griff mit Begierde danach.

Königin Elisabeth sah mit Schrecken ihre Anhänger auf ein kleines Häufchen reducirt. Es galt jetzt, dem gefürchteten Schlage zu begegnen. Mit Niemanden waren die Unterhandlungen so weit gediehen, als mit dem verschmäheten Siegmund; mit ihm konnte man daher am schnellsten weiter kommen. — So schwer es ihr wurde, ließ sie ihn einladen, sich nach Ungarn zu begeben, um sein Beilager mit der Königin Maria zu feiern.

Ueberraschender konnte Siegmund nichts kommen, als dieser Antrag, ihm, der eben noch sich als um alle seine Hoffnungen betrogen, betrachtet hatte. Er machte sich eilig auf, und das Beilager wurde wirklich vollzogen. — Allein auch König Karl war nicht säumig gewesen, und schon in den nächsten Tagen erfuhr man, daß er in Ofen angelangt sei.

Viel zu schwach, um Gewaltschritte gegen ihn zu thun, blieb nichts anderes übrig, als die kleine Parthei der Königin durch auswärtige Kriegsvölker zu verstärken, und Siegmund reisete ab, um sie in Deutschland zusammen zu bringen.

Es war um diese Zeit, wo Siegmund die Marken versetzen wollte, um Geld aufzutreiben, und mit demselben sich die ungarische Krone zu erobern.

Unterdessen mehrte sich der Anhang Karls je länger je mehr, und am 31. Decbr. 1385 wurde er zum Könige von Ungarn in Ofen gekrönt.

König Karl hatte es für angemessen erachtet, der verwittweten Königin und ihrer Tochter seine Hochachtung zu bezeugen, so bald er gekrönt worden war. Er besuchte sie Anfangs des Jah-

res 1386, und behandelte sie mit derjenigen Schonung und Achtung, welche das Unglück überall zu fordern berechtigt ist. Aber während er an ihrem kleinen Hofe anscheinend höchst ehrfurchtsvoll aufgenommen wurde, brütete die Königin Mutter über Planen der Rache. Einer ihrer Anhänger, Blasius Forgach, schien ihr der geeigneteste, um als Werkzeug derselben zu dienen. Sie zog ihn auf ihre Seite, machte ihn zum Vertrauten, und wußte ihn dafür zu gewinnen. Karl war bei ihr eingeladen, und fand eine ansehnliche Gesellschaft. Mitten im Gespräche zog Forgach sein Schwerdt, und versetzte Karln einen so furchtbaren Hieb, daß er ihm den Schädel bis auf das Auge herab spaltete. Er war nicht todt, sein Gefolge wollte ihm beispringen; aber im Augenblicke waren alle Anhänger der Königin in Waffen. Man bemächtigte sich seiner Person, schleppte ihn fort, und sorgte dafür, daß er sterben mußte. Siegmund wurde sogleich von dem Ereignisse benachrichtigt, und man forderte ihn auf, so schnell als möglich mit einem Kriegesheere in Ungarn einzurücken. Dies wollte sich indessen so schleunig nicht thun lassen.

Die schreckliche Gewaltthat aber hatte die Herzen der Ungarn gegen die Königin erbittert, und die eifrigsten Anhänger Karls verschworen sich, seinen Tod blutig zu rächen. Unter diesen war der Bann oder Statthalter von Croatien, Johann von Horvath der mächtigste. Er lauerte auf eine Gelegenheit für seine Rache, die sich so leicht nicht fand, da die Königin auf ihrer Hut war. Endlich im Mai veranstaltete die Königin eine Lustfahrt, auf welcher sie ihre Tochter und eine Anzahl ihrer Anhänger begleiteten. Johann von Horvath überfiel sie aus einem Hinterhalte. Blasius Forgach wurde mit vielen andern in Stücken gehauen, die beiden Königinnen nahm er gefangen. Da indessen die Königin Mutter sich sehr ungebährdig nahm, machte er kurzen Proceß, und ließ sie, alles Bittens ungeachtet ersäufen; letztere aber führte er gefangen nach Krupa oder Novigrod in Kroatien.

Siegmund stand bereits mit einem Heere am 11. Mai 1386 bei Jauer in Schlesien, ohne von diesen Vorgängen zu wissen. Seine Hoffnungen auf Ungarn waren größer als je, nur vor der Berichtigung seiner Angelegenheiten mit den beiden Königinnen grauete ihm. Er kam darum mit König Wenzel überein, daß dieser die Vermittelung aller Streitigkeiten mit den

königlichen Frauen übernehmen solle, wobei Jobst und Procop von Mähren ebenfalls ihre guten Dienste versuchen möchten. Darauf rückte er mit seinem Heere gegen Ungarn vor, und vernahm unterweges, welche Wendung die Dinge genommen hatten.

Die Rathlosigkeit, in welcher sich die Ungarn befanden, ließ sie Siegmunds Bewerbungen in günstigerem Lichte, als bisher betrachten, und sein Heer erhielt starken Zulauf.

Die Zahl seiner Anhänger mehrte sich, je weiter er vorrückte. Er begehrte von Johann von Horvath die Loslassung seiner gefangenen Gemalin. So wenig dieser auch anfangs Lust bezeugte, so bewog ihn doch endlich die Betrachtung dazu, es mit dem wahrscheinlich künftigen Herrscher nicht zu verderben. Doch mußte die Königin ihm in üblicher Weise Urfehde schwören, das heißt, ihm eidlich versprechen, keine Rache an ihm nehmen zu wollen. Es gelang Siegmund, Ungarn nach und nach zu beruhigen, und im folgenden Jahre, am Palmsonntage wurde er zu Stuhlweißenburg von dem Erzbischof von Gran zum Könige von Ungarn gekrönt [1]). Man muß gestehen, daß er es sich um die ungarische Krone hat sauer werden lassen, um so mehr, als er eine Königin mit in den Kauf nahm, die nach Allem, was man von ihr weiß, nichts weniger, als liebenswürdig war.

Die Mark hatte nun den König von Ungarn zum Regenten, eine Ehre, auf welche ihre Bewohner, wie es scheint, wenig Werth legten. Siegmunds Bestrebungen hatten sehr viel Geld gekostet, und noch immer war viel von Nöthen, denn selbst eine Krönung ist eine theure Sache. Lippold wurde daher von Siegmund ersucht, so viel Geld zu schicken, als möglich, eine schwere Aufgabe unter allen Umständen, aber unter den hier obwaltenden zehnfach schwer. Was blieb übrig, als landesherrliche Gerechtsame zu veräußern? So versetzte er unter andern am St. Lucätage der Stadt Neu Brandenburg alle hohe und niedere Gerichtsbarkeit für hundert Schock böhmische Groschen [2]). Nur wenig des zusammen gebrachten Geldes konnte für die nöthigsten Bedürfnisse der Mark verwendet werden, und Ritter Lippold wußte bei all seiner Tüchtigkeit nicht aus noch ein.

---

1) Pauli, Preuß. Staatsgesch. Th. I. S. 557. 558.
2) Ludwig in Reliq. T. IX. p. 544.

In der Priegnitz hatte unterdessen ein für die Quitzowsche Familie sehr angenehmes Ereigniß Statt gefunden. Bischof Dietrich Mann zu Havelberg war im J. 1386 gestorben, und Johann Wepelitz an seiner Stelle gewählt, und von der römischen Curie bestätigt worden [1]). Sie hatte an ihm einen mächtigen und kenntnißreichen Freund gewonnen, und in ihrem Verhältnisse zu ihm, als ihrem Oberlehnsherren, war das nicht unwichtig. Er blieb auch jetzt noch der wohlmeinende Freund der beiden jungen Quitzows, auf welche er große Hoffnungen bauete. Es lag ihm am Herzen, sein Vaterland die Priegnitz durch bedeutende Männer berühmt und verherrlicht zu sehen, an welchen es ihr noch gar sehr gebrach. Rohe Kraft war genug vorhanden, sie äußerte sich auch nicht selten wohlgemeint, aber nicht in einer Art, der sein gebildeter Sinn Geschmack abgewinnen konnte.

Eben jetzt, im J. 1387, bestand wieder eine Fehde zwischen Perleberg und mehreren von Adel. Coppeke, Vogt der Vormark (Priegnitz), die Gebrüder Henning und Albert von Königsmark, ersterer Ritter, letzterer Knappe, so wie ihre Vettern Ritter Heinrich, nebst Hermann und Ulrich von Königsmark waren insgesammt mit der Stadt Perleberg in Streit gerathen, hatten ihr abgesagt, und der Krieg entbrannte in gewohnter Heftigkeit. Vielleicht hätten die Gewaltthätigkeiten von beiden Seiten noch lange gedauert, wenn Bischof Wepelitz nicht dazu gethan hätte, dem Unheil ein Ende zu machen. Er ersuchte die Quitzows und den Magistrat der Stadt Pritzwalk, zu versuchen, ob sich der Streit nicht beilegen ließe. Ritter Cuno und sein Bruder Johann reiseten sofort zu den kriegführenden Partheien, und ihren mit dem Rathe von Pritzwalk vereinigten Bemühungen gelang es, am 6. März eine vollständige Sühne zwischen den kriegführenden Partheien zu vermitteln, und den gestörten Frieden wieder herzustellen [2]). Leider waren nicht überall und in allen anderen Fällen dieser Art solche Vermittler zu finden.

König Wenzel war bemüht, den Landfrieden in Deutschland aufrecht zu erhalten, und hatte zu dem Ende mit vielen Fürsten zu Mergentheim ein Bündniß abgeschlossen, gemeinschaftlich kei-

---

1) Stein in Küsteri Opusc. Tom. II. p. 81.
2) Beckmann, Beschr. d. M. Brand. Th. V. Bd. II. K. II. S. 64.

nen Bruch des Friedens zu dulden. König Siegmund ließ sich als Markgraf von Brandenburg ebenfalls in dieses Bündniß aufnehmen, um dadurch für die Ruhe dieses Landes zu sorgen, so weit seine Entfernung es gestattete [1]). Durchgreifendere Mittel lagen außer seiner Macht. Leider aber war er durch seine übergroßen Anstrengungen so sehr verschuldet, daß keine Aussicht da war, seinen Gläubigern jemals vollkommen gerecht zu werden. Unter diesen waren seine Vettern, die Herzoge Jobst und Procop von Mähren die schlimmsten. Sie verlangten Sicherheit oder Rückzahlung ihres Geldes, und das Eine wie das Andere war nicht ohne ungewöhnliche Maaßregeln zu bewirken. Er kam darum auf seinen früheren Plan zurück, die Mark an seine Vettern zu versetzen, aber es schien ihm, der gemachten Erfahrung zufolge, dienlich, die Stände der Mark dieserhalb zu sich zu berufen, und mit ihnen mündlich zu unterhandeln.

Durch ein an die Stände gerichtetes Schreiben, datirt am Sonntage Judica (15. März), von Trencz aus, sagt er ihnen, daß wegen sehr nöthiger, die Mark betreffender Angelegenheiten, insonderheit um das Land in eine rechtliche Satzung, Ordnung und Friede zu bringen, er gebiete, daß sie einen Bischof, zween Edle Manne und aus jeder Stadt der Mark zwei der edelsten Räthe mit gehöriger Vollmacht unverzüglich zu ihm senden sollen, so daß sie in den nächsten Pfingsttagen (17. Mai) bei ihm in Trencz versammelt wären, wie ihnen deswegen auch König Wenzel selber schreiben werde. Er meine daselbst alle nöthigen Sachen, die seine Lande, insonderheit die Mark zu Brandenburg betreffen, mit Gottes Hülfe so zu bestellen, daß alle Entzweiungen und Kriege, die von langer Zeit her gewesen und noch sind, ein Ende gewinnen, und Friede und Ordnung ohne Zweifel hergestellt werden sollen [2]).

Die Abgeordneten fanden sich in den Pfingsttagen ein; auch Lippold von Bredow hatte nach Ungarn kommen müssen, wo alle Brüder Siegmunds nebst seinen Vettern von Mähren versammelt waren. Siegmund legte ihnen seinen Plan vor. Es ist nicht bekannt, ob die Abgeordneten Einwendungen gemacht haben; wenigstens haben sie nichts geholfen, denn ohne dringende Noth-

---

[1]) Pauli, Preuß. Gesch. Th. I. S. 558.
[2]) Gerken, Cod. dipl. Tom. III. p. 399.

wendigkeit hätte Siegmund den Schritt nicht gethan, und gegen die Nothwendigkeit vermögen die Stände so wenig, als die Könige. Die Verpfändung kam zu Stande, die Abgeordneten wurden mündlich instruirt, und an ihre neuen Herren gewiesen, worauf man die nöthigen Notificationsschreiben in beglaubigter und üblicher Form erließ, durch welche die Unterthanen ihres Eides entbunden wurden. Siegmund sagte darin, daß er den Hochgebornen Fürsten, Herrn Jobsten und Herrn Procopen, Markgrafen zu Mähren, seinen lieben Vettern, mit gutem Wissen und auf den Rath seiner Räthe versetzte und versetzt habe seine Lande, die Marken, keine ausgenommen, ganz und vollkommen, wie das enthalten sei in Briefen, welche er zur Kenntnißnahme seinen Landen sende. Darum wolle er ernstlich von ihrer Liebe begehren, daß sie ohne Säumniß und Widerrede auf den Tag zusammen kommen sollten, den ihnen sein Hauptmann Herr Lippold von Bredow und Herr Leutholt von Krummensdorf im Einverständnisse mit ihm anzeigen würden, um die vorerwähnten mit seinem Insiegel versehenen Briefe anzuhören, und nach der Briefe Laut und Ausweisung zu thun, wie ihnen die genannten Hauptleute und seine Mannen und Städte, die bei ihm in Ungarn gewesen, sagen würden, welche er mündlich dazu angewiesen, so daß sie den obgenannten Herrn Jobsten und Herrn Procopen huldigen und geloben sollen in aller maßen, insofern sie seine schwere Ungunst vermeiden wollen, und wenn sie den genannten Markgrafen gehuldigt und geschworen, so entließe er sie und ihre Erben kraft dieses Briefes der ihm gethanenen Gelübde und Huldigung. Wäre irgend einer, der sich an dieser confirmirten Botschaft nicht wollte genügen lassen, so geböte er, daß derselbe von Stund an zu ihm komme, da wolle er Jeglichen mündlich dazu anweisen. Gegeben zu Schietau [1]) ꝛc.

Ganz ähnliche Schreiben erließ der Herzog Johann von Görlitz, in welchen er die märkischen Stände der ihm gethanenen Huldigung entließ, und sie von seinen Pflichten gegen ihn entband. Alle übrigen Anweisungen sind wörtlich dieselben, wie die oben angegebenen. Seine Schreiben sind von Schietow am Donner-

---

1) Lenz, Brandenb. Urkunden S. 454. Pauli, Preuß. Geschichte Th. I. S. 560. 561.

ſtag nach dem heiligen Leichnamstage unſers Herrn (1. Juni) datirt [1]).

König Wenzel entließ darauf durch ein beſonderes Schreiben die Stände der Mark ebenfalls aller Treue, Huldigung und Gelübde, die ſie ihm als einem Könige von Böhmen und Anwarter des genannten Landes gethan haben, mit Ausnahme des Landes und der Städte in der Mark Brandenburg, welche dem Herzog Johann von Görlitz durch ſeinen Vater Kaiſer Karl verſchrieben und zugetheilt worden. Er gebiete demnach Allen und Jeden, daß ſie ſich nach dem Inhalte der Briefe richten mögen, welche ſie von dem Könige von Ungarn und dem Herzoge von Görlitz erhalten haben. Das Schreiben iſt vom nächſten Sontage nach St. Johannis dem Täufer (28. Juni) 1388 datirt [2]).

So hatte denn nun die Mark zwei neue Herrn gewonnen, und mit ihnen begann eine neue Ordnung — leider kann man richtiger ſagen, Unordnung — der Dinge. Viel Gutes durfte man von Jobſt nicht hoffen, das verkündigte ſchon die öffentliche Meinung, welche ſeinem Charakter kein beſonderes Lob beilegte. Dazu kam, daß beide Brüder in ſchlechtem Vernehmen ſtanden, und ſich ſogar feindſelig behandelten. Man ſah eine Zeit kommen, in welcher Recht und Gerechtigkeit verſtummen, und nur der perſönliche Einfluß, wie die Macht des Geldes herrſchen würde.

Am Beſten befanden ſich dabei diejenigen Länder, welche Johann von Görlitz erhalten hatte. Bis dahin ſtanden ſie unter der Regierung des Königs Wenzel. Erſt jetzt erhielt Johann das Land über der Oder, die jetzige Neumark, und ſeine übrigen Beſitzungen in der Lauſitz, und regierte dieſe Länder ſelbſtſtändig [3]).

Die Verpfändung war in der Weiſe geſchehen, daß die Marken den Pfandherren und ihren Erben als Eigenthum gehören ſollten, wenn ſie nicht bis zum Jahre 1396 oder 97 wieder eingelöſet worden ſeien.

Markgraf Jobſt war der Hauptgläubiger Siegmunds; er

---

[1]) Gerken, Cod. diplom. T. III. p. 142. Lenz, Brandenb. Urkunden S. 981. Gerken, Diplomat. vet. march. T. II. p. 631. Buchholz, Brandenb. Geſch. Th. V. Urkunde S. 162.

[2]) Gerken, Cod. diplom. T. III. p. 140.

[3]) v. Lancizolle, Bildungsgeſch. Th. I. S. 244. 245.

ſollte daher auch die Regierung des Landes führen, und dem Markgrafen Procop ſollte nur auf den Fall von Jobſtens Abgang gehuldigt werden [1]). Allein bis zu dem Zeitpunkte des völligen Beſitzes ſollte ſich Jobſt nicht Markgraf von Brandenburg nennen. Demgemäß waren die Stände in beſonderen Briefen angewieſen, die Huldigung zu leiſten. Das Verhältniß ſelber iſt ein eigenthümliches, und verlangt in ſeiner von dem jetzt Ueblichen ſo abweichenden Form deutlich erkannt zu ſein, wenn nicht alle daraus hervorgehenden untergeordneten Verhältniſſe ſchief beurtheilt werden ſollen, daß eine ausführliche Darſtellung deſſelben wohl nicht getadelt werden wird.

Jobſt kam nun mit Procop nach der Mark, und reiſete im Lande umher, die Huldigung anzunehmen. Sie wurde ihnen überall nach der in den Schreiben Siegmunds angegebenen Form geleiſtet, nämlich: Wir huldigen und ſchwören recht und redlich dem Hochgebornen Fürſten und Herrn, Herrn Jobſten, Markgrafen und Herrn zu Mähren, unſerm lieben gnädigen Herrn und ſeinen Erben als unſerm rechten Herrn in der Mark nach Gebot und Geheiß des erlauchtigen Fürſten und Herrn, Herrn Siegmunds, Königs zu Böhmen, nach ſeiner Briefe Ausſage und Ausweiſung, und ſonderlich mit ganzer Vollbort und nach mündlicher Anweiſung des allerdurchlauchtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Wenzlavs, römiſchen Königs und Königs zu Böhmen, und Herrn Johanns, ſeines Bruders, Herzogs zu Görlitz. Geſchähe es, daß unſer gnädiger Herr, Herr Jobſt, ohne Erben abginge, was Gott verhüthe, ſo geloben wir, und ſollen wollen und kommen an den hochgebornen Fürſten und Herrn, Herrn Procop, Markgrafen zu Mähren und an ſeine Erben, ohne Gefährde und Widerſpruch; ſo lange aber Herr Jobſt, unſer gnädiger Herr, lebt und luſtig iſt (athmet), ſo ſollen wir uns an ihn und an ſeine Erben und an niemand anders ziehn und halten. Sollte aber der vorgenannte Herr Jobſt, unſer lieber gnädiger Herr, eines Andern zu Rathe werden mit ſeinem Lande, der Mark zu Brandenburg, und wollte ſie an einen andern Herrn weiſen, ſo ſoll der vorgenannte Herr Procop ſo wenig als ſeine Erben dawider reden, und keine Macht haben, zu widerſprechen, und keine Mahnung ſoll er thun, deſſen Lande zu haben, und wir geloben,

---

[1]) A. a. O. S. 246.

daß wir uns an ihn nicht wollen halten noch ziehen [1]). — In Folge dieſer Huldigung beſtätigte Jobſt den Städten und Ständen ihre Privilegien und Vorrechte. Er ſcheint Anfangs Auguſt in die Mark gekommen zu ſein, denn am 9. war er in Berlin anweſend, wo er die Privilegien der Stadt Brandenburg beſtätigte; Mitte Septembers ging er nach der Altmark, war im October wieder in Berlin, und ging ſodann zum zweitenmale nach der Altmark. Lippold von Bredow blieb in ſeinem Amte; in der Altmark wurde Hüner von Königsmark zum Landeshauptmann beſtellt.

Jobſt hielt es für ſeine Schuldigkeit, die nach und nach von der Mark abgeriſſenen Stücke Landes wieder zu erwerben, und warf ſein Auge zuerſt auf das, was die Herzoge von Meklenburg ſich davon angeeignet hatten. Herzog Albrecht von Meklenburg, König von Schweden, war als letzterer in einen gefährlichen Krieg mit der mächtigen und kriegeriſchen Königin von Norwegen, Margarethe, einer Amazone, welche man die nordiſche Semiramis zu nennen pflegte, verwickelt, und hatte am S. Matthiastage, den 24. Febr. dieſes Jahres das Unglück, in der Schlacht bei Axwalde gefangen zu werden. Er hatte ſeinen Sohn bei ſich, ſeinen Vetter, den Sohn Herzog Johanns von Stargard, Biſchof von Scaren, einen Grafen von Holſtein, und den Grafen von Ruppin, welche alle mit ihm gefangen wurden [2]).

Sobald die Nachricht davon ſich verbreitete, beſchloß Jobſt die Gelegenheit zu benutzen, und durch Kriegsgewalt Meklenburg zu zwingen, die erworbenen Länder abzutreten; die Umſtände ließen einen günſtigen Erfolg hoffen, und der Krieg konnte vortheilhaft ſein, für Jobſt Grund genug, ihn nicht von der Hand zu weiſen. Er ließ Anſtalten treffen, und ſeine Vaſallen dazu entbieten; indeſſen erſchienen dieſe nicht ſo ſchnell, daß nicht ein anſehnlicher Theil des Jahres verſtrich, ehe man den Krieg beginnen konnte. In Meklenburg konnte man dieſen Rüſtungen nur eine geringe Macht entgegen ſetzen, weil ein großer Theil der Streitkräfte des Landes in Schweden verwendet wurde. Als meklenburgiſche Vaſallen wurden die Putlitze und Quitzows ebenfalls

---

1) Lenz, Brandenb. Urkunden S. 458.
2) Detmar bei Grotuff Th. I. S. 344. 345.

aufgefordert, sich beim meklenburgischen Banner einzufinden, und sie leisteten dem Aufgebote Folge.

Der Krieg begann. Die Märker rückten in Meklenburg ein. Als Hauptmann führte sie der uns aus der Verbrennung von Wilsnack wohlbekannte Heinrich von Bülow mit dem Zunamen Großkopf [1]). Er hatte sich durch seine Tollkühnheit einen großen Namen erworben, und da er eine nicht unbedeutende Mannschaft führte, so that er in Meklenburg vielen Schaden, den die entgegenstehende viel geringere Macht der Meklenburger nicht verhüthen konnte. König Albrecht war dieser Krieg um so mehr lästig, als er dadurch gehindert war, auf Unterstützung aus Meklenburg zu rechnen, deren er doch dringend bedurfte. Es ist ist nicht bekannt, welche Mittel er gewählt hat, sich Frieden mit der Mark zu verschaffen. Gegen Ende des Jahres scheint jedoch der Krieg beendigt gewesen zu sein, von dessen einzelnen Vorfällen wir nichts zu berichten vermögen.

Allein Jobst hatte zugleich sein Auge weiter geworfen. Auch im Westen waren der Mark Stücke entrissen, und namentlich hätte er gern wieder gehabt, was die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg davon besaßen. Besonders schmerzte es ihn, die Schlösser Lüchow und Dannenberg in ihren Händen zu sehen, welche sie schon seit längerer Zeit pfandesweise erworben hatten. Durch Unterhandlungen waren sie nicht zu gewinnen; das ergab sich bald, und so entschloß er sich, zu den Waffen zu greifen. Größerer Sicherheit wegen unterhandelte er jedoch zuvor mit denjenigen Fürsten, die mit den Braunschweig-Lüneburgischen Herzogen verbunden waren, und bot ihnen Geld, wenn sie während des Krieges sich ruhig verhalten, und ihnen keinen Beistand leisten wollten.

Auch einige benachbarte Lüneburgische Vasallen bestach er, und verleitete sie zur Untreue gegen ihre Herrn. Ja selbst den einen von den drei herzoglichen Brüdern wußte er durch 1300 Schock böhmische Groschen zu bewegen, sich seiner beiden anderen Brüder nicht anzunehmen, sondern sie ihrem Schicksale zu überlassen, zu welchem Ende er selber eine Reise zu ihm gemacht hatte. Man sieht hieraus, daß es ihm wenigstens nicht an Ueberredungskunst fehlte, obwohl die friedliebende Gesinnung Her-

---

[1]) Detmar bei Grotuff Th. I. S. 349.

zog Friedrichs ihm dabei sehr zu statten kam. Die Schloßherren von Warbeck verließen die Lüneburgische Parthei, und setzten sich mit ihren Gütern zu der Mark [1]). Damit und mit gegenseitigen Kriegsrüstungen war das Jahr 1389 vergangen; die Chronisten rühmen die ausnehmende Wohlfeilheit der Lebensmittel in diesem Jahre, wo z. B. der Scheffel Roggen in der Mark 11 Pfennige, ein Pfund Butter 2 Pfennige, eine Tonne Bier 4 Schillinge, eine Kuh 3 Schillinge galt, und ein Tagelöhner außer Essen und Trinken täglich 3 Heller erhielt [2]). Sie sind voll von dieser Glückseligkeit, und werden nicht inne, daß eine solche Erscheinung nur ein Beweis für die Aermlichkeit des Zustandes gesellschaftlicher Entwickelung ist, denn sie kann sich nur bei gehemmten Verkehr und einem großen Mangel an Gelde in diesem Maaße äußern. Kann ein Land nach Außen nichts absetzen, so braucht man den Einwohnern nur die Hälfte ihres baaren Vermögens zu nehmen, so müssen alle Lebensmittel auf die Hälfte des bisherigen Preises herabsinken und um eben so viel wohlfeiler werden, und dennoch hat man nicht gewonnen, sondern verloren. Diese wohlfeile Zeit liefert daher den Beweis, wie groß die Summe Geldes gewesen sein muß, welche Siegmund der Mark entführt hatte.

---

1) Herm. Kornerus, ap. Leibnitium T. III. p. 200.
2) Hastitius, ap. h. ann. Angelus, Annales p. 169. Enzelt ap. h. a.

Zehntes Kapitel.

Sobald der Frühling des Jahres 1390 gekommen war, rüsteten sich Jobst, wie die Herzoge Bernd und Heinrich von Lüneburg, und brachen mit ihren Mannschaften auf, um das ungewisse Spiel des Krieges zu versuchen. Die Lüneburgischen Herzoge hatten 110 bis 120 Gewappnete zusammen gebracht, aus Sachsen, Holstein, Meklenburg und Lauenburg, so daß sich das Heer mit eigenen Leuten, Ritter und Knechte zusammen genommen, auf etwa 1100 Mann belaufen konnte [1]). Damit zogen sie vor die Schlösser Schnackenburg und Gartow, umlegten dieselben, und setzten ihnen hart zu. Jobst kam dabei in eine üble Lage. Er wäre ihnen gern zu Hülfe gekommen; allein der Erzbischof von Magdeburg hatte den Moment für günstig erachtet, die früheren Beschwerden Magdeburgs gegen die Mark zur Sprache zu bringen, und Jobsten zur Nachgiebigkeit zu zwingen.

Dadurch waren Weiterungen entstanden, die so schnell nicht beigelegt werden konnten, Magdeburg nahm eine drohende Stellung an, und Jobst durfte es nicht wagen, in die Altmark einzurücken; denn brach der Krieg mit Magdeburg aus, so wurde er von diesem in die Flanke und im Rücken genommen, und der Untergang seines Heeres war unvermeidlich. So mußte er ruhig zusehen, wie die Lüneburger die Altmark verheerten. Er hatte ziemlich unbesonnen mit Unkenntniß der bestehenden Verhältnisse den Krieg angefangen, und die Furien desselben herauf beschworen, aber er vermochte sie nicht zu bannen, und ließ nun geschehen, was er nicht ändern konnte.

Schnackenburg und Gartow widerstanden tapfer, aber auf die Dauer war eine so heftige Belagerung nicht auszuhalten.

---

[1]) Korners a. a. O. Detmar bei Grotuff Th. 1. S. 349.

Der Widerstand wurde matter, und sie waren genöthigt, sich zu ergeben. Im Besitz dieser festen Punkte vermochte der Feind mit größerer Sicherheit seine Unternehmungen weiter auszudehnen, indem er eine Art von Operationsbasis erhalten hatte, auf welche er sich nöthigen Falls zurück ziehen konnte. Er zog mit demjenigen Theile des Heeres, der nicht zur Besatzung der Schlösser zurück blieb, vor Salzwedel. Der Stadt konnten sie nichts anhaben, da sie bei ihrer Festigkeit zu lange widerstanden hätte. Man begnügte sich daher, auf ihren Feldern das Korn nieder zu treten und die Hopfengärten zu verderben [1]). Desto mehr mußte das platte Land leiden, und die Dörfer wurden hart mitgenommen. Bis nach Stendal hin erstreckte sich die Verheerung, und um diese Stadt wurde zerstört, was sich nur zerstören ließ [2]).

Es bleibt unbekannt, wodurch Johann von Quitzow auf Kleetzke den Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg gereizt haben mochte, ihm förmlich abzusagen, und mit einem Kriegsheere gegen ihn aufzubrechen. Herzog Heinrich von Lüneburg sah das als eine gute Gelegenheit an, der Mark noch weiter zu schaden, auch mochte er wohl ein Bundesgenosse des Herzogs Erich sein, wenigstens ergiebt sich nicht, daß er persönlich sich mit Johann von Quitzow veruneinigt oder verfeindet hatte. Genug, Herzog Heinrich von Lüneburg benutzte die Gelegenheit, und sagte unserm Quitzow ebenfalls ab, wie er es wahrscheinlich zuvor dem Herzog Erich zugesagt hatte.

Die Gefahr war drohend; zwei Herzoge zogen heran, und der eine noch dazu mit einem siegfreudigen Heere, und das vor ein Schloß, das lange keinen Feind gesehen hatte, und bei dem ausgebreiteten Rufe der Tapferkeit beider Brüder von Quitzow nicht leicht auf eine Belagerung hatte rechnen dürfen. Manches war verfallen, manches in Unordnung. Schleunig wurden nun Anstalten getroffen, Tag und Nacht wurde gearbeitet, Kriegs- und Lebensbedürfnisse schleppte man herbei, und Ritter Cuno wurde mit seinen Söhnen eingeladen, ihm beizustehen. Auch der dritte Bruder Herrn Johannes, Herr Claus von Quitzow zu Stavenow wohnhaft, fand sich ein, und man setzte sich so eilig wie möglich in wehrhaften Stand. Ritter Cuno hatte seine Un-

---

[1]) Kornerus a. a. O.
[2]) Detmar Th. I. S. 349.

terſtützung verſprochen, kam aber für jetzt nicht nach Kleetzke, getroffener Verabredung gemäß. Den Feinden ſandte er einen Absagebrief entgegen, und ſeine Beſitzungen hatten von ihnen viel zu leiden.

Unterdeſſen ließ Herzog Erich ſein Kriegsvolk nördlich von der Elbe in die Priegnitz einrücken, Herzog Heinrich aber ließ den disponiblen Theil ſeines Heeres bei Schnakenburg über die Elbe gehen, und ſich mit dem Lauenburgſchen vereinigen. Beide Fürſten ſtellten ſich an die Spitze des Zuges, und die Verheerungen begannen. Das arme Landvolk hatte ſich, wo die Gelegenheit es zuließ, in die Wälder und Sümpfe geflüchtet, und ſein Vieh und die beſten Habſeligkeiten dahinein gerettet. Das moorige und waldige Bruch die Silge, die ſumpfigen Niederungen an der Karthane, die Wilsnackſche Heide und der Haaren, ein Wald zwiſchen Wilsnack und Kleetzke, boten die beſten und verſteckteſten Schlupfwinkel dar. Die Kriegsknechte fanden nicht viel zu plündern, verwüſteten Felder und Kohlgärten in ihrer Wuth um ſo mehr, und ſteckten die Häuſer an.

So näherte ſich der Feind dem Schloſſe Kleetzke, und bald erſchien er im Angeſichte deſſelben. Sofort begann die Belagerung, und da es ihm nicht an Mannſchaft fehlte, ſo ging er raſch vorwärts. Das Dorf wurde nieder gebrannt, und in den rauchenden Trümmern ſetzte er ſich feſt. Indeſſen war auch innerhalb der Burg keine geringe Zahl von Leuten beiſammen, und gar bald wurde er inne, daß es auf einen harten Kampf abgeſehen ſei. Ein nächtlicher Ausfall, der den Feind unverſehens überraſchte, koſtete ihm viele Leute, erhöhete den Muth der Belagerten, und ſchwächte den der Belagerer bedeutend. Viel ſolcher Nächte durften nicht kommen, dann war man genöthigt, unverrichteter Sache abzuziehen.

In der Burg hatte der gelungene Ueberfall große Freude erregt, aber man hatte aus den wahrgenommenen Anſtalten des Feindes erſehen, daß eine Beſtürmung des Schloſſes nicht mehr fern ſei. Es kam jetzt darauf an, den immer noch ſehr übermächtigen Feind durch eine Kriegsliſt zu umgarnen, und ihn ſicher zu machen. Liſt mußte der Gewalt zu Hülfe kommen, denn der Kampf war ungleich, und Mann gegen Mann konnten die Quitzows nur unterliegen. Auch hegte man in der Gegend

allgemein die Ansicht, daß ein Paar Edelleute unmöglich den Kampf mit zweien Herzogen siegreich bestehen könnten.

Die Nacht war hereingebrochen. Rings um die Burg, in der Entfernung eines Bogenschusses waren die Wachtposten ausgestellt. Ein Theil derselben hatte Armbrüste und Bolzen, ein anderer war nur mit Lanzen bewaffnet. In weiterer Entfernung ringsum zündete man die Wachtfeuer an, und die Lanzknechte lagerten sich, Lieder anstimmend, darum her. Wer da behaupten wollte, sie hätten schön gesungen, müßte es lügen; indessen, mit der Ferne glätteten sich die rauhen Töne, und es klang hier doch wie eine Aeußerung der Freude. In der Burg blieb man ihnen nichts schuldig, und die Knechte kehlten, daß sie blau wurden, um dem Feinde zu beweisen, daß sie nicht minder lustig wären.

Da näherte sich vom Graben her, hinter einem kleinen Gebüsche hervortretend, eine Menschengestalt, und winkte mit etwas Weißem. Der nächste Posten rief ihn an: Steh, oder ich schieße! Wer da!

Die Gestalt. St, St! Nicht so laut; laß mich erst näher, daß ich aus der Schußlinie des Schlosses komme. — Ein Ueberläufer!

Der Schütze. Halt, sag' ich, nicht weiter. Was ist denn an so einem nichtsnützigen Kerl gelegen, wenn er auch todt geschossen wird.

Die Gestalt. Hoho! Deinen gnädigen Herren könnte doch viel daran gelegen sein. Ich mag nicht mehr in der Burg dienen, sondern mit euch. Aber ich komme nicht eher, als bis ich gute Bedingungen habe.

Der Schütze. Sag an, welche?

Der Ueberläufer. Man muß mich nicht gefangen halten wollen, bis die Sache vorbei ist, sondern gleich als ehrlichen Lanzenknecht gebrauchen, weil ich auch meinen Theil an der Beute haben will.

Der Schütze. Ei seht doch! Man soll euch wohl gleich vertrauen? — Daraus wird nichts.

Der Ueberläufer. Schaafskopf, sollst du mir denn die Bedingungen zugestehen? Mit dir habe ich nichts zu schaffen, sondern nur mit deinen gnädigen Herren.

Der Schütze. Grobian, mach mich nicht wild, sonst sollst du — —

Sein Gespräch wurde unterbrochen, denn der Herzog von Lauenburg machte so eben die Runde, und war bei ihm angelangt. Er fragte, was es gäbe, und nachdem er die Antwort vernommen, rief er dem Ueberläufer zu, näher zu kommen.

Der Ueberläufer. Gnädiger Herr, — denn so was werdet ihr wohl sein, weil sonst der Stockfisch weiter geschimpft haben würde, — zuvor müßt ihr mir euer Ritterwort geben, daß ich nicht wie ein Verräther behandelt werde.

Der Herzog. Weiß man denn, ob du nicht einer bist?

Der Ueberläufer. Dann käme ich heimlich und nicht offen zu euch. Was könnt ihr denn dabei verlieren?

Der Herzog. Gut, ich gebe es dir. Ob man dir trauen kann, muß sich jedoch weiter zeigen.

Der Ueberläufer kam, und begleitete den Herzog nach seinem Zelte. Nachdem er eine Weile draußen gewartet hatte, wurde er hinein geführt, und fand drinnen die Führer des Heeres versammelt.

Er mußte seinen Namen angeben, Alter ꝛc. Als man ihn fragte, warum er nicht mehr in der Burg dienen wolle, gab er an, daß es ihm schlecht darin ergangen, und man nicht nach der Abrede mit ihm gehandelt habe. Es gäbe schmales Essen und Trinken, und jeder Knecht sähe ein, daß es Unsinn sei, die Burg gegen ein solches Heer zu vertheidigen, da sie zu schwach bemannt sei. Man habe, um dies zu verdecken, allerlei Blendwerke angewendet, Strohmänner gemacht, und sie mit abgetragenen Wämsern und schlechten Helmen bekleidet, damit die Mauern besetzt, und so die Feinde täuschen wollen. Es könne nicht gut gehen, und wenn man voraussehe, daß alle Mühe und Arbeit vergebens sei, habe man auch nicht Lust, Hand anzulegen, besonsonders wenn man dabei hungern und dursten müsse, und schlecht mit einem umgegangen würde.

Der Herzog. Hat man dir deinen Lohn gezahlt?

Der Knecht. Ja, gnädiger Herr. Geld haben sie genug in der Burg, aber kein Brod oder andere Lebensmittel.

Der Herzog. Sollte der Quitzow dafür nicht gesorgt haben?

Der Knecht. Wohl hat er. Aber ihr kamt zu schnell, ehe

alles herangeschleppt wurde. Das meiste ist draußen geblieben. Auch hatte er darauf gerechnet, daß Herr Cuno Lebensmittel mitbringen würde, aber der ist blos mit zehrenden Mäulern eingezogen.

Der Herzog. Also ist Ritter Cuno von Quitzow auch in der Burg?

Der Knecht. Mit alle den Seinigen; ich dächte in Quitzhövel könnten bloß die Schwalben und die Störche geblieben sein. Ich selber gehöre zu seinen Leuten.

Der Herzog Erich machte ein fröhliches Gesicht. Aber Herzog Heinrich trat auf den Knecht zu, zog ihn am Ohre und sagte: Höre, höre! Ein Lügner muß ein gut Gedächtniß haben. Ich denke es sind so wenige Leute in der Burg?

Der Knecht. Gnädiger Herr, für euer Heer viel zu wenig. Ja wenn wir uns bloß mit den Königsmarken oder Rohrs umherschlügen, i dann möchten's wohl genug sein. Aber mit solchen Herren und solchem Heere, da können sich ja die Quitzow's und ihre Handvoll Leute gar nicht vergleichen.

Herzog Erich warf angenehm lächelnd den Kopf zurück, und sagte: der Bursche scheint mir aufrichtig zu sein. Mag es sich mit der Menge der Kriegsleute verhalten, wie es wolle, jedenfalls ist die Nachricht von Wichtigkeit, daß der Cuno mit den Seinigen sich in der Burg befindet. Wir haben also von der Seite von Quitzhövel keinen Ueberfall zu fürchten, und brauchen unsere Mannschaft nicht durch Aufstellung eines Postens dagegen zu schwächen.

Herzog Heinrich. Ew. Liebden trauen dem Kerl zu viel. Ehe ich die Nachricht nicht von andern bestätigt höre, glaube ich nicht daran.

Herzog Erich. Was hat denn unser ausgeschickter Bote berichtet? Ich dächte, es stimmte gut mit der Aussage dieses Menschen?

Herzog Heinrich. Er hat in Quitzhövel Niemanden gefunden, als einige alte Weiber, weil sich die Bauern geflüchtet hatten. Diese wußten nichts zu antworten. In die Burg hatte er sich nicht hinein getraut; ein draußen befindlicher Kerl hatte ihm gesagt, daß Ritter Cuno in Kleetzke sei. Was beweiset eine solche Aussage?

Der Knecht. Gnädige Herren, laßt mich die Nacht ein-

ſchließen. Fangt morgen früh einige Menſchen, und fragt ſie. Es wird doch am Ende einer darunter ſein, der in Quitzhövel Beſcheid weiß. Er wird euch ſagen, was ich ſagte.

Dieſe mit Dreiſtigkeit und Sicherheit ausgeſprochene Antwort machte den Herzog Heinrich ſtutzen. Er ſprach: ſo ſoll's ſein, und gab den Knecht einem Bewaffneten, damit dieſer ihn die Nacht verwahre. In einem halb abgebrannten Hauſe war eine Kammer vorhanden, in welche man ihn einſperrte.

Am andern Morgen war der Befehl gegeben worden, nach der Seite von Quitzhövel hin jeden aufzufangen, den man erreichen könne. Bald nachher brachte ein Reiter einen ſehr zerlumpten Kerl, an einem Stricke, womit deſſen Hände gebunden waren, der neben dem Pferde herlief, und ſich ſehr kläglich gebehrdete. Er wurde zu dem Herzoge geſchleppt. Dieſer ließ den Ueberläufer holen. Darauf fragte er den Gebundenen: wo biſt du her?

Der Gebundene. Gnädiger Herr, ich bin ein armer Bauer von der Plattenburg. Habt Erbarmen und laßt mich los, denn meine Frau und Kinder warten auf mich.

Der Knecht. Glaubt ihm nicht, gnädiger Herr. Es iſt einer von den geflüchteten Bauern von Quitzhövel, ich kenne ihn recht gut. Er heißt Dietrich Schwalbe.

Schwalbe. Was Teufel, Henneke, du biſt hier? Und ſo ein ſchlechter Kerl biſt du, mich zu verrathen? Warte, das ſoll dir Herr Cuno gedenken, laß ihn nur erſt wieder zurückkommen, da will ich ihm meine Noth klagen, in die —

Herzog Erich. Schon gut. Davon iſt jetzt keine Rede. Sage mir, wo iſt Ritter Cuno von Quitzow?

Schwalbe. Ich werd's nicht ſagen.

Herzog Erich. Auch nicht, wenn ich's ſchon weiß?

Schwalbe. Da kann es nur der ſchlechte Geſell dort geſagt haben.

Der Herzog. Nein; aus deiner eigenen Rede weiß ich's.

Schwalbe. Gnädiger Herr, macht mich mit euren Fragen nicht verwirrt.

Der Herzog (liſtig). Gelt, er iſt in Quitzhövel?

Schwalbe. Nein. (Haſtig) Doch ja, freilich iſt er da; er wird doch ſeine Burg nicht im Stich laſſen? Wir armen Teufel

von Bauern aber müssen ausziehen, denn unsere Mauern sind nicht so dick wie die seinigen.

Henneke. Schlechter Kerl, wie kannst du so lügen; der Herr ist — —

Der Herzog. Laßt ihn laufen, ich weiß genug.

Schwalbe. Gnädiger Herr, ich habe doch nichts verrathen? Meinen guten Herrn kann ich einmal nicht verrathen, ach das ollte mir sonst sehr leid thun.

Der Herzog. Geh nur, geh dummes Thier, du hast nichts verrathen, wie wolltest du etwas verrathen können.

Schwalbe lief, was er laufen konnte. Der Knecht aber stand da mit einem fragenden Gesichte, und sah den Herzog an. Dieser sprach: du hast wahr gesprochen, und du kannst in meinen Sold treten.

Herzog Heinrich. Ew. Liebden übereilen sich, und ich würde höchstens rathen, ihn frei laufen zu lassen. Jedenfalls hat er seinen Herrn verrathen, und so ist ihm nicht zu trauen.

Erich. Du kannst gehen. Thue wie ich gesagt habe.

Henneke ging, kehrte aber mit seinem Wächter wieder, der ihn, da er von dem Gespräche nichts gehört hatte, nicht frei laufen lassen wollte. Erich befahl dem Wächter, seine Hand von ihm abzulassen, indem sein Befohlener in seinen Dienst träte. Beide gingen ab.

Heinrich. Ich würde dem Kerl nicht trauen, denn seine Aussagen sind mir nicht wahrscheinlich.

Erich. Sind sie denn nicht durch die Aussagen des Bauers bestätigt?

Heinrich. Das sind sie nicht. Denn der Bauer sagte, Ritter Cuno sei in Quitzhövel.

Erich. Freilich; aber wie sagte er es? Auf eine solche Art, daß unser einer gerade das Gegentheil daraus entnehmen mußte. Seht, das ist ja eines der Vorrechte der Hoheit und des adlichen Wesens, daß ein schlechter Kerl nicht im Stande ist, in ihrer Gegenwart zu lügen, wenn er auch gern möchte. Er verräth sich, ohne es zu wissen, weil die Hoheit ihn verwirrt, und Verwirrung alles Lügen unmöglich macht. Mir hat noch Niemand etwas vorlügen können, und ich weiß jetzt so gewiß, daß Ritter Cuno in Kleetzke ist, als daß ich davor stehe. Seid deshalb ganz ruhig.

Heinrich. Dann thut es mir doppelt leid, daß ihr meinem Vorschlage nicht gefolgt seid, das Heer zu theilen, und Quitzhövel zugleich mit zu umlegen. Ist Cuno nicht dort, so hätten wir Quitzhövel bereits.

Erich. Getheilt hätte das Heer vor keiner Burg etwas Erhebliches beginnen können, und Quitzhövel entgeht uns nicht, wenn wir mit Kleetzke fertig sind. Mein Plan ist klug ersonnen, verlaßt euch darauf. Aber nun wir wissen, woran wir sind, soll auch mit dem Sturm nicht länger gezögert werden. Mit vereinigter und ganzer Kraft darauf los, und es ist gethan.

Heinrich. Herr Herzog, wie wäre es, wenn ihr den Sturm dem Fußvolke überließet, das ich befehligen will, und ihr euch mit der Reiterei gegen Quitzhövel aufstelltet, uns zu decken?

Erich. In die blaue Luft hineinstarren und nichts thun? Ew. Liebden muthen mir eine schlechte Rolle zu. Unnützes zu thun ist nicht meine Sache; wenn es euch Vergnügen macht, mögt ihr die Rolle übernehmen. Ich werde meine Reiter absitzen lassen, und sie als Fußvolk gegen die Burg führen.

Heinrich. Ihr werdet empfindlich, und habt dessen doch keine Ursach. Es handelt sich ja nur um unsre gemeinschaftliche Sicherheit.

Erich. Eine schöne Sicherheit. Das Heer theilen, die eine Hälfte zurückschlagen, und die andere zusehen lassen, heißt das sich sicher stellen? Wer Sicherheit haben will, muß das Kriegsspiel nicht wagen. Nur der Muth gewinnt, nicht die Sicherheit.

Heinrich. Ich dächte die Klugheit wäre auch nicht zu verachten.

Erich. Herr Herzog, ihr werdet mir, dem Herzoge Erich, doch nicht sagen wollen, daß ich, — bedenkt wohl, — ich, sie aus den Augen gesetzt hätte?

Heinrich. Guten Rath kann auch der Klügste brauchen.

Erich. Ich habe noch Niemanden gekannt, der seinen Rath für einen schlechten gehalten hätte. Es ist das Eigenthümliche aller Rathschläge, daß sie jederzeit für gut verkauft werden. Nehmt mirs nicht übel, aber es ist euer Fehler, euch für klüger zu halten, als andere Leute, und stets auf Sicherheit bedacht zu sein, wo andere nur den Eingebungen des Muthes folgen. Was euch an dem Einen fehlt, wollt Ihr durch das Andere ersetzen.

Heinrich. Herr Herzog, ihr beleidigt. Bei Gott, sagt

mir ein solches Wort nicht zum zweiten Male, oder ihr möchtet meinen Muth sehr unbequem finden.

Erich. Ihr habt ja die beste Gelegenheit, ihn zu zeigen. Da liegt die Burg, laßt euren Muth sich daran ergehen, was zögert ihr?

Heinrich. Gut denn, so mag es gehen, wir nehmen die Burg mit Sturm.

Erich. Recht so, da bin ich mit dabei, dann wird Muth und Klugheit euch zur Seite stehen. Laßt sogleich Anstalten treffen.

Herzog Heinrich stürzte fort. Erich stand unbeweglich hinten über gelehnt da, schlug dann ein Schnippchen, und sprach: Wenn man Klugheit besitzt, so vermag man die Menschen zu allem zu bewegen. Da läuft nun dieser ruhige Sicherheitsschmied hin, als hätte er Feuer im Kopfe. Gut! Sehr gut! Das hast du vortrefflich gemacht, Erich. Jetzt fort, um Befehle zu ertheilen.

Im Lager regte sich ein bewegtes Leben. Von allen Seiten rüstete man sich zum Sturm, man schleppte Heergeräthe und Belagerungswerkzeuge zusammen, und da die Anstalten denen in der Burg nicht verborgen bleiben konnten, so wurde auch darin mit großer Regsamkeit gearbeitet. Rings hinter den Wällen stieg Rauch auf, und die Belagerer schlossen ganz richtig, daß man für sie siedendes Wasser oder siedenden Brei in Bereitschaft setze. Erich betrachtete die Veste, und überlegte, wo am besten der Sturm zu beginnen sei. Er wollte den Feind täuschen, den Sturm an einer Stelle anfangen, wo es nicht Ernst sein sollte, und wenn er den Feind nach dieser Seite hingelockt hatte, an der schwächsten Stelle der Burg mit einem zweiten Haufen den wirksamsten Sturm unternehmen. Das letztere hätte er mit seinen Leuten gern gethan, das erste Herzog Heinrich thun lassen. Allein dieser mußte erst dafür gewonnen werden, und dies hielt er für schwer. Es kam darauf an, zuvor die schwächste Stelle der Burg auszumitteln. Da fiel ihm ein, daß sein neuer Dienstmann Henneke ihm dies am bestimmtesten würde sagen können, da er das Innere der Burg kannte. Er schickte sofort nach ihm, aber der Diener brachte zurück, daß man ihn suchen wolle, und nach einer halben Stunde wurde gemeldet, Henneke sei nirgend zu finden, wenn er sich nicht etwa bei dem Trupp Herzog Heinrichs befinde.

Erich runzelte die Stirn. Wahrscheinlich ein Mißverstand, murmelte er, an dem Heinrich schuld ist; denn der meinte ja, es sei am besten den Kerl laufen zu lassen. Das hat er sich wohl gemerkt. Hätte er es verstanden, daß ich ihn in meinen Dienst nehmen wollte, er wäre gewiß nicht davon gegangen, denn was konnte er sich Besseres wünschen? Auch gut, wir können ihn entbehren.

Die Anstalten verzogen sich, es mußte viel herbei geschleppt werden, und ehe man nicht alles beisammen hatte, durfte man nicht beginnen. Neckende Schüsse mit Armbrüsten fielen von hüben und drüben, doch wurden sie nur zwischen den nächsten Posten und dem Schlosse gewechselt. Der Mittag war bereits vorüber, und so sehr man die Arbeiter auch anfeuerte, so sehr diese sich abmüheten, so war doch noch Manches zu thun. Endlich waren alle Anstalten getroffen, und das ganze Heergeräthe lag geordnet und vertheilt um die Burg her. Da kam Herzog Erich auf den Gedanken, erst noch dem Heere eine Rede zu halten, um es zur Tapferkeit und zu beharrlichem Muthe zu entflammen. Je seltener damals dies Talent war, um so höher schlug er das seinige an. Herzog Heinrichs Ermahnen, die schöne Zeit nicht zu verlieren, fruchtete nichts. Er begann seine Rede, und schrie nicht wenig, um weithin verstanden zu werden. Aber diese übergroße Anstrengung nöthigte ihn gar bald, zum Schlusse zu eilen, und seinen Gedankenfaden mitten durchzuschneiden. Man ordnete sich, und war des Befehles gewärtig.

In den vorderen Reihen standen die Arbeiter mit Faschinen Wollsäcken, Spaten, Schippen, Hacken und Aexten versehen, dazwischen standen die Träger mit Sturmleitern, auch ein Sturmwagen mit Fallbrücken war vorhanden. Darauf kamen die Lanzenknechte mit Lanzen, Morgensternen, Hellebarden und Schwertern; hinter diesen standen die Armbrustschützen, und die Reiterei, deren größter Theil hier als Fußvolk focht, machte den Beschluß.

Die Trompeten gaben das Zeichen, und sofort setzte sich ringsum Alles in Bewegung, und schritt gegen die Burg im Halbkreise vor. Zwischen den einzelnen Haufen waren Zwischenräume geblieben, die nun immer kleiner wurden. So wie man in die Schußlinie kam, begrüßte ein Hagel von Pfeilen die Anrückenden, und mancher Bolzen haftete, den Getroffenen zum Zurückbleiben zwingend. Mit möglichster Eile näherte man sich dem

Graben. Es waren jetzt zwei zahlreiche Haufen, durch einen Raum von einigen hundert Schritten von einander getrennt, und man sah, daß an zwei verschiedenen Punkten gestürmt werden sollte. Die Reiterei war zurückgeblieben, um nach geschehener Wegnahme durch die geöffneten Thore einzurücken. Der Sturmwagen wurde vorgeschoben, seine Fallbrücken niedergelassen, und da diese nicht ganz hinüber reichten, der Ueberrest mit Faschinen und Säcken ausgefüllt. Der zweite Haufen mußte sich durch letztere Mittel seine Brücke erst bauen, über die erste schritt man rasch dahin, und befand sich nun am Fuße der Mauer. Man steckte hier zwischen zwei Thürmen, welche vortretend einen heftigen Pfeilhagel auf die Stürmenden unterhielten, außerdem fielen gewichtige Steine auf die Pickelhauben und Köpfe, und streckten Manchen nieder. Die Sturmleitern wurden in reicher Anzahl angesetzt, denn damit war man gut versehen, und sobald der zweite Haufen über dem Graben war, begann man sie zu besteigen. Jetzt wurden die Anstrengungen der Belagerten furchtbarer und mörderischer; große runde Bäume wurden herabgelassen, und drückten bei ihrem Herabrollen auf den Leitern alles nieder, was sich darauf befand. Das Geschrei und Getöse wurde immer gräßlicher, die Vertheidigungsmittel entwickelten sich immer vollständiger; große Körbe mit Feldsteinen wurden umgekippt den Hinaufsteigenden entgegen gesandt, und auf allen Leitern stürzte immer der vorderste, so wie er die Mitte erreicht hatte, hinab. Die Schützen im Rücken der Angreifenden schossen mit großem Eifer, allein die Belagerten waren von der Mauer zu gut gedeckt, als daß man ihnen viel hätte anhaben können. Da wurden den Aufsteigenden Ströme heißen Wassers entgegen gestürzt, und mit verbrüheten Gliedern stürzten wiederum hinab, welche eben im Steigen begriffen waren. Vor- und übergehaltene Schilder und Tartschen gewährten nur einen unvollkommenen Schutz; es blieb nichts übrig, als immer von neuem wieder anzufangen.

Endlich aber wurde des heißen Wassers weniger, auch die Steinwürfe ließen nach, denn zuletzt erschöpft sich Alles. Schon stieg man höher die Leiter hinan, ehe man hinabgeworfen wurde, und endlich kamen Einzelne so hoch, daß sie die Hand auf die Brüstung der Mauer legen konnten. Jetzt entbrannte der Kampf mit den Waffen. Wuth und Erbitterung

auf beiden Seiten führten die furchtbarsten Hiebe, und mit zerschmetterten Gliedern wurden die Vordersten abermals von den Leitern geworfen. Da gelang es dem zweiten Haufen, die Mauer zu ersteigen. Den Ersten folgten bald Mehrere, und es entspann sich von hier aus ein furchtbarer Kampf, da die dahinter Stehenden nicht um ein Haar wichen.

Plötzlich ertönte außen vor der Burg ein wildes Angstgeschrei in so gräßlichen Tönen, daß selbst die auf der Mauer Fechtenden es neben dem grimmigen Getöse ihrer eigenen Blutarbeit vernahmen, und unwillkürlich einige Augenblicke Ruhe eintrat. In demselben Augenblicke aber wurde es von den Burgleuten mit einem durchdringenden Freudengeschrei erwiedert, dem ein doppelt rüstiges Zuschlagen folgte. Es hatte nur eines Blickes bedurft, um sich zu überzeugen, daß die Reiterei unten von einer sehr überlegenen Schaar angegriffen sei, und die Wagenburg nebst dem übrigen Heergeräthe lichterloh brenne. Verzagt ließen die Angreifenden auf der Mauer die Hände sinken, schnell waren sie hinabgestürzt, und bald waren die Leitern leer. Eine große Verwirrung ergriff die Feinde, denn ihre Reiterei war bereits geworfen, und das Fußvolk der neuen Schaar rückte heran, um die Uebergänge über den Graben zu zerstören. Im wüthendsten Gedränge stürzte man zurück, viele versuchten es durch den Graben zu schwimmen, und versanken im Wasser, die hinüber kamen, fanden sofort einen neuen Feind, der sie mit Heftigkeit angriff, und sie nach dem Graben zurückzudrängen suchte. Die Reiterei hieb in das Fußvolk ein, und das Gemetzel wurde furchtbar. Mit verzweifelter Tollkühnheit stürzten sich die Lauenburger und Lüneburger auf ihre neuen Feinde, in denen sie bald die Quitzow's von Quitzhövel erkannten, und es gelang ihrem rasenden Ungestüm, sich etwas Terrain vor dem Graben zu erkämpfen, so daß die übrigen noch an der Mauer befindlichen Leute herüber kommen konnten. Da wurde seitwärts von der Burg die Zugbrücke herabgelassen, das Fallgatter in die Höhe gezogen, und heraus zog ein gut bewaffneter Haufe der Belagerten, um in einem Ausfalle ihren Freunden zu Hülfe zu kommen. Sofort nahmen diese ihre Feinde von der Seite, während sie bereits im Rücken genommen waren, und vor sich den Graben hatten. An ein sich Halten war nicht mehr zu denken; nur nach einer Seite hin blieb eine Flucht möglich, und hierhin stürzte in-

ſtinctmäßig alles, was nicht ſchon niedergeſchmettert war. In der wildeſten Auflöſung ſuchte ſich zu retten, wer da konnte, und die Reiterei gab den Flüchtigen das Geleite. Jeden Augenblick wurden Pferde und Menſchen als Gefangene herbei geſchleppt, und bereits hatte man ihrer ſo viele, daß auf den Einzelnen kaum noch Werth gelegt wurde. Die Wahlſtatt zeigte viele Verwundete und verhältnißmäßig viel Todte. Das ganze nicht unbedeutende Heer der beiden Herzoge war vollſtändig vernichtet. Erſt in der Entfernung von mehreren Meilen ſammelten ſie, was ſich von den Ihrigen zuſammen fand, allein es war zu wenig, um eine Unternehmung damit zu wagen, und jeder ritt mit den Seinigen betrübten Sinnes nach Hauſe.

Ritter Cuno von Quitzow hielt mit ſeinen beiden Söhnen auf dem Schlachtfelde, und überſchaute daſſelbe wohlgefällig. Da kam Herr Johann von Quitzow geritten, welchem Dietrich und Johann entgegen ſprengten. Er begrüßte freudig den Bruder, und beide freuten ſich herzlich des Wiederſehens unter ſo erfreulichen Umſtänden. Ich dächte, wir hätten ein gutes Stück Arbeit geliefert, ſprach Herr Cuno.

Johann. Das will ich meinen. Die kommen uns ſobald nicht wieder. Daß ſie ihre Maaßregeln ſo ſchlecht nehmen würden, war auch wirklich nicht vorauszuſehen.

Cuno. Henneke und Dietrich ſcheinen Wunder gethan zu haben. Ich war noch heute ſehr beſorgt, als Schwalbe zurückkehrte; und ſelbſt als Henneke kam, und mir ſagte, daß Befehl zum Sturm gegeben ſei, und nichts gegen Quitzhövel aufgeſtellt wäre, konnte ich ihm keinen Glauben ſchenken. Faſt möchte ich Dietrich Recht geben, der da meinte, es ſei Niemandem leichter etwas weiß zu machen, als einem großen Herrn.

Johann. Beide ſollen bei der Beute gut bedacht werden. Allein wir müſſen für dieſe und die Gefangenen Sorge tragen. Laßt uns zu letzteren hin. Dort bei den Fichten hat man ſie zuſammengeſtellt.

Sie ritten hin. Etwa 50 Gewappnete mit mehr als 200 Knechten ſtanden hier, umgeben von den Quitzow'ſchen Leuten, und warteten ihres Schickſals. Ihr Herren, ſprach Johann, es thut mir leid, daß ihr einer ſo unglücklichen Sache gedient habt. Aber für jetzt werdet ihr euch gefallen laſſen, als Gefangene meine Burg zu betreten, in welcher ihr gern den Herrn geſpielt

hättet. Ihr werdet darin so lange bleiben, bis ihr das euch auferlegte Lösegeld beschafft oder genügende Bürgschaft gestellt habt, übrigens wird euch ritterlich Gefängniß zugesichert. Was die armen Leute (Knechte) betrifft, so gehört ihre Habe meinen Dienern und Knechten. Nehmt euch dieselbe und laßt die Leute laufen [1]).

Der Zug setzte sich nach der Burg in Bewegung, und verschwand in derselben. Ein großer Theil der Gefangenen wurde auf ritterliches Wort entlassen. Diese Waffenthat aber wurde als eine der glänzendsten weit und breit erzählt, und machte den Namen der Quitzow's hoch berühmt.

Zwei Tage darauf gab man in Kleetzke ein großes Fest, das um so feierlicher war, als es sich mit einem kirchlichen Feste vereinigte, welches die Christenheit in diesem Jahre zum Erstenmale feierte. Es war Sonnabend den 2. Juli. Papst Bonifacius IX. hatte anbefohlen, zu Ehren der heiligen Jungfrau außer den übrigen noch ein neues Marienfest zu feiern, nämlich Mariä Heimsuchung, und in diesem Jahre sollte damit der Anfang gemacht werden. Es hatte dies in einem früher von ihm der heil. Jungfrau gethanenem Gelübde seinen Grund [2]). Er begabte das Fest mit großem Ablaß, eben so wie früher Papst Urban IV. das Fronleichnamsfest begabt hatte, und die Geistlichkeit machte darum große Anstalten zu einer würdigen und glänzenden Feier, welche es auf immer allen Gläubigen empfehlen sollte. So geschah es auch in Kleetzke, und wurde hier mit einem großen Dankfeste für die stattgehabte Befreiung verbunden. Die Bauern hatten sich wieder eingefunden, und machten heitere Gesichter, denn schon in der nächsten Woche sollte mit dem Bau der Häuser auf Kosten Herrn Johanns der Anfang gemacht werden, so daß der gehabte Verlust bald verschmerzt war.

---

1) Detmar bei Grotuff Th. I. S. 349. Kornerus ap. Leibn. T. III. p. 200. Angelus, Annal. p. 270. (Nicht Klötzen sondern Kletzke.) — Wohlbrück ist der einzige märkische Geschichtsschreiber, der hier richtig Kleetzke, und nicht Klötzen verstanden. Dessen Gesch. Nachrichten von dem Geschlechte von Alvensleben Th. I. S. 283.

2) Wendische Chronik bei Grotuff, Thl. I. S. 450.

Elftes Kapitel.

Herzog Johann von Meklenburg-Stargard hatte sich die Gefangenschaft seines Oheims, des Königs von Schweden, Herzogs Albrechts von Meklenburg sehr zu Herzen gehen lassen, den die kriegliebende Margarethe mit seinem Sohne auf das Lindholmer Schloß hatte bringen lassen [1]). In Stockholm war zu Gunsten des Gefangenen von der Mützenbrüderschaft ein Aufstand veranlaßt, in dessen Gefolge die schändlichsten Grausamkeiten verübt wurden. Herzog Johann schloß mit den Städten Wismar und Rostock ein Bündniß, um jenen Aufstand zu unterstützen, und seinen Oheim zu befreien. Er selber wollte nach Stockholm hinüber, und hatte eine ziemliche Flotte zusammen gebracht, mit welcher er absegelte. Auf der Ostsee aber überfiel die Flotte ein überaus heftiger Sturm; bei Oeland ging ein Schiff mit vielen Rittern und Knechten unter; ein Theil der Mannschaft rettete sich an das Land, ward aber hier sogleich zu Gefangenen gemacht. Ein zweites Schiff, auf welchem sich mehrere Mützenbrüder von Stockholm und eine gute Anzahl Ritter und Knechte befanden, das ein gewisser Rohrbeck führte, wurde nach Calmar verschlagen, und lief hier den Feinden in die Hände. Alle übrigen Schiffe wurden zerstreut, und Herzog Johann mußte sich zurückwenden [2]). Es gelang dem größten Theile der zerstreuten Schiffe, Alberts Anhänger zu unterstützen.

Der Verlust der beiden Städte und Schlösser und die Verwüstungen des Feindes in der Altmark waren Markgraf Jobst sehr empfindlich, um so mehr, als er dabei zusehen mußte, und

---

1) O. Dalins Geschichte von Schweden, Thl. II. S. 450, 453, 454.
2) Detmar bei Grotuff Th. I. S. 351.

auch jetzt noch nichts darin thun konnte, weil der Erzbiſchof von Magdeburg mehr als je geneigt war, der Mark den Krieg zu erklären. Kam es wirklich dazu, ſo hatte man einen ſtarken Feind zu bekämpfen, da mit den lüneburgiſchen Herzogen noch nicht Friede geſchloſſen und fürs erſte auch noch auf keinen zu rechnen war. Die brandenburgiſchen Räthe Jobſt's drangen deshalb vor Allem darauf, die Streitigkeiten mit dem Erzbiſchofe gütlich beizulegen. Dies war indeſſen bei dem Charakter Erzbiſchof Albrechts nicht leicht, der eben ſo kriegsluſtig als geizig, und der Mark abgeneigt war. Jobſt war nicht minder geizig und habſüchtig, und als ein höchſt unzuverläſſiger wortbrüchiger Mann bekannt. Es war vorauszuſehen, daß eine perſönliche Zuſammenkunft die Angelegenheit zum völligen Bruche bringen würde. Beide mußten einander fern bleiben, und das Geſchäft durch Andere betrieben werden.

Der Stein des Anſtoßes war das Schloß Plauen. Der Erzbiſchof verlangte die Herausgabe deſſelben, als ein dem Erzſtifte gehöriges Beſitzthum. Lippold von Bredow hatte daſſelbe noch immer inne als ein Pfand für ſeine im Kriege mit Magdeburg gemachten Vorſchüſſe, welche Siegmund nicht zurück erſtattet, der aber auch Lippold nicht mit Plauen belehnt hatte, was er nicht konnte, da es nicht mehr zur Mark gehörte, und nur durch Kriegsglück in ſeine Hände gerathen, von Magdeburg aber nicht abgetreten war. Jobſt verſuchte nun, Lippold zu bewegen, das Schloß zu räumen, doch wollte er ſich zu keiner Einlöſungsſumme verſtehen, ſondern wies Lippold damit an Siegmund, da der Krieg zu einer Zeit geführt worden ſei, in welcher er noch nicht Pfandinhaber der Mark geweſen. Darauf konnte und wollte ſich Lippold von Bredow nicht einlaſſen, und erklärte Jobſten, daß er das Schloß Plauen behalten werde, bis ihm ſeine Forderungen berichtigt ſeien. Jobſt wurde darüber ſehr empfindlich; Lippold blieb jedoch feſt bei ſeiner Forderung ſtehen, und die Unterhandlung zerſchlug ſich.

In großer Verlegenheit, was bei ſo bewandten Umſtänden zu machen ſei, ſchlug Jobſt ſeinen Schwager, den Markgraf Wilhelm zu Meißen und Landgraf von Thüringen als Vermittler zwiſchen ihm und dem Erzbiſchofe von Magdeburg vor, womit ſowohl Jobſt's Räthe, — doch wahrſcheinlich nicht Lippold, — als auch der Erzbiſchof zufrieden waren. Am Sonntage nach

Bartholomäus, den 28. August, brachte dieser zu Tangermünde folgenden Vergleich zu Stande.

Jobst soll es übernehmen, mit Lippold von Bredow zu reden, und ernstlich zu versuchen, das Haus Plauen, welches Lippold inne hat, von ihm zu bringen, sobald es möglich ist. Sollte Lippold damit zögern, und das Haus nicht herausgeben wollen, so soll jeder von beiden Theilen, Jobst und Albrecht, dem andern getreulich helfen und rathen, das Haus wieder zu kriegen und zu gewinnen. Sollte es nöthig werden, vor das Haus Plauen zu ziehen, es zu belagern und davor zu liegen, so soll jeglicher auf seine Gefahr da liegen, die Seinen beköstigen, und für den Schaden stehen. Auch soll keiner ohne Wissen und Willen des Anderen von dannen ziehen. Würde Beute gemacht an Gefangenen oder reisiger Habe, so soll man sich theilen, gleich nach Anzahl der gewappneten Leute. — Wenn dann das Haus, sei es nun durch Vergleich oder auf andere Weise, übergeben ist, so soll Jobst dasselbe dem Albrecht und seinem Stifte und Kapitel zu Magdeburg versetzen mindestens für 800, und höchstens für 1000 Schock Prager Groschen. Die Bestimmung des eigentlichen Preises bleibt Wilhelm von Meißen (wahrscheinlich nach näherer Ermittlung des von Lippold vorgenommenen Ausbaues) innerhalb jener 200 Schock Groschen überlassen, und wie er das festsetzt, so soll es auf beiden Seiten ohne Widerrede gehalten werden. Das Haus Plauen soll sodann von Albrecht, seinem Stifte und Kapitel mit allem Zubehör pfandweise innebehalten und gebraucht werden, so lange die Mark von Jobst nicht wieder eingelöst, und sie von letzterm vorgestanden wird. Diese Einlösung mag der durchlauchtige Fürst und Herr, Siegmund, König von Ungarn, jedoch vornehmen wann er will, so werden der Herr Albrecht Erzbischof, das Kapitel und Stift der Einlösung folgen ohne Widerrede. Sollte aber Siegmund die Einlösung nicht innerhalb der festgesetzten Zeit bewirken, so, daß die Mark dem vorgenannten Jobst zuständе und erblich an ihn fiele, so soll das Haus Plauen mit allem Zubehör dem Albrecht und seinen Nachkommen, dem Kapitel und der Kirche zu Magdeburg erblich verbleiben, und sie es ewiglich behalten ohne alle Widerrede Jobst's oder seiner Nachkommen und Erben, wie sie es pfandsweise inne haben. Lösete aber Siegmund die Mark wieder ein, so daß sie nicht an Jobst fiele, und er wollte Plauen wieder einlösen, so

ſoll er dies für eine ſolche Summe Geldes, wie oben geſchrieben ſteht, und Albrecht, Kapitel und Stift ſollen alle Anſprüche an das Haus Plauen haben, wie jetzt [1]).

Der Abſchluß dieſes Vergleichs konnte Lippold von Bredow nicht verborgen bleiben; indeſſen war er entſchloſſen, ſein Recht zu behaupten, und es erforderlichen Falles auf Gewalt ankommen zu laſſen. Er hatte bereits viel für Plauen gethan, um das Schloß feſt und wehrhaft zu machen. Zum Theil waren die niedergebrannten oder doch ſehr beſchädigten Gebäude neu und mit ſehr ſtarken Mauern wieder aufgebaut worden, da er das Schloß mit Recht als eine Hauptfeſte gegen Magdeburg und für die Mark betrachtete, die Mark daſſelbe nicht entbehren konnte, und Magdeburg im Beſitze deſſelben der Mark ewig gefährlich bleiben mußte. Hatte nun auch Magdeburg die Oberlehnsherrſchaft Brandenburgs über das Schloß im obigen Vergleiche anerkannt, ſo war damit wenig gewonnen, wenn es in den erblichen Beſitz kam, und ſeiner Anſicht nach mußte er, dieſes Umſtandes wegen, ſelbſt den Vorſchlag ablehnen, den Jobſt wahrſcheinlich machen würde, Lippold aus der von Magdeburg zu zahlenden Pfandſumme für ſeine Vorſchüſſe und aufgewendeten Unkoſten zu entſchädigen, um ſo mehr, als er bereits aus Erfahrung wußte, wie wenig auf die Anerbietungen Jobſt's zu geben war, und wie gern ſich dieſer eingegangenen Verbindlichkeiten entzog.

Dieſe Betrachtungen bewogen ihn, in der Befeſtigung des Schloſſes Plauen rüſtig fortzufahren, um auf alle Fälle geſichert zu ſein. Zwar fürchtete er von dem getroffenen Vergleiche nicht gar viel. Jobſt hatte ſich in die ſonderbare Lage geſetzt, gegen ihn, ſeinen Landeshauptmann der Mark, erforderlichen Falles zu Felde ziehen zu müſſen, während er noch mit den Lüneburgern alle Hände voll zu thun hatte. Kaum war es glaublich, daß er ihn, den mächtigen Mann und ſeine große Familie, eine der bedeutendſten in der Mark, ſo wie ſeine zahlreichen Freunde ſo unbeſonnen vor den Kopf ſtoßen ſollte, und wer die Verhältniſſe kannte, mußte es ſich ſagen, daß Jobſt den Vergleich wohl nur eingegangen ſei, um Magdeburg hinzuhalten, ſchwerlich aber in der Meinung, ihn in Ausführung zu bringen; allein Magdeburg war nicht zu trauen, und wenn Jobſt nicht helfen wollte, war es

[1]) Urkunde in Gerken Cod. diplom. T. V. p. 343.

im Stande, selber den Krieg zu erklären. Auf diesen Fall mußte sich Lippold vorsehen.

In der That hatte er sich nicht geirrt, als er an Jobst's Aufrichtigkeit bei der Abschließung des Vergleichs gezweifelt hatte. Es geschah von seiner Seite nichts, und als der Erzbischof von Magdeburg bemerkte, daß Jobst ihn nur hinzuhalten suche, schloß er mit den Herzogen von Lüneburg ein Bündniß, machte mit ihnen gemeinschaftliche Sache und befehdete die Altmark. Dies geschah zu Ende des Jahres 1390.

In solchen Kriegswirrnissen fing das neue Jahr 1391 an, und wenn gleich die Jahreszeit in den ersten Monaten desselben keine bedeutenden Unternehmungen zuließ, so durfte man doch mit dem Beginn des Frühlings große Bedrängnisse erwarten. Aber so lange hatten die Feinde nicht Geduld. Schon gegen Ende des Januars sammelten sie sich, und rückten in der ersten Hälfte des Februars vor das Schloß Klötzen in der Altmark. Das Schloß gehörte bis 1375 der Familie von Alvensleben, Calvördischer Linie, war aber nachher in andere Hände gekommen, und man beschuldigte dasselbe der Räuberei, die gewöhnliche Beschuldigung, wenn man sich eines Schlosses bemächtigen wollte [1]). Die Herzoge Bernhard und Heinrich von Lüneburg leiteten die Belagerung persönlich, auch Erzbischof Albrecht scheint dabei gegenwärtig gewesen zu sein. Der vereinigten Macht widerstand das Schloß nicht länger; es wurde genommen und von beiden Partheien besetzt, die sich nun anschickten, ihre Unternehmungen zu erweitern [2]).

Die Altmark befand sich in einer traurigen Lage. Von Jobst war alles Bittens ungeachtet, keine Hülfe zu erwarten, ihre eigenen Kräfte aber waren dem Feinde nicht gewachsen. Was blieb ihr übrig, als sich den Frieden zu erkaufen? Markgraf Jobst war damit einverstanden, und nach den erforderlichen Unterhandlungen schlossen die Bevollmächtigten am Sonntage Oculi, den 26. Februar einen Frieden zwischen Jobst und den Herzogen Bernd und Heinrich von Braunschweig Lüneburg bis

---

1) Walther Singularia Magdeburg. P. VII. p. 76 ff. Beckmann, Beschreib. d. Mark Brandenb., Thl. V. B. 1. Kap. IV. S. 78 ff.

2) Dettmar bei Grotuff Th. 1. S. 353. Diese Unternehmung ist von allen märkischen Geschichtschreibern, außer Wohlbrück, mit der auf das Schloß Kleetzke verwechselt. Dettmar ist hier der sicherste Führer.

Johannis, und noch weiter hin, also einen Waffenstillstand, welchen Jobst zu Lüchow, die Herzoge aber zu Tangermünde aufkündigen sollten, wenn man ihn nicht länger zu halten gedächte. Bis dahin wollte man ruhig sein, und gemeinschaftlich dahin wirken, daß von demjenigen aller Schaden ersetzt würde, welcher sich einen Friedensbruch zu Schulden kommen ließe [1]). Mit Magdeburg war kein Friede zu Stande gekommen, und es war vorauszusehen, daß dies jetzt die Waffen gegen die Mittelmark kehren würde. Sei es nun, daß Jobst die Verwickelungen scheuete, in welche ihn dieser Krieg setzen mußte, oder daß er seiner übrigen Länder wegen nicht länger in der Mark verweilen konnte, genug, er reisete ab, und überließ es Lippold von Bredow sich zu helfen, wie er könne.

Die Altmark konnte jetzt weniger als je darauf rechnen, bei der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten von Jobst unterstützt zu werden. Indessen temporisirte man, und wartete ab, ob sich nicht zufällig eine günstigere Wendung der Dinge gestalten würde.

In der Mittelmark und in Pommern hatten unterdessen die Geistlichen Gelegenheit gefunden, ihr Gewicht fühlbar zu machen. Es hatten sich nach und nach vertriebene Waldenser in beiden Provinzen eingefunden, und versucht, sich hier ein neues Vaterland zu gewinnen, ohne in ihren religiösen Ueberzeugungen gestört zu werden. Man hatte sie besonders nach der Ukermark gewiesen, wo sie sich in Angermünde und den umliegenden Dörfern ansiedelten, von welcher Zeit an die Stadt Ketzer-Angermünde und die anderen Ortschaften Ketzer-Dörfer genannt wurden [2]). Ein anderer Theil war nach Pommern gegangen. Die Geistlichkeit hielt es jedoch ihrer Stellung gemäß, an der Bekehrung dieser Ketzer zu arbeiten, und da dies Schwierigkeiten hatte, brach eine Verfolgung derselben los. Ein Theil flüchtete sich, ein anderer wurde eingezogen und verhört. Das letztere Loos traf in Pommern und der Mark 443. Was man mit denen angefangen, welche von ihren Meinungen nicht lassen wollten, hat uns die Geschichte nicht aufbehalten [3]).

Was Lippold vorausgesehen hatte, geschah. Magdeburg

---

1) Lenz, Brandenb. Urkunden. S. 462. Detmar, I. S. 353.
2) Seides Bildersammlung S. 16.
3) Cramers Pommersche Kirchenhistorie Bd. II. S. 76.

machte bedeutende Anstalten, um in die Mark zu fallen, und sammelte seine Vasallen. Auch Lippold erließ sofort die erforderlichen Ausschreiben, und da er sich in seiner Voraussicht an Jobst gewendet hatte, so waren von diesem zeitig genug Schreiben eingegangen, in welchen er die Stände aufforderte, Lippold beizustehen, und dem Kriege zu wehren [1]). So sammelte sich nach und nach in der Stadt Brandenburg ein ansehnliches Heer vom Adel und von den Städten. Da Magdeburg das Schloß Plauen nicht besaß, so wollte es von Milow aus in das Havelland einfallen, denn auf diese Gegend schien es, der Familie von Bredow wegen, die darin angesessen war, vorzugsweise abgesehen. Lippold war daher gesonnen, sich vor allen Dingen des Schlosses Milow zu bemächtigen, um so dem Feinde den Uebergang über die Havel streitig zu machen. Ganz besonders rechnete er dabei auf die Mitwirkung einiger Steinbüchsen (Kanonen, aus welchen steinerne Kugeln geschossen wurden), welche er angeschafft hatte, und die zum erstenmale in diesen Gegenden angewendet werden sollten. Für einen hinlänglichen Vorrath an Pulver hatte er gleichfalls gesorgt. Die Neuheit und die große Wirkung dieser Waffe, wie der Umstand, daß die Mauern des Schlosses auf die Anwendung einer solchen Kraft nicht eingerichtet waren, ließen ihn davon sehr viel hoffen.

Der erste Tag des Octobers 1391 war ein sehr heiterer und für diese Jahreszeit ungewöhnlich warmer Tag. Lippold von Bredow empfing auf dem Schlosse zu Brandenburg die Ritter und Anführer der Züge, welche vom Lande und von den Städten gesandt wurden, und die ihm die Anzeige ihrer Ankunft und ihren Besuch machten. Anordnungen zu dem auf morgen anstehenden Aufbruch des Heeres beschäftigten ihn daneben vielfach, und hatten ihm noch nicht die Zeit gelassen, zur gewohnten Stunde zu Tische zu gehen.

Um drei Uhr Nachmittags endlich glaubte er das Dringendste beseitigt zu haben, und verfügte sich zu seiner Familie, um in ihrer Gesellschaft zu speisen. Die hohen Bogenfenster des Speisesaals gewährten eine schöne Aussicht über die beiden Städte Alt- und Neu-Brandenburg, und den in mehreren Armen sich dazwischen durchdrängenden Havelstrom, welche durch die bunt ge-

---

[1]) Finke, in Büschings Magazin Th. 13. S. 438.

malten Wappen auf den Glasfenstern nur hier und da unterbrochen wurde.

Der elfjährige Matthias und die neunjährige Agnes sprangen ihm lustig und munter entgegen, und ergriffen liebkosend seine Hände. Die Mutter näherte sich mit dem einjährigen Achim auf dem Arme, der mit seinen kleinen Händchen an ihm herum griff, und endlich seine Nase festhielt, die er kindisch zupfte.

Willkommen ihr Lieben, willkommen, rief Lippold. Habe ich mich doch ordentlich gesehnt, euch zu sehen, und mit euch zu kosen, und doch habe ich noch keinen Augenblick dazu finden können. Es ist eine rechte Zeit der Noth. Doch weg damit; kommt, laßt uns niedersitzen, und nicht daran denken. Wie ist es dir ergangen, liebes Weib?

Maria. Wie sollt' es mir in deiner Nähe anders, als gut gehen, müßt' ich nur nicht sehen, wie du geplagt bist. Wahrhaftig, der Tagelöhner führt ein ruhigeres Leben.

Lippold. Mancher, willst du sagen, liebes Weib. Ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last.

Maria. Und daß du morgen wieder hinziehen sollst, in den wilden Krieg, an den Gedanken kann ich mich noch immer nicht gewöhnen. Es ist mir gar bänglich, wenn ich daran denke, weit mehr als sonst, und mir ist selbst in diesem Augenblicke, als würden wir lange nicht wieder so traulich beisammen sitzen. Ich kann meine Angst nicht bemeistern.

Lippold. Daran ist die schwüle Gewitterluft schuld. Matthias, öffne ein Fenster.

Matthias (dem ein Knappe hilft). Ach seht einmal, da steigt ein schwarzes Wetter auf. Der Himmel spiegelt sich in der Havel recht finster.

Lippold. Siehst du wohl die Ursache deiner Angst? — Beruhige dich, das Kriegswetter zieht vorüber, wie das Gewitter, und nachher ists um so angenehmer.

Maria. Freilich, dafern es nicht eingeschlagen hat. Aber daß es einschlägt, das ist ja eben meine Angst.

Lippold. Das Kriegswetter oder das Gewitter?

Maria. Ach beides. Horch! Da donnert es schon, und der Sturmwind fängt an zu rasen. Sieh, wie er dort auf den Bergen den Sand zusammen wirbelt. Ach das Gewitter bringt

uns nichts Gutes. Und noch dazu ſind wir jetzt ſo ohne allen Schutz.

Lippold. Wie das? Bin ich nicht hier? Sind meine Freunde nicht in der Stadt?

Maria. Das meine ich nicht. Gegen das Gewitter kannſt du uns nicht ſchützen. Hätteſt du nur heute den Johannes nicht nach Plauen geſchickt. Es iſt jetzt nicht ein einziger Johannes hier im ganzen Schloſſe, und du weißt wohl, deine gute Mutter Eliſabeth hat uns oft geſagt, wenn ein Johannes im Hauſe iſt, ſchlägt's nicht ein.

Lippold. Hätte ich doch nicht geglaubt, daß du darauf ſo viel Vertrauen ſetzteſt. Es iſt ja nur ein Volksglaube [1]).

Maria. Ja, warum glaubt aber das Volk daran? — Wenn er ſich nicht bewährte, würde es nicht daran glauben. — Ach! — — — das war ein heftiger Blitz; iſt es mir doch in alle Glieder gefahren. Horch, welch ein mächtiger Donner. Da fangen die Glocken in der Stadt ſchon an, zum Wetter zu läuten. Warum ſchweigen denn die Glocken des Doms noch immer?

Lippold. Sie werden ſchon anfangen. Da beginnen ſie ſchon.

Knappe. Geſtrenge Frau, auf dem Lande hält man dafür, daß das Evangelium Johannis auch gegen das Gewitter ſchützt, wenn man es in einem Hauſe aufgeſchlagen, auf den Tiſch legt.

Maria. O lieber Herr, ſchickt zum Biſchofe und laßt eines holen, er wird's euch ſchon borgen.

Indem trat ein Knappe ein, und meldete, ein Pilger wünſche den Ritter zu ſprechen, und nenne ſich Johannes, Herzog von Görlitz.

Maria. Johannes? den ſendet Gott! —

Lippold. Dem muß ich entgegen gehen. Er öffnete das Zimmer, und führte gleich darauf einen Mann herein im braunen Pilgerkleide, den Kopf mit einem Hute, der mit Muſcheln beſetzt war, bedeckt, und einen weißen Staab in der Hand.

Lippold. Ihr erzeigt mir viel Ehre gnädiger Herr durch

---

[1]) Schauplatz ungereimter Erzählungen. Th. I. S. 116.

euren Besuch. Gestattet, daß ich euch mein ehelich Gemahl hier vorstelle.

Johannes. Euch gestrenge Frau, habe ich doppelt um Nachsicht zu bitten, so unangemeldet in das Haus zu kommen, und eure Ruhe zu stören. Rechnet es nicht mir, sondern den Umständen an, die mich gezwungen, also zu handeln, wiewohl ich diesen Umständen dafür Dank weiß, da sie mir Gelegenheit geben, die liebenswerthe Familie eines so tapfern Ritters kennen zu lernen.

Maria. Ew. Gnaden sind ein freundlicher Herr, und werden uns zutrauen, daß wir die Gnade zu schätzen wissen, die ihr uns durch unsern Besuch erweiset. Hätten wir euch doch aber schwerlich in dieser Kleidung vermuthet.

Johannes. Ihr habt Recht; ein Gelübde zu lösen, entschloß ich mich vor acht Tagen, aus meinem Lande, der Mark über der Oder, eine Wallfahrt zum heiligen Blute nach Wilsnack zu machen [1]). Zwei gute Männer und drei Knechte begleiten mich als Pilger, und wir machen die Pilgerfahrt, wie es sich gebührt, zu Fuße, doch halten wir uns, um vor Räubern sicher zu sein, auf den großen Landstraßen. Ueber Frankfurt sind wir nach Berlin und Potsdam gegangen, und heute früh von da aufgebrochen, beinahe hätte uns das Wetter unterweges überrascht. Hier in Brandenburg fanden wir die Herbergen so voll Kriegesvolk, daß wir kein geeignetes Unterkommen finden konnten, da wir gern in unserer Andacht ungestört sein möchten. So entschloß ich mich, eure Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, um mich bis morgen früh mit den Meinigen zu beherbergen, wo wir unsern Stab weiter gen Wilsnack setzen wollen, und so seht ihr mich hier.

Lippold. Seid von Herzen willkommen, und erlaubt, daß eure beiden Begleiter uns zugeführt werden. Auch für eure Knechte wird man Sorge tragen. Vor allem aber laßt euch einen Trunk und einen Antheil an unserm Male gefallen, mit euren Begleitern. (Er winkte einem Knappen, und gab diesem leise Befehle).

Johann. Herzlichen Dank für Alles. Gestattet aber, daß ich jede Leibeserquickung versage, da ich und meine Begleiter

---

1) v. Ledeburs Archiv. Th. VI. S. 180.

heute streng fasten. Wollet ihr morgen früh zum Abschiede uns einen Trunk kredenzen, so werdet ihr uns damit ein Labsal gewähren. Seht wie es draußen gießt! Bei solchem Wetter ist es eine Wohlthat, unterm sichern Dache zu hausen.

Die beiden Edelleute wurden hereingeführt, und nach den üblichen Begrüßungen führte man die Fremden in die ihnen bestimmten Zimmer. Das Gewitter verzog sich allmälig ohne einzuschlagen, und Frau Maria war dafür im Herzen ihrem Gaste recht dankbar. So verdient sich der Mensch zuweilen einen stillen Dank, ohne daß er es weiß, und ohne ihn verdient zu haben.

Am andern Morgen früh reisete Herzog Johann mit seiner Begleitung nach freundlichem Abschiede weiter, Lippold aber gab dem Heere Befehl zum Aufbruch. Es war keine Zeit zu verlieren, denn der erzbischöfliche Stiftshauptmann, Graf Hans von Barby hatte bereits ein nicht unbedeutendes Heer zu Jerichow gesammelt, und konnte stündlich nach Milow aufbrechen, und von hier in das Havelland vordringen. Freilich war unter solchen Umständen die Belagerung des ohnehin sehr festen Schlosses Milow nichts Kleines, allein die Anwendung der Steinbüchsen ließ hoffen, bald damit fertig zu werden.

Lippold hatte in Brandenburg mehrere große Elbkähne gemiethet, auf welche das Geschütz, und das übrige Heer-Geräthe eingeschifft wurden. Als Besatzung und zum Schutz wurde auf jeden Kahn eine hinreichende Zahl von Gewappneten eingeschifft, so daß diese kleine Flotte, welche zugleich den Proviant und alle sonstigen Kriegsbedürfnisse an Zelten ꝛc. führte, ein sehr wehrhaftes Ansehen gewann, und gegen einen etwanigen Ueberfall stark genug war, sich selber zu vertheidigen. Der schlimmste Punkt war das Schloß Milow selber, vor welchem man vorbei passiren mußte, weil man beim Dorfe Bützen anlanden, und die Schiffe ausladen wollte. Südlich davon war das Terrain, wegen der Flußwiesen, nicht dazu geeignet. Indessen glaubte man stark genug zu sein, dies wagen zu dürfen. Lippold ging mit dem reisigen Zeuge nach Plauen zu Lande, und erwartete hier seine Schiffe, um sie vorbeifahren zu sehen. Sie kamen, und begrüßten das Schloß mit einem Freudengeschrei. Bunt geschmückt, wie zu einem Feste, weheten stattliche Wimpel von den Masten, und das gewappnete Kriegsvolk auf den Schiffen hatte sich in

malerischen Gruppen zusammen gestellt, und gab ein bewegtes lebendiges Bild voll Regsamkeit und Frölichkeit.

Die Schiffe fuhren vorüber, und nach kurzer Rast setzte Lippold seinen Zug mit den Reisigen fort, sich nahe an der Havel hinbewegend. Gegen Abend ging er in der Nähe von Milow über die Stremme, und lagerte sich mit dem Heere auf dem Vieritzischen hohen Heideberge, 5 bis 600 Ruthen südwestlich vom Städtchen Milow entfernt, auf magdeburgischem Gebiete.

Von dieser dominirenden Höhe war der ganze Schauplatz der beabsichtigten Thätigkeit sehr gut zu übersehen. Ihnen zunächst, nur eine Viertelmeile weit entfernt, lag am Zusammenflusse der Stremme und Havel das wohlummauerte Städtchen. Eine Menge fester Thürme krönte die Mauer, die mit breitem Graben umgeben war. Nahe an der Vereinigung beider Flüsse, in dem Winkel, den sie bilden, lag auf einer Anhöhe das Schloß Milow. Die Havel und die Stremme, so wie die am Fuße der Höhe bis zu beiden Flüssen sich erstreckenden sumpfigen Wiesen, machten es von Ost, Nord und West her ungemein fest. Nach Süden hin sonderte ein breiter Graben, welcher beide Flüsse verband, den Schloßberg von dem Städtchen ab, der durch hohe Wälle und Mauern vertheidigt wurde. Außerdem machten noch Verschanzungen zwischen der Stremmbrücke und dem Kattenloche, welche durch Sumpfboden flankirt waren, die Lage ungewöhnlich fest.

Das Schloß war vollkommen geeignet, die Havel zu beherrschen, wie es denn auch in der That den Havelzoll an sich gerissen hatte. Von Osten her zog das blaue Gewässer der Havel durch Wiesen in vielerlei abgezweigten Armen, welche innerhalb des Havelthales bis zu den Höhen Rändern desselben eine Menge Seen bildeten, und dasselbe ungangbar machten. Bei Milow wendet sich der Fluß nach Nordwest, indem er an Bützen vorbeifließt, und nahe beim Dorfe Baehne seine Richtung in die nördliche ändert. Die Schiffe hielten sich so viel wie möglich vom Schlosse ab, wurden aber beim Vorüberfahren mit einem Pfeilregen begrüßt, der jedoch wenig schadete. Gefährlicher waren Feuerpfeile, mit welchen der Feind die Schiffe in Brand zu stecken suchte. Da es jedoch nicht an Wasser und Menschen fehlte, wurde das entste-

hende Feuer immer schnell gelöscht, und bald befanden sie sich außer der Schußweite, und legten bei Bützen an. Am nördlichen Fuße des Vieritzer Heideberges liegt die große Bützer Lake, ein fast unwegsames Elsbruch, welches etwa den dritten Theil des Terrains bis zur Havel hin ausfüllte. Den östlichen Fuß bespült die Stremme, westlicher stoßen die Bützensche Kahlenberge an, und etwas weiter westlich eine kleine halbe Meile entfernt liegt das Dorf Vieritz. Im Süden ist freies Feld bis auf eine halbe Meile, wo ein Fichtenwald mit Elslaken beginnt.

Es blieb Lippold nicht verborgen, daß er von Süd und West her nicht gehörig gedeckt sei; er ließ deshalb sein Lager, sobald es abgesteckt worden, verschanzen, um so gegen einen Ueberfall von Jerichow her gesichert zu sein, und noch jetzt sind einige Ueberbleibsel dieser Arbeit vor dem Kattenloche vorhanden. Der zweite und dritte October verging mit dieser Beschäftigung, während welcher zugleich Plane gemacht wurden, wie man sich des Schlosses am Besten bemächtigen könnte.

Die Hoffnung des ganzen Heeres war auf die Donnerbüchsen gerichtet. Durch eine gewöhnliche Belagerung und Mauerersteigung war das Schloß nicht zu nehmen, davon überzeugte man sich gar bald durch den Augenschein. An Aushungern war bei der dominirenden Lage am Strom eben so wenig zu denken. Nur wenn es gelang, das Schloß mit den Donnerbüchsen zusammen zu schießen, oder durch die Steinkugeln die dagegen nicht genug gesicherte Besatzung so zu ängstigen, daß sie genöthigt war, es zu übergeben, konnte man auf günstigen Erfolg rechnen. Wie groß die Wirksamkeit der Donnerbüchsen sein würde, war nicht voraus zu sehen, da man sie zum erstenmale gebrauchte. Einige Versuche gleich nach dem Ankaufe derselben aber hatten die Erwartungen hoch gespannt; ja die meisten hegten sogar höchst ausschweifende Erwartungen von ihren Leistungen, und es währte ihnen die Zeit lang, wo sie sich davon mit eigenen Augen überzeugen würden.

Der Mittwoch in der Meindwoche, der 4. October 1391 brach hell und heiter an. Das Lager war fertig, und wenigstens so weit befestigt, daß es eine Schutzwehr gewährte. Lippold von Bredow befahl nun, daß die Donnerbüchsen mit der erforderlichen Munition an Steinkugeln und Pulver, — damals Kraut genannt, — so weit gegen das Schloß vorgeschoben würden, als

das Terrain es gestattete. Man rückte daher mit den Geschossen bis an die Mühlenwiesen, so daß dieselben gerade vor lagen, links die Bützer Elslake, rechts die Stremme, im Rücken das Lager auf dem Berge. Gedeckt war das Geschütz sehr gut; eine eigentliche verschanzte Batterie brauchte man nicht zu bauen, da das Schloß mit keinen Steinbüchsen versehen war. Man konnte sich daher vom Kopf bis zur Sohle frei aufstellen. Dicht hinter der Geschützreihe bauete man von Blöcken ein großes Viereck, in welchem die Pulverfässer neben einander gestellt wurden, und mit Brettern gegen etwa einfallenden Regen von oben her gesichert werden konnten; letztere schnitten die Zimmerleute so eben zu, und legten sie zum künftigen Gebrauch neben dem Blockhause oder vielmehr Blockkasten auf einander. Nahe dabei wurden die Steinkugeln in Haufen aufgesetzt.

Gegen Mittag waren die Vorbereitungen beendigt. Lippold besichtigte das Fundament seiner Hoffnungen, begleitet von einer Menge Ritter und anderer Edelleute, die neugierig die neue Waffe betrachteten. Es war alles in Ordnung, und der Büchsenmeister erhielt den Befehl, sich in den Stand zu setzen, sein Werk zu beginnen. Ein halb Dutzend Knechte wurden seiner Aufsicht übergeben, um ihm zur Hand zu gehen. Fürs Erste wollte man nur einzelne Schüsse thun, und die zweite Büchse laden, wenn die erste abgeschossen war.

Lippold schlug vor, sich mit seiner Begleitung zum Fuß der Anhöhe zurück zu ziehen, um hier in etwas erhöheter Stellung ungestört vom Pulverdampf die Wirkung des Geschützes besser beobachten zu können. Es geschah. Der ganze Berg war von Reiterei und Fußvolk dicht bedeckt, deren Blicke sämmtlich auf den jetzt ganz freien Platz gerichtet waren, wo das Geschütz stand. Der Büchsenmeister und seine Knechte tummelten sich; das erforderliche Pulver war aus dem Magazine geholt, kunstmäßig in die Büchse gebracht, welche auf einer roh gehauenen blockartigen Laffette ruhete, und die Steinkugel aufgesetzt. Ein erwartungsvolles Schweigen trat ein, wie es sich unwillkührlich des Menschen bemächtigt, wenn er an der Schwelle einer ganz neuen Lebenserfahrung steht.

Ein Knecht ergriff die brennende Lunte, und trat, nachdem der Büchsenmeister gut gerichtet hatte, zur Seite der Büchse. Jetzt senkte er die Lunte. Feuer und Rauch erhob sich in einer

alles verdunkelnden Menge; gleich darauf hörte man einen starken Knall, und einen zweiten, von dem die Erde erbebte, von dem den Rittern die Helme auf dem Kopfe gehoben wurden und die Pferde scheu in die Höhe sprangen. Unmittelbar darauf stürzten Balkenstücke nicht weit von Lippold nieder, und kleinere Stücke Holz folgten nach, als ob es Holz regnete. Der Dampf verzog sich an dem Geschützplatze, aber mit ihm war alles, was vorher da gestanden, verschwunden [1]).

Was war das? rief Lippold, das ist nicht mit rechten Dingen zugegangen. Wo sind die Steinbüchsen geblieben?

Franz von Britzke aus Brandenburg, der Lippold zunächst hielt, antwortete: Ach Gott, da scheint ein großes Unglück vorgefallen zu sein. Mein gutes Auge hat mich nicht getäuscht. Als der Knecht die Lunte auf die Büchse hielt, und das Kraut empor flammte, wurde ein Theil der brennenden Lunte in die Höhe geschleudert, und in den Pferch geworfen, in welchem das Kraut stand. Der Büchsenmeister hat wahrscheinlich das Faß offen gelassen, aus welchem er das Kraut genommen, denn es ist alles in die Luft geflogen.

Bestürzt und erschrocken sah sich alles an, und sofort setzte sich, was nicht im Dienste war, nach der Unglücksstelle in Bewegung. Von dem Pulverhause war gar nichts zu finden. Die Steinbüchsen lagen in weiter Entfernung von ihren Lafetten herabgerissen umher, und die Menschen wurden todt und verstümmelt auf der Mühlenwiese und der Elslake gefunden, nur ein Theil der Steinkugeln lag an alter Stelle. Vom Pulver war nicht ein Korn gerettet.

Eine allgemeine schwer zu beschreibende Niedergeschlagenheit bemächtigte sich des ganzen Heeres, und wurde zur völligen Muthlosigkeit, als jetzt von der Burg Milow lustige Trompeten-Fanfaren in ihr Ohr schmetterten, und Freudenflaggen von den Mauern herab weheten. Die Feinde hatten bemerkt und begriffen, was vorgegangen war, das ergab sich, und durften jetzt freilich die Belagerung wenig fürchten.

Es bedurfte eines so standhaften Muthes, wie ihn unser Ritter besaß, um in einem Augenblicke, wo seine ganze Hoffnung wie vom Winde dahin gewehet war, die Besinnung nicht zu ver-

---

[1]) Hafitz, ap. h. a. Angelus, Annal. p. 171.

lieren. Schon wollte ein groſser Theil schimpflich das Feld räumen, und nach Hause ziehen, da sprengte er vor die flüchtigen Haufen, und ermahnte sie, ihrer Pflicht eingedenk zu sein. Endlich faſste man den Entschluſs, im Lager zu überlegen, was ferner zu thun sei. Hier stellte Lippold dem Heere vor, daſs es schimpflich sein würde, ohne Weiteres die Belagerung aufzuheben. Habe man doch vorher auch keine Steinbüchsen gehabt, und dennoch Krieg geführt und Schlösser genommen, so würde man es auch ferner können, besonders dann, wenn, wie hier der Feind sich auch ohne Steinbüchsen vertheidigen müsse. Die brandenburgischen Männer dürften den Magdeburgern nicht als Memmen erscheinen. Was man beginnen wolle, werde er weiter überlegen; so viel aber scheine ihm vor allen Dingen nöthig, das Schloſs und die Stadt zu umlegen oder wie wir es nennen würden, zu blokiren. Darum solle ein Theil des Heeres über die Stremme gehen, und die Stadt von der Süd- und Ostseite einschlieſsen, und sich ihr so weit als möglich zu nähern suchen, doch seinen linken Flügel so weit über den vorliegenden Berg ausdehnen, daſs er sich an die Stremme anlehnen, und so mit dem westlichen Theile im Lager in Verbindung bleiben könne. Dies fand Beifall, und wurde sofort ausgeführt.

Unterdessen war vom Schloſs Milow ein Bote abgeschickt, der sich glücklich durchschlich und nach Jerichow eilte, um dem Grafen Hans von Barby Nachricht von dem Vorgefallenen mitzutheilen. Mit groſser Freude wurde das Ereigniſs vernommen; Graf Hans beschloſs, es zu benutzen. Schleunigst zog er noch heran, was nicht schon versammelt war, und schon am andern Tage machte er sich auf, Milow zu entsetzen.

Es war gegen Mittag, als sich von Zolchow her eine groſse Staubwolke erhob, die den auf dem Vieritzischen Berge postirten Truppen nichts Gutes zu prophezeihen schien. Bald blitzte Waffenglanz durch den Staub, und von dort her konnte nur ein Feind kommen. Rasch wurde das Signal gegeben, sich fertig zu halten, die Reiter bestiegen ihre Rosse, und defilirten aus dem Lager, dem Feinde entgegen zu gehen. Bei dem Banner der Stadt Brandenburg befand sich Lippold, denn so stand es fest, daſs das Banner der Hauptstadt des Landes sich zunächst bei dem Regenten oder seinem Stellvertreter befand.

Jetzt passirte die feindliche Schaar das Dorf Vieritz. Auf

halbem Wege stießen die Reiterschaaren auf einander, und das Gefecht entwickelte sich. Das Schlachtgeschrei ertönte, und bald lösete sich alles in ein wildes Handgemenge auf. Furchtbar dröhnten Schwerdter, Morgensterne und Streitäxte auf Helme und Harnische, und hier und da packte ein Reiter den andern, um mit dem Gnade Gott, einem Dolche, nachzuhelfen, wo das Schwerdt die Lücken in den Schienen nicht finden konnte. Man schlug sich mit großer Erbitterung. Unterdessen hatte das Magdeburgische Fußvolk auf einem Umwege den Fuß des Vieritzer Berges erreicht, auf welchem das Lager stand, und bestieg ihn im Sturmschritt. Gar bald war der Wall überstiegen; es war, durch die Theilung des Heeres, die Besatzung des Lagers für seine Ausdehnung zu schwach, und der Widerstand darum nicht nachdrücklich genug, das Fußvolk wurde geworfen, und das Lager befand sich im Besitz der Feinde.

Dieser Unfall blieb der Reiterei unten nicht verborgen; sie war genöthigt, sich zurück zu ziehen, da sie den Feind jetzt beinahe im Rücken hatte. Fechtend und Schritt vor Schritt dem Feinde das Vordringen streitig machend, wichen sie, und mußten sich so durch das breite Defilee zwischen dem Heideberge und Kahlenberge hindurch drängen. Auf ersterem war, nach Lippolds Anordnung, ein Theil seiner Reiterei im Lager zurück geblieben, um für den Fall, daß man sich durch den Hohlweg zurück ziehen müßte, die Feinde in die Flanke zu nehmen, wenn sie in ihm erschienen. Jetzt aber hatte sich die ganze zurückgelassene und geschlagene Besatzung des Lagers nach der Stremme hin geflüchtet, und die brandenburgische Reiterei wurde von der feindlichen Besatzung des Lagers in die Flanke genommen. Bestand diese auch nur aus Lanzenknechten, so gab doch der Abhang des Berges ihrem Angriffe Gewicht, und machte manchen Reiter bügellos. Das Gedränge und Gemetzel war hier furchtbar, die Pferde quetschten sich und ihre Reiter, und die reiterlos gewordenen Pferde vermochten aus dem zusammen gewirreten Knäuel nicht heraus zu kommen, und das Freie zu gewinnen. Die Menge der gefallenen Pferde und Menschen versperrete den Nachdringenden fast den Weg.

Als man den Hohlweg zwischen den beiden Bergen passirt hatte, kam man in denjenigen Theil des Weges, der sich am Fuße des Vieritzer Heideberges nahe an der großen Bützer Lake

hinzieht. Fechtend gelangte man an das Ufer der Stremme. Die Brücke war hier abgeworfen, und ein Theil der Brandenburger versuchte, mit den Pferden durch das Wasser zu setzen. Es gelang einem Theile derselben; aber gleich nachher drang die feindliche Reiterei so ungestüm gegen das Wasser vor, daß der Haufen Brandenburger wie durch einen Keil getrennt, und in zwei nicht mehr zusammenhangende Häuflein geschieden wurde. Ritter Lippold wurde mit den Seinigen gegen den Platz hin gedrängt, auf welchem gestern sein Geschütz gestanden. Vor sich die Feinde, links die Stremme, rechts die Bützer Lake, hinter sich die sumpfigen Mühlenwiesen, hatte er nur einen unbedeutenden Raum für seine Vertheidigung. Leider aber ward er schnell genug inne, daß seine kleine Schaar durch die Terrainhindernisse völlig umschlossen, und jede Flucht unmöglich sei. Es galt, jetzt das Aeußerste zu wagen, und sein Leben oder seine Freiheit so theuer als möglich zu verkaufen. Die Brandenburger schlugen sich mit dem Muthe der Verzweiflung. Immer mehr häuften sich vor ihnen die Erschlagenen und Verwundeten, aber immer kleiner wurde auch ihr Häuflein, während der Andrang von feindlicher Seite eher wuchs als abnahm.

Noch wehete das Banner Brandenburgs in den Lüften, obwohl es schon der dritte trug. Jetzt aber wurde auch dieser erschlagen, und ein Magdeburger riß es dem Sterbenden aus der Hand. Es war nicht mehr möglich, ihm zu Hülfe zu kommen, da jeder Einzelne genug zu thun hatte, sich der wüthenden Feinde zu erwehren; man mußte es verloren geben. Immer weiter wurde man zurückgedrängt, bis sich endlich Lippold in dem Winkel zwischen der Lake und den Wiesen befand, wo sich der Acker endigte. Ein weiteres Zurückweichen war nicht möglich, weil die Pferde stecken geblieben wären. Da schrie Fritz von Britzke: Ritter Lippold, springt vom Pferde, und rettet euch zu Fuß in die Lake. Wir wollen die Feinde noch ein Paar Minuten beschäftigen! Er, mit Hans Schulten und Claus Neumann von Brandenburg mit einem Theile der Knechte hielten Stand, und wehrten sich wüthend. Lippold befolgte den Rath, und stürzte sich in den Elsbusch. Aber eben so schnell sprang ein Magdeburgischer Lanzenreiter, der sich eben an der linken Flanke vorgedrängt hatte vom Pferde, lief ihm nach, und versetzte Lippold mit der Lanze einen so heftigen Stoß gegen den Harnisch, daß

er vorn über stürzte. Sofort warf sich der Reiter auf ihn, setzte ihm den Dolch unter die Halsberge, und fragte: ob er sich gefangen geben wolle; Lippold antwortete Ja!

Die Magdeburger konnten den Vorgang beobachten, und erhoben ein Freudengeschrei. Bald war das Häuflein der Brandenburger überwältigt, und Hans Schulten wie Claus Neumann wurden mit ihren Knechten ebenfalls zu Gefangenen gemacht [1]).

Unerklärlich war es Lippold, warum die jenseit der Stremme postirten Brandenburger ihm und den Seinigen nicht zu Hülfe gekommen waren. Erst jetzt, nachdem das Gemetzel nachgelassen, sah er die Ursache. Aus Schloß und Städtchen Milow hatte der Feind mit aller Mannschaft, die er nur auftreiben konnte, einen Ausfall gemacht, und war auf die östlich von der Stremme stehenden Brandenburger losgegangen. Er hatte diese hinreichend beschäftigt, so daß sie sich um die übrigen nicht bekümmern konnten, und zog sich jetzt in guter Ordnung fechtend in das Städtchen zurück.

Sobald die hier beschäftigt gewesene brandenburgische Mannschaft vernahm, wie es dem Hauptheere jenseit ergangen sei, hielt sie es nicht für gerathen, abzuwarten, ob der Feind über die Stremme setzen, und sie ebenfalls angreifen würde. Der Befehlshaber war gefangen, und mehr als die Hälfte des Heeres vernichtet. Muthlosigkeit ergriff den Haufen, und in sinnloser Bestürzung räumte man das Feld, und suchte sein Heil in eiliger Flucht.

---

1) Hafftiz, ap. h. a. Angelus, Annal. p. 171.

Zwölftes Kapitel.

Lippold versuchte es, sich von dem, der ihn gefangen genommen, Namens Andreas Trube, loszukaufen. Dieser schlug jedoch jedes Lösegeld aus, und bestand darauf, ihn dem Erzbischofe auszuliefern. Dasselbe war bei den andern Gefangenen der Fall. Außer den genannten waren noch viele Knechte den Feinden in die Hände gefallen. Es blieb nichts übrig, als sich in sein Schicksal zu ergeben.

Sie wurden nach Magdeburg gebracht, und der Erzbischof Albrecht ließ sie sich vorführen. Mit unverkennbarer Schadenfreude empfing er den gehaßten Lippold, und er gab sich keine Mühe, sie zu verbergen. Lippold und seine Begleiter standen schweigend da.

Erzbischof. Wie nun, Herr Landeshauptmann? Ist euer hochfahrender Sinn jetzt gedemüthigt? Ich dächte, ihr hättet empfunden, daß die Kirche außer ihren geistlichen Waffen auch die weltlichen nicht übel zu führen weiß, diesmal sogar noch besser, als ein Landeshauptmann.

Lippold. Ehrwürdiger Herr, das Glück giebt euch kein Recht, euch zu überheben, oder des Unglücklichen zu spotten. Wißt ihr so gut Krieg zu führen, so werdet ihr auch wissen, was Kriegsgebrauch ist. Wollet daher verfügen, daß mir und meinen Begleitern ein ritterlich Gefängniß werde, und nach Festsetzung des Lösegeldes Gelübde und Sicherung nehmen, wie es unter guten Mannen Gebrauch ist.

Erzbischof. Herr Ritter, erlaubt daß ich hier Vorschriften gebe, und nicht ihr. Daß es euch nicht geziemt, solltet ihr wohl fühlen, und ich sehe, euer hochfahrender Sinn ist noch nicht gebrochen. Man wird auf Mittel bedacht sein müssen, euch kirre zu machen.

Lippold. Gut, ich habe euch weiter nichts zu sagen.

Erzbischof. Ich aber euch. Vernehmt denn, daß ihr eurer Bestrickung nicht eher ledig werdet, bis ihr mir das Haus Plauen erb- und eigenthümlich übergebet, wie die Sache früher mit dem Markgrafen beredet worden ist.

Lippold. Vernehmt denn auf eure Bedingung auch meine Antwort. Ich sage euch, daß ich das Haus Plauen euch nicht übergeben werde, und wenn ich zeitlebens ein Gefangener bleiben sollte. Darauf nehmt mein Ritterwort.

Erzbischof. Hoho! Ihr habt noch hohen Muth. Er wird sich schon legen; als ein Diener der Kirche will ich Geduld mit euch haben. Wir wollen künftig davon sprechen. Fürs Erste werde ich euch eure Wohnung anweisen lassen.

Lippold. Was soll das? Wollt ihr mich als einen Verbrecher oder wie einen gemeinen Reiter behandeln lassen?

Erzbischof. Man muß sich nicht fangen lassen, wenn man Bedingungen machen will.

Er schellte; ein Diener trat herein, dem er einen Auftrag gab. Gleich darauf erschienen zwei Hellebardirer und ein Rottmeister. Letzterem sagte der Erzbischof einige Worte leise, wandte sich dann an Lippold und sprach: Folgt diesem Manne.

Ingrimmig verließ Lippold das Zimmer. Der Rottmeister ging vor ihm, hinter ihm die Hellebardierer. Man stieg die Treppe hinab, ging über den Hof, und trat in ein finsteres Seitengebäude ein. Der Rottmeister begab sich in ein Zimmer, und kam dann mit einem alten Manne heraus, der, ein Bund Schlüssel in den Händen haltend, unsern Ritter aufmerksam betrachtete, und sprach: Folgt mir, Herr, aber gebt mir das Versprechen, mir armen alten Mann nicht zuzurechnen, was ich als meines Herrn Diener gegen euch thun muß.

Sei unbesorgt, und warte deines Amtes, sprach Lippold. Der Alte schloß eine eine eiserne Thüre auf, welche in der starken Wand des Flurs unter einer Treppe lag. Eine finstere Stiege führte in die Tiefe. Der Kerkermeister ging voran, und ermahnte Lippold behutsam zu steigen, indem er ihn bei der Hand ergriff, und leitete.

Unten kam man in einen durch ein kleines Fenster erhellten gewölbten Gang. Einige Schritte weiter standen sie vor einer schweren verschlossenen Thür. Man hörte innen laut reden.

Mir thut leid, euch Herr in dies Gemach führen zu müssen, sprach der Alte, während er mühsam den großen Schlüssel drehete, und die Thür öffnete, aber ich darf nicht anders.

Lippold wollte eintreten, prallete aber gleich darauf zurück und sagte: Wie, hier in der Gesellschaft von Gefesselten will man mich aufbewahren?

Der Alte zuckte die Achseln; euch zu fesseln habe ich jedoch keinen Befehl. Ihr werdet euch frei bewegen können. Laßt's euch immer gefallen, Herr, ich werde thun, was ich kann, euch das Gefängniß zu erleichtern.

Hoho, Vater Claus, der Neue scheut wohl? rief der nächste Gefangene. Gebt ihm die Sporen, und jagt ihn herein. Wir werden schon gute Freunde werden.

Mit euch? nimmermehr, rief ein zweiter; hierher, Gutfreund, hierher. Laß dich nicht mit jenem schlechten Kerl ein.

Halt's Maul, ihr bösen Gesellen, schrie Claus, oder es wird nicht gut. Laßt den Herrn in Frieden.

Den Herrn? — riefen beide verwundert, und betrachteten aufmerksam den Ritter. Dieser war unterdessen eingetreten, mit ihm Claus. Die Wache ging zurück.

Es war ein großes Kellergewölbe, durch mehrere Pfeiler mit gewölbten Bogen in zwei Abtheilungen getheilt, und durch einige stark vergitterte Kellerfenster nahe an der Decke erhellt. Zwei Gefangene waren darin, jeder mittelst einer starken Kette am Fuße eines der Pfeiler angeschlossen, doch so, daß sie einander nicht erreichen konnten, indem die Kette nicht über vier Fuß lang war, nur eine Bewegung im Kreise gestattete, und jeder sich an einem andern Pfeiler angeschlossen befand, neben welchem etwas Stroh die Lagerstätte bildete.

Richtet euch nun ein, wie ihr könnt, Herr, sprach Claus. Ich werde euch einen Tisch, Schemel, ein Bettgestell und einen Strohsack schicken, und laßt euch das in einen Winkel setzen, der euch der beste dünkt. Zur Beköstigung darf ich euch leider nichts anderes geben, als was jene auch bekommen, die euch übrigens den Kopf warm machen werden, denn sie zanken sich den ganzen Tag.

Er ging. Lippold sah sich düster seine Unglücksgefährten an, und sprach: Ihr seid wohl schon lange hier in Gewahrsam?

Der erste Gefangene. Ich ein halb Jahr, der dort et-

was länger. Habt ihr nichts mitgebracht, was man brauchen könnte? Ihr seid ja wohl nicht durchsucht worden?

Lippold. Nein, ich habe nichts.

Der Gefangene. Weshalb seid ihr hier? Erzählt mir, wer ihr seid, und laßt uns mit einander Bekanntschaft machen, wir können einander vielleicht helfen.

Der andere Gefangene. Nicht mit dem da, Herr. Was wollt ihr euch mit einem so schlechten Kerl abgeben, der schon in zehn Gefängnissen gesessen hat. Hier kommt her, Herr, hier macht Bekanntschaft, und laßt den Spitzbuben gehen.

Der erste. Du Hundsfott hast auch Ursach zu prahlen! Was bist du denn Besseres? Der Fant hat noch keine Erfahrungen, und will sich brüsten. Seht Herr, das ist sein erstes Gefängniß, und doch will er mitreden, ja er weiß sich gar was damit. Gleich beim ersten Fang, auf den er auszog, ließ er sich von den Pfaffenknechten fangen, der lumpige Schuft. Ist das ein Kerl, der sich mausig machen darf? Er muß nicht mucksen wenn ein Kerl spricht, wie ich, ja er muß eigentlich in meiner Gegenwart nicht einmal athmen.

Der andere. Schlecht genug von dem Pfaffen, daß er mich zu so einem Teufelsbraten sperren ließ. Seht Herr, der Kerl hat schon in allen Ländern geraubt und gestohlen, und Schandthaten verübt, damit rühmt er sich, und möchte euch gern glauben machen, er sei was rechts. Wartet nur, ihr werdet ihn schon kennen lernen und erkennen, was er für ein gottvergessener Schuft ist.

Der erste. Hundsfott halt dein Maul, oder du kriegst eins an den Kopf, daß dir die Zähne im Maule wackeln sollen.

Der andere. Ohnmächtiger Prahlhans; er liegt ja wie ein Hund an der Kette.

Der erste ergriff sein blechernes Wassergefäß, und warf es mit aller Wuth nach dem Kopfe des andern. Dieser bog geschickt aus, und das Gefäß flog in einen Winkel.

Der andere. Ha ha ha! Nun hat er doch seinen letzten Rest Wasser verschüttet. (Er ergreift sein Wassergefäß.) Du, sieh mal, wie mir's schmeckt, hei, mach' das doch einmal nach. (Er trinkt.)

Schäumend vor Wuth wendete sich der erste ab, mit einer unanständigen Geberde. Indem öffnete sich die Thür des Ker-

kers. Ein Knecht brachte die Lippold versprochenen Geräthschaften. Ihm folgte die Tochter des Kerkermeisters mit einem Brode und einem Wassergefäß. So wie sie erschien wurden die Gesichter der beiden Gefangenen freundlich, und sie verschlangen das Mädchen fast mit den Augen.

Sie fand das weggeworfene Wassergefäß, und wandte sich zu dem ersten Gefangenen. Liegt das Maaß schon wieder hier? sprach sie; wir werden es dir doch auch noch an die Kette legen müssen. Da sieh einmal, wie es verbogen ist, und wie viel Beulen es hat. Hat man es schon erlebt, daß zwei Leute in einem so engen Raume beisammen leben, und einander das Leben so sauer machen?

Der andere Gefangene. O doch, liebste Jungfer. Wir leben mit einander wie Mann und Frau. Freilich, wenn statt jenes Schufts die Jungfer da angeschlossen wäre, — — es sollte ein ander Leben geben.

Das Mädchen. Laß deine Späße, du weißt, ich kann sie nicht leiden, und mag sie nicht hören.

Der Gefangene. Ih, es ist Ernst; aber wenn ihr sie nicht hören wollt, auch gut. Wovon soll ich aber mit euch sprechen?

Der andere Gefangene. Hört auf ihn nicht. Wovon kann der sprechen, als von seinen Schandthaten.

Das Mädchen. Ihr wißt, daß ich nicht wiederkomme, wenn ihr anfangt euch in meinem Beisein zu zanken.

Beide. Nein, nein, wir zanken uns nicht und wollen uns nicht zanken. O wir sind ganz ruhig.

Das Mädchen. Gut, da zankt euch auch nachher nicht, und macht dem Herrn da den Kopf nicht warm.

Der erste Gefangene. Na, das wird sich ja alles finden. Er wird sich schon daran gewöhnen, es ist ja die einzige Unterhaltung die man hat, wenn ihr nicht da seid.

Der andere Gefangene. Ich hielte schon Ruhe, aber der da —

Der erste Gefangene (drohend). Du?!

Der andere Gefangene. Nun es ist gut, jetzt nicht, aber nachher werd' ich's dir schon sagen.

Das Mädchen. Gott bessere es. Armer Herr! Ihr werdet was auszustehen haben. Verliert nicht die Geduld.

Der Knecht war fertig. Lippold nahm auf seinem Schemel Platz und überließ sich seinem Nachdenken, indem jener mit dem Mädchen abging.

Kaum war die Thür geschlossen, so begann der Zank von neuem. Sie versuchten Lippold ins Gespräch zu ziehen, allein gar bald ging es stets in einen Zank zwischen beiden über, dieser machte den stummen Zuhörer, und bewunderte die Unerschöpflichkeit an Worten wie an Veranlassungen zu Ausbrüchen des wüthendsten Zorns, in welchen beide wetteiferten. In der Nacht während des Schlafs war es ruhig; am Tage nur, wenn des Kerkermeisters Tochter Brod und Wasser brachte. Das Mädchen übte über beide einen wunderbaren Zauber; die Löwenwuth wandelte sich bei ihrem Erscheinen sofort in eine wahre Lammesmilde um.

Zwei Tage und zwei Nächte brachte Lippold in diesem gräulichen Aufenthalt zu. Am dritten Tage kam der Kerkermeister, und entbot Lippold zum Erzbischofe. Die Wache empfing ihn an der Kerkerthür, und geleitete ihn hinauf.

Der Erzbischof ging im Zimmer auf und ab, und blieb vor ihm stehen. Wie ist's, Herr Ritter, habt ihr Zeit genug gehabt, euch zu besinnen?

Lippold. Ehrwürdiger Herr, wer mich kennt, weiß, daß ich die Besinnung nicht leicht verliere. Auch, hoffe ich, werdet ihr mich nicht als einen Unbesonnenen kennen lernen.

Erzbischof. Gut gesprochen. So willigt ihr also in meine Bedingung?

Lippold. Ich dächte, das hätte ich nicht gesagt.

Erzbischof. Auch nicht gemeint?

Lippold. Nein.

Erzbischof. Halsstarriger! Macht nicht, daß ihr dieses Nein schwer bereut. — Euer Aufenthalt scheint euch zu gefallen?

Lippold. Warum nicht? — Was durfte ich von euch Besseres erwarten. Habt ihr doch für Gesellschaft gesorgt.

Erzbischof. Ich dächte, sie wäre für euch doch wenig passend.

Lippold. Fühlt ihr das, ehrwürdiger Herr?

Der Erzbischof wurde roth. Er schwieg, und ging das Zimmer entlang. Als er umkehrte sprach er: Habt ihr es doch

nicht beſſer verdient. Wie ein Rebell habt ihr eurem Landesherrn die Herausgabe des Schloſſes verweigert, und euch gegen mich mit Gewalt der Waffen geſetzt.

Lippold. Ueberlaßt das erſtere zu rächen meinem Landesherrn. Das zweite betrifft einen ehrlichen Krieg, mit welchem nicht ich, ſondern mein Landesherr euch überzogen, wie das ſeine Anſchreiben an Mannen und Städte der Mark kund geben. Ich habe dabei meines Amtes gewartet, wie es ſich geziemt; aber ich habe Unglück gehabt, und ihr mißbraucht ſchnöde euer unverdientes Glück, mich zu mißhandeln auf eine Weiſe, wie es unerhört unter Männern von Ehre iſt. Wie könnt ihr es verantworten, mich mit Straßenräubern zuſammen ſperren zu laſſen?

Erzbiſchof. Nun Herr Ritter, was haben die Leute weiter gethan, als genommen was ihnen nicht gehörte, ſo lange ſie die Macht dazu hatten?

Lippold. Ehrwürdiger Herr, erlaubt daß ich abtreten darf.

Erzbiſchof. Noch nicht. Ich hege noch immer die Hoffnung, daß ihr euch beſinnen und thun werdet, was zu euerm Frieden dient.

Lippold. Ihr würdet euch entwürdigen, wolltet ihr mit einem Räuber unterhandeln.

Erzbiſchof. Ich habe nicht geſagt, daß ich euch für einen ſolchen halte, und daß ich mit euch unterhandeln will, mag euch beweiſen, daß ich zu unterſcheiden weiß.

Lippold. Beweiſet es dadurch, daß ihr mir ritterlich Gefängniß gebt, und mich der Gemeinſchaft mit jenen zankenden Unholden entbindet.

Erzbiſchof. Wohlan, es ſei. Aber laßt mich hoffen, euch künftig fügſamer zu finden.

Lippold. Inſofern die Rede nicht von der Herausgabe Plauens iſt, ſollt ihr euch nicht zu beſchweren haben.

Erzbiſchof. Unbeugſamer Starrkopf! Wir ſprechen künftig weiter darüber.

Er winkte einem Diener, und ließ ſeinen Schloßhauptmann rufen. Als dieſer erſchien, übergab er ihm Lippolden mit dem Auftrage, ihn in ein näher bezeichnetes Zimmer zu führen, für ſeine nöthige Bequemlichkeit zu ſorgen, und ihn in ſeine Koſt zu nehmen, übrigens aber alle Maßregeln zu treffen, daß er nicht

entweichen könne, wofür er ihm zu haften habe. Lippold empfahl sich, und fand eine erträgliche Wohnung und Kost. Wir müssen ihn einstweilen seinem Schicksale überlassen. Den Andreas Trube, welcher Lippolden gefangen hatte, belieh der Erzbischof mit etlichen Höfen im Dorfe Derwen an der Elbe [1]).

Kaum war das brandenburgische Heer bei Milow geschlagen, als sich die Nachricht mit Blitzesschnelle, und mit ihr Bestürzung durch die ganze Mark verbreitete. Die Altmark hatte bereits Anstalten gemacht, den abgelaufenen Frieden mit den lüneburgischen Herzogen zu verlängern, und schloß ihn jetzt am Calixtustage, den 14. October, zu Lüchow, mit schweren Geldopfern ab. Die Herzoge versprachen, nicht eher die Feindseligkeiten wieder anzufangen, als bis nach Martini folgenden Jahres, und wenn sie vierzehn Nächte vorher in Tangermünde den Krieg angekündigt hätten. Sollte sich jemand während dieser Zeit unterstehen, die Ruhe zu brechen, so versprechen die Herzoge alle Hülfe und Genugthuung, auch keinem Feinde der Mark Brandenburg den Aufenthalt zu gewähren, sondern gegen denselben den märkischen Beamten Beistand zu leisten. Wegen des Besitzes der Schnackenburg sollten Schiedsrichter entscheiden, wem sie zuständig sei. Könnten sich diese nicht einigen, so solle der Bischof von Hildesheim den Ausspruch thun. Zwischen hier und Ostern sollten sich die Schiedsrichter versammeln, und wenn der Hauptmann der Altmark, Hüner von Königsmark, es dahin bringen könne, daß Jobst sich persönlich bei der Versammlung einfinde, so sollte es vier Wochen zuvor den Herzogen angezeigt werden. Der Hauptmann sollte indessen in der Schnackenburg einen Geistlichen bestellen, übrigens soll der Ort, bis zu ausgemachter Sache von beiden Theilen besessen werden. Würde der Erzbischof von Magdeburg und Heinrich von Bülow diesem Frieden beizutreten Lust haben, so sollen sie darin eingeschlossen sein, auch die Neumark (jetzige Mittelmark) sollte, wenn sie dazu Lust hätte, an diesem Frieden Theil nehmen können [2]). — Ob letzteres geschehen, ist nicht bekannt.

Ende August war Herzog Johann von Meklenburg-Stargard abermals mit einer Flotte und einem ansehnlichen Heere

---

[1]) Hastiz ap. h. a. Angelus Annal. p. 171.
[2]) Lenz brandenb. Urkunden, S. 465.

von Wismar und Roſtock ausgelaufen [1]). Sie gingen nach Bornholm, plünderten es und nahmen es in Beſitz. Hierauf ſegelten ſie nach Gottland, wo ſie Städte und Dörfer verbrannten und es ſich gleichfalls aneigneten. Endlich langten ſie glücklich in Stockholm an. Ein Schloß, das die Dänen erbaut hatten, wurde raſch genommen; nicht ſo ſchnell ein zweites, das auf einer hohen Klippe lag, und deſſen Belagerung ſich in die Länge zog. Unterdeſſen ließen Wißmar und Roſtock überall ausrufen, daß, wenn Jemand auf ſeine eigene Koſten freibeuten und abentheuern wolle gegen die Reiche Dänemark und Norwegen mit Rauben, Brennen und Nehmen, der ſollte ſich in den Städten Wismar und Roſtock melden, da wollte man ihm einen Stehlbrief geben, und dazu vergönnen, daß er frei parthen, beuten und den Raub verkaufen könne [2]). Herzog Johann ließ zugleich ausrufen, daß die Häfen Ribnitz (an der Peene) und Gollwitz (auf der Inſel Poel) allen denjenigen offen ſein ſollten, welche auf die vorgenannten Reiche fahren und rauben wollten.

Es iſt nicht zu beſchreiben, — ſagen die Chroniken, — wie viel loſen und böſen Geſindels zu Haufe lief aus allen Landen, von Bauern und Bürgern, Amtsknechten und anderem Volke, das nicht Luſt hatte zu arbeiten, und ſich bedünken ließ, mit leichter Mühe von den armen däniſchen und norwegiſchen Bauern reich zu werden.

Das ließ ſich im Anfange wohl anſehen als eine ſehr vortheilhafte Unternehmung, wodurch man den Feinden großen Abbruch thun würde. Aber, ſagt unſer gleichzeitig, alſo ſchon vor mehr als 450 Jahren lebende, Chronikenſchreiber, — Gott tröſte, wo man dem loſen Haufen die Hand los läßt, ſo man doch mit aller Macht kaum verhindern und wehren kann, daß ſie keinen Schaden thun, wenn man ſie ſelbſt in großem Zwange hält *).

Als dieſe Geſellen ſich verſammelt hatten, mußte jeder für Lebensmittel ſorgen, denn Niemand erhielt von einem Anderen Sold oder Beköſtigung, weil Jeder auf eigene Gefahr diente. Aber auch nur für Lebensmittel ſorgte Jeder, denn alles Andere

---

1) Dettmar, I. S. 355.

2) Dettmar, bei Gronow Th. I. S. 353.

*) Averſt Godt tröſte, wor men deme loſen Hupen de Hant los leth, ſo man ſe doch mit aller Macht kume verhindern unde weren kan, dat ſe nehn Quadt dohn, wen man ſe alſchon in grotem Dwange holt.

hoffte man sich durch Raub zu gewinnen. Deswegen gaben sie sich den Namen der Victalien Broders, d. h. Victualien Brüder, woraus der Name Vitalien Brüder entstanden ist. Als sie jedoch auf die See gekommen waren, vergaßen sie ihre Bestimmung bald, und betrachteten jedes Schiff als ein feindliches, was ihnen in den Wurf kam, dafern es nur kein Wißmar'sches oder Rostock'sches war. Sie wurden von da an das Schrecken der Ost- und Nordsee, um so mehr, als in Schweden ein Waffenstillstand zu Stande gekommen war. Viele Jahre haben sie ihr Unwesen getrieben, und ihre eigenthümliche Erscheinung gehört so wesentlich zur Charakteristik dieses Zeitalters, daß wir ihre Entstehung hier nicht füglich umgehen konnten [1]).

Noch in diesem Jahre fielen die Vitalienbrüder über ein großes Schiff von Stralsund her, und wollten es mit Gewalt nehmen, ungeachtet sie hörten und sahen, daß sie es nicht mit Dänen, sondern mit Deutschen zu thun hatten. Die Stralsunder wehrten sich jedoch tüchtig, und endlich mußten die Vitalienbrüder unterliegen. Einige Hundert derselben wurden gefangen genommen, und man wollte sie nach Stralsund führen. Auf dem Schiffe war man aber in Verlegenheit, wo man mit dieser Menge hin sollte, da man nicht Ketten und Stöcke genug hatte, um sie alle anzuschließen, und man ihnen nicht trauen und sie frei sich bewegen lassen durfte, indem schon viele diejenigen, von welchen sie gefangen genommen waren, bei nachtschlafender Zeit erwürgt hatten. Man kam endlich auf den Einfall, dasselbe Mittel anzuwenden, welches die Vitalienbrüder ersonnen, und damit manchen armen Dänen gemartert hatten. Man nahm Tonnen, deren viele auf dem Schiffe vorhanden waren, schlug einen Boden aus, und schnitt in den oberen Boden ein Loch, so groß, daß ein Mensch den Kopf eben durch stecken konnte; hierauf steckte man einen Vitalienbruder in die Tonne, daß der Kopf draußen blieb, und schlug die Tonne unten wieder zu mit ihrem Boden. So wurden die Vitalienbrüder auf einen Haufen aufgestapelt, wie man Tonnen zu lagern pflegt, und nach Stralsund geführt. Sie blieben auch in den Tonnen, bis man sie auf Wagen nach der Stadt führte, wo man ihnen die Köpfe abschlug [2]).

---

[1]) Reimar Kock bei Grotuff, Thl. I. S. 393, 394.
[2]) A. a. O. S. 494, 495.

In der Mark sah es unterdessen ziemlich traurig aus. Das Jahr 1392 war angefangen, und die Mark ohne Regenten und ohne Landeshauptmann. Pommern hatte für König Wenzel Kriegskosten aufgewendet, die dieser nicht bezahlen konnte. Er half sich damit, daß er den Pommerschen Herzogen die Ukermärkischen Orte Boitzenburg, Zehdenick und Strasburg verpfändete, wozu Siegmund seine Einwilligung gegeben zu haben scheint. Jobst's Einwilligung, die eben so nothwendig war, scheint man nicht eingeholt zu haben, denn er machte, wie wir weiterhin sehen werden, Pommern diese Pfandschaft streitig [1]). So wurde die Mark immer mehr zersplittert.

In Meklenburg kam in diesem Jahre ein allgemeiner Landfriede zu Stande, an welchem auch das Land Wenden, und das Stift Schwerin Theil nahmen, so daß die Herren dieser Länder mit Rittern, Knechten und den Städten zu den Heiligen schwuren, den Frieden fünf Jahre lang zu halten. Heinrich von Bülow Großkopf wollte jedoch nicht schwören, ungeachtet alle andern bereits geschworen hatten; auch verbot er es seinem Vetter Joachim von Bülow, der wie er in Meklenburg angesessen war, den Frieden zu beschwören, weshalb auch dieser sich weigerte. Da entschloß sich der Bischof von Schwerin, ein Sohn des verstorbenen Herzogs Johann von Meklenburg, die Sache zu vermitteln. Er entbot Joachim von Bülow nach Schwerin zu sich, und dieser machte sich auf, doch begleitete ihn Heinrich von Bülow Großkopf. Beide fanden sich beim Bischof ein und fragten nach seinem Verlangen.

Der Bischof kam nach den üblichen Höflichkeiten auf den Zweck seines Entbietens, und sprach: Ihr Herren weigert euch, den Landfrieden zu beschwören. Wahrscheinlich habt ihr die Sache vorher nicht gehörig überlegt, und seid jetzt anderen Sinnes? — Nicht so? Ihr schwört?

Joachim v. Bülow. Nein, ehrwürdiger Herr.

Der Bischof. Wie, ihr seid gekommen, und wollt doch nicht schwören? Warum weigert ihr euch zu thun, wie alle übrigen? Könnt ihr eure Raufdegen gar nicht in der Scheide halten? Wisset, daß festgesetzt ist, daß Jeder, der in der verabredeten Zeit den Frieden bricht, von allen anderen Herren, Rittern,

---

1) v. Lancizolle, Bildungsgeschichte d. Preuß. Staats, Thl. I. S. 308 ff.

Knechten und Städten feindlich behandelt und zum Schadenersatze angehalten werden soll. Habt ihr das überlegt und beharret noch bei eurer Weigerung?

Heinrich Großkopf hatte während der Zeit dagestanden, und lächelnd auf sein Schwerdt gestützt, sich hin und her gewiegt. Als der Bischof geendigt hatte, nahm er das Wort und sagte: Herr, gerathet nicht in Zorn, ihr könntet sonst schwarz werden [1]).

Ueber diesen unartigen Witz gerieth der Bischof in heftigen Zorn; es kam zu einem lebhaften Wortwechsel, in welchem Heinrich den Bischof auf eine bösliche und unbescheidene Weise behandelte, so daß dieser ihnen endlich den Rücken kehrte und sie stehen ließ. Beide begaben sich wieder zu Hause. Der Bischof aber beklagte sich bei Herren, Freunden und Städten, und verunehrte den Großkopf so sehr, daß dieser es lange nicht verwinden konnte.

Auch mit der Altmark oder ihrem Hauptmanne Hüner von Königsmark hatte Laurentius, Fürst von Wenden oder Werle einen vierjährigen Landfrieden am 13. August 1392 zu Güstrow geschlossen, so daß keiner seiner Vasallen die Altmark, das Land von Holstein, Leibgedinge der Ingeburg, das Land von Perleberg, von Wittenberge und Wolfshagen in dieser Zeit bekriegen sollte. Der Friede sollte von nächsten Weihnachten an vier Jahre dauern, und vier Wochen vor Beginn der Feindseligkeiten zu Perleberg aufgekündigt werden [2]). Man sieht, daß die Putlitz'schen Besitzungen, insofern sie zur Mark gehörten, mit eingeschlossen waren. Alle diese Friedensschlüsse kosteten der Altmark viel Geld; allein es war das einzige Mittel, sich zu schützen, denn vom Landesherrn war kein Schutz zu erwarten.

Es führt uns dies jedoch von selbst in die Gegend von Quitzhövel und es ist Zeit, hier wieder einmal einige Blicke hinzuwenden.

---

1) Detmar bei Grotuff, Thl. I. S. 357.
2) Gerken, Cod. diplom. T. II. p. 365.

Dreizehntes Kapitel.

Auf Schloß Quitzhövel sehen wir große Anstalten zu einem Feste machen. Frau von Quitzow war wieder eines Söhnleins genesen, der morgen getauft werden und den Namen Henning erhalten sollte. Der vor sieben Jahren geborne, Conrad getaufte Sohn, war demnach noch nicht der letzte gewesen, und versprach ein tüchtiger Ritter zu werden. Im Schlosse trieben die Frauenzimmer ein großes Wesen, stäubten alle Gemächer aus, wuschen und bohnten die Geräthe und Fenster, daß die Männer nicht wußten, wohin. Diese unbehagliche Lage veranlaßte Dietrich von Quitzow, seinem Bruder den Vorschlag zu machen, auf die Jagd zu gehen, was denn auch sofort geschah. Man rüstete sich auf gewohnte Weise, und bald war man im Walde.

In jener Zeit waren die Wälder dichter und wilder als jetzt. Noch dachte man an keine Holzersparniß. Herunter gebrochene oder abgehauene Zweige blieben liegen und verfaulten ungenutzt, der Boden bedeckte sich mit einer starken Schicht fruchtbarer Gartenerde, aus welcher Sträucher und Unterholz in üppiger Fülle emporsproßten, und dem Wilde einen sicheren Aufenthalt und Nahrung gewährten. Unsere beiden jungen Männer waren zu Pferde und mußten sich deshalb auf den Wegen halten, da nur hier und da an wegelosen Stellen durchzukommen war.

Es war zwei Tage nach Mariä Himmelfahrt, der 17. August, Sonnabends. An jenem Feste war der Zufluß von Menschen in Wilsnack immer sehr groß, und ein großer Theil der Pilger zog über Quitzhövel von und nach Havelberg.

Eben als die beiden Reiter von einem Seitenwege in die Hauptstraße einlenken wollten, stießen sie auf einen Zug von Wilsnack heimkehrender Pilger, welche dort Mariä Himmelfahrt gefeiert hatten. Sie hielten die Pferde an, um den bunten Zug

an sich vorüberziehen zu lassen. Männer, Weiber und Kinder, nur zum Theil mit dem Pilgerkleide angethan, die übrigen in gewöhnlicher Kleidung, viele baarfuß und selbst noch weiter entblößt, aber alle mit dem Pilgerstabe versehen, zogen singend, einen Rosenkranz in der Hand, dahin. Die Andacht war noch frisch, denn der heilige Ort lag noch in der Nähe; weiterhin minderte sie sich immer mehr. Es waren einige hundert Menschen, meistentheils den untersten Ständen angehörig, ein großer Theil von höchst verdächtigem Ansehen.

Als sie vorüber waren sprach Dietrich: es ist zwar eine gar gute Sache um das heilige Blut in Wilsnack, aber eine große Menge von Taugenichtsen und liederlichem Gesindel zieht es doch in unsere Gegend, die man nicht immer wieder los wird, und das ist schlimm.

Johann. Freilich wohl wahr. Aber das ist einmal nicht anders, um die süßesten Früchte summen die meisten Wespen. Dafür haben wir es auch nahe bis zum heiligen Orte.

Dietrich. Um so mehr Ablaß entgeht uns. Du weißt, er wird für die Meile ertheilt.

Johann. Nun, wir brauchen ja nur über Polen nach Wilsnack zu reisen, so können wir uns Ablaß genug verdienen. Hast du schon von der neu eingerichteten Sünderwage gehört?

Dietrich. Ja, ich habe dabei aber meine eigenen Bedenken.

Johann. Wie so?

Dietrich. Es kommt mir wunderlich vor daß die reichen Sünder so viel in die Wagschale legen müssen, ehe sie in die Höhe geht, während bei den Armen nur wenig nöthig ist. Ein armer Sünder hat doch kein ander Gewicht als ein reicher. Ich muß darüber einmal mit dem Bischofe sprechen.

Johann. Am besten, man grübelt nicht viel darüber, denn zu ergründen ist in Glaubenssachen doch nichts, wie der Bischof sagt. Aber laß uns in den Holzweg einlenken. Seltsam, daß wir heute noch kein Wild gesehen haben.

Dietrich. Sind wir doch immer nahe an der Landstraße gewesen. Wo so viel Volk, wie heute, in Bewegung ist, wird das Wild verscheucht, und sucht die dichtesten Stellen. Bist du heute sehr begierig nach Wild?

Johann. Aufrichtig gesagt, nein.

Dietrich. Mir geht's eben so. Es ist nur, daß man doch einen Zweck beim Reiten hat. — Horch, was ist das? —

Ein Hülfegeschrei ertönte in einiger Entfernung seitwärts hinter ihnen, und gleich darauf hörte man Schwerdtergeklirr. Sofort wandten unsere Reiter ihre Pferde, zogen die Schwerdter, und sprengten auf die vor Kurzem verlassene Landstraße zurück. Etwas weiter hin sahen sie ein Gefecht, und konnten nicht zweifeln, mit einem Räuberangriff auf Reisende zu thun zu haben. Ohne sich lange zu besinnen, stürzten sie sich darauf zu, und ihre Streiche fielen links und rechts. Schon lag ein Kerl zu Boden gestreckt, ein anderer, schwer verwundet, konnte sich kaum auf dem Pferde halten. Die unerwartete Vermehrung ihrer Gegner veranlaßte die Räuber, ihren Pferden die Sporen zu geben, und Reißaus zu nehmen. Es waren ihrer fünf. Dietrich und Johann wollten nach, allein die Ueberfallenen waren verwundet, und konnten sich nicht anschließen. Die Räuber hatten sich in den Wald gezogen, wo es schwer war, ihnen zu folgen, und unsere beiden Reiter kehrten zu den Geretteten zurück.

Habt Dank für eure tüchtige Hülfe, wackere Herren, sprach ein kräftiger Mann zu Pferde im Pilgermantel, der einen leichten Harnisch bedeckte. Ohne euch hätte es uns schlecht ergehen können. Wir verdanken euch viel, denn wir waren übermannt, und die Kerle waren keine Hundsfötter.

Dietrich. Den Heiligen Dank, daß es so abgelaufen; aber ihr blutet, Herr. Wollt ihr nicht eure Wunde untersuchen? Auch euer Knecht blutet stark. Laßt uns sehen, was zu thun ist.

Der Pilger. Laßt's gut sein. Es ist nur eine Fleischwunde unterm Arme, die ich beim Ausholen erhielt. Mein Knecht mag sich der Hülfe des andern bedienen.

Dietrich. Hoffentlich hat die edle Frau keinen Schaden gelitten?

Der Pilger. Meine Tochter, Herr. Nimm den Schleier zurück, Elisabeth, daß unsere Retter doch sehen, wen sie gerettet.

Sie that es mit Schaamröthe im Gesicht, blickte unsern Dietrich einen Augenblick in die Augen, und schlug dann die ihrigen züchtig nieder. Das holde blühende Gesicht glühete wie eine Rose. Dietrich saß staunend auf seinem Rosse; der Zügel seines Pferdes war seiner Hand entsunken, sein Mund blieb unwillkürlich wie zu einem Ausrufe geöffnet, und er verlor sich im

Hinstarren auf das blühende Gesicht. Der Blick dieser blauen Augen hatte ihn zur Bildsäule verwandelt. Sein wunderliches Schweigen setzte die Jungfrau in immer größere Verlegenheit, bis Johann, die seltsame Stille bemerkend, anhub: Wie freut es uns, euch, edle Jungfrau, wohl und unverletzt zu sehen; denn ob ihr uns dessen auch noch nicht versichert habt, so zeigt doch euer blühendes Aussehen, daß selbst der Schreck euch nicht viel angehabt hat.

Elisabeth. Dank eurer Theilnahme, junge Herren, mein Vater wird nicht säumen, euch den Dank auszusprechen, den mein Mund zu schwach ist, euch auszudrücken. Ich bin in der That nicht verwundet, denn die Räuber schonten sichtbar meiner, und der Schreck ist längst vorüber.

Der Pilger. Meine Elisabeth ist überhaupt nicht sehr schreckhaft in der Gefahr.

Dietrich. Sie ist nicht schreckhaft in der Gefahr, o hörst du es Johann, hörst du es? Was sagst du dazu? rief Dietrich in trunkener Selbstvergessenheit.

Der Ritter schüttelte den Kopf und betrachtete Dietrich genauer. Wollt ihr uns denn nicht die Namen unserer edelmüthigen Retter nennen? fragte er.

Dietrich. Ach da ist wenig daran zu hören. Dietrich, und dort mein Bruder Johannes von Quitzow, Söhne des Ritters Cuno auf Quitzhövel hier ganz in der Nähe. Aber die eurigen? O macht uns die Freude, sie zu nennen.

Der Ritter. Auch das ist bald gethan. Ihr seht in mir den Edlen, genannt Albrecht, Schenk von Landsberg und Herrn zu Sydow, zu Teupitz wohnhaft, dort meine einzige Tochter Elisabeth und zwei meiner Knechte. Wir haben eine Wallfahrt zum heiligen Blute gemacht, und sind auf der Rückkehr hier angefallen.

Dietrich. O edler Herr, euer Arm blutet immer mehr. Aber — (er schlägt sich unmuthig vor den Kopf) — wie ist mir denn? Was müßt ihr von uns denken, daß wir euch noch nicht eingeladen haben, uns auf das väterliche Schloß zu begleiten, und dort eurer Wunde zu pflegen. Mein Gott, rechnet mir das ja nicht an, man denkt zuweilen an das Nöthigste zuletzt. Das edle Fräulein muß ich vor allem um Verzeihung bitten. Ihr könnt in der That nicht weiter, ihr blutet, euer Knecht blutet,

das edle Fräulein bedarf der Erholung, wenn sie auch nicht erschrocken ist, und mein Vater wird sich herzlich freuen, euch kennen zu lernen. Ihr findet an ihn einen wackeren Ritter, und das edle Fräulein wird unter dem Schutze meiner Mutter gut aufgehoben sein.

Albrecht. Euer Vater, junger Herr, ist mir dem Rufe nach längst von guter Seite bekannt. Ich nehme euer Erbieten mit Dank an, und hoffe, euch nicht lange zur Last zu fallen.

Herrlich, schrie Dietrich, nun soll's eine Kindtaufe geben, wie sie lange noch nicht dagewesen. Schnell umgelenkt, edler Herr. Johann, reite du vorauf, den Weg zu zeigen, ich werde zum Schutz des edlen Fräuleins ihr zur Seite reiten.

Was ist das mit der Kindtaufe? fragte Albrecht. Dietrich erzählte ihm redselig alles, was sich darüber sagen ließ. Er war ungewöhnlich gesprächig geworden, und man gewahrte an ihm eine große Aufregung. Dennoch benahm er sich gegen das Fräulein schüchtern.

Man langte auf dem Schlosse an. Die Fremden wurden achtungsvoll und freundlich empfangen. Herr Albrecht, oder wie er nach der Sitte seiner Zeit gewöhnlicher genannt wurde, Herr Apitz, fand sich bald einheimisch, und an dem Ritter Cuno einen Mann, wie er ihn gern hatte. Nachdem er seine Wunde durch eine alte Frau hatte untersuchen und verbinden lassen, gerieth er mit Cuno bald auf sein Lieblingskapitel, den großen Vorzug des Lebens auf dem Lande vor dem in der Stadt, des herrlichen Genusses der Freiheit auf der adligen Burg der Väter vor der Kriecherei an den Höfen der Fürsten. Frei muß der Mann sein, rief Herr Apitz, frei thun und lassen können, was ihm gut däucht, einzig und allein gebunden von den Gesetzen der Ehre und der Religion, und kein Fürst oder Fürstendiener muß seinen Willen beschränken dürfen. Diese Freiheit hat der Mann nur auf seiner angestammten Burg, entfernt von dem Flimmer der Höfe, fern von der Krämerei der Städte. Wohl uns, daß wir solch ein Leben führen können.

Cuno. Ja wohl, ja wohl. Welch ein elendes Ding es mit den Städten ist, zeigt sich ja deutlich an den edel geborenen Leuten, welche ihren Wohnsitz in ihnen genommen haben. Wie geht da aller ritterliche Sinn so gänzlich verloren, daß sie zuletzt nicht nicht einmal fühlen, wie elend sie sind, und wie viel sie ent-

behren. Ja selbst wenn man es ihnen zeigt, wenn sie sehen, welch eine edle Freiheit der Schloßgesessene genießt, so wollen sie noch nicht einmal daran glauben, und letzthin sagte mir sogar ein solcher Stadtritter, darin liege noch nicht das Höchste des Lebens, das müsse man in etwas anderm suchen.

Apitz. Ha ha ha ha! Gewiß so ein Ritter aus Kaiser Karl's Zucht. Der hätte auch lieber das ganze Land zu einer Stadt gemacht. Es ist wunderlich. Wofür lebt denn der Mensch? Etwa um sich hinter Wall und Mauern einschließen, und von Fürstenknechten befehlen zu lassen, oder frei wie ein Vogel die Schwingen zu regen, und frei durch die Luft dahin zu fliegen. Seht, die Vögel welche die Städter in künstlichen Vogelbauern vor ihre Fenster hinaushängen, damit die armen Thiere ein wenig Sonnenschein und einen Schnabel voll frischer Luft abbekommen, die sind das beste Bild des städtischen Lebens. Welcher freie Vogel wird sie beneiden?

Cuno. Höchstens einer, dem die Flügel lahm geschossen wurden. Als Hospital mag so eine Stadt recht gut sein.

Apitz. Richtig, und schwach und krank sind alle ihre Bewohner.

Dietrich. Regsam sind sie aber doch. Sie tummeln sich, und schaffen mancherlei. Unter den Gewerken giebt es manchen tüchtigen Kerl.

Cuno. Hoho, wie kommst du dazu, den Städtern eine Lobrede zu halten? Ist doch sonst nicht deine Sache.

Apitz. Ja, was ist das aber für eine Tüchtigkeit? Sie tummeln sich, um Geld zu erwerben, und Reichthum anzuhäufen, und wenn sie ihn erworben haben, wissen sie ihn nicht zu gebrauchen, verprassen ihn, oder lassen ihn von dem nächsten Erben verprassen. Nichts vererbt sich auf die Dauer, immer kommt ein neues Geschlecht an die Reihe, und geht spurlos, wie die vorigen, unter. Was treibt sie zur Thätigkeit? Eigennutz und Krämersinn. Kann eine so unlautere Quelle reines Wasser geben? Nein! Eine solche Thätigkeit kann ich nicht hoch achten. Gewinn muß Folge und Frucht der Thatkraft, nicht ihre Triebfeder und Ursache sein, sonst ist sie nichts werth. Ihr, junger Freund, beziehet euch vielleicht auf manche Thaten der Tapferkeit, welche die Städter gethan haben, wenn man ihnen ihre Stadt angriff. Ich finde nichts in der Welt natürlicher, als daß sie sie tapfer ver-

theidigen, ja es wäre ein Wunder, wenn sie es nicht thäten. Seht doch einmal, wie tapfer die Henne ihre Küchlein, die Gans ihre Jungen vertheidigt. Das ist ein Trieb, von der Natur dem Menschen eingepflanzt, und nicht durch Uebung und Anstrengung erworben, auch nicht aus der Gesinnung, sondern nur aus dem Triebe hervorgehend, das Uebrige thut die Sorge für das Eigenthum, also wiederum der Eigennutz. Was ist daran zu loben?

Dietrich. Verzeiht meiner Einrede, aber ich dächte, bei den Adelsfehden wäre beides auch nicht ausgeschlossen?

Apitz. Gewiß nicht, ausgeschlossen kann es nicht werden, aber Triebfeder tapferer Thaten soll es nicht sein, und ist es nicht, wo ritterliche Gesinnung wohnt. Freilich ist es schlimm, daß jetzt diese Gesinnung bei vielen schildgebornen Familien verloren geht, und viele sich von jenen spießbürgerlichen Gesinnungen anstecken lassen. Daher kommt es, daß gar manche sich förmlich auf den Raub legen, und die Straßen unsicher machen, einzig und allein, weil sie der Eigennutz und die Gewinnsucht treibt. Diese haben sie mit dem Städter gemein, allein sie sind nicht dazu geboren, sie auf dem Wege des bürgerlichen Verkehrs und des Handels zu befriedigen. Sie thun es also auf ihre Weise, und sprechen: wohlan, schafft der Kaufmann sich Vermögen, weil er die Wege, eine Waare wohlfeil zu kaufen, besser kennt als ein anderer, weil er sie listig zu hohen Preisen an den Mann zu bringen weiß, weil er mit andern Worten sich durch seinen Verstand des Vermögens anderer zu bemächtigen versteht, so wollen wir es durch Gewalt, die in unserer Macht steht, und zu welcher wir geboren sind. Was dem Kaufmann seine Handelskenntniß, das ist uns Schild und Lanze; — seht, so ist der Raubritter fertig. Beide handeln aus Eigennutz, aber beides ist nicht ritterlich, und ein ächter Mann adliger Geburt läßt sich das nicht zu Schulden kommen. Wo er sein Schwerdt zieht, da zieht er es für Gott, für seinen Landes- und Lehnsherrn, für seine Freiheit und für seine Ehre, auch wohl, wie man Beispiele hat, für die Dame seines Herzens. Selbst wenn er auf seinem väterlichen Eigenthum angegriffen wird, wenn er scheinbar für dasselbe ficht, ist es immer noch seine Freiheit, seine Ehre, welche er vorzugsweise im Herzen festhält, welche seine Faust führen. Seht, das sind edle Triebfedern, edle Bewegungsgründe, und nur wer sich von ihnen leiten läßt, ist ein edel Geborner. Solche

Gesinnungen fest zu halten und demgemäß zu leben, dazu ist der Adel berufen, das vermag nur er, obgleich leider nicht alle. Aber dem Haufen des Volkes sind solche Gesinnungen fremd.

Cuno. Trefflich und herrlich gesagt, und Worte, die man jedem Adlichen ins Ohr schreien müßte, bis er sie auswendig kann. Dietrich, Johannes, merkt euch die köstliche Rede.

Dietrich. Habt Dank, edler Herr, für eure schöne Belehrung, die ich fein im Herzen bewahren will.

Johannes. Auch ich edler Herr. So schön hat mir's mein guter Herr Vater noch nicht auseinander zu setzen gewußt.

Dietrich. Erlaubt mir aber noch eine Frage, edler Herr. Ihr habt vorhin angegeben, für was ein edler Rittersmann mit Ehren sein Schwerdt ziehen darf. Darunter habt ihr Eines nicht genannt, das mich ein gar Großes dünkt, nämlich, das Streben, seine Macht zu vergrößern. Sollte es nicht ehrenhaft und ritterlich sein, auch dafür sich zu tummeln?

Apitz. Die Frage macht eurem Verstande Ehre, junger Freund. Aber sie ist nicht leicht zu beantworten, und es gehörte dazu ein Gelehrter; dreien Geistlichen habe ich sie schon vorgelegt, die konnten sich jedoch darüber nicht vereinigen, und zankten sich zuletzt. Ein Pfaffe hat eigentlich auch keinen ritterlichen Verstand, und kann nur über geistliche Dinge vernünftig urtheilen. Seht, mir scheint es allerdings, als ob es ritterlich und ehrenhaft wäre, es mag aber wohl sehr dabei auf den Mann ankommen.

Dietrich. Der hochwürdige Herr Johann, Bischof von Havelberg, hat uns von einem erzählt, der Alexander geheißen, und nur eine kleine Herrschaft gehabt hat. Dieser hat durch seine Tapferkeit die ganze Welt erobert, auch das heilige Land, und noch viele weit dahinter gelegene Länder. Und als er alles gehabt, und nicht weiter gekonnt, ist er jung gestorben, weil er ein Weiberknecht und Bruder Saufaus gewesen; und doch soll ihn die ganze Welt den Großen nennen, obgleich ich nur wenige kenne, die von ihm wissen; das ist aber die Art des hochwürdigen Herrn, daß er immer die Paar Gelehrten meint, wenn er von der ganzen Welt spricht. Käme es nun auf den Mann an, so könnte man diesen doch nicht den Großen nennen.

Apitz. Ich habe nie von ihm gehört; so meine ich's aber

auch nicht. Seht, die größeren Städte ſchaffen ſich alle Grundbeſitz an, und mancher Schildgeborne geht bei ihnen zu Lehn. Setzt einmal den Fall, eine ſolche Stadt käme auf den Einfall, zur Vergrößerung ihrer Macht ihre Umgegend mit Krieg zu überziehen, könntet ihr das für erlaubt halten?

Cuno. Den Teufel auch. Sehen wir ja ohnehin ſchon genug, wie viel die Hanſeſtädte dem Anſehen und der Macht des Adels Schaden thun. Wer wollte das dulden?

Apitz. Und warum iſt es nicht zu dulden? Weil eine Stadt ſich bloß des Gewinnes halber zu vergrößern ſtrebt, und um ihren rathsverwandten Familien den Säckel zu füllen; weil ſie darauf ausgeht, die Freiheiten und Rechte des Adels zu verkümmern und zu zerſtören, alſo aus lauter unedlen Abſichten. Wer mir meine Rechte und Freiheiten nimmt, der nimmt mir mehr, als wenn er ſich an mein Hab und Gut vergriffen, er nimmt mir zugleich meine Ehre, und das darf kein Ehrenmann dulden.

Cuno. Richtig, und darum iſt mir das Bürgervolk mit ſeinen Patricierfamilien in den Tod zuwider.

Apitz. Wenn dagegen ein Mann von edler Geſinnung und Geburt das Schwerdt zieht, um ſich noch mehr Ehre und Anſehen wie Macht zu gewinnen, ſo kann ich das nicht tadeln. Er thut ſeinem Stande gemäß, was ihm zuſteht. Der Bürger erwirbt ſich Geld und Anſehen durch Arbeit, Liſt, Verſchlagenheit und Wucher, das iſt ſeiner Natur gemäß, dazu iſt er auf die Welt gekommen, und er ſucht dies zu mehren, ſo ſehr er kann. Der Pfaffe erwirbt ſich Ehre und Anſehen durch Faſten, Beten, Kaſteiungen und Büßungen, das iſt wiederum ſeiner Natur gemäß, und dazu iſt er da. Ein Heiliger erwirbt ſich Ehre und Anſehen durch Wunder und Verleihung ſonderbaren Schutzes. Das iſt wiederum ſeiner Natur gemäß. Der Adel kann ſich Ehre und Anſehen nur mit Schwerdt und Lanze erwerben, und wenn er es thut, handelt er ſeiner Natur gemäß, und kann nicht getadelt werden, wenn er darauf ausgeht, beides zu vermehren, ſonſt müßte man auch den Heiligen tadeln, daß er nicht aufhört, Wunder zu thun, und dadurch ſein Anſehen und ſeine Ehre zu vergrößern. Wie der Falke ſich ſeines Futters mit den Fängen, der Wolf mit den Zähnen, der Froſch mit dem Maule und der Storch mit dem Schnabel bemächtigt, ſo iſt es auch verſchieden,

womit die verschiedenen Stände auf der Welt sich Ehre und Ansehen erwerben. Daraus sieht man aber sogleich, daß Schwerdt und Lanze dem Adel gehören, und daß das Bürgervolk die Hände davon lassen sollte, dieweil sie auf andere Dinge angewiesen sind.

Cuno. Ja wohl, ja wohl. Gäbe es nicht auch Adel in den Städten, so wär' es wohl gut, wenn ein Reichsgesetz ihnen den Gebrauch der Waffen gänzlich verböte, dessen sie sich doch nur anmaaßen.

Apitz. Das ist nun freilich nicht durchzuführen. Ich wollte aber sagen, daß es mir eben darum ehrenhaft erscheint, wenn ein schildgeborner Mann für die Vermehrung seiner Ehre und Macht, seines Ansehns und Ruhms das Schwerdt zieht, dafern er es nicht aus niederem Triebe, aus Habsucht und Gewinnsucht oder um bloßer Raub- und Raufluſt willen thut. Jemehr er dafür besorgt ist, jemehr zeigt er sich seines Standes würdig, jemehr verräth er eine Gesinnung, die sich vom Gemeinen entfernt, und ihm die Gemüther der Edlen zuwenden muß.

Dietrich. Wie dank ich euch, edler Herr, für diese Belehrung. Längst habe ich gefühlt, was ihr in mir zur Klarheit gebracht habt. Ist die Freiheit das herrlichste Gut des schildgebornen Mannes, kann er nur darin das Leben vollständig genießen, und alle seine Kräfte walten lassen, einzig gezügelt durch die Gesetze der Ehre und Religion, so ist auch eben so gewiß, daß seine Freiheit um so vollkommener wird, je größer seine Macht und sein Ansehen ist. Nichts Niedriges und Gemeines vermag ihn dann noch zu beschränken, es verliert in demselben Maaße seine Macht, als sein Ansehen und seine Herrschaft wächst, und mit leichtem Fuße schreitet er über Maulwurfshaufen dahin, welche dem staubgebornen Sklaven Gebirge dünken, zu welchen kaum sein Blick sich zu erheben vermag. Frei liegt vor ihm die Welt, und nichts hemmt den muthigen Flug seines Geistes; was er will, führt er aus, seinem Winke gehorcht das Menschengeschlecht, und bei seinem Namen bebt der Feige und Schlechte zusammen, während die Besseren und Edlen ihn bewundernd aussprechen. Ja, solchen gehört die Welt mit Recht, denn sie sind werth, sie zu beherrschen, für sie sind Kronen und Fürstenmäntel auf Erden, denn nur auf ihren Körper passen sie, und gern und

willig gehorcht ihnen das Volk, denn sie wissen es zu schirmen und zu regieren.

Apitz. Ei, wie gerathet ihr ins Feuer, junger Freund. Aber ich lobe das, es gefällt mir, so hab' ich die Jugend gerne. Was sagt mein junger Freund Johannes dazu?

Johann. Herr, ich habe mit Bewunderung eurer Rede gelauscht, und seid gewiß, der Same ist auf ein gut Land gefallen. Meines Bruders Gesinnungen sind stets die meinigen gewesen, und mehr als irgendwo bin ich hier mit ihm einverstanden. Wie ist das Leben so köstlich, wie beut es dem Kühnen und Mächtigen seine köstlichsten Güter, in welch edler Freiheit genießt er derselben. Frei wie der Aar auf Bergesspitzen schaut er weit über das Land hin in das blühende Leben, die herrliche reine Luft einsaugend im goldenen Glanze der Sonne; mit starkem Fittige schwingt er sich auf nach seinem Gefallen noch höher in die Himmelsluft, oder niederwärts nach der Erde Fruchtgefilde und blüthenreiche Auen, und es ist keiner da, der ihn stört, keiner, der seinem Fluge Schranken setzte, keiner, der sich dem Blitze seiner Augen entziehen könnte. So zu leben, das ist der Mühe des Lebens werth, und nach dem höchsten Preise zu ringen, ist gewiß eines edlen Gemüthes würdig.

Apitz. Sagt lieber, nur ein edles Gemüth vermag es; ein niederes Gemüth wird wohl danach verlangen, und es wünschen, denn das Begehren ist nicht schwer. Aber das Ringen verlangt Kraft, und wenn es gelingen soll, Klugheit und Einsicht, und diese Eigenschaften sind nicht das Eigenthum der Gewöhnlichkeit.

Johann. Gewiß nicht. Darum ist es Pflicht des Schildgeborenen, sie sich anzueignen, und in sich auszubilden, wenn er es vermag. O wäre es mir vergönnt, auf dieser Bahn fortzuschreiten, und zum Ziele zu dringen!

Apitz. Ihr habt ein Paar Söhne, Ritter Cuno, die einst die Blüthe der Ritterschaft werden können. Ihr dürft stolz darauf sein.

Cuno. Ein Lob aus eurem Munde kann sie stolz machen. Vergesset nicht, daß sie bis jetzt noch wenig gethan haben.

Apitz. Zeigt mir ein Nest mit jungen Falken, auch wenn ihnen die Federn noch nicht gewachsen, ich werde sie für keine

Holztauben halten. Aber ich darf es sagen: eure Söhne sind Leute nach meinem Sinne.

Das Gespräch wurde hier unterbrochen, indem Frau von Quitzow mit Elisabeth nahete, um sich nach dem Befinden des Herrn Apitz zu erkundigen. Gleich nachher begab man sich zum Abendimbiß, und bald darauf zur Nachtruhe.

Der folgende Tag war sehr belebt. Schon Vormittags fanden sich die eingeladenen Gäste ein, Männer und Frauen des benachbarten Adels, und es fehlte nicht an Unterhaltung und Erzählungen allerlei Art. Dietrich wurde zu seinem Verdrusse so sehr von den Gästen in Anspruch genommen, daß er wenig Zeit übrig behielt, sich um den Gast zu kümmern, der ihm der liebste von allen war. Die Sitte der Zeit gestattete keine freie Annäherung eines jungen Mannes an ein junges Mädchen. Nur in Gesellschaft älterer Personen war ein Gespräch erlaubt, und selbst hier nur über allgemeine Gegenstände. Und doch hätte er so gern mit ihr gesprochen aus dem innersten Herzen, und ihr gesagt, — ach, er wußte ja selbst nicht was, nur das Bedürfniß mit ihr zu reden, fühlte er deutlich, aber es war keine Gelegenheit, es zu befriedigen. Nicht einmal sehen, und sie in ihrem Thun und Lassen beobachten konnte er sie, was er so gern gethan hätte. Es war ihm so wohl in ihrer Nähe, die Luft war so milde, welche sie zugleich mit ihm athmete, daß er Tage in ihrem Anschauen versunken hätte verträumen können, und sich darin selig gefühlt haben würde. Nur wenige freundliche Blicke und Worte hatte er im bunten Getreibe für sich eingetauscht, und er labte sich daran, und holte sie sich in stillen Augenblicken hervor in inniger Freude, wie das Kind seine Weihnachtsgaben. Nie hatte Dietrich die conventionellen Formen des Lebens so lästig gefunden, und er, der sonst nicht selten ein beredter Vertheidiger derselben gewesen war, hatte nicht übel Lust, sie gänzlich zu verdammen.

Die Mittagstafel war reich besetzt; aber die Sitte gestattete nicht, daß Jungfrauen und Männer an derselben Tafel vereinigt waren. Die Rehhahne Kaiser Karls waren mit ihm ausgestorben; sie hatten in diesen Gegenden keinen rechten Anklang gefunden, ja in mehreren Städten wurden sie nach seinem Tode von Obrigkeits wegen, als unsittlich, förmlich verboten. So war denn auch hier die Tafel der Jungfrauen von der der Män-

ner ſtreng geſchieden, und der Beſchränktheit des Lokales wegen, befanden ſich beide in geſonderten Zimmern, was dem größten Theile der Männer ſogar recht lieb war. Nur die Thür zwiſchen beiden Zimmern blieb offen.

Eliſabeth hatte ſich ſchlau ſo zu ſetzen gewußt, daß ſie ſich der Thür gegenüber befand, und die Ausſicht ins andere Zimmer hatte. Nicht ganz ſo günſtig vermochte ſich Dietrich ſeinen Platz zu wählen. Er ſah zwar in das andere Zimmer hinein, aber Eliſabeth war ihm verdeckt, wie der größte Theil der weiblichen Geſellſchaft. Bald hatte er jedoch ausgemittelt, daß er nur einige Schritte zu gehen brauchte, um ſie zu ſehen, und er war heute ungewöhnlich beweglich.

Die Tafeln waren nach damaliger Weiſe reich beſetzt. Vor dem Platze eines jeden Gaſtes prangte ein anſehnlicher Käſe. In der Mitte der Tafeln waren mehrere ungewöhnlich große Käſe zur Zierde aufgeſtellt, ſo daß immer zwei den dritten trugen. Die Mahlzeit beſtand aus Lieblingsgerichten dieſer Gegenden. Sie fing mit großen Näpfen voll Bierſuppe an. Darauf folgte der Käſe mit Brod. Hierauf Hirſe mit Würſten, erſtere mit Saffran ſchön gelb gekocht. Dann kam Grünkohl mit Hammelsköpfen, und hierauf Kalbfleiſch mit Saffran gelb gemacht und mit Pfeffer gewürzt [1]). Rehbraten mit vielem Knoblauch und Zwiebeln, und Wildſchwein ſchloſſen ſich an, und den Beſchluß machte Thorner Pfefferkuchen. Dazu gab es Gardelegener Bier, alten Claus, Nauener Zizenille und Güſtrower Knieſenack, welche Biere große Verehrer hatten [2]). Der Wein, welcher nicht fehlte, fand verhältnißmäßig weit weniger Liebhaber. Die Gäſte ließen es ſich vortrefflich ſchmecken, und waren mit der Bewirthung ungemein zufrieden.

Nach Tiſche ging man zur Kirche, wo das Kind getauft wurde. Herr Apitz war einer der Pathen. Dietrich reichte zuvorkommend Eliſabeth das Weihwaſſer, wofür ihm ihr Blick dankte. Nach beendigter Ceremonie ging der Zug nach dem Schloſſe zurück.

Bald nachher ſetzte man ſich zum zweitenmale zur Tafel. Bierſuppe, Käſe und Brod war wieder wie zuvor, nur war jetzt

---

1) Colerus, Hausbuch Bd. III. S. 47.
2) A. a. O. Bd. II. S. 22. 23.

das Brod mit Kümmel und Fenchel verſetzt. Es gab einen Hirſebrei im Sack gekocht. Der Sitte gemäß wurde er in einem Topfe auf den Tiſch gebracht, um welchen ein Sack vielfach herumgelegt war, wie man jetzt wohl Servietten um Mehlſpeiſen legt *). — Er war ein Lieblingsgericht der damaligen Zeit, und wurde in der Regel mit einer Tunke genoſſen, zu welcher ſich auch wohl noch eine Beikoſt, Heringe, Schinkenſchnitte und andere Dinge, nach dem Geſchmacke eines jeden Gaſtes, geſelleten. — Dann folgten Fiſche, auf ungariſch geſotten, darauf Wildprett und Spanferkel in Teig gebacken, und endlich Mandelmus mit vier Farben. Unter den Getränken fanden jetzt einige Kräuterbiere und der Meth viele Liebhaber.

Nach aufgehobener Tafel blieb ein Theil der Männer ſitzen, um ſich bei der Flaſche gütlich zu thun. Die jüngeren Männer aber verfügten ſich in das Frauengemach, und poſtirten ſich hier an den Wänden hinter die Stühle der Frauen. Dietrich war eilig genug geweſen, den ihm liebſten Platz zu beſetzen, ehe ihn ein Anderer einnahm, und wenn es auch hier zu keinem vertrauten Geſpräche kommen konnte, ſo war ihm doch jedes Wort theuer, das über Eliſabeths Lippen kam, er durfte ſie doch mindeſtens ungeſtört anſchauen. Es war in dem Frauenkreiſe die Rede ſo eben auf das Wunderblut in Wilsnack gekommen, wozu die kürzlich ſtattgehabte Anweſenheit Eliſabeths und ihres Vaters die natürliche Veranlaſſung bot. Eliſabeth erzählte, wie zahlreich das Feſt der Himmelfahrt Mariens beſucht geweſen ſei, von hohen und niedern Pilgern, obgleich die Ungarn und Polen, welche zwiſchen Oſtern und Pfingſten zu kommen pflegten, ſchon nicht mehr anweſend geweſen waren.

Dietrich. Laßt euch das lieb ſein, edle Jungfrau; denn es iſt meiſtens zerlumptes Geſindel, welches um Lohn für Andere

*) Sollte einer unſerer Gourmands Luſt haben, das altväteriſche Gericht zu verſuchen, ſo wollen wir ihm die Zubereitung verrathen. Die rohe Hirſe wird in Milch gethan, bis ſie darin quillt und weich wird. Dann ſetzt man Milch zum Feuer, und läßt ſie ſieden. Hier hinein ſchüttet man die gequollene Hirſe, indem man den Topf vom Feuer nimmt, ihn feſt zudeckt, und dicht mit einem Sack umwickelt, um ihm die Wärme zu erhalten. Die Hirſe wird in der heißen Milch nach längerem Stehen gar, und das Gericht iſt fertig [1]). Die einfachen ländlichen Ingredienzien laſſen jedoch nicht erwarten, daß unſere Gutſchmecker beſonderes Behagen daran finden werden.

[1]) A. a. O. Bd. III. S. 47.

die Wallfahrt macht, und die Sünden vornehmerer Leute durch seine Mühen abbüßt. Sie kommen barfuß und in dem schlechtesten Aufzuge zu Hunderten angezogen, und sehen in der That nicht eben erfreulich aus.

Elisabeth. Doch ist mir gesagt, daß es bei ihrer Anwesenheit sehr lebendig in Wilsnack sei, und ihre abweichende Tracht und Gesichtsbildung, so wie ihre fremde Sprache und Sitte ihrem Treiben einen eigenen Reiz verleihe.

Dietrich. Das ist wohl wahr, doch habt ihr jedenfalls jetzt bessere Gesellschaft da getroffen.

Elisabeth. Es hat aber auch jetzt nicht an Gesindel gefehlt, und in den Herbergen ist viel gestohlen worden. Eins aber hat mir rechte Freude gemacht zu sehen. Das Land Holstein schickte vier Abgeordnete nach Lübeck, und verehrte dem heiligen Blute das Sterbehemde eines armen Sünders, der durch das Blut vom Tode gerettet worden war. Einer der Abgeordneten hat meinem Herrn Vater die Sache ausführlich erzählt. Der Rath von Lübek hatte seine Diener in das Land Holstein geschickt, um heimliche Diebe und Räuber aufzusuchen. Sie spürten endlich drei aus, und suchten sie in ihrem Schlupfwinkel auf. Der eine von ihnen wehrte sich jedoch sehr tapfer, und wurde dabei tödtlich verwundet. Das Schwert entsank seiner Hand, und man nahm ihn gefangen. Viele biedere Frauen hatten ihm gemeinschaftlich ein Armsünderhemde mit schwarzen Schleifen und Bändern geschenkt, und waren gegenwärtig, als er gehängt wurde. Der tapfere Mann jammerte ihnen, und sie gelobten den Hängenden dem heiligen Blute zu Wilsnack. Da geschah ein großes Zeichen. Der hängende Mann wurde wieder lebendig, das Volk schrie, ihn herab zu nehmen, und umgab ihn andächtig staunend. Er war ein lebendiger Zeuge der großen Kraft des heiligen Blutes, wurde wieder gesund, und wird nun noch manchen Tag leben. Die Frauen aber schickten das Hemde zum Zeugniß des geschehenen Wunders nach Wilsnack, wo ich dasselbe auch gesehen habe *), nebst reichen Geschenken für die Kirche [1]).

Johann. Ich weiß nicht, wie es kommt; aber zuweilen

---

*) Das Hemde, von ungewöhnlicher Größe, wird noch in der Sacristei zu Wilsnack verwahrt.

1) Detmar bei Grotuff. Th. I. S. 357.

will mir der Glaube an das Wilsnacker Wunderblut ziemlich unbegründet vorkommen, und jemehr Wunder daselbst geschehen, je weniger überzeugen sie mich.

Elisabeth. Ach lieber Herr, wollet doch nicht so frevenlich sprechen, und wohl bedenken, was ihr saget. Es wäre wahrlich schade um euch, wenn euch ein Unglück beträfe, was doch so leicht kommen könnte.

Johann. Ja, seht nur, wie wir es hier in der Nähe können, wie die Pfaffen darauf ausgehen, den Leuten den Beutel zu fegen, eine Sünderwaage eingerichtet haben, und Geld nehmen, wo und wie sie mögen, und ihr werdet auch zweifelhaft werden. Man sollte eigentlich nicht darüber grübeln.

Elisabeth. Ich dächte, das wäre den Geistlichen doch nicht so sehr zu verargen. Nehmen sie es doch nicht für sich, sondern für die Kirche, und um dafür bessere kirchliche Geräthe, Gewänder, und was sonst zur Ausschmückung des Gotteshauses und Gottesdienstes gehört, anzuschaffen. Und es ist doch auch ein gar kräftiges Blut, und wirkt mehr, als andere Heiligthümer, so daß man es nicht zu theuer bezahlt. Hüthet euch, lieber Herr, vor Zweifeln, besonders aber vor Spott, denn das thut nicht gut, und es sind mir viele Beispiele bekannt, wo es den Spöttern recht übel ergangen ist.

Johann. O ja, man erzählt Manches davon.

Elisabeth. Mir ist von glaubwürdigen Leuten in Wilsnack berichtet worden, daß es dem von Wenkstern auf Lenzerwische schlecht bekommen ist, über das Wunderblut gespottet zu haben. Dieser wollte nicht an die Wunderkraft desselben glauben, und meinte sündlicher Weise, das sei alles Pfaffengeschwätz und fromme Betrügerei. Er verhöhnte die Pilger, welche dahin wallfahrteten, und nannte sie einfältige dumme Leute. Nachdem er dies lange gethan hatte, ohne doch jemals in Wilsnack gewesen zu sein, kam ihm die Lust an, dahin zu reisen, um, wie er sagte, an Ort und Stelle zu sehen, wie die Leute sich betrügen ließen. Er machte sich auf, und führte unterweges viel Spottreden. So, mit unheiligem Sinn erreichte er Wilsnack, und begab sich nach der Kirche, den blutigen Leib des Herrn zu schauen. Seine freche Spottlust verließ ihn auch hier an geweiheter Stätte nicht; seine Augen starreten zwar hin auf den Krystall, in welchem die geweiheten Hostien enthalten waren, aber sie erblickten darin nur

ein irdiſches Gebäckniß, und ſein Mund verzog ſich zu ſpöttiſchem Lachen. Alsbald fing es ihm an in den Augen zu ſtechen, und die Schmerzen wurden heftig bis zum Unerträglichen; die Welt verdunkelte ſich um ihn her, ein ſchwarzer Flor ſank über ſein Auge, in der hellen Kirche wurde es um ihn tiefe Nacht. Da ergriff Angſt und Entſetzen ſeine Seele; er war erblindet, und wurde von den wüthendſten Schmerzen gepeinigt. In ſeiner Herzensangſt wendete er ſich an das heilige Blut, und betete, ihm ſeine Sünden nicht zuzurechnen. Auch gelobte er, alljährlich mit dreißig Perſonen zum heiligen Blute zu wallfahrten. Nun ließen die Schmerzen nach, es wurde wieder hell, er konnte ſehen, aber er ſah jetzt den heiligen Leib und das Blut des Herrn mit andern Augen an, denn zuvor, und der Spötter reiſete als ein bekehrter Gläubiger nach Hauſe [1]). Seht, lieber Herr, das muß uns wohl behutſam machen in unſern Urtheilen, und wie leid ſollte es mir thun, wenn euch Uebles wiederführe.

Johann. Dank euch, edle Jungfrau, für eure ſorgliche Theilnahme. Mich freut euer frommer Glaube, und ich will ſuchen, euch darin nachzuahmen.

Es wurden von den Gäſten noch mancherlei andere Beweiſe der Wunderkraft des Blutes beigebracht, deren eifrigſte Vertheidiger die Frauen waren. Wir wollen jedoch die Einzelheiten des Geſpräches nicht verfolgen, ſondern nur bemerken, daß der Ton der Geſellſchaft nach und nach immer munterer wurde, da die Männer dem Becher fleißig zuſprachen, und auch die Frauen dem Malvaſier immer mehr Geſchmack abgewannen. Unter Scherz und fröhlichem Lachen endigte der heitere Tag. Dietrich ging fröhlich zu Bette, denn Eliſabeth hatte augenſcheinlich gern mit ihm ſich unterhalten.

Am andern Tage zogen die meiſten Gäſte wieder fort. Herr Apitz blieb jedoch noch, theils ſeiner Wunde wegen, theils aus Wohlgefallen an der Familie, welche alles aufbot, ihm ſeinen Aufenthalt angenehm zu machen.

Dietrich benutzte die ihm gebotene Gelegenheit, Eliſabeth fleißig zu beobachten, und mit ihr zu plaudern, ſo oft es thunlich war. Es wurde ihm immer klarer, daß ſie das Mädchen ſei, wie er es ſich gewünſcht habe. Er fand in ihr einen klaren mun-

---

[1]) Buchholz, Brandenb. Geſch. Thl. II. S. 594.

teren und ſchnellen Verſtand, ſo viel Gefühl, als er für nöthig hielt, Anſichten, welche faſt überall mit den ſeinigen übereinſtimmten, und das alles verbunden mit einer höchſt reizenden Perſönlichkeit und anziehenden Geſichtsbildung, welche ſofort für ſie einnahmen. Freilich reflectirte er nicht darüber, und zählte ſich dieſe Eigenſchaften nicht auf. Das Zuſammenwirken derſelben war es, was auf ihn den wohlgefälligſten und bezauberndſten Eindruck machte, dem er ſich rückſichtslos und mit allem Feuer der Jugend hingab. Was ſollen wir es weitläufig ſchildern, jenes ſelige Gefühl der jungen Liebe, das ſich ſelber kaum klar geworden, noch nicht die Worte gefunden hat, um ſich gegen den geliebten Gegenſtand auszuſprechen, und zwiſchen Entzücken und Beſorgniſſen hin und her ſchwankt, ohne bei aller Anſtrengung zur Ruhe kommen zu können. Es iſt oft verſucht worden, es iſt oft auf bewundernswürdige Weiſe gelungen, und wird doch Niemanden klar werden, der es nicht ſelber empfunden und ſelber durchlebt hat. Dieſem aber werden wenige Worte genügen, um ſich in Dietrichs Lage hinein denken zu können. Am peinigendſten war ihm der Gedanke, daß Eliſabeth vielleicht, — und ſeiner Meinung nach wohl ohne Zweifel, — bereits einen auch von ihr geliebten Verehrer habe. Wie hätte eine ſo ſeltene Blume im großen Garten weiblicher Schönheit unbemerkt bleiben ſollen, beſonders bei den weit verzweigten Verhältniſſen des Vaters, und wer hätte ſie ſehen können, ohne für ſie in Liebe zu entbrennen? Ach, wie gern hätte er ſie darüber befragt, und doch war es nicht möglich, mit ihr ein Wort deshalb zu ſprechen. Die Frage war zu zudringlich, und Eliſabeth wußte ohnehin das Geſpräch ſehr geſchickt von ihrer Perſon abzulenken, ſobald es die Wendung dahin nehmen wollte.

In unruhiger Nichtsthuerei lief er umher, und war, ehe er es ſich ſelber verſah, in ihrer Nähe, und machte ſich doch im nächſten Augenblicke darüber Vorwürfe, weil er fürchten mußte, zu beläſtigen und auffallend zu werden. Ihm war zu Muthe, als ſchiffte er auf ſturmbewegtem Meere. Bald hob ihn die Woge hinauf auf den Gipfel der freudigſten Lebensluſt, wo alle Pulſe in jauchzender Freude ſchlugen, bald ſchleuderte ſie ihn hinab in die bodenloſe Tiefe der ängſtlichſten und peinigendſten Beſorgniſſe. Wenn er nur irgend etwas Großes, Bedeutendes für ſie hätte thun können, wenn das Leben zu wagen geweſen wäre,

Digitized by Google

wenn man Thaten der Tapferkeit von ihm gefordert hätte, ja wenn er ſelber ſchon irgend etwas Bedeutendes geworden, oder für ſich beſondern Ruhm gewonnen hätte, dann wäre es noch etwas geweſen. Von alle dem war leider nichts da, und für ſie etwas zu thun, dazu fehlte es an Gelegenheit. Die Tage floſſen ſo ruhig und ſtill dahin, daß an kein Unglück zu denken war, aus welchem er ſie hätte erretten können, und dies brachte ihn beinahe zur Verzweiflung. Es iſt doch gar zu traurig, ruhig ſein Mittag- und Abendbrod verzehren, und umher ſchlendern zu müſſen, wenn jede Muskel zuckt, irgend eine große That zu thun, und man Kraft fühlt, den Himmel zu ſtürmen.

Es vergingen einige Tage in ſtiller Ruhe. Man machte einige Ritte in's Freie und zur Jagd, an welchen Eliſabeth Theil nahm. Es gab Gelegenheit, mit Eliſabeth ins Geſpräch zu kommen; aber keine, mit ihr vertraulich zu reden, denn in Gegenwart eines Dritten, ſelbſt ſeines Bruders, vermochte er es nicht, ſein Herz gegen ſie zu öffnen. Er verſuchte es, beim Ritte mit ihr zurück zu bleiben. Ein paarmal gelang es auch; dann war aber ſein Herz ſo voll, daß er nicht wußte, wie er es anfangen ſollte, daſſelbe auszuſchütten, denn dazu war ſeiner Meinung nach, eine lange Zeit erforderlich, und ehe er angefangen hatte, war man bereits wieder bei den Andern. Man kehrte zurück, und Dietrich ärgerte ſich über die gleichgültigen Sachen, von denen er geſprochen, und daß er die ſchöne Zeit unbenutzt gelaſſen hatte.

Endlich war der Moment gekommen, wo Herr Apitz mit ſeiner Tochter heimreiſen wollte. Er dankte mit biederer Herzlichkeit der ihm theuer gewordenen Familie, für ihre ihm erwieſene Gaſtfreundlichkeit, und beſchenkte das Hausgeſinde reichlich. Den alten Cuno und ſeine Söhne lud er ein, ihn bald in Teupitz zu beſuchen, und ihm Gelegenheit zu geben, ihre Freundlichkeit zu erwiedern. Beſonders, ſprach er, empfehle ich das euch, ihr jungen Herrn, die ihr noch raſcher und leichter auf das Pferd kommt, als der alte Herr, euer ehrwürdiger Vater; laßt es euch geſagt ſein, daß ihr mir durch euren Beſuch eine große Freude machen werdet, und nehmt dieſe Verſicherung nicht für leere Worte. Mein Kind da, wird, wie ich vermuthe, euch auch lieber kommen, als gehen ſehen, was meinſt du Eliſabeth?

Eliſabeth. O lieber Vater, macht mir das Herz nicht noch ſchwerer als es ſchon iſt. Es iſt kein Geringes, ſich von

Perſonen, die man lieb gewonnen, zu trennen, und ſcheltet nicht meine Thränen, da ich von hier ſcheide. Brauche ich euch da noch zu ſagen, daß mir das Wiederſehen Freude machen wird?

O Eliſabeth, rief Dietrich, das Wort macht mich glücklich. Ja, wir kommen, wir kommen bald. In vier Wochen muß ich, einer Geldforderung wegen, nach Berlin, dann geht es zugleich nach Teupitz; Johann reiſet mit, o das ſollen Wonnetage werden!

Apitz. Recht, junger Herr. Auch ich muß um jene Zeit nach Berlin, und kann es leicht ſo einrichten, daß wir dort zuſammen treffen. Dann reiten wir gemeinſchaftlich nach Teupitz.

Dietrich. Herrlich, herrlich! Nun aber raſch aufgebrochen, daß die vier Wochen ſchnell vergehen, und wir uns auf die Reiſe machen können.

Frau v. Quitzow. Aber Dietrich, du wirſt doch unſere Gäſte nicht abreiſen heißen?

Dietrich ſtand beſchämt, und blickte Herrn Apitz an. Nehmt's nicht übel, edler Herr, ſprach er, weiß ich doch kaum, was ich rede, und ich thäte vielleicht am Beſten, wenn ich ganz ſchwiege, wenn ich nur könnte. Doch ſeid überzeugt, ich will euch nie was anderes ſagen, als Liebes und Gutes.

Apitz (Lächelnd). Laßt's gut ſein, lieber Herr, ich weiß es, und ich bitte euch, thut euch keinen Zwang an, ſondern ſprecht, wie es euch ums Herz iſt. Wir ſtehen zwar hier auf dem Hofe der Burg, aber nicht am Hofe eines Fürſten, wo man die Worte wägen muß. Nun nochmals das herzlichſte Lebewohl.

Man ſtieg zu Pferde. Dietrich und Johann hatten ſich's nicht nehmen laſſen, die Gäſte bis Havelberg zu geleiten. Das Burgthor öffnete ſich, und dahin zog der kleine aber ſtattliche Zug, denn einige Quitzowſche Knechte vergrößerten das Gefolge.

Wir halten uns nicht damit auf, die Geſpräche auf dieſer Reiſe mitzutheilen. Man ſetzte den Tag feſt, wo man einander in Berlin treffen wollte. Gegen Mittag ritt man in Havelberg ein. Unſere Quitzows geleiteten ihre Gäſte zu ihrem Freunde, dem Biſchofe Johann von Wepelitz, der ſie freundlich, aber mit Würde empfing, und zum Mittagstiſche dabehielt. Nach demſelben und gepflogener Raſt, machten ſich die Fremden auf, weil ſie in Rathenow zu übernachten gedachten, und trennten ſich von unſern jungen Freunden. Eliſabeth war nicht minder bewegt, wie Dietrich, und dennoch verſuchten beide gewaltſam ihre Gefühle

zurück zu drängen, um gegen den Anstand nicht zu verstoßen. Ach, wie oft muß der Mensch sein Gefühl in der tiefsten Tiefe seiner Brust verbergen, selbst wenn es an sich auch noch so unschuldig und natürlich ist. Lange sahen Dietrich und Johann den Reisenden vom Domthurme nach, bis die Ferne sie verschwinden ließ. Dann kehrten auch sie nach dem väterlichen Hause zurück.

Weder der Mutter noch dem Vater war der tiefe Eindruck entgangen, den Elisabeth auf Dietrich gemacht hatte. Die Mutter wollte aber auch bemerkt haben, daß Elisabeth gegen Dietrichs Huldigungen nicht gleichgültig sei. Beiden war dies recht, denn eine nähere Verbindung mit dieser achtbaren Familie konnte ihnen nur erwünscht sein, und so wurde denn auch der beabsichtigten Reise kein Hinderniß in den Weg gelegt.

Vierzehntes Kapitel.

Dietrich fing schon am andern Tage an, Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Er putzte seine Waffen selber, ergänzte fehlende Stücke, und sorgte für saubere und nette Kleidungsstücke in höherem Maaße, als dies sonst seine Art war, obgleich er gegen eine hübsche Kleidung nie gleichgültig gewesen. Er ließ die Frauenzimmer nähen, wie wenn es eine Ausstattung gegolten hätte, und der Schneider in Havelberg hatte mit seinen Sachen alle Hände voll zu thun. Schon in den ersten acht Tagen war so ziemlich alles fertig; er fing von neuem an zu putzen, und verwünschte die träge dahinschleichende Zeit. Die Unterhaltungen mit seinem Bruder über die bevorstehende Reise machten jetzt seine Lieblingsbeschäftigung aus, besonders bei den Jagden.

Wie denn zuletzt alles vergeht, so verging auch die Zeit, deren Ablauf Dietrich so sehnlichst erwartete. Seine Sehnsucht hatte auch seinen Bruder Johann angesteckt, und dieser freuete sich auf die Fahrt fast nicht minder, als er selbst. Reisemäßig gerüstet, und geschmackvoll gekleidet traten beide in Begleitung des uns schon bekannten Dietrich Schwalbe und fünf anderer Knechte die Reise an. Mit einer Art von Stolz sah die Mutter ihre Söhne scheiden, denn beide waren, das durfte sie sich sagen, stattliche Männer, und namentlich Dietrich, jetzt 26 Jahr alt, in der vollesten und schönsten Blüthe der Männlichkeit, wohl geschaffen, ein weibliches Herz in Versuchung zu führen. Halb und halb betrachtete sie die Reise wie eine Brautfahrt ihres Sohnes, und mit inniger Theilnahme malte sie sich im Geiste Elisabeths Empfindungen bei seiner gewiß von ihr ersehnten Ankunft. Sie zweifelte nicht, dieser Besuch würde zur Reife bringen, was

die erste Bekanntschaft bloß erblühen ließ. Mit herzlicher Liebe ertheilte sie ihm dazu im Stillen ihren Segen zur Begleitung auf seinem Wege.

Unsere jungen Leute kamen am ersten Tage bis Rathenow, am zweiten über Brandenburg bis Potsdam, welches sie spät Abends erreichten. Letzteres war ein kleines Städtchen, das vorzugsweise vom Fischfang, Viehzucht und Ackerbau lebte. In den zahlreichen Waldungen um die Stadt waren in den Bäumen große Löcher eingehauen, in welchen Bienen baueten, und der Stadt einen ansehnlichen Honigertrag lieferten. Solche Baue wurden Beuthen genannt. Die Stadt hatte einige Handlung; außerdem waren die Gewerbe der Tuchmacher und Schuster am zahlreichsten besetzt.

Am andern Morgen, vor ihrer Abreise, besichtigten unsere Reisenden die kleine Stadt. Es waren etwa 50 Bürgerhäuser vorhanden mit nicht viel mehr als 300 Einwohnern. Vor dem Brandenburger Thore, zu welchem sie herein gekommen waren, lag der Kiez, ein Fischerdorf mit wendischen Bewohnern und elenden Häusern, die mit Stroh gedeckt waren, wie die Häuser in der Stadt, aber keine Schornsteine hatten. Das Dorf hatte seinen besonderen Schulzen. Die Stadt war von der Landseite her mit einem Wall und Graben versehen. Sie hatte nur zwei Thore, das Brandenburger, welches auf dem jetzigen neuen Markte stand, und am anderen Ende das Berliner, in der Gegend der jetzigen grünen Brücke. Dazwischen in der Mitte der Stadt lag auf einer kleinen Anhöhe die einzige, der heiligen Katharina geweihete Kirche, von einem Kirchhofe umgeben. Sie wurde später dem heil. Nikolaus gewidmet. Zwischen diesen Thoren lagen vier Straßen, sämmtlich von geringer Größe, und bildeten die eigentliche Stadt. Außer der einzigen Kirche war noch ein kleines Rathhaus vorhanden. Südlich vom Berliner Thore zog sich eine Straße von Fischerhäusern über die jetzige Burg- und heilige Geist-Straße fort bis gegen die Havel, und endigte an derselben mit der Burg Potsdam, auf der Stelle der jetzigen heiligen Geist-Kirche. Sie war auf der einen Seite von der Havel umgeben, auf der andern von einem Graben, über den eine Zugbrücke führte, und mit Wall und Mauer versehen. Das Hauptgebäude hatte vier runde Thürme, an jeder Ecke einen, und eine sehr feste

Lage [1]). Auf der Burg wohnte der Voigt oder Amtshauptmann. Die Stadt war mit vielen Sümpfen umgeben, durch welche nur einzelne Wege führten; die Berge in der Umgebung bedeckten dichte Eichenwälder. So reizend auch die Lage des Städtchens war, so hätte damals doch Niemand geahnet, wie viel aus demselben in der Folge gemacht werden würde.

Unsere Reisenden waren bald mit der Besichtigung der Stadt fertig. Sie berichtigten ihre Rechnung in der Herberge, und setzten sich zu Pferde. Es ging zum Berliner Thore hinaus, und nach der Burg hinunter. Neben derselben lag eine der Stadt gehörige Fähre, mittelst welcher Reisende und Güter über die Havel gesetzt wurden [2]), denn eine Brücke über den Fluß war damals in dieser Gegend nicht vorhanden. Der Weg führte neben Neuendorf fort über die Beke mittelst einer Brücke, die später den Namen Kohlhasenbrück erhielt, nach Zehlendorf, und dann über Steglitz und Schöneberg. Nachdem sie durch letzteres Dorf hindurch geritten, breiteten sich die Städte Kölln und Berlin vor ihnen aus. Dietrich erschaute sie mit freudiger Sehnsucht, denn leicht war es möglich, daß seine Elisabeth bereits unter einem dieser Dächer hausete, und fast unbewußt suchte er sich die Frage: welches mag es sein? durch ein fleißiges Suchen danach zu beantworten. Beide Städte nahmen sich mit ihren spitzen Kirchthürmen, unter welchen die Dominikanerkirche allein zwei hohe und zwei niedrigere zeigte, so wie mit ihren runden Thürmen auf den Stadtmauern, theils mit theils ohne Dach, recht stattlich aus.

Bald erreichten sie die Nähe der Stadt. Ein Paar Reiter gesellten sich zu ihnen, und wußten auf die Fragen der Quitzow's gute Auskunft zu geben. Der Weg führte zwischen Baumgärten und deren Zäunen hin. Hier und da lag ein einzelnes Haus an der Straße. Endlich standen sie vor dem Brückenhause des St. Gertraudtsthores, welches diesseits eines Armes der Spree in der jetzigen Spittelmarktstraße lag. Sie ritten durch den stark gewölbten Thorweg des niedrigen Gebäudes, und waren nun auf der Gertraudtenbrücke, deren erster Theil sich auf einer Insel in der Spree endigte. Die ganze Breite der Insel nahm ein dicker runder

---

1) Schmidt Geschichte und Topographie von Potsdam, S. 34, 35, 39, 57.
2) A. a. O. S. 35.

Thurm von sehr starkem Mauerwerk ohne Dach ein, durch dessen gewölbtes Thor der Weg genommen werden mußte. So wie man aus dem Thurme heraustrat, befand man sich, indem man die Insel verließ, auf dem zweiten längeren Theile der St. Gertraudtsbrücke, und hatte nun das ummauerte Kölln dicht vor sich. Die feste Mauer zog sich hier mit einer Menge kleiner bedachter viereckiger Thürme versehen, dicht am Wasser entlang, bis zu einem starken runden Thurme, der am Ende der Spreegasse, nahe der jetzigen Jungfernbrücke stand. Etwas weiterhin, vor ihm, wurde das Wasser sehr breit, und umspülte einige Inseln, den Werder, zwischen welchen Schleusen angebracht waren. Es erhoben sich auf der Insel mehrere Gebäude, unter andern eine Schneide- und Walkmühle, (auf der Stelle des ehemaligen alten Packhofs), und Fischerkähne waren auf das Ufer gezogen. Rechts hin bog die Mauer bald um und entzog sich der Ansicht. Hatte man die Brücke überschritten, so trat man durch den in der Mauer befindlichen viereckigen bedachten Thorthurm in die St. Gertraudtsstraße [1]).

Die hölzernen Häuser derselben hatten ein ziemlich städtisches Ansehen. Ihre zum Theil nach der Straße gewendeten gothischen Giebel waren mit Erkern und kleinen Vorbauten verziert, doch waren die meisten Häuser mit Stroh gedeckt. Etwas weiter hin, nicht weit vom Thore, lag St. Peters Kirche, ein fest gewölbtes dauerhaftes und schief gegen die Straße stehendes Gebäude, mit Schiefer gedeckt, auf der Ostseite mit einem niedrigen Thurme versehen, auf der Westseite mit zwei niedrigen thurmartigen Vorbauen zu beiden Seiten endigend, und auf der Seite nach der Scharrnstraße hin mit einem kleinen mit Bäumen besetzten Kirchhof umgeben. Am Ende der Grünstraße schloß die Stadtmauer die Aussicht.

Etwas weiterhin am Ende der Straße und an der Breiten Straßenecke lag das nachmalige Rathhaus der Stadt Kölln, ein ziemlich ansehnliches Gebäude, besonders nach der Gertraudten Straße hin, damals nur ein Privatgebäude. Rechts davon sah man die Roßstraße hinunter, wo man an der Spree das Köpnicker Thor erblickte, durch welches man mittelst einer Doppelbrücke über den hier in zwei Arme getheilten Fluß gelangte.

---

1) Vgl. den Plan in Küster's Altem und Neuem Berlin, Thl. I.

So wie man vor dem Rathhause vorbei war, sah man links die Breite oder Große Straße hinab, und an ihrem Ende die Kirchhofsmauer der Dominikanerkirche, hinter welcher sich die Stadtmauer fortzog.

Der Zug ging über den Marktplatz vor der Fischerstraße vorbei, an deren Ende ein runder zugespitzter Thurm die Stadtmauer schloß, nach dem Mühlendamm. Es war dies ein Damm, der über das Fluthgerinne zweier Mühlen hinwegführte, welche an der linken Seite desselben lagen. Man konnte hier den Fluß hinunter sehen, und erblickte weiterhin links die neue Brücke. Gleich nachdem man den Mühlendamm überschritten hatte, erreichte man den alten Markt (jetzigen Molkenmarkt), an dessen einer Seite die Kirchhofsmauer von St. Nikolai Kirche hinzog. Auf der andern Seite stand das Berliner Rathhaus. Sie ritten über diesen hin in die Spandauerstraße nahe der Neezengasse, wo sie in der Herberge zum goldenen Hechte verabredetermaaßen einkehrten.

Es war ein lebhaftes Gewühl, denn es wurde Wochenmarkt gehalten, und eine Menge von Lebensmitteln wurde zum Kauf gestellt. Auch in der Herberge war es sehr lebendig; zu seiner großen Betrübniß aber erfuhr Dietrich, daß Herr Apitz nicht anwesend sei, obgleich verabredet worden war, sich hier in der gemeinschaftlichen Herberge zusammen zu finden. Indessen war es noch ziemlich früh am Tage, und er konnte noch kommen. Dietrich beschloß deshalb, seine Geschäfte zu besorgen, um nachher um so ungestörter sich der Freude des Beisammenseins hinzugeben.

Er kleidete sich sehr sorgfältig an, und ging dann mit seinem Bruder nach dem neuen Markte, wo in der Nähe der Marienkirche der Kaufmann wohnte, mit welchem er in Geldgeschäften zu unterhandeln hatte. Nachdem dies beendigt war, gingen beide zum Prior des Dominikanerklosters in Kölln, am Ende der Brüderstraße, an welchen sie vom Bischof Johann zu Havelberg einige Aufträge hatten. Ihr Weg führte sie durch die Spandauerstraße nach der St. Georgenstraße (jetzigen Königsstraße), die sie gegen die Spree hin durchschritten. Die Häuser im Nicolai-Viertel (die östliche Seite der jetzigen Poststraße) zogen sich links hin, und vor denselben standen einzelne Gebäude, hinter welchen die Spree einen ansehnlichen fast doppelt so breiten Fluß als jetzt bildete. Rechts lag die heilige Geiststraße, aus einer Reihe

Häuser bestehend; gegenüber bis zur Spree hin lagen einzelne Häuser und elende Hütten in Gärten, an deren Zäunen ein schmaler Gang am Wasser hinführte, der mit Tuchmacherrahmen und Füllerbuden besetzt war, denn die ganze heilige Geiststraße war von Tuchmachern bewohnt. Am Wasser und auf demselben lagen die Walkplätze und Waschbänke. Dieser Gang, etwas östlicher als die jetzige Burgstraße gelegen, hieß hinter der heiligen Geiststraße. Hier fing die neue Brücke an, welche später die lange genannt wurde, da sie wirklich eine ansehnliche Länge, fast bis zur jetzigen Poststraße, hatte, und auch weiter auf den nachmaligen Schloßplatz führte. Die Stadt Berlin zog sich am Fluß entlang bis zur jetzigen neuen Friedrichsstraße. Kölln aber endigte auf der Nordseite des jetzigen Schlosses, wo sich die Stadtmauer mit einigen Häusern, der kleinen Burgstraße gegenüber, an den Fluß zog.

So wie unsere Reisenden die Brücke überschritten hatten, befanden sie sich auf einem fast wüsten Platz, der bei dem kothigen Wetter überaus schmutzig war, denn er so wenig als irgend ein anderer Theil beider Städte war gepflastert. Eine Anzahl Schweine, welche Köllnischen Bürgern aus der Breiten Straße gehörte, wälzte sich im Kothe, und weiter gegen die Spree hin hüthete ein Mädchen auf einem Grasplatze eine Heerde Gänse. Die Breite Straße hatte auf der linken Seite nur einige Häuser, alles Uebrige waren nach dem Fluß hin gelegene Baumgärten, Holzplätze und Zimmerplätze, meist jedoch umzäunt. Vor unseren Reisenden lag die Kirche der schwarzen Brüder, oder wie sie auch genannt wurde, die Prediger- oder Dominikaner-Kirche, mit ihrem Kirchhofe. Nachdem sie sich so gut wie möglich durch den Schmutz, der den Platz zwischen der Kirchhofsmauer und der neuen Brücke bedeckte, hindurch gearbeitet hatten, standen sie vor einem viereckigen massiven Glockenthurme, der aus zugehauenen Feldsteinen sehr stark aufgemauert war, und das Thor des Kirchhofs bildete. Sein Geläute galt als das schönste beider Städte. Er war in gothischem Style zierlich gebaut, und enthielt in seinem unteren Theile überaus starke Gewölbe, welche zu Gefängnissen benutzt wurden. Links und rechts von ihm zog sich die Kirchhofsmauer von Ziegelsteinen hin, an welcher in einer Reihe von Buden Kaufleute ihre Waaren feil hielten [1]). An der Bude

[1]) Küster's Alt und Neu Berlin, Thl. I. S. 49.

eines Goldschmiedes machten unsere jungen Leute einige Einkäufe welche sie zu Geschenken für die Leute des Herrn Apitz bei ihrer Abreise von Teupitz bestimmten, und welche der mitgenommene Diener in Empfang nahm.

Sie gingen an der Budenreihe gegen die breite Straße entlang, und wandten sich dann um die Ecke der Kirchhofsmauer, welche hier gegen die jetzige Stechbahn hin zog. Dieser Theil der Mauer hatte einige Verzierungen von Sandstein, und zwei Thore mit zierlich durchbrochenen eisernen Thüren versehen, führten auf den Kirchhof. Das Kirchengebäude stand nicht mitten auf dem Kirchhofe, denn dieser war auf der gegenüber liegenden Seite viel breiter, als diesseits. Die Seite der Kirche gegen Abend hin, hatte einen schönen Eingang, und man konnte durch ihn gerade auf den Chor sehen [1]). Oben hatte die Fronte sehr zierliche Giebel, und zu jeder Seite erhob sich ein gothischer nicht besonders hoher Thurm. Der Grundriß zeigte die Form eines Kreuzes, und an der Seite nach der Brüderstraße wie nach der entgegengesetzten nach der Stadtmauer hin, war die Kirche ebenfalls mit einem Giebel versehen. Zwischen den Fenstern mit runden Scheiben erhoben sich die gewöhnlichen Strebepfeiler. Im Chor waren sieben Fenster, und die Kirche reichte mit demselben bis nahe an den Glockenthurm. Das hintere Dach der Kirche trug gleichfalls einen kleinen Thurm.

An der Ecke der Brüderstraße lag das Dominikanerkloster, unmittelbar mit der Kirchhofsmauer gränzend, und selber von einer hohen Mauer umgeben. Unsere Reisenden erhielten den Einlaß, und wurden dem Prior vorgestellt. Es war ein alter ehrwürdiger Greis, und ein großer Verehrer des Bischofs Wepelitz. Sie fanden bei ihm den Propst von Berlin, Herrn Ortwyn, als Besuch. Auf diesen schienen unsere Reisenden einen sehr gefälligen Eindruck zu machen; er kannte Herrn Apitz sehr genau und war voll seines Lobes. Seine Freundlichkeit ging so weit, daß er die Quitzow's bat, ihn nach seiner Wohnung zu begleiten und gastfreundlich bei ihm einzusprechen, was sie mit Dank annahmen.

Unterdessen war es Abend geworden, und der Himmel bewölkt. Die Klosterglocke läutete zur Hora, und der Prior mußte

---

[1]) Küster's Alt und Neu Berlin, S. 30.

zur Kirche, durch deren trübe runde Scheiben der Schein der Wachslichter nur matt herüber leuchtete. Die Fremden empfahlen sich mit dem Propst; ein Knecht leuchtete mit einer dunkeln Laterne voran. Knarrend schloß sich die Klosterpforte, Orgeltöne klangen aus der Kirche und zitterten hin über die Gräber derer, welche zahlreich auf dem Kirchhofe in Frieden schliefen. Wiederum ging es über den Platz nach der neuen Brücke. Der Wind wehete scharf, und ein Stoß desselben verlöschte das Licht der Laterne. Es war so finster, daß man kaum bemerken konnte, wie eilig die vom Winde gepeitschten Wolken am Himmel dahin zogen. Man mußte sich auf Herrn Ortwyn's Kenntniß des Locals verlassen, und tappte in der dichten Finsterniß weiter. Indessen mußte diese Kenntniß doch nicht zu sicher sein; denn Johann schrie plötzlich: Halt! ich habe meinen Stiefel verloren. — Er war im Kothe stecken geblieben, und Johann hatte den Fuß ohne ihn herausgezogen. Der Knecht tappte im Finstern danach umher, sorgfältig prüfend, ob er selber auch nicht zu weit in den Morast gerathe, und fand ihn endlich, so daß sich Johann wieder bestiefeln konnte. Wir müssen mehr rechts gehen, sagte Herr Ortwyn, und man kam wirklich auf festeren Sand, näher gegen die Gärten der breiten Straße. Unmittelbar darauf aber stolperte Dietrich, und stürzte der Länge nach hin. Er fiel über einen nicht kleinen Gegenstand, und hörte sofort unter sich ein eigenes Geschnarche und Gegrunze. Gleich darauf aber erhielt er einen derben Faustschlag ins Genick, der ihn so in Harnisch brachte, daß er wild darauf losschlug, und den unter ihm Liegenden tüchtig zerarbeitete. Aber auch dieser war nicht faul, und es gab eine harte Balgerei, bis Johann seinem Bruder zu Hülfe kam, und der unten Liegende um Gnade bat. Gleich darauf standen beide wieder auf ihren Beinen.

Der Fremde. Sagt mal, Herr, was wollt ihr von mir, und warum prügelt ihr mich?

Dietrich. Das frage ich dich. Was legst du dich hier quer in den Weg?

Der Fremde. Ist denn hier nicht Platz genug dazu? He? Ein Köllnischer Bürger kann sich in Kölln hinlegen, wo er will, — ja, — wo er will, sag' ich euch, und ich habe mich hierher legen wollen. Was habt ihr dawider? He?

Dietrich. Nichts, als daß ihr mir in den Weg gekommen seid.

Der Fremde. Seht mal, da seid ihr im Irrthum. Ich habe ja stille gelegen, ganz stille, und ich glaube gar, ich habe geschlafen. Wie kann ich euch denn da in den Weg gekommen sein, wenn ich stille liege, he? Ich bin gar nicht gekommen, sondern ihr seid gekommen, he?

Dietrich. Mag sein; warum legt ihr euch aber in den Weg?

Der Fremde. J Gott, da hab ich mich nicht hingelegt, sondern da bin ich hingelegt worden. He he he he — der Gevatter Niklas sagte gleich: Na, sagte er, das Bernauer Bier ist stark, und wird wohl wieder stärker sein, als ihr, Gevatter Köhne, — ja, — so sagte er, und da hat er Recht gehabt, es ist ein Heidenbier, das — He, he, na, lebt wohl Gevatter, lebt wohl, morgen sehen wir uns wieder, wenn wir beide noch leben. (Er tappt nach Dietrich's Hand und hält sie fest.) Ja und wenn wir nicht mehr leben, oder gar sterben sollten, ach Gott, das wäre doch gar zu schrecklich, — meine armen Würmer, — ach, und ihr Gevatter, hu, hu, hu, — wie würdet ihr mich bedauern, wie würdet ihr weinen, ach Gott, wenn ich da läge und kein Glied rühren könnte, hu hu hu. Ihr würdet ganz trostlos sein, und ich spräche dann: lebt wohl, lebt wohl, —

Lebt wohl, lebt wohl, sprach Dietrich, und machte seine Hand los, indem man weiter schritt. Verblüfft stand der Trunkene da, und versuchte nachzusehen, so weit als er es vermochte.

Man erreichte die neue Brücke und schritt hinüber. In der nächsten Straße steckte der Knecht seine Laterne in einem Kaufmannsladen an. Jetzt schritt man im Nicolaiviertel, die jetzige Poststraße, hinunter, und bog in die Propstgasse ein, wo der Propst, der Kirche gegenüber, wohnte. (Das Haus gehört jetzt dem Luisenstifte.).

Ein hübsches junges Mädchen, die Haushälterin des Propstes, öffnete auf sein Klopfen, und leuchtete mit einem Lichte voran. Nachdem sie in das Zimmer eingetreten waren, befahl der Propst Wein zu bringen, und trank unseren Freunden Willkommen zu, das sie herzlich erwiederten.

Ortwyn. Seht ihr, liebe Herren, da seid ihr nun schon seit eurem Eintritte in Berlin in dem zweiten geistlichen Gebäude

und ihr scheint aus den Händen der Geistlichkeit gar nicht herauszukommen. Denn wenn ich es genau nehme, ist es fast das dritte.

Dietrich. Wie das?

Ortwyn. Das Haus dicht neben eurer Herberge ist auch eine Art von geistlichem Gebäude; denn ehe das Kloster der grauen Franziskanermönche in der Klosterstraße gestiftet war, vor mehr als hundert Jahren, befand sich hier ein Lectorium dieser Mönche, welches in dem Hause seinen Sitz hatte, und es soll von ihm aus ein unterirdischer Gang bis zum grauen Kloster gehen. Das alte Haus galt als das älteste in Berlin, und gehörte der alten mächtigen und reichen Familie von Blankenfeld. Das jetzige haben die Blankenfeld's und Henning Stroband erst nach der letzten großen Feuersbrunst, und zwar sehr klosterähnlich wieder aufbauen lassen [1]). Nehmt euch in Acht, ihr Herren. Man sagt, es gehe des Nachts noch oft ein grauer Mönch um, und wenn gleich der Herbergswirth es nicht gern hört, wenn man davon spricht, und nichts davon wissen will, auch alles thut, um das Gerede zu unterdrücken, so mag doch wohl mehr an der Sache sein, als man meint und verräth. Ihr werdet jedoch von dem Mönche nichts zu fürchten haben, da die Erfahrung zeigt, wie gut ihr bei der Geistlichkeit angeschrieben seid. Stoßt an! Adel und Geistlichkeit sollen leben, denn beides sind die einzigen Stände, welche zu leben verstehen.

Dietrich. Wohl ehrwürdiger Herr, es gelte. Beide gebrauchen das Gemeine zu gemeinem Dienste, der nicht entbehrt werden kann; aber beide streben nach Höherem und Besserem.

Ortwyn. Recht, ihr seid mein Mann, so ist's recht. Auf gute Bekanntschaft und Freundschaft, ihr Herren! Frisch ausgetrunken.

Johann. Uns bestens und schuldigst zu bedanken.

Ortwyn. Nichts von Dank, was da! Ich hab' das ritterliche Wesen gern, und wär' ich nicht ein Geistlicher, ich möcht' am liebsten ein Ritter sein. Marie, eine frische Flasche. — Ihr habt mir durch euren Besuch eine rechte Freude gemacht.

Marie brachte die Flasche, und als sie das Zimmer verlas-

---

1) Küster's Alt und Neu Berlin, Thl. III. S. 68, 69. (Jetzt Nr. 46 in der Spandauerstraße.)

sen hatte, sagte Dietrich: ihr habt da eine recht hübsche Haushälterin, ehrwürdiger Herr.

Ortwyn. Gefällt sie euch? Glaub's wohl, und ist schon manchem so gegangen. Ist eine Nichte von mir, und sonst ein wohlgezogenes Kind. Na, ihr Herren, der Wein ist gut, trinkt. Habt ihr was Liebes? O, braucht nicht zu beichten, kann mirs schon denken. Also, was wir lieben! Ja, schaut mich nicht so verwundert an, ob dem: Wir. Lieb' ich denn nicht meinen Schutzpatron, meine Kirche, meinen Stand und euch? Seht, ich trinke damit zugleich eure Gesundheit.

Johann. Gut gemacht, ehrwürdiger Herr. Aber erlaubt uns nun, unsere Herberge zu suchen.

Ortwyn. Erst müßt ihr noch mit mir einen Nachtimbiß genießen. Maria, mach Anstalten!

Es half kein Weigern. Sie mußten bleiben und thaten es gern, theils weil der Mann ihnen gefiel, theils weil der Magen sein Recht verlangte. Herr Ortwyn war ein Feinschmecker, und tischte gar gute Sachen auf. Endlich schlug der Thürmer auf dem gegenüber stehenden Thurme die neunte Stunde an, als man sich zum Gutenachttrunk anschickte.

Beide Quitzow's wurden mit Herzlichkeit und dem Versprechen, wieder zu kommen, entlassen. Sie gingen an der Nikolai-Kirchhofsmauer hin, und hatten bald die nah gelegene Herberge erreicht. Hier war es bereits sehr ruhig geworden, denn fast alles hatte schon die Lagerstätte gesucht. Nur der Hausknecht saß noch da, und nickte auf seinem Schemel schlaftrunken, daß er mit dem Kinn auf den Brustkasten stieß. Schläfrig zündete er am Kiehnfeuer eine Wachskerze an, und leuchtete die Fremden eine Treppe hinauf bis in ihr Zimmer. Schlaftrunken, ohne ein Wort zu sagen, wankte er wieder hinaus.

Unsere beiden jungen Leute waren, ungeachtet der ungewohnte Wein sie sehr aufgeregt hatte, überaus müde. Beide zögerten daher nicht, sich zu entkleiden, und das Lager zu suchen. Das Bette war nach der damaligen Sitte sehr breit und hoch; man schlief zu jener Zeit gern in gemeinschaftlichen Betten, und auch hier war darauf gerechnet, daß beide das eine vorhandene Bette benutzen würden, das übrigens für mehr als zwei hinreichenden Raum enthielt. Bald lagen sie, und Johannes löschte das Licht aus.

In wirren Bildern tanzten die Erlebnisse des Tages vor den geschlossenen Augen vorüber. Dietrich fühlte noch einige der erhaltenen Püffe nach, aber weniger aufgeregt, als Johannes, schlief er bald ein, obwohl er einigemale mit den Armen stark um sich focht. Johannes wurde durch das ungewohnte Getute der Wächter, welche die Stunden abriefen, und dazu auf großen Hörnern bliesen, wieder aufgeweckt, und warf sich unruhig umher. Zuweilen war es ihm, als ob das Bett sich drehete, und das Zimmer um ihn her tanzte, dann machte wieder die Müdigkeit ihr Recht geltend, und versetzte ihn in jenen Mittelzustand zwischen Wachen und Träumen, wo die Traumbilder sich zu nähern scheinen, und wenn man sie betrachten will, wie Nebel entschwinden; mitunter war es auch der Sturm, welcher die Windfahnen knarrend drehte, und heftig gegen die Fenster stieß, der ihn erweckte. Wunderliche Gebilde tauchten in seiner Phantasie auf, und verschwammen wie Wellengekräusel. Des Propstes niedliche Nichte trat als Dominikaner-Prior in dessen Kutte vor sein Auge, und schnitt ihm allerlei Grimassen, daß er ärgerlich davon erwachte, und noch vernahm, wie er „Hinweg, hinweg" geschrieen. Eben riefen die Wächter die Geisterstunde ab. In sein halb geöffnetes Auge fiel der Schimmer eines Lichts. Er richtete sich auf, und starrte halb sinnlos in das Zimmer. Kaum trauete er seinen Augen, denn vom Bette hinweg schlich eine graue Gestalt wie die eines Mönches, mit einer kleinen Lampe in der Hand, und ging langsam nach der Thüre, die sie leise öffnete und verschloß. Dietrich, rief Johann, und stieß ihn unsanft in die Seite, Dietrich, der spukende graue Bruder ist da. Dietrich war nur schwer zu ermuntern, und als er endlich begriff, was sein Bruder wollte, sprach er: ich sehe ja nichts?

Johann. Er ist hinausgegangen, aber ich habe ihn gesehen, er war hier.

Dietrich. Du hast geträumt.

Johann. Gewiß nicht. Ich weiß daß ich wachte.

Dietrich. Was wollte er denn?

Johann. Was weiß ich's. Gesprochen hat er nichts. Er ist still hinausgegangen.

Dietrich. Nun denn, so laß mich schlafen, und wecke mich, wenn er wiederkommt. Er legte sich auf die andere Seite, und hatte eigentlich kaum aufgehört zu schlafen.

Allein es dauerte nicht lange. Es rasselte leise ein Schlüssel in der Thüre, sie öffnete sich, und herein traten zwei graue Gestalten, alte Männer mit weißen Bärten, von denen der eine eine Lampe trug. Johann stieß seinen Bruder an, und dieser, durch die ungewöhnliche Erscheinung sofort ermuntert, starrte sie schweigend an.

Die beiden Alten näherten sich dem Bette langsam und still. Endlich rief Dietrich: Was wollt ihr?

Der eine Alte öffnete den Mund und sprach: ich will nehmen, was mein ist, und was mir vorenthalten wird. Es muß mir herausgegeben werden, damit meine müden Glieder Ruhe finden, wonach sie sich sehnen, oder es wird nicht gut.

Johann. Sprecht, guter Vater, soll man euch Seelmessen lesen lassen? Was habt ihr noch hier zu thun auf der Erde, was noch hier zu suchen?

Der Alte. So ist das junge Volk. Sie meinen, wenn man alt ist, habe man nichts mehr auf der Erde zu suchen. Aber ich wandle noch auf Erden, wenn auch als ein müder Gast; um so mehr verlangt mich nach Ruhe. Darum weigert euch nicht, liebe Herren, mir dazu zu verhelfen.

Der andere Alte. Ja, liebe Herren, laßt euch ohne Lärmen im Guten dazu bewegen.

Dietrich. So sagt uns, was ihr verlangt.

Der Alte. Seht ihr? Wie ich gedacht habe. Sie thun, als verstehen sie uns nicht.

Dietrich. Sollen mir Gott und alle seine Heiligen helfen, wenn ich weiß, was ihr wollt.

Der Alte. Eine Lagerstätte will ich, um zu ruhen, um die ihr mich gebracht habt.

Dietrich. Guter Vater, ihr redet irre; ich kenne euch nicht. Seid ihr verunglückt, und liegen eure Gebeine nicht in geweihter Erde, so sagt, wo wir sie finden, und wir wollen ihnen eine geeignete Ruhestätte anweisen lassen.

Der Alte schüttelte den Kopf unmuthig, und sprach: was schwatzest du da für hirnloses unverständliches Zeug von meinen Gebeinen. Fast glaube ich, sie besser beisammen zu haben, wie ihr die eurigen. Es ist spät, und unziemlich von euch, mit dem Alter Narrentheidinge zu treiben. Sagt daher kurz, ob ihr mir Platz machen wollt?

Dietrich. Wie denn, hier im Bette?

Der Alte. Ja freilich, wo denn sonst?

Johann. Ihr wollt euch zu uns legen?

Der Alte. Wenn ihr nicht aufstehen wollt, ja!

Johann war mit einem Satze zum Bett heraus, und auch Dietrich streckte unwillkürlich die Beine hervor, und setzte sich aufrecht.

Dietrich. Was wollt ihr denn aber in diesem Bette?

Alter. Seltsame Frage, was thut ihr denn darin?

Dietrich. Nun, mein Gott, wir schlafen darin, aber ihr?

Alter. Habt Dank, liebe Herren, daß ihr auf meine Bitte hört. Ihr scheint das Alter doch mehr zu ehren, als eure Worte und euer Spott vermuthen ließen. Also darf ich mich niederlegen? Und ihr geht in ein ander Zimmer?

Dietrich. Wo sollen wir denn hin; dies ist ja unser Zimmer?

Der Alte. Ja, verzeiht, — was so die Welt wohl unser zu nennen pflegt, wenn sie was nimmt, was ihr nicht gehört. Aber genau genommen ist das Zimmer mein.

Dietrich. Das mag wohl sein; vor mehr als hundert Jahren ist es vielleicht eure Zelle gewesen, und ihr habt euer Anrecht noch nicht aufgegeben.

Der Alte starrete Dietrich an, und schüttelte den Kopf. Weiß ich doch nicht, was eure wunderlichen Reden bedeuten sollen. Thut mir aber den Gefallen, liebe Herren, und begebt euch fort. Wollt ihr eure Kleidung und Waffenstücke hier lassen, so könnt ihr sie morgen abholen lassen.

Dietrich. Von meinen Waffen trenn' ich mich nicht. Aber wo sollen wir denn hin?

Der zweite Alte. Liebe Herren, es kommt mir vor, als walte hier ein Irrthum ob. Habt ihr dies Zimmer vom Wirth erhalten?

Dietrich. Ja freilich, wie denn sonst?

Der Alte. Erkennt ihr es denn als euer Zimmer? Seht euch um; vielleicht habt ihr euch im Finstern versehen.

Dietrich und Johann folgten der Aufforderung, ohne sich vom Fleck zu rühren, aber es währte nicht lange, so wurden sie inne, daß sie in der That nicht in dem ihnen angewiesenen Zimmer waren, und beide standen verdutzt und rieben sich die Augen.

Dietrich. Das ist doch wunderlich. Warum kommt ihr, uns auf unsern Irrthum aufmerksam zu machen, und unterbrecht eure Ruhe, nach der euch so verlangt?

Der zweite Alte. Weil dies Zimmer diesem Manne angehört, das er vom Wirth gemiethet, und ihr sein Bette eingenommen hattet.

Dietrich. Wie, ihr seid also keine Gespenster?

Verwundert sahen sich die Alten an, und schüttelten die Köpfe. Lieber Herr, fing der Alte an, ihr habt vor Schlafengehen wohl ein wenig stark gezecht. Mag's sein. Daß wir aber keine Gespenster sind, hättet ihr wohl leicht sehen können. Aber ihr scheint die Sache noch nicht zu begreifen. Laßt euch sagen: Mein alter Freund da hat bis Mitternacht bei mir auf meinem Stübchen gesessen, wo wir ein Horoskop gestellt. Als er seine Lampe nimmt, und sich nach seinem Zimmer begiebt, geht er an sein Bette, und findet zwei junge Gesellen drin, von welchen ihm der eine zuruft: hinweg, hinweg. Er sieht an den Kleidern und Waffen auf dem Tische, daß es Junker sind, und ihr wißt wohl, daß diese in den Herbergen manchmal friedliche Gäste aus ihren Kammern vertreiben, wenn eben Mangel an Platz ist, und sich dafür einnisten. Nun, mein alter Freund fühlte sich zu schwach, um mit euch anzubinden, und schlich sich zu mir, sein Leid zu klagen, und ich wollte versuchen, ob gute Worte vielleicht etwas vermöchten. Dank euch, daß ihr Leute seid, die das Alter ehren.

Dietrich. Wenn es so ist, so nehmt nichts für ungut. Wir hielten euch für spukende Mönche. Erlaubt uns nur zuvor, uns so weit zu bekleiden, daß wir unser Zimmer suchen können.

Es geschah. Mit Hülfe der Lampe und der Erinnerung gelang es endlich; der Schlüssel steckte in der Thür, es war ihr Zimmer, denn ihre Sachen lagen darin. Sie holten, was in dem Zimmer des Alten zurück geblieben, der dienstfertig half, und wünschten einander gute Nacht. Ihre Wachskerzen hatten sie angezündet mitgenommen.

Hätt' ich doch darauf geschworen, ein Paar Geister aus dem Fegfeuer vor mir zu sehen, sprach Johannes; und weiß Gott, es war mir, als ob sie ganz branstig röchen. Ja selbst jetzt noch hab' ich den Geruch nicht verloren. Was doch die Einbildung thun kann.

Dietrich. Du hast recht, mir geht es eben so, und ich erin-

nere mich, als der Alte auf dem Flure vor uns her ging, hab' ich den Geruch sehr deutlich empfunden.

Johann. Laß sie; sie mögen in Frieden ruhen, aber auch wir wollen wieder das Bette suchen. Horch, drüben im Thurme schreien die Eulen. Das bedeutet nichts Gutes.

Dietrich. Nicht doch; es ist der Wind, oder eine Wetterfahne. Durch das Windgebrause kann man wohl die Eule bis hierher nicht hören. Es ist aber kaum der Mühe werth, sich wegen der Paar Stunden Schlafs wieder zu entkleiden. Wie lange wird es dauern, muß man aufstehen. Ich werfe bloß das Wamms ab.

Johann. Ich auch, um so schneller sind wir im Bette.

Gesagt, gethan, und beide lagen diesmal nicht lange munter. Bald schloß der Schlaf die müden Augen, und es gewann den Anschein, als würden sie das Versäumte nachholen können.

Funfzehntes Kapitel.

Allein kaum mochten sie eine Stunde geschlafen haben, als sie durch das wiederholte und anhaltende Tuten der Wächter geweckt wurden. Vom Nicolaithurme ertönte die Sturmglocke, und der laute Ruf: Feuer, Feuer, erscholl durch die Straßen und durch das Haus. Ein lautes Getümmel auf dem Markte, und das Durcheinanderschreien vieler Stimmen zeigte, daß der Feuerlärm schon seit einer Weile fortgedauert haben müsse.

Unsere beiden Junker sprangen eilig aus dem Bette, und stürzten nach dem Fenster, sobald sie ihre Wämser übergeworfen. Der Kirchhof und die Straße lag finster vor ihnen, einige sich hin und her bewegende Laternen reichten eben hin, erkennen zu lassen, daß bereits viele Menschen versammelt waren. Man sah kein Feuer nach dieser Gegend; aber das spitze Schieferdach des Nicolaithurms erglänzte in röthlichem Schimmer, und der goldene Knopf desselben funkelte in kupferrothem Lichte. Das Feuer muß nach der anderen Seite hin sein, rief Johann, und beide Brüder sprangen zur Thüre hinaus auf den Flur. Nur wenige Schritte um die Ecke bedurfte es, um ihnen die Gefahr, in welcher sie schwebten, zu zeigen. Das Flurfenster nach dem Hofe wurde von der aus dem Dache eines niedrigen Seitengebäudes auf dem Hofe aufschlagenden Flamme seiner ganzen Länge nach beleckt, die Scheiben sprangen und das Blei war geschmolzen, und so eben schlug die Flamme durch das Fenster in den Flur hinein. Nahe an diesem Fenster führte die Treppe zur Erde. Ein Quitzow'scher Knecht stürzte allein hinauf, um die Sachen seiner Herren zu retten, und Johann begab sich mit ihm nach dem Zimmer. Es war keine Zeit zu verlieren. Dietrich wartete indeß, um nicht ohne seinen Bruder hinab zu gehen. Schauerlich und mit wankendem ungewissem Lichte beleuchtete die

oft von dickem Rauche halb erstickte Flamme die Gegenstände, bis ein Windstoß sie wieder kräftigte, daß die Wände grell und fast blendend erglänzten.

In einem Seitengange öffnete sich eine Thür, und eine weibliche Gestalt im Nachtkleide trat daraus hervor. Um Gott, rief Dietrich, Frau oder Jungfrau, was ihr sein mögt, ihr habt keine Zeit zu verlieren, wollt ihr euch retten. Seht her, das Feuer ergreift die Treppe sogleich.

Sie trat vor, und mit Entsetzen rief sie: Heilige Jungfrau, rettet meinen Vater, da drinnen im Zimmer; ich habe ihn noch nicht geweckt, um seinen Schlaf nicht zu stören, weil ich das Feuer nicht so nahe glaubte.

Johannes, der mit dem bepackten und hinunter eilenden Knechte wiedergekommen war, hörte ihre Worte, und stürzte in das Zimmer. Dietrich aber sprach: Gebt mir euren Arm, — Doch nein, — die Flamme ergreift eure Kleider, wenn ihr hinabgeht, schneller, als meine dicht anliegenden; ich muß euch tragen, nur rasch und ohne Säumen, hier frommt kein Zögern.

Damit schlang er seinen Arm um ihre Hüfte, und eilte die Treppe mit ihr hinab. Unten setzte er sie ab, reichte ihr die Hand, und führte sie vor das Haus.

Eine Menge geretteter Sachen lagen im Kreise, bewacht von ihren Eigenthümern, und wurden nach und nach weiter transportirt. Einzeln drängten sich Bürger mit Feuereimern und Handspritzen nach dem Hofe, um die dort Arbeitenden zu unterstützen. Feuerleitern und anderes Löschgeräthe wurden angefahren, und vor dem Hause hielten die Viertelsmeister Ordnung.

O Gott, mein Vater kommt noch nicht, wenn es nur nicht zu spät ist, rief Dietrichs Begleiterin. Sorgt nicht, antwortete dieser, mein Bruder wird das Mögliche thun, und im äußersten Falle setzen wir die Feuerleiter an das Fenster, und sie steigen durch dasselbe herab. Seht, da wird das Fenster eben geöffnet, und man wirft Sachen herab. Auch ist's ja möglich, daß euer Vater und mein Bruder schon unten sind; wer kann sie in dem Gedränge und in der Finsterniß erkennen, und wo wir stehen, wissen sie ja beide nicht. Sie können uns, und wir sie nicht auffinden. Drum ist mein Rath, wir begeben uns hier aus dem Gedränge fort, wo wir nur im Wege stehen, und man uns

stößt und tritt. Ist es euch recht, so laßt uns dort hinter die Kirchhofsmauer treten, wo wir gesicherter sind.

Schweigend reichte sie ihm die Hand, und beide gingen dem Kirchhofe zu, dessen Thür offen stand, da ein Weg hinüber führte. Er war nicht menschenleer. Dietrich führte seine Begleiterin an die mit Grabsteinen besetzte Mauer zwischen Gräbern entlang, bis sie der Herberge gegenüber standen. Hier trafen sie an der Mauer den Quitzowschen Knecht mit den Sachen seiner Herren, der Dietrich an der Stimme erkannte, und sich meldete. Dietrich fragte: wo sind die andern Knechte?

Knecht. Sie haben die Pferde und Sachen nach einer andern Herberge geführt, nach der goldenen Krone, und helfen jetzt löschen.

Dietrich. Gut. Trage meine Sachen eben dahin, und thue desgleichen. Um sechs Uhr melde dich dort.

Der Knecht packte die Sachen auf, und ging. Dietrich befand sich mit seiner Begleiterin allein. Wunderbar, sprach er, wie das Schicksal die Menschen zusammen bringt. Wer hätte gestern geglaubt, daß ich mit euch hier zwischen Gräbern in der Nacht Hand in Hand auf dem Kirchhofe stehen würde, zwei einander völlig fremde Personen, und noch dazu bei so stürmischem unangenehmen Wetter. Gut, daß wir durch die Kirche doch einigen Schutz gegen den Wind haben.

Die Jungfrau. Verzeiht Herr, wenn ich mich irren sollte; aber eure Stimme scheint mir nicht unbekannt, und hat mir gleich Vertrauen eingeflößt. Solltet ihr —

Dietrich. Wie? Auch eure Stimme ist — Mein Gott, ihr seid —

Die Jungfrau. Elisabeth, die Tochter des Herrn Apitz.

Dietrich. O mein Gott, wie überglücklich bin ich. Theure Elisabeth, euch halt' ich in meinen Armen? Er umschlang sie, und drückte in seliger Selbstvergessenheit den ersten Kuß auf ihre jungfräulichen Lippen, der schüchtern, aber warm erwiedert wurde. O, rief er, welch ein Glück kann zuweilen eine Feuersbrunst sein. Was hätte mir Seligeres begegnen können, als mit euch vereint, — doch weiß Gott, was ich rede; zürnet nicht, edle Jungfrau. Aber ihr habt mich zum seligsten aller Sterblichen gemacht, und in der Trunkenheit wägt man nicht die Worte.

Elisabeth. Ihr seid mein Retter nun schon zum zweitenmale. Wie viel Dank bin ich euch schuldig.

Dietrich. O nichts von Dank. Ach ein süßeres Wort kenne ich, daß, wenn es von euren Lippen tönte, mir des Himmels Seligkeit öffnen würde. Durch die Flammen des Schicksals wollt ich euch tragen, und sanft euch betten, hoch über den Graus der Verwüstung, und über die Gräber hinweg euren Fuß sicher leiten, daß er nicht strauchelte, — o mit euch schritte ich nicht, ich flöge der Ewigkeit entgegen. Elisabeth, theure Elisabeth, sprecht in diesem glücklichen Augenblicke, wäre ich euch der Mann, mit dem ihr den kühnen Flug unternehmen möchtet?

Elisabeth schmiegte sich sanft an ihn, und lispelte kaum hörbar; ich habe noch niemanden so innig geliebt als euch. Und nochmals fanden sich ihre Lippen zusammen in einem langen Kusse, der alles ergänzte, was die Lippe nicht auszusprechen vermochte.

Wohlan denn, sprach Dietrich, den Bund, der über Gräbern geschlossen wurde, soll auch nur das Grab trennen. O Elisabeth, welch eine Aussicht in das herrliche Leben hat mir euer beglückendes Wort geöffnet. Wie warm will ich euch in mein Herz betten, und — — aber mein Gott, ihr friert? Freilich, die dünne Nachtkleidung. Wo nehmen wir nun etwas her, euch zu bedecken.

Elisabeth. Laßt, laßt! Wüßte ich nur, wo mein guter Vater ist. O Gott, daß ich ihn fast vergessen konnte!

Dietrich. Herr Apitz, es ist wahr! Gerettet ist er ohne Zweifel, dafür hat Johann gesorgt. Aber wo er ist, werden wir wohl vor Tag nicht erfahren.

Ihr könnt ihn bei mir finden, junger Herr, sprach eine dunkle Gestalt, die so eben auf sie zugeschritten kam. Kommt nur mit, an eurer Stimme hab' ich euch gleich erkannt, auch euer Bruder ist bei mir. Kommt, und säumet nicht.

Dietrich. Wer seid ihr?

O, was habt ihr für ein Gedächtniß für eure Freunde, Herr Quitzow, kam die Antwort. Sollte man doch glauben, ihr hättet den Propst Ortwyn in eurem Leben nicht gesehen.

Dietrich. Et, ihr seid es, ehrwürdiger Herr? Verzeiht, daß ich euch nicht gleich erkannte.

Ortwyn. Na kommt nur, kommt. Da hat der Herr Apitz

doch ein ander Gedächtniß. Der kam mit eurem Bruder gleich zu seinem alten Freunde. Sie sitzen beide da im warmen Zimmer. Ich aber habe es übernommen, einmal nachzusehen, wie es mit dem Feuer steht, obgleich euer Bruder hinaus wollte. Aber auf meinem Kirchhofe weiß keiner so gut Bescheid als ich, und da bin ich gegangen. Wie steht es denn damit?

Dietrich wußte nicht recht, was er sagen sollte, denn in Wahrheit hatte er sich um das Feuer gar nicht bekümmert. — Ich vermuthe wohl, daß man seiner Herr geworden sein wird, denn das Vordergebäude brennt ja nicht, antwortete er.

Ortwyn. Weil es ein steinern Haus ist. Aber die Nebengebäude? — He, da kommt einer mit einer Fackel aus dem Hause gerade hierher. Wartet mal ein wenig. He Gutfreund, wie ist's mit dem Feuer?

Der Fackelträger. Bald gelöscht, ehrwürdiger Herr. Es hat nicht viel auf sich, nur ein Stall.

Ortwyn. Gott sei Dank. Nur hierher, meine Freunde, hier geht der Weg. So, seht ihr wohl, da ist mein Haus. Nun schreitet nur hinein.

Die Freude des Wiedersehens war herzlich, und Ortwyn leerte sofort darauf einen Becher. Erst jetzt kam man zur Verständigung über den Zusammenhang der Sache. Apitz war gegen Abend angekommen, und hatte sofort erfahren, daß die Quitzows eingetroffen, aber nicht zu Hause seien. Man hatte ihre baldige Rückkunft erwartet; als diese sich aber verzog, die Ruhestätte gesucht. Die Quitzows hatten in ihrer Aufregung, und Betäubung durch den genossenen Wein, vergessen, bei ihrer Zuhausekunft nach Herrn Apitz zu fragen.

Man erwartete den Anbruch des Tages, und aß dann bei dem freundlichen Propst die Morgensuppe. Durch Johannes Bemühungen wurden Elisabeths und Apitz's aus dem Fenster geworfene Kleider und Sachen, welche ein Viertelsmeister in Empfang genommen, nach der Propstei geschafft, und beide konnten sich wieder gehörig bekleiden. Bald darauf erschien der Herbergswirth, der erfahren hatte, wo seine Gäste geblieben, und lud diese ein, ihre verlassenen Wohnungen wieder in Besitz zu nehmen, die das Feuer verschont hatte. Die Treppe war durch Stützen und rasche Reparaturen einstweilen in benutzbaren Stand gesetzt, und

man folgte dieser Einladung, ließ jedoch die Pferde in der Herberge zur goldenen Krone.

Herr Apitz machte noch diesen Vormittag seine Geschäfte ab. Nach eingenommenem Mittagsmahle, das man natürlich gemeinschaftlich genoß, brach man auf, da es in der Herberge zu unordentlich zuging, um länger darin zu verweilen, wie man es anfänglich beabsichtigt hatte, und Herr Apitz nicht gern eine andere Herberge beziehen mochte.

Der Zug ging über den Marktplatz, und Elisabeth konnte es sich nicht versagen, dem Nikolai-Kirchhof einen Abschied nehmenden Blick zuzusenden. Es ging am Rathhause vorbei über den Mühlendamm, den Köllnischen Markt, und an der Ecke wandte man sich links in die Roßstraße, und erreichte da, wo jetzt die Roßstraßenbrücke ist, das Köpnicker Thor. Ein viereckiger bedachter Thurm ließ durch ein festes gemauertes Gewölbe den Zug auf die dahinter belegene Zugbrücke gelangen. Diese endigte mit einem zweiten Thurme derselben Art, der auf einer schmalen, aber sehr langen Flußinsel stand. Zu beiden Seiten zog sich vor ihm eine Strecke weit ein Wall. Durch ihn gelangte man auf die zweite Brücke, und so ins Freie. Vor dem Thore lagen Gärten und einzelne Häuser, an welche sich der Weg eine Zeitlang hinzog, dann gelangte man auf einen Damm, der über die flache Niederung bis zu dem höher gelegenen Lande, den Rollbergen führte, die bis gegen die Hasenheide hin mit Wein, und dann mit Wald, bedeckt waren.

Der übrige einförmige, nur durch Dörfer führende Weg war zum Theil sehr sandig, und gewährte nichts für die Unterhaltung. Indessen fehlte es nicht an Stoff dazu, und selbst die Abentheuer dieser Nacht konnten schon eine Zeitlang beschäftigen. Doch hatte Dietrich nichts von der nächtlichen Erscheinung des Mönches erzählt, und war mit seinem Bruder übereingekommen, darüber ganz zu schweigen, weil er sich schämte, so verdutzt gewesen zu sein. Man erreichte am Abend die Stadt Mittenwalde. Sie war eine der festesten in der Mark. Doppelte Gräben, in welche sich das Wasser der Notte ergoß, und ein starker Wall umgürteten sie. Dahinter erhob sich eine ungewöhnlich hohe feste Mauer, meist aus Feldsteinen aufgeführt, und mit Thürmen besetzt. Doch war es schon zu dunkel, um ihre Lage von Weitem zu erkennen. Aus den Fenstern des Georgen-Hospitals vor dem Berlinerthore

schimmerte Licht. Dunkel erhob sich daneben das alte Gebäude der Georgenkirche, und bald nachher passirten sie durch die Thorthürme, welche zu beiden Seiten durch starke Mauern verbunden waren, zwischen welchen die Tritte der Pferde mächtig schallten. In der Mitte der Stadt, der St. Moritzkirche gegenüber in der großen Straße erreichten sie die Herberge. Da man in der vergangenen Nacht wenig geschlafen hatte, so suchte man bald das Bette, und holte das Versäumte nach.

Am andern Morgen früh brach man auf, und zog zum Mühlenthore neben dem zugemauerten Thorthurme hinaus an den Mühlen vorbei, aus welcher die Frau Müllerin hinaus unsere Reisenden begrüßte, und sich schläfrig die Augen rieb. Am Motzener See zog sich der Weg entlang nach der Motzener Mühle, wo man rastete, und einen Imbiß nahm. Die Mühle liegt angenehm zwischen zwei großen Seen, an denen sich der damals noch ganz bewaldete Pomsberg mit steilem Gehänge hinzieht und eine hübsche Ansicht gewährt. An ihm und dem Ufer des Sputendorfer Sees ging der Weg fort, und hinter Sputendorf über eine Höhe hinweg, von welcher aus der inselreiche ansehnliche Teupitzsee mit dem Schlosse und Städtchen Teupitz und mehrere Dörfer übersehen werden konnten. Der Weg senkte sich am Abhange der Höhe hinab, die mit Wein reich bepflanzt war. Um nicht den halben See bis Teupitz hin umreiten zu müssen, hatte Herr Apitz unten am Berge mehrere Kähne stehen, mittelst welcher man nach dem mitten im See liegenden Schlosse Teupitz hinüber schiffen konnte. Auf ein gegebenes Zeichen stieß Mannschaft in einem Kahne vom Schlosse ab, und näherte sich dem Ufer. Die Herrschaften stiegen von den Pferden, übergaben diese den Knechten, und ließen letztere ihren Weg zu Lande fortsetzen.

Während man am Ufer wartete, hatte man Zeit, die überaus feste Lage des an sich schon sehr festgebauten Schlosses zu bewundern. Es lag auf einer Insel, fast mitten im großen See. Jenseits streckte sich ihm, vom Städtchen Teupitz her, eine Landzunge entgegen, ließ aber doch zwischen sich und der Insel ein breites Wasser, über welches eine ziemlich lange Zugbrücke führte, welche jedoch von der Seite, auf welcher unsere Reisenden standen, nicht gesehen werden konnte. Mehrere grüne und bebuschte Inseln tauchten aus dem blauen Gewässer freudig empor; links

lag auf einer weit in den See reichenden Landzunge das Dorf Schwerin, rechts am See lag Egsdorf, und weiterhin Mühlen und Dörfer, und hinter dem Schlosse zeigten sich in malerischer Unordnung die Strohhäuser des Städtchens Teupitz, aus welchen sich der Rauch bläulich in die Lüfte hob, und gegen die Weinberge und darüber empor ragende waldige Höhen reizend abstach.

Ihr wohnt wahrhaftig, wie eine Seejungfrau, sprach Dietrich zu Elisabeth, und fast fürchte ich, ihr seid eine Nixe.

Elisabeth. Seid nicht bange, Herr Dietrich. Ihr habt gesehen, ich bin in Gefahr gewesen, zu verbrennen, und so muß meine Macht über das Wasser wohl nicht groß sein.

Apitz. Auch seht ihr, daß wir keine großen Freunde vom Wasser sind, sonst hätten wir wohl die Berge rings um den See nicht mit Wein bepflanzt.

Dietrich. Zwei gute Beweise, gegen welche ich nichts einwenden kann Aber wahr ist es, ihr seid eurer Wohnung zufolge, ein wahrhafter Beherrscher des Wassers.

Die Knechte kamen mit ihrem Kahne heran. Man stieg in die bereit stehenden, und fuhr unter mancherlei Scherzen zum Schlosse. Erst jetzt zeigte sich die große Festigkeit der Lage und des Gebäudes vollständig, und setzte die Quitzows in Erstaunen. Wahrhaftig, rief Johann, wer diese Burg gebaut, hat einen guten Gedanken gehabt. Kein Felsengipfel wäre geeigneter gewesen, eine Burg zu tragen, als diese Insel. Die Lage und Bauart ist unvergleichlich.

Seid mir willkommen, ihr Herren, im Hause meiner Väter, sprach Herr Apitz, und schüttelte beiden derbe die Hand, willkommen für immer. Auch Elisabeth reichte beiden die Hand zum Willkommen, und Dietrich drückte einen Kuß darauf.

Herr Apitz lebte auf seiner Burg, wie ein Fürst, völlig unabhängig, und frei wie der Aar in den Lüften. Das Schloß gehörte damals zur Niederlausitz und namentlich zur Herrschaft Wusterhausen, deren Herr er war. Doch wurde ihm in den damaligen Verhältnissen diese Dependenz von der Lausitz nicht fühlbar.

Seine Besitzungen, zu welchen die Städte Wendisch-Wusterhausen, Teupitz und Buchholz nebst vielen Dörfern gehörten, um-

schlossen einen weitläuftigen Bezirk, der in der Regel das Schenkenländchen genannt wurde [1]).

Unsere Junker erhielten die schönsten Zimmer des Hauses mit reizenden Aussichten über den schönen See und auf die grünen Weinberge, welche das Morgen- und Abendlicht der Sonne auf die mannigfaltigste und lieblichste Weise stets veränderte. Dietrich schwamm in einem Meere von Seligkeit, und war kaum mit Johannes allein, als er ihm auch sein Verhältniß und sein Gespräch mit Elisabeth entdeckte, worüber sich dieser mit brüderlicher Theilnahme herzlich freuete.

Spazierritte, Jagd und Fischfang verkürzten die Zeit, die beiden nur zu schnell entfloh. Elisabeth und Dietrich fanden durch Johanns Vermittelung noch öfter Gelegenheit, sich allein zu sprechen, doch wollen wir von ihren Gesprächen nichts verrathen, weil wir bei jedem Leser Scharfsinn genug voraussetzen, den Inhalt derselben errathen zu können. Ohnehin hat uns die Geschichte nichts davon aufbehalten.

Vierzehn Tage waren ihnen im heitersten Frieden, in der reinsten Lust vergangen. Dietrich war so selig, daß er die ganze Welt hätte an das Herz drücken mögen, und niemals war er gegen Arme und Nothleidende so mildthätig gewesen als jetzt, und zwar, wie er wohl fühlte, nicht aus Prahlerei, denn er gab am reichlichsten und liebsten unbemerkt, aber er wunderte sich selbst über sein Mitgefühl, das er in diesem Maaße in sich nicht vermuthet hatte. Leider rückte der Tag der Abreise, wie er mit Schrecken bemerkte, immer näher; ihm war es, als ob er nirgend so heiter und glücklich sein könnte, wie auf Schloß Teupitz.

Es war am Tage vor seiner Abreise, als Dietrich allein in Herrn Apitzens Stube saß, und zum Fenster hinaus auf den See schauete. Die Sonne war hinter den gegenüber liegenden Bergen untergegangen, und das Abendroth flammte darüber empor in purpurrothem Wolkengekräusel sich verlierend, und in ihm der lieblichen Landschaft den letzten Scheidegruß zurufend. Wer sieht die Sonne gleichgültig scheiden, wenn er selber von einem lieben Orte scheiden soll? — Sie hat es gut, sie kommt täglich wieder, und schaut die freundlichen Augen, so oft sie mag und will, und braucht nicht mondenlang darauf zu warten, wie ein

---

[1]) Gauhe's Adelslexikon S. 2059.

armes Menschenkind. Am Himmel zerrann das Purpurroth immer mehr und verblich in blassen Farben, und treu gab der Spiegel des Sees das Sinnbild ersterbender Freuden zurück. Im Zimmer herrschte bereits jene heimliche Dämmerung, in welcher die Phantasie geschäftig ihre wunderbaren Gespinnste webt, und über alle wirklichen Gegenstände breitet, daß jedes uns zwar mit bekannter Miene ansieht, aber doch noch etwas Anderes als sonst zu meinen scheint. Ein leises Geräusch veranlaßte Dietrich, den Kopf umzuwenden und hinter sich zu blicken, und entsetzt sprang er mit dem Ausrufe: Herr Gott, der Mönch! auf die Seite. Eben jener graue, ihm schon in Berlin erschienene Mönch, mit einer Art von Kapuze über dem Kopf, stand vor ihm.

Kein Mönch, Dietrich von Quitzow, sprach die Gestalt; du befindest dich zum zweitenmale im Irrthum. Siehe, ist denn mein Kleid wie ein Mönchskleid zugeschnitten? Doch, lassen wir das. Ich suchte Herrn Apitz, und glaubte ihn hier zu finden. Verzeiht, wenn ich euch gestört habe.

Dietrich. Bleibt. Ich vermuthe, daß Herr Apitz bald kommen werde, ja, es wundert mich, daß er noch nicht hier ist. Ihr könnt ihn ja hier erwarten. Sagt mir lieber, wenn es euch sonst recht ist, wer ihr seid, damit ich euch beim dritten Male nicht wieder verkenne.

Der graue Mann. Es ist wenig davon zu sagen, denn ich bin ein geringer Mann. Ihr seht in mir den Meister Deodat, einen Schüler der berühmten Schule Bologna in Welschland, wenn auch nur einen ihrer unbedeutendsten, der getrachtet hat sein Lebelang, sich in Physicam zu vervollkommnen, die Kräfte der Natur in Steinen, Kräutern, Thieren, Menschen und Gestirnen kennen zu lernen, und der seine Tage hier auf Schloß Teupitz zu beschließen gedenkt.

Dietrich. Wohnt ihr hier auf Schloß Teupitz?

Deodat. Ja, ich bin ein Freund des Herrn Apitz, und seiner Güte danke ich Unterhalt und Wohnung. Dafür heile ich ihn und die Seinigen in Krankheiten, und stelle das Horoscop und die Nativität, worin ich sonderlich erfahren bin.

Dietrich. Wie kommt es, daß ich euch noch nicht während meines Hierseins gesehen habe?

Deodat. Ich komme so eben von einer Reise nach Frankfurt zurück, und wollte mich Herrn Apitz als wiedergekehrt vor-

ſtellen. Bis Berlin war ich mit Herrn Apitz gereiſet, und traf dort mit euch in derſelben Herberge zuſammen.

Dietrich. Sagt, guter Alter, wenn ihr ſo erfahren ſeid in Nativitätsſtellen, habt ihr Jungfrau Eliſabeths Horoſcop bereits geſtellt?

Deodat. Ei, das wollt ich meinen.

Dietrich. Ich kann nicht läugnen, ich möchte wohl wiſſen, was ihr durch eure künſtlichen Berechnungen heraus gebracht.

Deodat. Herr Dietrich von Quitzow, in jedem anderen Munde würde dieſe Frage eine unzeitige Neugier verrathen; euch, weiß ich, wird ſie von einer innigen Theilnahme eingegeben.

Dietrich. Wie Meiſter Deodat, ihr wißt? —

Deodat. Habt ihr doch ſo eben von mir die Antwort auf eine Frage gefordert, welche das Dunkel der Zukunft betrifft, und wundert euch, daß ich von der Gegenwart weiß? Für mich iſt es oft da hell, wo andere nichts als Dunkel ſehen. —

Dietrich. O dann laßt mich wiſſen, was ihr im Dunkel der Zukunft erſpähet habt.

Deodat. Es iſt dem Menſchen ſelten gut, zu wiſſen, was ſeiner wartet. Denn vermöchte er durch ſein Thun den Lauf der Dinge zu lenken, ſo würde er die ihm drohende Gefahr abwenden, und dann hätte ſie ihm gar nicht als eintretend vorausgeſagt werden können. Muß er aber das Unvermeidliche über ſich ergehen laſſen, wozu ſoll er ſich im Voraus ängſtigen? — Laßt daher die Zukunft walten, wie ſie mag, und fragt mich nicht danach, wie ich ſie auch Eliſabeth nicht enthüllt habe. Nur die glücklichen und unglücklichen Tage, an welchen ſie dies oder jenes unternehmen oder unterlaſſen mag, hat ſie von mir angezeigt erhalten; alles andere frommt ihr nicht.

Dietrich. Sagt lieber Meiſter, geben die Geſtirne denn ſichere Kunde von der Zukunft des Menſchen? Wie vermögen ſie das, wenn ſie nicht das Schickſal der Menſchen regieren, und wie können ſie letzteres, wenn Gott die Welt regiert?

Deodat. Ihr fragt viel auf einmal, und fragt Schweres noch dazu. Glaubt ihr denn, daß Gott die Welt nach Willkühr regiert, oder nach Geſetzen?

Dietrich. Was braucht ſich Gottes Allmacht an Geſetze zu binden? da er der Mächtigſte iſt, ſo iſt er auch der Freieſte, und kann thun, was er will.

Deodat. Freilich, was er will. Aber glaubt ihr, daß er Alles will, jetzt dies, und zu anderer Zeit das? —

Dietrich. Nein, das wäre wohl nicht weise gehandelt. Wenigstens würde man keinen Menschen weise nennen, der das thäte.

Deodat. Nun, dann wird Gott auch nur wollen, was mit seiner Weisheit im Einklang ist, und sein Wille wird durch die Weisheit gezügelt. Seht, das ist ein vernünftiger Wille, und nur in diesem ist Freiheit, außer ihm ist Zügellosigkeit und Willkühr, welche kein Gesetz und keine Schranke achten. Somit werdet ihr wohl glauben, daß Gott die Welt nach Gesetzen regiert.

Dietrich. Ihr scheint mir recht zu haben, obgleich ich gestehe, daß mir Freiheit bisher anders erschienen ist. Ich will darüber noch nachdenken.

Deodat. Thut das; aber ihr werdet ferner zugeben, daß Gott die Welt vermittelst der in der Natur liegenden Kräfte regiert, und daß er diese an die Körper in der Welt gebunden hat. Seht, ist nicht die Kraft der Arznei, welche in eurem Körper wirkt, an den Arzneistoff, an Kräuter, Wurzeln und Steine gebunden? Wird nicht durch den Ausfluß dieser Kraft in euren Körper dieser verändert?

Dietrich. Daran zweifele ich nicht.

Deodat. Glaubt ihr denn, die Gestirne hätten keine Kräfte und Ausflüsse? O ich sage euch, es giebt nichts in der Welt, das nicht seine Kraft hat, und auf andere Körper wirkt, und die Gestirne haben eine große Kraft. Seht nur, welche Kraft die Sonne hat, durch welche sie Winter und Sommer schafft, und die Erde bald weiß, bald grün kleidet, und ihr werdet euch leicht überzeugen, daß auch die übrigen Planeten gar mächtig einwirken müssen, je nachdem ihre Stellung gegen die Erde es erlaubt.

Dietrich. Das halte ich für richtig.

Deodat. Seht ihr? Nun hat aber jeder seine eigene und besondere Kraft, und nach ihrer Stellung wirken sie bald gemeinschaftlich, bald gegen einander, und je nachdem dies geschieht, je nachdem wird die Wirkung anders sein. Aber die Gestirne bewegen sich nach Gesetzen, und es läßt sich berechnen, wie sie ihre Wirkungen bald gegenseitig stärken, bald schwächen. Durch sie regiert daher Gott die Welt; sie sind die Diener seiner Macht.

Dietrich. Ich fange an zu begreifen, wie dies zusammenhängt.

Deodat. Ihr wißt, wie sehr das Geschick eines Menschen von seiner Sinnes- und Gemüthsart abhangt. Aber diese geht hervor aus der Einwirkung der Planeten in der Stunde seiner Empfängniß und seiner Geburt. Weiß man daher, wie zu dieser Zeit die Planeten gestanden, und ihre Wirkungen gegenseitig geschwächt oder verstärkt haben, so läßt sich, nach den Regeln der Kunst finden, welche Sinnesart der Neugeborne haben werde, und da sich wiederum weiter berechnen läßt, wie die Planeten während seines Lebens wirken werden, und welchen Einfluß sie ferner auf ihn haben müssen, so giebt die Kunst Regeln, daraus sein Schicksal, und was ihm schädlich oder nützlich sein werde, zu erforschen.

Dietrich. Es muß eine sehr schwere Kunst sein, und kaum begreife ich, wie ein Mensch sie erlernen könne.

Deodat. Ei freilich ist sie schwer, und wüßte jeder eures Gleichen, wie schwer sie sei, er würde weniger hochmüthig auf diejenigen herabsehen, welche der edlen Kunst der Astrologie ihr Leben gewidmet haben, als es oft geschieht. Und doch hat es große Meister in dieser Kunst gegeben; o welch ein erhabener Geist war der große Avicenna! —

Dietrich. Ich will euch zugeben, daß es besser sein möge, sein eigenes Schicksal nicht zu kennen. Aber das eines Anderen zu kennen, kann mindestens doch nicht schaden.

Deodat. Ja, wenn keine Irrthümer vorfielen. Ihr habt selbst gefühlt, wie schwer die Kunst sei. Die Sterne lügen zwar nicht, aber ihre Deutung kann fehl gehen und irren, denn es sind nur Menschen, welche rechnen und deuten. Oft läßt sich auch nur dunkel erkennen, was die Sterne verkündigen, und falsche Prophezeihungen schaden mehr, als sie nützen. Darum laßt ab mit euren Bitten; vielleicht würdet ihr mir selbst nicht einmal glauben.

Dietrich. Wie, ist Elisabeths Schicksal so unerhört, daß es unglaublich sein könnte?

Deodat. Wohlan denn, Dietrich Quitzow, so vernimm in Worten, was du wissen willst, sollten sie dir auch dunkel scheinen. Wisse, Elisabeth, diese holde Blüthe edler Jungfräulichkeit

steigt zu hohem Ruhme und großer Macht durch ihren Gatten, und dennoch — — —

Dietrich. Weiter, warum haltet ihr inne?

Deodat. O was soll ich euch betrüben mit dem tiefen Falle menschlicher Größe.

Dietrich. Nicht möglich; Elisabeth kann nimmer von ihrer Höhe fallen.

Deodat. O innerlich bleibt sie fleckenlos und rein. Und dennoch sprechen späte Jahrhunderte, nach ihrem Unglücke, von — — laßt mich es nicht aussprechen. Die Welt ist stets geneigt, nach dem Scheine zu richten, und gern zieht sie hinab, was hoch stand, und tritt es unter die Füße. O Gott, die Todten können sich ja nicht vertheidigen! —

Dietrich. Sprecht nicht so räthselhaft, Meister. Eure Reden ängstigen.

Deodat. Drum laßt mich schweigen. Das Eine sage ich euch mit klaren unumwundenen Worten: wird Elisabeth einst unglücklich, so hat sie doch ihr Unglück nicht verdient, denn ihre Seele ist und bleibt rein und gut. Nun aber fragt nicht weiter.

Dietrich. Wie leid thut es mir Meister, daß ihr erst heute wiedergekehrt seid. Wäret ihr es früher, ich hätte eure Gesellschaft wohl oft gesucht, so aber muß ich morgen schon abreisen.

Deodat. Es mag auch so sein Gutes haben, denn es ist alles gut, wie es kommt. Allein Herr Apitz bleibt mir zu lange; ich werde später wieder nachfragen. Gehabt euch indessen wohl.

Er schlich sacht gegen die Wand, und drückte in dem Getäfel derselben eine Füllung zurück, durch welche er wahrscheinlich auch eingetreten war. Man sah hier, wenn sie geschlossen war, keine Thür, und unbemerkt konnte er so in Herrn Apitzens Zimmer gelangen.

Es war unterdessen ganz finster geworden. Dietrich ging in tiefem Sinnen über die Worte des Astrologen, die ihn ungewöhnlich aufgeregt hatten, im Zimmer auf und nieder. Da kam ein Knecht, und zündete die Kerzen an. Bald nachher trat Herr Apitz ein.

Apitz. Verzeiht, daß ihr so lange allein gewesen, allein eine Abhaltung. —

Dietrich. Ich bin nicht allein gewesen, sondern habe hier im einsamen Zimmer Besuch gehabt. Meister Deodat —

Apitz. Wie, ist er angekommen? Das ist mir lieb.

Dietrich. Er suchte euch hier, und will später wiederkommen. Es scheint ein merkwürdiger Mann zu sein.

Apitz. Ja wohl ist er das, und hat viel erlebt und erfahren. Dabei ist sein Wissen unermeßlich, und in mehr als einer Kunst ist er Meister. Ich hab' ihn gern, und in meinen einsamen Stunden ist er mein Gesellschafter, wobei er sich bemüht, mich in sein Wissen einzuweihen, was ihm mein alter schwer begreifender Kopf sauer genug macht. Aber er ist die Geduld selber, und mir darin, wie im Wissen, gar sehr überlegen. Er weiß von Dingen zu sprechen, von welchen man kaum glauben sollte, daß ein Mensch darüber nachgedacht hätte, und doch dienen seine Untersuchungen wieder dazu, Anderes und Gewöhnlicheres in besserem Lichte zu erkennen. Seit meine drei Söhne im Auslande sind, und mein Haus dadurch mehr und mehr verödete, ist mir sein Umgang erst recht lieb geworden, obgleich ich ihn schon zuvor zu mir genommen, und ihm ein ruhiges Plätzchen angewiesen hatte, das er dankbar benutzt. Er kommt oft mondenlang nicht aus dem Hause, und seit Jahren ist es die erste Reise, welche er jetzt beendigt hat. Laßt uns aber nun dies Zimmer verlassen, und den Nachtimbiß nehmen.

Die traulichen heitern Gespräche wollten bei demselben nicht wie sonst in Fluß kommen. Jene Beklommenheit, die sich unwillkührlich vor dem Scheiden von geliebten Personen des Gemüths bemächtigt, hielt alle befangen, und störte den reinen Genuß des Beisammenseins.

Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, den Abschied zu beschreiben. Man suchte gewaltsam zu scherzen, und die tiefe Bewegung der Herzen zu verstecken. An Herrn Apitz's Benehmen war übrigens unverkennbar zu sehen, daß ihm das Verhältniß, in welchem Elisabeth zu Dietrich stand, nicht verborgen geblieben, und wahrscheinlich hatte sie es ihm selber vertraut. Man riß sich endlich los, und bestieg den Kahn. Jenseits des Wassers fanden die Junker ihre Leute mit den Pferden. Abends kamen sie in Berlin an, und bezogen ihre alte Herberge, in welcher sie

diesmal ruhig schliefen. Am andern Morgen machten sie Herrn Ortwyn ihren Besuch, bei dem sie frühstückten. Er trieb viel Scherz, und meinte, er wundere sich, daß Herr Dietrich das Schloß der Seejungfrau habe verlassen können, ohne dort fest gebannt worden zu sein. Er sähe ihn aber schon im Geiste wieder dahin ziehen, und wenn Herr Dietrich einmal einen Brautwerber nöthig hätte, möchte er sich nur an ihn wenden. Dietrich ging in seinen Ton ein, und meinte, er wolle das nicht von der Hand weisen.

Der Rückweg nach Hause bot nichts Bemerkenswerthes dar, und wir melden daher nur, daß sie ohne Fährlichkeiten das elterliche Haus erreichten, und hier nichts verändert fanden.

So kam der Winter heran. Dietrich wußte seine Ungeduld, etwas von Teupitz zu erfahren, nicht mehr zu bändigen. Er entdeckte sich seinen Eltern, und gestand ihnen, daß er nicht glücklich sein könne, ohne Elisabeth. Da man sicher sein konnte, bei der Bewerbung keine abschlägliche Antwort zu erhalten, so wurde beschlossen, daß Dietrich um seine Geliebte werben solle, einstweilen aber wolle man einen Boten nach Teupitz senden, und sich nach dem Befinden und Ergehen erkundigen lassen. Zum Brautwerber wurde Herr Ortwyn ersehen.

Der Geistliche des Orts mußte Namens des Herrn Cuno ein Schreiben an den Propst aufsetzen, in welchem er ausführlich von dem Verhältnisse unterrichtet, und gebeten wurde, zu ihm gelegener Zeit bei Herrn Apitz um Elisabeth für Dietrich zu werben. Auch Dietrich ließ ein Brieflein an ihn schreiben, und bat darin um diesen Liebesdienst. Außerdem aber mußte der Pfarrer Briefe für Herrn Cuno, Dietrich und Johann an Herrn Apitz und Elisabeth schreiben, in welchen jedoch noch von keiner Werbung die Rede war, sondern nur auf ein bevorstehendes Weitere hingedeutet wurde. Zum Liebesboten wurde Dietrich Schwalbe ersehen, und mit den Briefen bepackt, trabte er dahin.

Er kehrte nach acht Tagen zurück, mit Antwortschreiben versehen. Herr Ortwyn meldete, daß er gleich nach heil. drei Königen sich aufmachen, und nach Teupitz reisen wolle, um die Werbung anzubringen, und in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, wurde das Jahr beschlossen.

Der Tag der heil. drei Könige oder Großneujahr war vergangen, und mit ihm das Jahr 1393 angefangen. Man durfte

nun nach einigen Wochen einer Antwort entgegen ſehen, und Dietrich konnte die Zeit nicht erwarten. Ungeachtet er an den günſtigen Erfolg nicht zweifelte, glaubte er doch nicht eher ruhig werden zu können, bis er Gewißheit habe. Drei Wochen zogen ſich ſo hin, da langte endlich ein Bote mit einem Briefe des Herrn Ortwyn, ſo wie mit Briefen von Apitz und Eliſabeth an. Die Werbung war angenommen, Dietrich war Bräutigam, oder wie man hier ſprach, Brautmann, und ſchwamm in einem Meere von Freude und Hoffnung.

Ueberlaſſen wir ihn einſtweilen ſich ſelbſt, und werfen dafür einige Blicke auf den Zuſtand der Mark, die wir ſeit einiger Zeit aus den Augen verloren haben. Leider können wir davon nicht viel Gutes rühmen; es war nach und nach auf den Landſtraßen immer unruhiger und unſicherer geworden. Die Sucht, einander zu befehden, hatte immer mehr überhand genommen, da von oben her mit keinem Nachdrucke auf Recht und Gerechtigkeit gehalten wurde; denn der Landesherr war abweſend, und der Landeshauptmann, zwar wieder im Lande, konnte doch, was in ſeiner Abweſenheit in Verwirrung gerathen war, nicht ſo ſchnell wieder ordnen. Der Erzbiſchof Albrecht von Magdeburg hatte ſich endlich bewegen laſſen, den gefangenen Lippold von Bredow gegen Bürgſchaft in ſeine Heimath zu entlaſſen, betrachtete ihn jedoch fortdauernd als ſeinen Gefangenen, und es verſtand ſich von ſelbſt, daß Lippold gegen ihn in dieſem Verhältniſſe nichts unternehmen durfte, und ihm die Hände gebunden waren. Ein Verhältniß dieſer Art war ſehr läſtig. Noch immer handelte es ſich um die Zurückgabe von Plauen; die Frage war endlich Jobſt zur Entſcheidung geſtellt, der auch das Löſegeld für den in ſeinen Dienſten gefangenen Lippold zu zahlen hatte. So war denn Lippold mit gänzlicher Unthätigkeit gegen Magdeburg, der Mark und ſeiner Würde zurückgegeben worden, und ſchon am Ende des Jahres 1392 ſehen wir ihn wieder thätig, wo er am St. Barbara Tage, den 4. December, dem Schulzen Meus zu Bernau vom landesherrlichen Anſpruch auf ſein Gericht als oberſter Hauptmann der neuen (Mittel) Mark zu Brandenburg befreit [1]). Al-

---

[1]) v. Ledebur, Archiv Th. XII. S. 125. Lippold iſt alſo nicht die ganze Zeit ſeiner Gefangenſchaft im Gewahrſam des Erzbiſchofs geweſen, wie bisher immer angenommen wurde.

lein die Unordnung war bereits zu groß geworden. Man hatte gelernt, sich selber zu helfen, und fuhr um so mehr darin fort, als viele dabei ihre Rechnung fanden. Die Privatrache trat daher an die Stelle des Rechts, es zog eine Fehde die andere nach sich, und eine Menge Gesindel benutzte die dadurch erzeugten Unruhen, um beutegierig auf eigene Hand zu rauben und zu plündern. Selbst dicht vor den Thoren der Städte wurden Reisende überfallen und nicht selten ermordet, und nirgend war ein Schutz gegen diese Unbill zu finden.

Da traten die Städte Alt und Neu Brandenburg, Berlin und Kölln, Rathenow, Nauen, Spandau, Bernau, Strausberg, Müncheberg, Frankfurt, Drossen, Fürstenwalde, Wrietzen, Mittenwalde, Belitz, Treuenbrietzen, Potsdam und Oderberg zusammen, und schlossen ein Bündniß zu gemeinschaftlichem Schutze am Lichtmeßtage, den 2. Februar 1393 ab. Es charakterisirt die Zeit, und es dürfte gerechtfertigt sein, den Vertrag ausführlicher mitzutheilen [1]).

Die gedachten Städte bekennen, daß sie sich vereint haben gegen diejenigen, welche auf den Heerstraßen rauben, schinden, und des Nachts pochen und aufstoßen (einbrechen), und sich nicht am Rechte wollen begnügen lassen, in folgender Weise. Erstens wer obiges thut, wo es auch sei, dem wollen die Städte Feind sein, als einem Missethäter, auch denen, welche solche Missethäter hausen, hegen, speisen, fördern, helfen oder mit Rath unterstützen, und wenn Gott den Städten hilft, über sie zu kommen, so wollen sie sie auch als Missethäter richten, und dem werde gethan, wie dem Gaste. Auch wollen die Städte keine solche Leute oder ihre Hehler in ihren Mauern leiden, es wäre denn, daß ihr Herr welche mit sich brächte, oder (für sie) Geleite begehrte, dazu sollen sie Macht haben drei Tage lang. Auch wollen sie solchen Leuten keinerlei Speise verkaufen oder geben, oder senden, noch aus den Städten zuführen lassen. Hätten die in dieser Einung begriffenen Städte aber einen solchen Mann (als Einwohner), den wollen sie dazu mahnen, daß er nach dem Rechte thue; wollte er das nicht, so soll jede Stadt an der andern halten, wie geschrieben steht. Würde irgend ein Mann einer Missethat bezüchtigt, oder daß er Missethäter hausete oder

---

[1]) Gerlach's gesammelte Nachrichten von Potsdam, Stück II. S. 4.

speiſete, den wollen ſie vorfordern, daß er ſich der Bezüchtigung entläſtige, wie die alte Landſtätte ausweiſet, (der alte Gebrauch es fordert), binnen einen Monat, und wollen ihn dazu geleiten bis zur nächſten Stadt, bei welcher er beſeſſen iſt. Wenn er das nicht thäte, ſo ſoll er für einen Miſſethäter gehalten, und wie vor geſchrieben, behandelt werden. Käme einer aus den verbündeten Städten auf flüchtigen Fuß oder ſcheinbarer That, der ſoll hier bleiben, wie er treulichſt mag und kann, und wer bei ihm von den Städten wegen zunächſt beſeſſen iſt, den ſoll er dazu vorfordern, und ſoll ihm in derſelben Macht helfen, wie oben geſchrieben iſt. Auch ſoll eine Stadt der andern ihre Räuber beſchreiben, und wo die dann in eine Stadt kommen, die Stadt ſoll ſie aufhalten, und ſoll die andern dazu entbieten, denen Schaden geſchehen, und ſoll ihnen helfen zum Rechte mit Rath und That. Wäre einer Stadt Miſſethäter in einer andern beſeſſen, da ſoll die Stadt dazu thun, und ſich darin beweiſen eben ſo, als ob er in ihrer Stadt wäre, wie oben geſchrieben, und wegen des Geldes und Gutes der Miſſethäter wollen alle verfahren nach Redlichkeit. Wollte ein Mann Feind werden eines andern oder einer Stadt, welche in dieſer Einung begriffen ſind, ſo wollen ſie ſogleich Recht entbieten, und wenn er ſich dazu verſteht, wollen ſie bei ſeinem Rechte bleiben, ſo lange die Einung dauert. Auch geloben alle, welche in dieſer Einung ſind, daß, wenn ein Cruceſignatus, oder irgend eine geiſtliche Gewalt Jemanden verunrechten wollte, der in dieſer Einung iſt, da wollen ſie ſogleich Recht entbieten, und ſeines Rechtes mächtig ſein. Wäre es, daß ſie dawider ſprächen, ſo wollen ſie bei ſeinem Rechte bleiben. Auch ſoll Niemand Einem wegen dieſer Einung Feind werden, oder, wenn ſie aufgelöſet worden, deshalb an ihm Rache nehmen wollen, ohne es mit allen zu thun zu haben. Wollen noch mehr in die Einung treten, ſo ſollen ſie zugelaſſen werden. Sollte eine der in die Einung aufgenommenen Städte ihr Inſiegel vor dieſe Urkunde nicht hängen laſſen wollen, ſo ſoll das nicht hindern, alles Vorgedachte zu halten. Es ſoll Niemand um redliche Schuld nach den Städten Geleite erhalten, es ſei denn um ihres Herrn und der Lande Noth willen. Dieſe Einung ſoll von unſerer lieben Frauen Lichtmeßtage an drei Jahre währen, bis wieder auf denſelben Tag, und zur Ausführung ſtellen: Beide Brandenburgs 8 Gewappnete und 3 Schützen; Berlin 5 Gewappnete

und 2 Schützen; die Städte Nauen, Spandau, Bernau, Strausberg, Droſſen und Brietzen jede 3 Gewappnete und 2 Schützen; Rathenow 3 Gewappnete und 1 Schützen, Eberswalde 2 Gewappnete und 2 Schützen, die Städte Fürſtenwalde, Wrietzen, Mittenwalde und Belitz jede 2 Gewappnete und 1 Schützen, und die Städte Landsberg, Müncheberg, Potsdam und Oderberg jede 1 Gewappneten und 1 Schützen, ſo daß das ganze Heer aus 48 Gewappneten und 28 Schützen (ohne Lanzknechte) beſtand. (Frankfurt fehlt im Verzeichniſſe.) Eine Stadt, welche ihren Verpflichtungen nicht nachkäme, ſoll für jeden Wappner ein Schock Groſchen bezahlen, die mit Recht von ihr durch Pfändung eingezogen werden können. Gegeben zu dem Berlin ꝛc.

Dieſe Urkunde läßt einen tiefen Blick in den Zuſtand des Landes thun, uud zeigt, wie viel Unfug auf den Straßen getrieben wurde, und wie ſchwer es hielt, ihn zu verhüthen, da jeder, der Vortheil dabei hatte, die Thäter hegete und in Schutz nahm. Das Verzeichniß der zu ſtellenden Kriegsleute zeigt uns ungefähr das Verhältniß, welches in damaliger Zeit die Städte hinſichtlich ihrer Macht und Größe zu einander hatten, und iſt deshalb nicht ohne Intereſſe. — Wir kehren jedoch wieder nach Quitzhövel zurück.

Sechszehntes Kapitel.

Die Schicklichkeit verlangte, daß Dietrich nach seiner Brautwerbung mit seinem Vater einen Besuch in Teupitz machte, und beide in Gesellschaft Johann's rüsteten sich demnach zu einer neuen Reise. Indessen wollte man es so einrichten, daß man das Osterfest in Teupitz zubringen könne, weil man dann auch auf besseres Wetter rechnen durfte, als im Februar. Der trübe Winter verging langweilig und langsam, die Fastenzeit trat ein, und kaum fingen die Tage an, merklich länger zu werden, als unsere drei Männer ernstliche Anstalten zur Abreise machten.

In der zweiten Märzwoche wurde sie angetreten. Der Tag war heiter; die Sonne hatte die Wege bereits vom Schnee befreit, und nur an tieferen Stellen, in den Fahren der Felder und in Gruben lag des Winters weiße Decke ausgebreitet. Die Lerchen erhoben sich singend über die junge grüne Wintersaat, in welcher sie künftig ihr Nest bauen sollten, und hier und da jagte flüchtigen Fußes ein fetter Haase über die Flur.

Die Quitzow's hatten neun reisige Knechte mitgenommen, so daß der Zug aus zwölf Reitern bestand. Sie waren sämmtlich bewaffnet, und mit Helm und Harnisch versehen, von deren hellglänzenden Flächen die Morgensonne prächtig wiederstrahlte. So unsicher es auch auf den Straßen war, so hatte ein so ansehnlicher Zug doch nicht leicht etwas zu fürchten, um so weniger, als der Quitzow'sche Name allein schon wohlgeeignet war, das Gesindel abzuhalten.

Man kam am ersten Tage bis Rathenow, am zweiten über Brandenburg nach Potsdam, wie auf der früheren Reise. Am andern Morgen ging es über die Fähre auf die Straße nach Berlin. Als der Zug Zehlendorf erreicht hatte, erblickte man vor einem Hause an der Straße einen bedeutenden Auflauf von Men-

schen, und hörte wildes Geschrei und Gezänk. Man lenkte die Pferde dahin. In der Thüre des Bauernhauses stand ein Crucesignate, das heißt, ein Mensch, der sich ein rothes Kreuz auf die Schulter geheftet hatte, als Zeichen, daß er einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen mitmachen wollte. Er hatte ein Stück Leinwand unter dem Arme, und eine alte Frau nebst einem Manne, die anscheinenden Besitzer des Bauernhofes, bemüheten sich, ihm dasselbe zu entreißen. Das umherstehende Volk nahm theils für theils gegen den Crucesignaten Partei. Als der Reiterzug sich näherte, mäßigte sich das Geschrei, und man machte Platz. Der Crucesignate ließ die Leinwand los, und schien nicht übel Lust zu haben, davon zu laufen. Doch war dies nicht thunlich; er stand, und blickte den Rittern dreist in's Angesicht.

Herr Ritter, redete er Cuno an, helft mir nach eurer Macht das dumme Volk beschwichtigen und zur Ruhe bringen, das darauf ausgeht, mich zu betrügen und in Schaden zu bringen. Sprecht Recht.

Cuno. Was giebt es, und was habt ihr mit dem Manne vor?

Die alte Frau. Glaubt ihm nicht, Herr Ritter, er will uns betrügen. Seht, ich sitze da allein in meiner Stube und spinne, und mein Alter haut auf dem Hofe Holz, da kommt der Crucesignate, und fordert um des heiligen Kreuzes willen ein Almosen. Na, ein Christenmensch soll dem andern helfen, obgleich die Crucesignaten nicht viel taugen sollen; da gab ich ihm ein Stück Brod und einen Käse, und er setzt sich zu mir in die Stube, und fängt an zu essen. Nun sieht er die Leinwand liegen, und sagt: Alte, wie viel soll die Leinwand kosten? — Da sag' ich: na, die kostet doch mehr, als du bezahlen kannst; unter ein halb Schock Groschen kriegt sie keiner. Er aber spricht: Ach was, denkst du Alte denn, die Crucesignaten haben gar kein Geld, und gehn nackt und bloß unter die Heiden? Da hast du dein halb Schock Groschen, nun sind wir quitt; und da nimmt er die Leinwand und geht. Er hatte aber nur fünf Schillinge auf den Tisch gelegt; ich fange an zu schreien, und mein Alter kommt gelaufen, und hält ihn fest. Er aber sagt, er hätte die Leinwand voll bezahlt, und ein halb Schock Groschen gegeben, und er wüßte nicht, wo ich das übrige Geld gelassen hätte, und will mit der Leinwand fort, das wir doch nicht leiden dürfen; ich hätte sie

auch schon wieder, wenn er nicht Beistand gefunden hätte unter denen, die herzu gelaufen kamen.

Der Crucesignatus. Schändliche Verläumdung! Ich habe das Geld richtig hingezählt; was weiß ich, wo es der alte Zaubersack gelassen hat.

Ein Bauer. Er ist ein Krieger des Kreuzes, und ein halber Geistlicher. Man muß ihm mehr glauben, als dem alten Weibe.

Ein Bettelmönch. Recht so, mein Sohn. Wer mit dem Kreuze gezeichnet ist, muß die Wahrheit sprechen; er ist ein Krieger der Kirche, und wer wollte die nicht schützen?

Ein anderer Bauer. O ja, die Kirche nimmt in Gutem, und die Crucesignaten mit Gewalt, wenn sie können. Gott besser's!

Dietrich Schwalbe. Der Crucesignate hat sich schon vor zwei Jahren bei uns in der Vormark umher getrieben, und den Bauern das Ihrige abgenommen. Schon damals trug er dasselbe Kreuz.

Der Crucesignate. Das ist erstunken und erlogen; ich bin nie in der Vormark gewesen, und das Kreuz trage ich seit zwei Wochen, weil ich nach Preußen zu den Kreuzherren gehen will, einen Kreuzzug gegen die heidnischen Litthauer mitzumachen. Seht, frommer Vater, so behandelt man die Krieger der Kirche. Wahrhaftig, man könnte rasend werden, und es wundert mich, daß es bei mir noch nicht donnert.

Cuno. Wie heißt du?

Crucesignate. Michael Ehrlich.

Dietrich. Wie lange führst du schon diesen Namen?

Crucesignate. Wie lange? Nu, ich denke, so lange ich lebe.

Dietrich. Vor achtzehn Jahren bei Lübek hießest du ja Donnerhans.

Verdutzt warf der Crucesignate einen scheuen Blick auf die Reiter; dann warf er schnell den alten Bauer zur Seite, sprang in das Haus zurück, zur Hinterthür hinaus, und mit mehr Gewandtheit als man ihm zugetraut hätte, über einen Zaun nach dem andern, bis er ins Freie war, und bald den Wald erreichte. Seine Verfolger waren weit zurück geblieben.

O Gott, schrie die Bauersfrau, nun hat er die Schillinge

zurück gelassen; der setzt mir die Nacht einen rothen Hahn auf's Dach.

Cuno. Warum habt ihr ihn aber nicht gehalten? — Laßt's durch den Schulzen den übrigen Dorfschaften melden, sie sollen sich hüthen vor diesem Crucesignaten. Wir kennen ihn als einen Gaudieb.

Man hielt sich jedoch nicht länger auf, und setzte seine Reise fort. Bald hatte man Berlin erreicht, und kehrte in der Herberge zum goldenen Hechte ein.

Man machte Herrn Ortwyn seinen Besuch, den Ritter Cuno noch nicht persönlich kannte. Dann ging man, die Brautgeschenke einzukaufen; eine reiche goldene Kette und Spangen nebst Ohrgehängen kaufte Dietrich für Elisabeth, dem sein Vater wie Johann jeder an seinem Theile noch hinzufügte, was nöthig war, einen weiblichen Schmuck zu ergänzen. Der Goldschmidt wohnte in der Klosterstraße, dem grauen Kloster gegenüber, dessen ansehnliche und bedeutende Gebäude unsere Reisenden bewunderten. Links von ihm, da wo jetzt der linke Flügel des Lagerhauses steht, lag das hohe Haus, oder die kurfürstliche Burg, die Wohnung des Landesherrn, wenn er sich in Berlin aufhielt. Rechts, auf der Stelle der jetzigen Parochialkirche, lag ein zweites churfürstliches Gebäude von alterthümlichem Ansehen, früher die Wohnung einiger Markgrafen, dann die des Schloßhauptmanns. Zwischen diesen beiden ansehnlichen Häusern füllten die Gebäude des grauen Klosters den ganzen weitläufigen Raum; in der Mitte derselben lag die Klosterkirche, zwar mit einem nicht besonders hohen Thurme, übrigens aber von ansehnlicher Größe und schön gewölbt; rechts von der Kirche waren die Wohnungen der Mönche; links die Wirthschaftsgebäude. Dazwischen lagen die Gärten, zum Theil mit Kreuzgängen, und um die Kirche der Klosterkirchhof. In der Kirche befanden sich die Begräbnißstätten fürstlicher und hoher adlicher Personen mit vielen Grabdenkmälern, und auch die Kirchhofsmauer war mit solchen besetzt, da fromme Leute den Klosterkirchhof jedem andern vorzogen.

Die Reisenden waren in die Kirche getreten, denn es war Gottesdienst. Man hielt so eben die Todtenmesse für einen verstorbenen Mönch mit allen von der Kirche vorgeschriebenen Gebräuchen. Der schwarz behangene Katafalk in der Mitte des hohen

Chors, um welchen die Franciskaner in ihren Stühlen neben einander gereiht, anscheinend in tiefen Schmerz versunken, umher saßen, die Menge Lichter und die feierliche Stimmung der Gemüther bei dem Wechselgesange des fungirenden Priesters vor dem Altare und der Mönche im Chore, die ernst klingenden Worte des Requiems, gaben der Feier in der großen, sehr fromm verzierten Kirche etwas Ergreifendes, und unsere Fremden schieden nicht, ohne für die Seele des Dahingeschiedenen einige Pater noster und Ave Maria gebetet zu haben.

Es war dunkel geworden, als sie die Kirche verließen. Durch enge Gassen stolperten sie auf unebenem Wege nach ihrer Herberge zurück. Beim Eintritte flog ihnen einer ihrer Knechte aus der Wirthsstube entgegen, in welcher das starke Bier die Köpfe erhitzt, und eine Balgerei zwischen den Quitzow'schen Leuten und einigen Berliner Bürgern veranlaßt hatte, in Folge welcher jener Knecht mit ziemlicher Hast zur Thüre hinaus geworfen wurde, während drinnen das Handgemenge mit wildem Geschrei und tüchtigem Gepauke fortdauerte. Die Ankunft der drei Herren und des mitgenommenen Knechtes stellte den Frieden bald wieder her; doch mußten einige Schemel und Krüge bezahlt werden, welche in der Hitze des Gefechts als unschuldige Opfer der Wuth gefallen waren.

Andern Tages machte man sich früh auf, und langte Abends in Teupitz an. Wir enthalten uns billig, den herzlichen Empfang und die Freude des Wiedersehens ausführlich zu beschreiben. Herrn Apitzens Art und Weise des Benehmens ist uns schon bekannt, und dieser gemäß verhielt er sich auch jetzt.

Zwei Tage darauf, am 16. März, war der todte Sonntag, oder wie er auch genannt wird, Lätare oder Mitfasten. Man hatte Vormittags die Kirche im nahen Teupitz besucht, und sich dann die Fastenspeisen weidlich schmecken lassen. Noch saß man bei Tische, und sprach dem Becher zu, da hörte man in der Ferne ein lautes Kindergeschrei und ein seltsames Gesinge, das näher zu kommen schien. Dietrich blickte verwundert auf, aber Elisabeth sprach: Nun müssen wir aufstehen, und an's Fenster treten, denn da kommen die Kinder, und wollen den Tod austreiben.

Dietrich. Was ist das?

Elisabeth. Kennt ihr das nicht in eurer Gegend? Darum

heißt der Tag ja der todte Sonntag. Kommt, ihr werdet es gleich ſehen.

Man trat an's Fenſter. Eine wunderliche Proceſſion näherte ſich vom Städtchen her dem Schloſſe über die Brücke. Kinder und Dienſtmägde gingen paarweiſe geordnet, begleitet von vielem Volke, und vor ihnen her wurde eine Strohpuppe getragen, die man auf die ſeltſamſte Weiſe ausgeputzt hatte. Sie ſollte den Tod vorſtellen, und durch weiße Bänder waren die Rippen und Knochen angedeutet, hier und da hatte man auch ſchwarze Lappen angewendet. In einer Art von eintönigem Recitativ, aber in gehaltenem Takte, ſang man Folgendes:

Nun treiben wir den Tod aus,
Dem alten Juden in ſeinen Bauch,
Dem jungen in den Rücken,
Das iſt ſein Ungelücke.
Wir treiben ihn über Berg und Thal
Daß er nicht weiter kommen ſoll,
Wir treiben ihn über die Heide,
Das thun wir den Schäfern zu Leide [1]).

Die Strophe wurde immer von neuem wieder angefangen, wobei ſich der Zug um das Schloß herum bewegte, und dann über die Brücke zurück am linken Ufer des See's hinzog, bis zu einem niedrigen Hügel, deſſen Fuß der See beſpülte. Nachdem alle oben waren, wurde der Tod an den Rand des Hügels getragen, und unter einem allgemeinen Gejauchze in den See geſtürzt. Man warf ihm Sand und Steine nach, und zog dann ſeitwärts in den Wald, unter deſſen Bäumen ſie nicht weiter zu beobachten waren.

Dietrich. Eine wunderliche Ceremonie! — Was mag ſie nur bedeuten ſollen?

Eliſabeth. Es mag ſich wohl Heidniſches mit Chriſtlichem darin miſchen [2]). Mir aber ſcheint es, als wollte man ſinnbildlich andeuten, daß Chriſtus den Tod überwunden, und dazu iſt die Faſtenzeit wohl geeignet. Die Verſe lauten in manchen Gegenden auch etwas anders, nämlich:

---

1) Colerus Hausbuch, Abthl. I. S. 31.

2) Der Gebrauch herrſcht, ſo weit Wenden wohnen. Sie haben früher eine Todesgöttin, Marzana, gehabt. Geſchichte der Kreisſtadt Kalau von Merbach S. 33. Ekhard script. rer. Jutreboc. p. 43.

Nun treiben wir den Tod aus,
Den alten Weibern in ihr Haus,
Den Reichen in den Kasten,
Heute ist Mitfasten [1]).

Vielleicht hat unsere Jugend geglaubt, wir könnten es übel nehmen, wenn sie den Reichen den Tod in den Kasten trieben, und darum die andere Ausdrucksweise gewählt, denn es kommt dabei auf Geldgeben an, und dann ist auch der gemeine Mann schlau genug, und selbst die Kinder sind es, den Gebern die gute Laune nicht zu verderben. Auf dem Rückwege kommen sie wieder nach dem Schlosse.

Dietrich. Es ist ein possierlicher Gedanke, den Tod von der Jugend begraben zu lassen, aber er gefällt mir. Es steckt Lebenslust darin, so kindisch er auch aussieht. Schade, daß der Tod kein Strohmann ist.

Elisabeth. Auch haben sie schon einen zweiten Tod vorräthig, mit dem sie sich nachher Geld verdienen.

Dietrich. Ei, das ist lustig. Die Jugend zieht ihren Vortheil vom Tode. — Eigentlich ist's der Welt Lauf. Nur der Tod setzt das jüngere Geschlecht in den Besitz der Welt und ihrer Güter. Aber neugierig bin ich, zu sehen, wie man den Tod zwingt, uns Geld zu verschaffen.

Apitz. Giebt es nicht Menschen genug, die wenigstens einen Theil ihrer Einkünfte vom Tode ziehen?

Dietrich. Freilich, — aber doch nicht von einem Popanz, der nur den Tod bedeutet. — Doch seht, dort tritt der Zug so eben aus dem Walde hervor. Was haben sie denn da gemacht?

Elisabeth. Den oberen Theil einer Kiefer haben sie abgeschnitten, mit allerlei bunten Dingen behangen, und tragen ihn vor sich her. Schaut einmal, der Träger kann den hohen Baum kaum gewältigen. Hört den Jubel; wäre es nicht Fastenzeit, das Volk tanzte gewiß neben dem Zuge her.

Unter eintönigem Gesange und vielem Geschrei kam der Zug über die Brücke. Der Baum war ausgeschmückt wie ein großer Weihnachtsbaum. Man hatte silberne Gürtel, goldene und silberne Hauben, Glasperlen und Halsbänder von solchen, Kränze

---

[1]) Colerus Hausbuch, Abthl. I. S. 43.

von Moos und gelben Papierblumen, roth und gelb gefärbte Eierschalen, und buntes Papier mit allerlei Bändern an die Zweige gehangen, und er sah geschmückt genug aus. Der Baum sollte eine Probe vom Sommer vorstellen. Dazu wurde in voriger Weise gesungen:

Nun haben wir den Tod hinausgetrieben,
Und bringen den lieben Sommer wieder,
Den Sommer und auch den Mai,
Der Blümlein sind mancherlei [1]).

Nachdem das Schloß umgangen war, bewegte sich der Zug über die Brücke zurück nach dem Städtchen. Hier wurde in einer Herberge eingekehrt, um den Abend über lustig zu sein. Da man nicht tanzen durfte, was in der Fastenzeit verboten war, so blieb die Lustbarkeit auf Essen und Trinken beschränkt. Zuvor aber wurde eine Abtheilung Kinder und Dienstmägde ausgewählt, welche den neuen Tod umher führen sollten. Man fing mit dem Schlosse an, da man hier auf die reichste Gabe rechnen durfte. Ohnehin war es bekannt, daß Fremde anwesend seien. Die Strohpuppe, welche von etwa einem Dutzend Kinder und einer Anzahl Dienstmägde begleitet wurde, war kleiner als die erste. Ein Haufe Zuschauer hatte sich angeschlossen. Als der Zug die Brücke erreicht hatte, schickte Herr Apitz einen Knappen mit Geld hinunter, der ihm entgegen ging, und durch Bezahlung das Umkehren bewirkte, ehe er das Schloß erreicht hatte.

Dietrich. Warum habt ihr die Leute aber nicht herein gelassen? Man hätte ja ihren Vers anhören können.

Elisabeth. Sie sagen keinen. Die Hauptsache aber besteht darin, sie nicht herankommen zu lassen, denn wo der Tod ins Fenster schaut, da stirbt in dem Jahre Jemand. Viele Leute sind davon so fest überzeugt, daß sie sich zu Tode grämen würden, wenn sie nicht das Hineinsehen der Puppe verhüthen könnten, und im Städtchen wie in den Dörfern gehen die Mütter deshalb dem Zuge schon von Weitem entgegen und zahlen. Schlimm ist es, daß dabei ein Handel statt findet, und die Träger in ihren Forderungen oft sehr unbescheiden sind. Es muß für jedes Mitglied der Familie besonders bezahlt werden, und ge-

[1]) Colerus Hausbuch, Abthl. I. S. 31.

schieht dies nicht, oder wird zu wenig bezahlt, so schaut der Tod ins Fenster, ja wohl gar mehrmals, und Gram und Angst sind für's ganze Jahr ins Haus hinein gebannt. Der Umzug ist deshalb sehr einträglich, und die Theilnehmer behalten selbst nach dem lustigsten Abend noch immer etwas übrig.

Apitz. Die Herrenhäuser sind dieser Brandschatzung am meisten ausgesetzt, und bei ihnen treibt man die Forderungen so hoch als möglich; und doch würde es sehr schwer sein, diesen uralten Gebrauch abzuschaffen. Ihr, meine lieben Gäste, seid mir daher großen Dank schuldig, daß ich den Tod so schnell zum Umkehren gezwungen habe, ehe er euch nur zu Gesichte bekommen, und ihr habt nun bis über's Jahr nichts weiter von ihm zu fürchten.

Elisabeth. Ich weiß nicht, selbst wenn man den ganzen Gebrauch thöricht findet, ist doch eine solche Aussicht immer ein Opfer werth. Es ist doch eine leise Hoffnung, und es tritt Einem wenigstens der Gedanke nicht störend in den Weg: Dir hat in diesem Jahre der Tod ins Fenster geschaut. Wenn man sieht, daß so viele Leute daran glauben, kann man sich schwer überreden, daß gar nichts daran sein sollte, selbst wenn man nichts davon einsehen kann, und das ist ja bei so vielen andern Dingen, an welche man glaubt, eben der Fall.

Dietrich. Wahr, wenigstens zum großen Theile. Sagt einmal, edler Herr, wenn diese Ceremonie statt von Kindern und Mägden von Geistlichen vorgenommen würde, euer Urtheil darüber dürfte anders lauten, und ich möchte fast behaupten, ihr würdet das Ganze für keinen Aberglauben erklären.

Apitz. Da habt ihr Recht, und ich begehre das nicht zu läugnen. Aber eben, weil das Ganze eine Kinderposse und läppische Meinung ist, sind keine Geistlichen dabei, und das eben macht den großen Unterschied, obgleich ich damit nicht gesagt haben will, daß alles, was das Volk neben seinem Kirchenglauben für wahr hält, eitel Wahn und Aberglauben wäre. Doch nun genug davon. Laßt uns lieber Verabredungen treffen, was wir in dieser Woche beginnen wollen.

Wir mögen bei diesen Verabredungen nicht zuhören, und von ihren Unterhaltungen nur anführen, daß ziemlich ein Tag wie der andere verging. Besuche bei dem benachbarten Adel

und Gegenbesuche nebst der Jagd und Fischerei nahmen den größten Theil der Tageszeit hinweg. Das Uebrige wurde durch Essen und Trinken, wie durch gesellige Unterhaltung ausgefüllt, an welche einigemale auch der Meister Deodat Theil nahm. Dietrich war selig im Anschauen und in der Unterhaltung mit seiner Elisabeth, und umgekehrt war es nicht weniger der Fall. Die Verlobung konnte in der Fasten nicht statt finden, und blieb bis zum Osterfeste ausgesetzt.

Siebenzehntes Kapitel.

So verging eine Woche. Es war wieder Sonntag, und man schickte sich an, zur Kirche zu gehen. Heute war der Sonntag Judica oder der schwarze Sonntag, und der Gebrauch verlangte, nicht anders als schwarz gekleidet an diesem Tage zur Kirche zu gehen [1]). Viele nannten ihn den lahmen oder losen Sonntag, und waren froh, wenn er durchlebt war; denn er galt als ein Unglückstag, an welchem sich in der Regel etwas Schreckliches und Furchtbares ereignete. Dietrich Schwalbe, welcher gar sehr an solchem Glauben hing, und sehr reich an Grundsätzen dieser Art war, legte sich deshalb so wie er aus der Kirche kam, aus Vorsorge zu Bette, wozu er sich die Erlaubniß erbeten hatte.

Es war der 23. März, und die Sonne des jungen Frühlings strahlte heiter und warm. Herr Apitz schlug nach Tische vor, einen Spazierritt zu machen. Elisabeth hatte keine Neigung dazu, und wünschte lieber zu Hause zu bleiben. Herr Apitz zog sie auf mit ihrem Glauben an den Volkswahn, und versicherte ihr, daß Meister Deodat den heutigen Tag keinesweges als einen unglücklichen bezeichnet habe. Sie wollte nichts davon wissen, daß dies die Ursach ihrer Weigerung sei, und erklärte ihren Unglauben an die Volksmeinung. Als sie jedoch bemerkte, daß die Männer große Lust hatten, den Ritt zu machen, entschloß sie sich, sie zu begleiten.

Man wählte den Weg nach Buchholz, der sogleich hinter Teupitz in einen großen Wald, die Hammersche Heide, führte, welche unter anderen Namen noch weiter fortsetzte. Schon meldeten sich die Frühlingsvögel, und selbst die Insekten verließen, durch den warmen Sonnenschein gelockt und aus ihrer Erstarrung

---

[1]) Colerus Hausbuch, Abthl. I. S. 43.

geweckt, ihre Schlupfwinkel. Dietrich ritt mit Elisabeth voraus, und wunderte sich, sie so zerstreut und unachtsam zu finden. Du läßt dem Pferde zu sehr seinen Willen, sprach er, und mußt den Zügel besser wahren. Wäre dein Pferd nicht sehr fromm, und richtete sich nicht nach den andern Pferden, es hätte schon Capriolen gemacht.

Es ist wahr, sprach Elisabeth, ich bin unachtsam, und ich will dir nur gestehen, daß ich den Gedanken nicht los werden kann, es sei heut ein schlimmer Tag. Am Ende glaube ich an den Volkswahn mehr, als ich selber gedacht habe. Ich wollte ich wüßte nichts davon, da würde ich den schönen Tag gewiß recht heiter genießen. Schon habe ich hin und her gedacht, was uns wohl begegnen könnte.

Dietrich. Das ist denn freilich nicht geeignet, dich aufzuheitern. Laß es gut sein, und denke nicht weiter darüber. Kennst du den Weg, den wir reiten, und wo er hinführt?

Elisabeth. Was wollt' ich nicht. Es ist der Weg, der nach Buchholz führt, und wir haben ihn fast zur Hälfte zurückgelegt. Wahrscheinlich wenden wir bald um, und kehren zurück, denn er bleibt einförmig, wie er ist. Ein elendes Walddorf, durch welches er führt, ist nicht der Mühe werth, gesehen zu werden. Ich reite diesen Weg eigentlich ungern, es ist auf ihm alle Aussicht versperrt, und wer so freundliche Aussichten in die Zukunft hat, wie deine Elisabeth, mag sie sich nirgend gern abschneiden lassen. Nicht so, mein Dietrich? Mit diesem Gedanken bist du doch einverstanden?

Da brach ein weißes Reh aus dem Gebüsche hervor, quer über den Weg, und verschwand schnell auf der andern Seite. Elisens Pferd scheuete, und stürzte dann, von der unachtsamen Reiterin nicht gebändigt, im tollen Koller mit ihr dahin, daß die von den Hufen in die Höhe geworfene Erde weit umher flog, und die Gesichter der hinten Reitenden fast schmerzhaft getroffen wurden. Elisabeth hatte Geistesgegenwart genug gehabt, den Hals des Pferdes zu umklammern. So jagte das scheue Thier mit ihr im sausenden Galopp, die Beine fast immer in der Luft, den Kopf nach unten gebeugt, vorwärts, daß sie eigentlich mehr liegend als sitzend durch die Luft getragen wurde.

Dietrich hatte das Unglück bemerkt, so wie es sich ereignete. Er gab seinem Gaule die Sporen, daß das Thier mit einem gewal-

tigen Satze den tollen Lauf anhub, und kaum zu unterscheiden war, ob es nicht ebenfalls den Koller bekommen hatte. Dennoch blieb er zurück, da Elisabeth's Pferd weit leichtfüssiger und kleiner als das seinige war, obgleich er Elisabeth im Gesichte behielt. Unglücklicher Weise lief ihr Pferd bei einer Krümmung der Heerstraße gerade aus in einen Holzweg hinein, ohne seinen Galopp zu mäßigen, und Dietrich mußte nach. Eine Zeit lang ging es, aber der Weg wurde endlich enger, und die Zweige der Bäume senkten sich bis zum Pferde herab. Elisabeth, auf dem niedrigeren Pferde in fast liegender Stellung kam glücklich darunter weg; gefährlicher war die Sache für Dietrich. Zum Ueberlegen blieb jedoch keine Zeit, nicht einmal zum Umsehen, ob die andern ihm folgten. Immer vorwärts, war beinahe der einzige Gedanke, den er fassen konnte; da stieß er mit dem Kopfe so heftig gegen einen Zweig, daß er sinnlos vom Pferde stürzte und liegen blieb, während das Pferd noch eine Strecke gerade aus lief, und inne werdend, was geschehen sei, zu seinem Herrn zurückkehrte.

Es dauerte wohl fünf Minuten, ehe Johannes die Stelle erreicht hatte. Er sprang sogleich vom Pferde, seinem Bruder zu helfen. Dietrich's Kopf blutete, das war alles, was er bemerkte. Gleich darauf langte auch sein Vater mit Herrn Apitz und den Knechten an. Man versuchte Dietrich etwas Wein in den Mund zu flößen, den man mitgenommen hatte. Während man mit Dietrich beschäftigt war, stieg Johann wieder zu Pferde, und nahm zwei Knechte mit, um Elisabeth zu folgen. Darüber waren aber wenigstens zehn Minuten verflossen, und so mußte sie einen großen Vorsprung gewonnen haben. Dietrich schlug endlich die Augen wieder auf, und blickte verwundert um sich. Man hatte die Wunde an der Stirn mit Wein gewaschen, und sich überzeugt, daß nur die Haut verletzt war, und der Kopf eine starke Dröhnung erhalten habe. Er stand auf, und mit tiefem Seufzer vernahm er, was sich begeben. Die Kopfwunde blutete noch stark. Es wurde deshalb ein Tuch so fest als möglich darum gebunden, das man mit Wein getränkt hatte; so wollte man ihn nach Teupitz führen. Er bestand aber darauf, die Spuren Elisabeth's zu verfolgen, und nicht eher nach dem Schlosse zurückzukehren, bis sie gefunden sei.

Wohlan, so folgen wir, sprach Herr Cuno, man hätte doch

im Schlosse keine Ruhe. Geben die Heiligen, daß wir sie bald gesund und wohl wiederfinden.

Man verfolgte die Spuren der vorigen Reiter, so weit dies möglich war. Der Weg verlor sich jedoch zuweilen fast ganz, und an den mit Kiehnnadeln bedeckten Stellen war fast nichts zu sehen. Allein so weit man auch ritt, so fand man doch nichts weiter, als höchstens die Spuren der Hufe. Weiß Gott, sprach endlich Herr Apitz, als sich der Wald zu lichten begann, da drüben jenseit der Wiesen liegt schon Oderin, und noch ist immer nichts zu sehen. Rechts von uns muß ein Forsthaus liegen. Laßt uns einmal dort anfragen.

Es geschah. Man hatte das einsame Haus bald erreicht, und der Förster kehrte eben heim. Allein so wenig er, als sonst Jemand im Hause hatte etwas von Elisabeth oder Johannes gesehen.

Nun wurde überlegt, was zu thun sei. Dietrich erklärte, ohne Elisabeth nicht zurückkehren zu wollen, und ohne Rast die Nachsuchung fortzusetzen, obgleich ihm der Kopf heftig schmerzte. Des Försters alte Mutter erbot sich, ihm einen Brei von warmen Kräutern anzulegen, wonach er sich viel besser befinden würde, und das nahm er an. Allein wollte man ihn nicht reiten lassen, und so entschloß man sich, die beiden noch übrigen Knechte ihm zu überlassen, und die beiden Herren wollten allein zurück kehren. Dietrich verwünschte den Aberglauben seines Schwalbe, der jetzt so gut zu gebrauchen war, und im Bette faullenzte.

Edle Herren, sprach der Förster, wenn ihr auf meinen Rath hören wollt, so reitet nicht allein zurück. Die Landstraßen sind, wie ihr wißt, gar unsicher, und es treibt sich viel verdächtiges Gesindel im Walde umher. Ich wollt' euch wohl meine drei Jägerbursche zur Begleitung mitgeben, denn es sind handfeste Bengel; aber sie können heut nicht mehr zurück kehren, und allein kann ich meine Hütte des Nachts auch nicht lassen, denn die Spürhunde wittern das leicht aus, und machen mir dann einen Besuch, an den mir nicht viel gelegen ist. Ich dächte, es wäre am Besten, ihr gäbet dem Junker den einen Knecht mit, doch nicht so unbewaffnet; ich kann ihnen schon Einiges borgen; ihr aber ließet es euch die Nacht über in meiner schlechten Hütte gefallen, wo ihr wenigstens so gut aufgehoben werden sollt, als es möglich ist; den andern Knecht schickt ihr gleich zurück nach Schloß

Teupitz, daß die da wissen, wo ihr seid, und ließet morgen früh so viel Knechte als euch gefällt hierher kommen. Was dann weiter geschehen soll, wird der morgende Tag lehren.

Apitz. Ihr habt als ein verständiger Mann gesprochen, Förster. Also sei es. Kunz, reite du sogleich nach Teupitz, und bringe mir morgen beim Frühesten acht Knechte hierher; ihr aber Förster macht heute unsern Herbergswirth; wir wollen euch das Leben wenigstens nicht sauer machen.

Kunz, rief Dietrich, sage dem Dietrich Schwalbe, er soll unsere Knechte ebenfalls hierher führen. Man kann nicht wissen, wozu man sie braucht.

Kunz ritt fort, und auch Dietrich, nachdem seine Wunde verbunden war, machte sich in Begleitung des Knechtes auf, die Nachsuchung fortzusetzen. Apitz und Cuno aber begaben sich mit dem Förster in das einsame Haus.

Nach und nach fanden sich auch die Jägerbursche ein, wurden aber sofort einzeln wieder in den Wald geschickt, um so lange es noch Tag sei, zu suchen, ob keine Spur von Elisabeth zu entdecken sei. In wiefern sie ihren Auftrag mit Eifer ausgeführt haben, bleibt dahingestellt; allein sie kamen Abends wieder, ohne etwas gefunden zu haben.

Hört liebe Herrn, sprach der Förster zu seinen Gästen, die Sache scheint mir bedenklich. Quer durch den Wald zieht sich die Dahme als ein mäßig breites Flüßchen, über welches doch ein Pferd nicht hinübersetzen kann. Schwerlich ist das Pferd in seinem Koller bis zur Dahme fortgelaufen, und selbst, wenn es das wäre, würde es doch beim Anblick des Wassers wohl zur Besinnung gekommen sein. Mag nun die Jungfrau schon früher herabgefallen, oder sitzen geblieben sein, bis das Pferd wieder ruhig wurde, immer müßte sie sich diesseits des Flusses befinden; wäre sie das, so hätten wir schon Nachricht von ihr, denn meine Bursche haben das Revier durchschreiten müssen, und da sie nichts gefunden haben, ist wahrscheinlich noch was anderes im Spiele.

Apitz. Ihr meint loses Gesindel, Räuber und dergleichen. Ich gestehe, daß ich daran auch schon gedacht habe.

Förster. Wir wollen den Morgen abwarten. Kehrt bis dahin keiner von den beiden Herren, welche auf Kundschaft ausgeritten sind, zurück, so ist's richtig.

Apitz. Nur der eine, denn der andere weiß von unserm

jetzigen Aufenthalte nichts. Aber wenn es so stände, so sähe es selbst mit euren Söhnen, Herr Cuno, mißlich aus; denn was wollen sie mit ihrer schwachen Begleitung gegen einen Reiterhaufen machen? Sie müssen sich ohne Gegenwehr ergeben.

Cuno. Eine verwünschte Lage. Wie leid thut es mir, ihnen nicht auf der Stelle mit einem Haufen Knechte zu Hülfe eilen zu können. Aber selbst, wenn diese morgen kommen, so wissen wir ja nicht einmal, wohin wir uns mit ihnen wenden sollen.

Förster. Herr Ritter, ich habe eine ziemlich sichere Nachricht, daß diejenigen Gaudiebe, welche sich jetzt in unserer Gegend umhertreiben, ihre Hauptniederlage und Herberge im Unter-Spreewalde haben. Ist die Jungfrau in ihre Hände gefallen, so schaffen sie sie gewiß so schnell als möglich dorthin. Darum ist mein Rath, ihr wendet euch morgen gleich nach dieser Gegend.

Apitz. Das ist eine verwünschte Gegend, ein wahrhaft heidnisches Wassernest, wo ihnen niemand beikommen kann.

Cuno. Wie das?

Apitz. Denkt euch eine Bruchgegend, bedeckt mit dichtem Walde, aber durchschnitten mit einer zahllosen Menge von Flußarmen, welche sich netzförmig durchkreuzen, und auf welchen man allein mittelst eines Kahnes in die Wildniß gelangen kann, so habt ihr ein Bild der Gegend. Dazu kommt noch eine Bevölkerung von Wenden, von denen wenige deutsch verstehen, und die meisten noch heimlich ihrem heidnischen Aberglauben ergeben sind, welche die Deutschen und die Christen hassen, und ihnen, wenn es ungestraft geschehen kann, gern Böses zufügen, — wahrhaftig, das sind Umstände, die wohl bedenklich machen können.

Cuno. Wäre nur erst die Zeit zum Handeln da. Was hilft alles Grübeln, laßt uns die Streu machen, damit wir morgen um so eher bei der Hand sein können.

Wir wollen sie schlafen lassen, wenn sie es können, und uns zuerst nach Elisabeth umsehen.

In der ängstlichen Lage, in welcher wir sie verlassen haben, blieb sie noch eine Zeitlang, auf dem tollen Pferde dahin fliegend, dessen Hals sie krampfhaft umfaßt hielt. Waren ihre Kräfte einer solchen Anstrengung nicht gewachsen, erlahmten ihre Arme, oder wurde sie von einem niedrigen Zweige eines Baumes

erfaßt, — genug, sie wurde plötzlich abgeworfen, und stürzte besinnungslos zu Boden.

Es bleibt ungewiß, wie lange sie so gelegen hat. Die Sonne war ihrem Untergange nahe, als der uns wohl bekannte Donnerhans mit fünf andern ähnlichen Cumpanen des Weges kam, die Jungfrau liegen sah, und mit seinen Spießgesellen dabei Halt machte. Ho ho! rief er, da ist was vorgegangen. Seht mal, sind das unsere Leute gewesen, die das gethan haben?

Ein Anderer. Schafskopf. Du siehst ja, sie hat noch eine goldene Kette um, wie werden denn unsere Leute die liegen lassen. Na warte, die wollen wir gleich abnehmen. So, — die kann man gebrauchen.

Donnerhans. Aber das sag' ich gleich, es geht zu gleichen Theilen. Wie Teufel, woran ist denn die crepirt. Man sieht doch keine Wunde. O ho, da ist der Aermel aufgeschlitzt, und da ist auch Blut. Na die muß ein dünnes Leben gehabt haben, an so einer lumpigen Wunde zu sterben. Oje, oje, sie sollte sich schämen, wie kann sich denn ein Mensch so haben!

Ein Anderer. Sie ist vielleicht noch gar nicht todt, sondern nur ohnmächtig.

Donnerhans. Alle Teufel, und könnte wieder lebendig werden, und sich die Kette ausbitten? O ne! da wollen wir ihr den Hals abschneiden, dann sind wir sicher. Du, Fiedelfritz, gieb mir einmal dein Messer.

Fiedelfritz langte es mechanisch hin. Aber ein dritter rief: Halt, sie gehört nicht dir allein, und du kannst mit ihr nicht machen, was du willst.

Donnerhans. Na, was ist denn nun mehr? Es ist ja nur ein todter Mensch, dem man den Hals abschneidet. Wer kann denn wissen, ob sie lebt? Der Klapperbein will immer was Besseres wissen, als die Andern.

Klapperbein. Halt dein Maul, und höre. Wenn die Frau oder Jungfer wieder lebendig wird, so muß sie sich auslösen. Ihre Kette kriegt sie freilich nicht wieder. Aber das Lösegeld wird nicht eben gering sein, denn man sieht's, es ist was Vornehmes, und dann haben wir mehr, als bloß die Kette.

Donnerhans. Hol mich, straf mich, der Klapperbein hat recht. Was meint ihr dazu?

Die Uebrigen. Wir sind Klapperbeins Meinung.

Donnerhans. Na, so wollen wir nur gleich — — ja, aber wie fangen wir es denn nun an, daß sie lebendig wird? (Er richtet sie auf, und giebt ihr einen Schlag in den Rücken) He da, du junge Hexe! — Donnerwetter, sie ist aber hübsch!

Klapperbein. Ach gieb du Talpatsch dir doch keine Mühe, du siehst auch danach aus, Frauenzimmer lebendig zu machen. Tragt sie lieber nach der Mühle, und übergebt sie der Müllerin, die versteht sich auf so etwas. Tragen werdet ihr sie doch müssen, sie mag nun zu sich kommen oder nicht.

Donnerhans. Klapperbein, schneide Zweige ab, wir wollen so ein Ding von Trage machen, aber schnell. Ich möchte nur wissen, wie das Frauensmensch hierher gekommen ist. Sie hat doch wohl geritten?

Fiedelfritz. Na, das siehst du doch wohl an ihrem Kleide. Aber wo mag ihr Pferd sein?

Donnerhans. Ja, wo mag ihr Pferd sein?

Der Andere. Ach was, kommt lieber hierher, und macht euch an die Arbeit; ihr seid die ewigen Schwätzer.

Bald hatte man eine Art von Trage fertig; Elisabeth wurde darauf gelegt. Alle faßten an, und setzten sich in Bewegung.

Nach einer halben Stunde erreichte man eine einsam gelegene Wassermühle am Ufer der Dahme. Man trat ohne Umstände durch den Hausflur in die Stube, und setzte die Tragbahre nieder.

Da Frau Müllerin, sprach Donnerhans, da bringen wir euch Arbeit. Macht euer Kunststück.

Um Gott, rief diese, eine ältliche große und starke Frau, habt ihr schon wieder einen Menschen todtgeschlagen? Und was schleppt ihr ihn mir denn in die Stube?

Fiedelfritz. Nicht doch, wir haben sie todt unterweges gefunden, ihr sollt sie wieder lebendig machen.

Die Müllerin. Na euer Finden kennt man. Bewahre Gott Jeden, daß ihr ihn nicht findet.

Donnerhans. Na na, man nicht so schnippisch. Unser Finden hat ihr doch manchen hübschen Groschen gebracht.

Die Müllerin. Er wird sich doch nicht mausig machen wollen, dummer Schöps. Er ist ja kaum seit vierzehn Tage bei der Bande.

Donnerhans. Das ist all Eins. Was die Andern ge-

than haben, hab' ich mit gethan; ist es nicht hier gewesen, so hab' ich anderwärts gearbeitet, und das nicht schlecht. Na, sieht sie wohl? —

Fiedelfritz. Was soll aber das Reden? Frau Müllerin, frisch an die Arbeit, und nicht lange gefackelt.

Die Müllerin. Oho, so hastig? Erst muß man doch wissen, was mit ihr werden soll, wenn sie nun lebendig geworden ist?

Donnerhans. Wir führen sie fort, und sie muß sich auslösen, oder daran glauben.

Die Müllerin. So, und wenn sie sich ausgelöset hat, dann macht sie die Anzeige, meine Mühle sei eine Diebesherberge, nicht so? Die Herren Gaudiebe ziehn mit ihrem Gelde ab, aber mir wird die Mühle niedergebrannt? Ei, ich dächte was mich bisse. So dumm ist Frau Marthe nicht. Nein, da nehmt sie nur, und werft sie in die Dahme.

Donnerhans. Donnerwetter, das ist ja ein infamer Einfall. Da hat kein Mensch daran gedacht. Nun sollen wir sie umsonst und wieder nichts so weit getragen haben? Ei so krieg du die Pestilenz.

Die Thür öffnete sich, und herein trat ein großer robuster Mann in Bettlerkleidung, ein großes Pflaster auf dem einen Auge, das er sofort abnahm. Unter seiner Mütze quoll rothes Haar in üppiger Fülle hervor, mit ihm zugleich traten noch sechs Kerle herein, theils in Lumpen als Bettler gekleidet, theils bewaffnet. Da kommt der rothe Hans, sprach Donnerhans, der wird schon Rath wissen.

Er trat vor; man machte von allen Seiten Platz, und wer es nicht gewußt hätte, würde aus dem Benehmen beider Theile leicht errathen haben, daß er der Anführer der Bande sei.

Was giebt's hier? Sprach er. Man setzte ihn von der Lage der Dinge in Kenntniß. — Es wäre Schade, sprach er endlich, das wahrscheinlich bedeutende Lösegeld im Stiche zu lassen. Doch das ist auch nicht nöthig. Ihr Müllerin versucht, ob ihr sie ins Leben bringt. Ist sie todt, nun da werft sie in die Dahme. Wird sie lebendig, so muß sie natürlich nicht erfahren, wer wir sind. Du, Fiedelfritz, ziehst die Kleider von dem verstorbenen Müller an, und bist für heute der Mann der Müllerin. Vier von den andern kleiden sich als Mühlknappen und

Müllerknechte, und passen gehörig auf, daß die jetzt Todte nicht zur Thüre hinaus kommt. Man muß thun, als hätte man sie bloß aus Menschenliebe gerettet, und sie muß in dem Glauben erhalten werden, daß sie gut aufgehoben sei. Ich und die übrigen schlafen im Stalle, und lassen sich nicht sehen. Morgen wird sie nach den Ihrigen verlangen; da laßt ihr Frau Müllerin anspannen, und laßt sie fortfahren, als wenn sie zu den Ihrigen gebracht würde; unterweges aber überfalle ich mit meinen Leuten den Wagen, nehme sie fort, und schaffe sie nach dem Spreewalde. Seht ihr, Frau Müllerin, so bleibt ihr im Rufe einer frommen Frau, und ihr habt dann auch wahrhaftig ein gut Werk gethan.

Allgemeiner Beifall lohnte dem Hauptmann, und sofort begaben sich die meisten seiner Leute hinaus. Diejenigen, welche Elisabeth gefunden hatten, übernahmen die Rolle der Müllerknechte, bis auf Einen, der sich den übrigen anschloß.

Elisabeth hatte durch das Schütteln auf der Bahre eine Art von halbem Bewußtsein wieder erlangt. Seit dem Eintritte in die Mühle war sie im Stande, zu hören, was um sie vorging, obgleich es schien, wie wenn die Töne aus der Ferne kämen, und sich allmählig näherten, allein sie vermochte noch kein Lebenszeichen zu geben, denn die Glieder versagten den Dienst, und was sie vernahm, hatte für sie keinen Zusammenhang. Fiedelfritz hatte sich den Müllerrock angezogen, und weiß bestäubte Pantoffeln, und die Müllerin begann nun ihre Wiederbelebungsversuche. Einen großen Aufwand von Kunst machte sie dabei eben nicht, denn sie bestanden in nichts anderm, als daß sie Elisabeth einen ziemlichen Topf kalten Wassers in's Gesicht goß.

Elisabeth schrack zusammen, und konnte die Augen öffnen. Gleich darauf aber schüttelte sie sich, wie in Fieberfrost, denn das Wasser war ihr bis in den Busen gedrungen, und kältete sehr, aber sie war ihrer Glieder wieder mächtig. Was sie gehört hatte, schwebte ihr wie ein Traum vor, und sie erwachte, wie aus dem Schlafe.

Gott sei Dank, schrie die Müllerin, sie schlägt die Augen auf, sie lebt. Unsere Mühe ist nicht vergebens gewesen.

Wo bin ich? rief Elisabeth mit matter Stimme.

Die Müllerin. Unter guten christlichen Leuten; seid nur

ganz ruhig, und ängstigt euch nicht. Hier geschieht euch nur Liebes und Gutes.

Elisabeth. Helft mir auf, gute Frau, und gebt mir ein Tuch, mich zu trocknen. Mich friert sehr.

Müllerin. Fritz, faß mal auf der andern Seite an, wir wollen sie an den Kamin führen, und dann setz den Großvaterstuhl dahin. Ach Gott, was ist das für ein armes blasses Putthühnechen. Ja, ja, das ist auch nichts Kleines, so kurz vor dem Grabe wieder umzukehren. So, nu setz dich, mein hübsches glattes Döckchen, ach Gottekin, wie es so friert, na, wir wollen es schon wieder warm kriegen.

Fiedelfritz. Ja, und wollen auch dafür sorgen, daß das hübsche Kind sicher und wohlbehalten wieder nach Hause kommt, wenn wir nur erst wissen, wo es zu Hause gehört, und wie es hierher gekommen ist.

Diese Worte riefen Elisabeth ins Gedächtniß zurück, was ihr traumartig vorschwebte, gehört zu haben, und sie wußte jetzt, was für ein Held unter dem Müllerkittel steckte. Sie war zweifelhaft, ob sie die Wahrheit sagen sollte; so viel aber war ihr deutlich, daß sie den Transport nach dem Spreewalde zu verhindern suchen müsse. Sagt mir lieber, sprach sie um Zeit zu gewinnen, wie ich hierher gekommen bin, denn ich weiß es nicht, auch ist mir unbekannt, wo ich mich befinde.

Müllerin. In einer Mühle, wie ihr wohl am Klappern und am Mehlgeruche spüren werdet, mein Herzlamm, und ich bin die Müllerin.

Elisabeth. Ist das da euer Sohn?

Müllerin. Warum nicht gar! Seht ihr mich denn für so alt an? Zwar, ihr könnt mit euren matten Guckäugelchen hier beim Feuer wohl noch nicht deutlich sehen, sonst würdet ihr so nicht gefragt haben. Nein, er ist mein Mann.

Elisabeth wußte jetzt, daß sie nicht geträumt hatte. Wie bin ich denn hierher gekommen? fragte sie.

Fiedelfritz. Ja seht, holde Frau oder Jungfrau, ich habe euch leblos im Walde gefunden, und dann mit meinen Leuten hierher getragen, wo wir euch wieder ins Leben gerufen haben. Aber wie ihr in den Wald gekommen, wissen wir nicht.

Elisabeth. Mein Pferd ist beim Ritte mit mir durchgegangen, und hat mich abgeworfen. Weiter weiß ich nichts.

Fiedelfritz. Und euer Pferd?

Eliſabeth. Ich weiß nichts von ihm.

Fiedelfritz. Ei Sackerlot, das wird ſich noch im Walde umhertreiben. Das müſſen wir noch einzufangen ſuchen. Es müſſen ſich gleich ein Paar aufmachen, und —

Müllerin. Wo denkſt du hin? Es iſt ja finſter. — Sagt uns doch, wo ihr zu Hauſe gehört?

Eliſabeth. Ich bin die Tochter des Herrn Apitz Schenk auf Schloß Teupitz.

Fiedelfritz. Donnerwetter, das iſt infam nahe.

Eliſabeth. Warum erſchreckt euch das?

Fiedelfritz. Ich meine nur, da werden euch die Eurigen wohl bald ſuchen, nicht ſo?

Eliſabeth. Ohne Zweifel, und wenn es ſo nahe iſt, werden ſie mich auch wohl bald finden.

Müllerin. Na, wir wollen ihnen das Suchen erſparen. Morgen in aller Frühe laß ich anſpannen, und euch zu Hauſe fahren, mein Herzblatt. Ach ich habe euch ſchon ſo lieb gewonnen, daß mir das ordentlich leid thut, ja wahrhaftig, ſeht mich nur an.

Eliſabeth. Wer weiß, ob ich morgen ſchon die Fahrt machen kann; mir iſt noch ſehr unwohl, und meine Schulter ſchmerzt ſehr. Drum wäre mir es ſehr lieb, wenn ihr mich in ein Bette brächtet, und ließet mich ſtill und ruhig liegen. Der Schlaf iſt wohl das beſte Heilmittel.

Müllerin. Ja wohl, ja wohl, das iſt auch das Beſte. Ihr ſollt hier in der Hinterſtube in meines ſeligen Eheherren Bette, — wollt ich ſagen, Bruders Bette ſchlafen, da liegt ihr wie in Abrahams Schooße. Fritze, ſteck die Lampe an, und trag ſie hinein. Nun kommt, und ſtützt euch auf mich; ſo, ſo, — ſeht ihr wohl, es geht. Nur ſacht!

Eliſabeth. Wo iſt denn die Kette geblieben, welche ich um den Hals gehabt?

Müllerin. Die Kette? Ich habe keine geſehen.

Fiedelfritz. Ach, die wird wohl Einer abgenommen, und in der Stube auf den Tiſch gelegt haben, daß ſie nicht naß wird. Wir wollen gleich nachher nachſehen. Sie kann ja nicht weggekommen ſein, denn wir ſind ehrliche Leute.

Müllerin. So, nun geh' du nur hinaus, Fritz; ich will die Jungfer auskleiden helfen.

Fiedelfritz ging, und forderte von Donnerhans die Kette, um sie erforderlichen Falls vorzeigen zu können. Obgleich dieser sich weigerte, sie herzugeben, mußte er es doch auf den Rath aller übrigen thun, da es ja nichts schade, wenn sie zurück gegeben würde, indem man die Kette mit der Person wieder nähme. Indessen hatte Fiedelfritz heute keine Gelegenheit, Elisabeth die Kette zu zeigen.

Vor der Thüre der Mühle war es ziemlich lebhaft. Ein Theil der Knechte, so wie der verkleideten und wirklichen Mühlenknappen, war hier versammelt, und hatte auf den dort befindlichen Bänken Platz genommen. Man fraternisirte ganz traulich mit einander; denn in jenen Zeiten durften es die einzeln liegenden Gehöfte mit den Schnapphähnen und Gaudieben nicht verderben, auch wurde ihr Gewerbe nicht als ein so schändliches angesehen, wie jetzt. Die Begriffe über Besitz, Eigenthum und Erwerb waren bei der Masse des Volkes sehr schwankend, und das Recht des Stärkeren fand eine größere Anerkennung, als zu unsern Zeiten.

Da kamen drei Reiter gegen die Mühle geritten. Der vordere näherte sich den sprechenden Leuten und sagte: Nichts für ungut, lieben Freunde, sagt mir doch, ob ihr Kunde habt von einer Jungfrau, mit welcher ihr Pferd, das sie ritt, durchgegangen ist. Sie ist vielleicht abgeworfen worden. Habt ihr vielleicht das ledige Pferd gesehen?

Aber einstimmig versicherten alle, daß sie nichts davon gesehen noch gehört hätten. Indessen könnte das Pferd vielleicht über den Fluß gegangen sein, als eben Niemand draußen gewesen wäre. Vielleicht würde er jenseits des Flusses Nachrichten erhalten können.

Sagt mir doch, sprach Johannes, — denn er war es — wenn ich nach dem nächsten Dorfe will, muß ich gerade aus reiten, oder rechts?

Immer gerade aus, war die Antwort, und die Reiter ritten über die schmale Brücke, und waren in der Dunkelheit sogleich verschwunden.

Man ließ sie ziehen, und nachdem man sie weit genug ent-

fernt glaubte, brach der Haufe in ein leises Gelächter aus. Zieht nur, zieht, rief einer, ihr sollt das Reiten schon satt kriegen.

Es ist aber nicht gut, daß ihr ihn dort hin gewiesen habt, sprach Klapperbein, denn dahin wollen wir morgen auch, und da kann er uns begegnen.

Richtig, rief der rothe Hans, drum hört. Daß der Fragende fremd ist in dieser Gegend, das verriethen seine Erkundigungen und seine Aussprache. Daß er mehr ist, als ein Knecht, ergiebt sich daraus, daß zwei hinter ihm bleiben. Er ist also wahrscheinlich einer von den Gästen auf Teupitz, und dürfte daher schon ohnehin ein guter Fisch sein, dessen Fang sich lohnte, aber wir müssen ihn außerdem noch fortschaffen, daß er uns nicht in den Weg kommt. Also schnell; ihr beide, Schnepper und Dostelkamp, ihr nehmt die beiden Müllerpferde, und werft euch darauf; die beiden andern bleiben im Stalle; ihr aber, Klapperbein, Kreutzschnabel, Polker, David, Schlobitz und Chrastawa folgt zu Fuße, gut bewaffnet, den beiden Reitern. Ich denke, ihr werdet doch wohl mit den dreien Hechtköpfen fertig werden?

Hoho, riefen die Genannten, das soll keine große Mühe machen. Vorwärts, in ganz Kurzem sind wir hier. Der Haufe stürzte in die Mühle, und zog bald darauf bewaffnet ab.

Elisabeth lag unterdessen im einsamen Zimmer, und überlegte, was zu thun sei, ohne von dem eben erzählten Vorgange etwas zu wissen. Sie nahm sich vor, kränker zu scheinen, als sie war, weil sie hoffte, daß einer der Ihrigen in der Mühle nachfragen, oder sie auf andere Weise ausspüren und befreien werde. Im Spreewalde, das wußte sie, war daran nicht zu denken. Ihr Schlafzimmer schien nach dem Hofe hinaus zu gehen, wie sich aus dem Geknarre von Stallthüren und einzelnem Gänsegeschnatter ergab. Aber auch hier waren Menschen versammelt, und unterhielten sich. Obgleich die Luft ziemlich milde am Tage gewesen war, so fiel es ihr doch auf, daß die Leute so lange am Abend im Freien blieben, und noch dazu auf dem Hofe; sie vermuthete daher nicht ohne Grund, daß man eine Art von Wache angeordnet habe, um ihr mögliches Entspringen zu verhüthen. Man hätte dies sparen können, da sie sich wirklich recht unwohl befand.

Die Kerle lärmten viel vor dem Fenster, denn je weniger Gedanken die Leute haben, um so redseliger ist der Mund. Sieh

mal, Donnerhans, rief einer, wie die Sterne heute funkeln und zittern, und was für eine Menge sind zu sehen! Wie viel mögen das wohl sein?

Schafskopf, war die Antwort, wer kann denn die zählen? Du doch gewiß nicht. Du kannst ja noch nicht bis Hundert zählen.

Na, ob du es kannst, ist auch noch die Frage, und das muß man dir auch bloß glauben. Aber sage mal, Donnerhans, hast du auch schon davon gehört? Mir hat mal einer gesagt, ein jeder Mensch hätte einen Stern, der wäre sein. Sieh mal, wenn das wahr ist, was muß es da für eine schreckliche Menge von Menschen geben; gerade so viel als Sterne, und doch wird immer so viel Redens gemacht, wenn mal einer todt geschlagen wird. Gott, der ist ja gar nicht zu vermissen.

Donnerhans. Na, das ist auch blosser Aberglaube.

Der Andere. Aber der mirs gesagt hat, das war ein kluger Mann, und ich glaube auch, daß er Recht hat, und Jeder hat einen Stern.

Donnerhans. Das mein ich ja nicht, daß es Aberglaube ist, sondern daß man so viel Wesens um einen Menschen macht. Du lieber Gott, ich dächte, es werden wohl alle Tage ihrer hundert und mehr geboren.

Der Andere. Na, na!

Donnerhans. Meinst du, das wäre zu viel? O ho, gewiß nicht, und wenn man es genau nimmt, sind's wohl eher mehr als weniger. Aber wieder auf den Stern zu kommen, — Donnerwetter, welcher von allen den Sternen mag denn wohl mein Stern sein?

Eine andere Stimme. Nu, was einem nicht zugetheilt ist, kann man sich ja nehmen. Siehst du, ich nehme mir da gleich den hellen, blanken, der so sehr funkelt.

Donnerhans. Dummkopf, hat noch nicht ein Wort gesprochen, und will sich den besten Stern nehmen. Das wär mir gerade recht. Ne, so sind wir nicht; such dir man einen andern, den kriegst du nicht, du Schweineschneider.

Der Andere. Na, du wirst mich auch noch nicht daran hindern, du mit deinem großen Maule. Ich nehme mir, was ich kriegen kann, und werde dich nicht fragen.

Donnerhans. Aber ihr Andern, die ihr dabei steht und hört, was das Schandmaul lästert, wie könnt ihr dazu still schweigen, und ruhig zusehen, wie sich der Kerl das Beste nehmen will? Wir können dann sehen, was übrig bleibt, und das ist dann für uns gut genug? He? was meint ihr zu dem Stückchen?

Mehrere Stimmen. Ei, wenn die Sterne nicht vertheilt sind, kann sich ja jeder nehmen, was ihm gefällt.

Donnerhans. Ich sage euch, sie sind vertheilt, ja, sie sind vertheilt, und der Schweinmärten will sich den besten nehmen, das dürfen wir nicht leiden.

Andere Stimmen. Nein, wir leiden's nicht. Ihr seid Schurken, wenn ihr anders wollt, und wenn ihr Händel wollt, so kommt mal her, und kostet unsere Püffe.

Die Andern. O ho Jungens, Jacken aus! Packt sie, und pufft sie tüchtig, daß sie daran denken.

Es erhob sich eine große Balgerei, mit vielem Geächze und Geschnaufe begleitet, dem hier und da ein Schrei folgte, bis plötzlich eine starke Stimme dazwischen rief: Donnerwetter, verfluchte Brut, wollt ihr das Raufen lassen; Hände in Ruh, sag' ich, oder euch soll — Wer ist daran wieder Schuld? Möcht' ich doch fast darauf wetten, daß es der neue Schlagetodt ist.

Mehrere Stimmen. Ja, der Donnerhans hat so lange gehetzt, bis es losgegangen ist.

Der Andere. Dacht ich's doch gleich. Bei der nächsten Arbeit soll er einer der Vordersten sein, und von der Beute nichts erhalten. — Nicht gemuckst, sag' ich, du kennst mich. —

Es wurde still, und die Gaudiebe schienen sich nach und nach zu verziehen. Doch hörte Elisabeth von Zeit zu Zeit einzelne Tritte und unterdrücktes Husten, so daß sie nicht gut zweifeln konnte, sie werde bewacht. Endlich machte die Natur ihre Rechte geltend, und der Schlaf schloß ihre Augen.

Achtzehntes Kapitel.

Johannes war unterdessen mit seinen beiden Begleitern still weiter geritten. Der Weg führte durch einen Wald, und endlich am Rande desselben hin. Plötzlich sprangen aus dem Gebüsche seitwärts eine Anzahl Kerle mit zweien Reitern auf sie ein. An Ausweichen war nicht zu denken, denn sie waren umringt. Sie zogen die Wehren, und vertheidigten sich so gut wie möglich. Aber bald lagen beide Knechte zu Boden, Johannes Pferd hatte einen Stich bekommen, und sank in die Knie, und er selber fühlte sich im nächsten Momente verwundet, übermannt und vom Pferde gerissen.

Die Gaudiebe plünderten ihn und die Knechte rein aus; der eine von den letzteren war todt, der andere verwundet. Nachdem sie sie fast ganz entkleidet hatten, überlegten sie, was weiter zu thun sei.

Mein Rath ist, sprach der Eine, wir schneiden ihnen die Hälse ab, und buddeln sie ein.

Davon hat der rothe Hans nichts gesagt, sprach ein anderer, und wenn wir's thäten, ohne seinen Befehl, würde er sehr böse werden.

Ein Dritter. Er hat gesagt, wir sollen sie aus dem Wege schaffen, daß sie ihm morgen nicht begegnen.

Der Zweite. Ja, nicht als Freie sollen sie ihm begegnen, als Gefangene hat er von ihnen nichts zu fürchten. Wer weiß, ob der da nicht ein gutes Lösegeld zahlen kann, und das wäre dann verloren. Wetter, was würde der rothe Hans sagen.

Ein Räuber. Sprich, wer bist du?

Johannes. Der Sohn des Ritters Cuno von Quitzow, Gast des Herrn Apitz auf Teupitz.

Der Räuber. Ah, der Bräutigam?

Johannes. Nein, ſein Bruder.

Der Räuber. Auch gut. Kannſt du Löſegeld bezahlen?

Johannes. Ich denk' es.

Klapperbein. Gut. Dann laßt den Todten liegen. Die beiden Gefangenen wollen wir nach der Dürren Ziege bringen. Dahin kommt morgen der rothe Hans, und dann mag er beſtimmen, was mit den Gefangenen werden ſoll. Todtſchlagen können wir ſie morgen auch.

Man ſetzte ſich in Bewegung. Die Fußgänger nahmen Johann und den Knecht in die Mitte, die beiden Reiter folgten nach. Ein Paar Räuber waren ebenfalls verwundet, und wurden unterwegs von ihren Kameraden verbunden. Nach einer Stunde Weges erreichte man im dürren Sande ein einſam gelegenes elendes Wirthshaus, die Dürre Ziege, in deſſen Stube für die Gefangenen und ihre Begleiter die Streu zurecht gemacht wurde. Johann und ſein Knecht waren vom Blutverluſt ſehr ermattet, und konnten erſt hier ihre Wunden einigermaßen verbinden. Unruhe und Schmerz ließen ſie nur wenig ſchlafen.

Dietrich war an dieſem Abende in der Irre herum geritten, und überzeugte ſich endlich, daß ein weiteres Suchen in der Nacht zu Nichts führen könne. In einem eben ſo einſam liegenden Wirthshauſe, wie das vorige, und um nichts beſſer, im Hungrigen Wolfe, beſchloß er Halt zu machen, und zu übernachten. Es lag an derſelben Straße, wie das vorige, nur eine kleine Meile nördlich von ihm entfernt. Im Wirthshauſe ſchlief ſchon alles, und er mußte die Leute erſt erwecken, was ziemlich ſchwer hielt. Endlich wurde er und ſein Begleiter in die einzige Gaſtſtube gewieſen, wo ſie auf der gemeinſchaftlichen Streu neben anderen ſchnarchenden Geſellen Platz nahmen.

So ruhen denn nun die Helden unſerer Geſchichte an vier verſchiedenen Plätzen unter ſehr verſchiedenen Verhältniſſen, um am nächſten Morgen ſämmtlich ihre Ruheſtellen zu verlaſſen, die ihnen wenig Ruhe gewährten.

Die Sonne war kaum aufgegangen, als die Müllerin in Eliſabeths Schlafgemach trat, ſich nach ihrem Befinden erkundigte, und ſichtbar in Verlegenheit gerieth, als dieſe ihr ſagte, daß ſie ſehr krank ſei. Ei ei, ſprach ſie, das iſt ja ſchlimm, da wird euch das Fahren nicht wohl thun, und doch iſt der Wagen ſchon

angespannt, der euch zu eurem Herrn Vater bringen soll. Ja, es ist einmal nicht anders zu machen, ihr müßt euch Gewalt anthun. Es ist doch immer besser, ihr thut sie euch an, als daß sie euch, mein liebes Laubvögelchen von Andern angethan wird.

Elisabeth. Wie meint ihr das Frau Müllerin?

Müllerin. Nu seht einmal, unsere Mühle liegt sehr verlassen und einzeln, und in der Gegend ringsum treiben sich schlimme Leute herum. Wenn die Mühle mal überfallen würde, wie sollte ich euch denn, mein Herzenskindchen, verbergen, daß euch die Raubvögel nicht in ihre Krallen bekommen? Darum zwingt euch, wir wollen euch auf den Wagen heben, und es ist ein weiches Lager von Heu darauf gemacht. Zu Hause könnt ihr auch viel besser gepflegt werden, als hier in meiner schlechten Wohnung, und sowohl ihr, als die lieben Eurigen sind dann aus aller Angst.

Elisabeth. Ich denke, die Meinigen werden mich hier schon finden, und mich abholen lassen, wenn mir besser ist.

Müllerin. Ach, das kann vielleicht lange dauern, und wenn ihr während der Zeit ein Unglück hättet, so hätte ich's zu verantworten. Nein, nein, ihr müßt schon in den sauren Apfel beißen, und die Fahrt wagen. Steht nur auf, ich will euch helfen, und es wird besser gehen, als ihr denkt.

Sie nahm das Deckbett fort, und Elisabeth sah wohl, daß eine fernere Weigerung nichts fruchten würde. Es blieb nichts übrig, als sich in die Nothwendigkeit zu fügen. Gern hätte sie dem falschen Weibe gewahr werden lassen, daß sie wußte, in welchen Händen sie sich befand. Allein sie bedachte wohl, daß sie ihre eigene Gefahr dadurch vergrößern würde. Die Versuchung, sie auf immer stumm zu machen, und sich dadurch gegen jeden Verrath zu sichern, wäre bei der Müllerin zu groß gewesen, und so sah sie sich, wenn auch mit innerem Widerstreben, genöthigt, selbst Danksagungen für die gute Aufnahme an die Müllerin zu verschwenden. Den Genuß der Morgensuppe verweigerte sie unter dem Vorwande des Unwohlseins und der Appetitlosigkeit, eigentlich aber, weil sie befürchtete, daß die Suppe vielleicht vergiftet sein könnte. Fiedelfritz drängte sich herbei und sprach: Da, hier ist auch eure Kette, und nun werdet ihr wohl glauben, daß ihr unter ehrlichen Leuten seid. Er hing sie ihr um den Hals. Man brachte sie auf den Wagen. Zwei Kerle wurden ihr, wie man

ſagte, der Sicherheit wegen mitgegeben, und liefen mit einem Spieße bewaffnet neben her, da der Wagen in dem tiefen Sande und um die Kranke zu ſchonen, doch nur in langſamen Schritt fahren konnte. Wenn man auch Eliſabeth den Namen der Mühle verſchwiegen hatte, ſo wußte ſie doch, daß dieſelbe öſtlich von Teupitz liegen mußte, denn dahin war ihr Ritt gegangen. Die Morgenſonne leuchtete ihr jetzt in das Geſicht, und ſie fuhr ihr entgegen, ungeachtet man ihr weiß machen wollte, daß man auf dem Wege nach Teupitz ſei. Indeſſen ließ ſie ſich nichts merken. Sie richtete ihr Morgengebet an die heilige Jungfrau und ihre Schutzpatronin, die heilige Eliſabeth; ihre Begleiter ſahen an ihrer Handhaltung und der Bewegung ihrer Lippen, daß ſie betete, und ehrten ihre Andacht durch tiefes Schweigen.

Als man etwa eine halbe Stunde gefahren war, ſprangen plötzlich aus dem Gebüſche etwa zehn Kerle hervor, ſtreckten die Spieße vor ſich her, umſtellten den Wagen, und geboten dem Fuhrmanne, zu halten. Die beiden Begleiter ſtreckten ebenfalls ihre Spieße, und nahmen die Miene an, als wollten ſie ſich zur Wehre ſetzen. Da rief Eliſabeth mit mehr Kraft, als man ihr zugetraut hatte: Laßt's gut ſein, Leute, und treibt die Poſſen nicht weiter, ich würde doch an ihren Ernſt nicht glauben. Denkt ihr denn, ich weiß es nicht, daß ihr alle zu einander gehört? Fahr du nur in Gottes Namen weiter, Fuhrmann.

Verdutzt hatten die Kerle ihre Spieße erhoben, und auf den Boden geſtützt, verdutzt ſahen ſie einander an. Wer hat euch denn das vertraut? fing der eine an.

Eliſabeth. Niemand; auch habe ich nicht nöthig gehabt, mich deshalb an Jemanden zu wenden.

Der Räuber. Nun da müßt ihr einen Alraun haben, der euch die Sachen zuflüſtert. Straf mich Gott, anders iſt die Sache nicht möglich.

Ein Zweiter. Mit rechten Dingen geht das nicht zu.

Eliſabeth gewahrte die Wirkung, welche ihr Wiſſen auf die Räuber äußerte, und nahm ſich vor, ſie wo möglich zu ſteigern. Einige ſchlugen im Geheimen Kreuze, andere ſtarreten ſie mit unverkennbarer Ehrfurcht an. Wenigſtens durfte ſie jetzt nichts von ihren unziemlichen Späßen fürchten, und damit hatte ſie viel gewonnen.

Der eine Räuber. Dann wißt ihr auch wohl schon, wo wir euch hinbringen.

Elisabeth. Nur wo ihr mich hinbringen wollt und sollt, nach dem Spreewalde. Aber glaubt nicht, daß ihr mich hinbringt. Ich werde befreit, und wer sich von euch dawider setzen will, dem wird es schlecht ergehen. Ihr gebt euch mit mir eine ganz unnöthige Mühe.

Der Räuber. Donnerwetter, ihr könnt wohl wahrsagen?

Elisabeth. Hab' ich euch bis jetzt nicht wahr gesagt? — Thut nun was ihr wollt, ich bin zu schwach, als daß ich viel reden könnte. Fahrt zu.

Die Räuber zogen sich hinter den Wagen, und steckten die Köpfe zusammen. Langsam bewegte sich der Zug vorwärts. Nach einer Weile trat ein Räuber an den Wagen, und sprach: Hört mal, habt ihr auch nicht einen Bund mit dem Bösen gemacht? Könnt ihr wohl sagen: Jesus, Maria, Joseph?

Elisabeth wiederholte die Worte.

Der Räuber. Caspar, Melcher, Balzer?

Elisabeth sprach auch diese nach.

Der Räuber ging zurück und sagte: Ne, eine Hexe ist sie nicht, denn sie kann fromme Worte sagen ohne Widerwillen, und ohne daß es ihr etwas schadet. Doch seht, da kommt der rothe Hans. Wollen hören, was der sagt.

Der rothe Hans kam auf einem Seitenwege daher, und befand sich bald mitten unter seinen Knechten. Man erzählte ihm, was vorgegangen. Auch er wurde bestürzt; Donnerwetter, rief er, woher hat sie das? Ich muß sie fragen. Er näherte sich dem Wagen.

Jungfrau, sprach er, ihr seht, ihr seid in unserer Gewalt, und werdet euch bis jetzt über meine Leute nicht beschweren können. Aber es liegt mir daran, zu wissen, ob ich einen Verräther darunter habe. Sagt mir daher, und ich bitte euch darum, hat euch einer derselben vertraut, was mit euch geschehen soll? Schwört es mir beim heiligen Kreuze.

Elisabeth. Beim heiligen Kreuze, nein!

Hans. Oder einer von denen, die nicht jetzt hier sind?

Elisabeth. Obgleich ich die nicht kenne, so kann ich doch eben so gewiß nein sagen.

Hans. Dann kann es nur die falsche Katze, die Müllerin, gewesen sein. Warte! Die soll mir dafür büßen.

Elisabeth. Ihr seid im Irrthume; sie hat mir nichts vertraut, beim heiligen Kreuze!

Hans. Aber zum Teufel, wer denn?

Elisabeth. Wenn es nun mein Schutzengel gewesen wäre?

Hans prallte zurück, und starrete sie an. Ich will's nicht geradezu läugnen, sprach er, man hat Beispiele, und es ist möglich, daß ihr mehr könnt, als Brodessen. Aber wenn ihr das könnt, warum macht ihr euch nicht sogleich frei?

Elisabeth. Thor! zu allem, was der Mensch unternimmt, gehört die rechte Stunde. Warte diese ab, dann wirst du sehen.

Hans. Na für's Erste wollen wir annehmen, sie sei noch weit entfernt, und wir werden etwas lange warten müssen.

Elisabeth. Wie dem sei, so erkläre ich euch, daß wir an der ersten schicklichen Stelle Halt machen müssen. Ich bin krank, und das Fahren bekommt mir schlecht; ich kann nicht weiter.

Hans. Nun, ein paar Stunden Ruhe werden euch schon wieder herstellen. Da vor uns liegt die Dürre Ziege, da wollen wir ein Weilchen rasten.

Eine Viertelstunde später hielt der Wagen vor der Dürren Ziege. Elisabeth wurde achtungsvoll herab gehoben und ins Zimmer geführt. Johann saß mit verbundenem Arme hinter einem der elenden Tische, welche vor den Bänken an den Wänden standen, und war nicht wenig erstaunt, Elisabeth herein treten zu sehen. Um Gott, edle Jungfrau, rief er, wie kommt ihr hierher? Seid ihr auch in die Hände der Freibeuter gefallen?

Elisabeth winkte ihm mit der Hand, und getreu der angefangenen Rolle, sagte sie: ich wußte, daß ich euch finden würde' Junker. Wir werden von hier an gemeinschaftliches Schicksal erdulden, denn ich weiß, auch ihr seid gefangen.

So wenig Scharfsinn auch dazu gehörte, aus Johannes Hiersein, Ansehen und den beiden ihn bewachenden Kerlen sein Schicksal zu lesen, so verfehlten doch Elisabeth's Worte ihre Wirkung nicht auf ihre Begleiter. Johann wußte sich anfangs nicht recht darin zu finden, bis ihm Elisabeth zuraunte: behandelt mich als eine Zauberin, als solche gelte ich dem Haufen.

Man machte für Elisabeth ein Lager von Heu auf dem

Lehmboden des Zimmers in einer Ecke zurecht, und es gereichte ihr zu großem Troste, daß man den Wagen entließ, und nach der Mühle zurückschickte. Sie glaubte nun sobald nicht weiter transportirt zu werden, in welcher Voraussicht sie sich jedoch nicht als Prophetin erwies.

Das Zimmer, in welchem die Gefangenen waren, füllte sich immer mehr mit Räubern, und die Bande schien zahlreich zu sein, und aus sechszehn bis achtzehn Mitgliedern zu bestehen, wenn nicht andere noch außerhalb nach ihrem Kunstausdrucke arbeiteten. Bis Mittag bleiben wir hier, sagte der rothe Hans zu vieren, welche er in einen Winkel gezogen hatte, dann geht's fort, gerade nach der Heidemeierei, länger haben wir nicht Zeit. Klapperbein und Chrastawa gehn eine Stunde früher fort, und setzen die Kähne in den Stand, daß wir gleich von dem Haidemeier in den Spreewald hineinrudern können, verstanden? Sollte sich was zeigen, gebt ihr uns sogleich Nachricht.

Da trat ein alter Priester in das Zimmer, so zerlumpt und abgerissen, daß der Priesterrock kaum noch in den Fetzen zu erkennen war. Sein Gesicht war abgehärmt, mager und blaß, seine ganze Figur eine Gestalt des Jammers. Gelobt sei Jesus Christ, rief er, um der Wunden Jesu willen, erbarmt euch eines im Elende wandernden Priesters und gebt ihm ein Almosen.

Wo kommt ihr her, Vater? rief der rothe Hans.

Aus der Oberlausitz, lieber Sohn in Christo. Ach, ich war Pfarrer in Wulfersdorf. Da wurde in einer Fehde unser Dorf überfallen, und niedergebrannt, daß auch nicht ein Haus stehen blieb. Meine Gemeinde zerstreute sich hierhin und dorthin. Sie war zu arm, als daß sie das Dorf wieder hätte aufbauen können, und Markgraf Johann hat jetzt genug anderes zu thun, als daran zu denken. Seht, da mußte ich den Bettelstab ergreifen, und die abgebrannte Stätte meiner Heimath mit dem Rücken ansehen. Bettelnd zog ich von Ort zu Ort; kaum konnte ich das liebe Leben fristen. Die Menschen sind hartherzig, und während sie manchem bettelnden schlechten Gauner Almosen zuwerfen, verweigern sie sie einem unglücklichen Priester, und lassen ihn in seinem Elende verkommen, als wäre er nie mit dem heiligen Oele gesalbt worden. In den Hütten der Armuth erhielt ich noch das Meiste; in den Städten bekam ich nicht einmal eine Herberge, weil ich nicht bezahlen konnte, und in Bautzen und

Cottbus habe ich die Nächte in der Kälte auf dem Kirchhofe zubringen müssen, daß ich schier dachte, ich würde es nicht überleben. Jetzt will ich nach Berlin, denn mir ist gesagt, es bestehe dort eine Elendsgilde, bei der vertriebene und im Elende lebende Pfarrer unterstützt würden. Ach wer weiß, ob meine Kräfte hinreichen, die weite Reise zurückzulegen, denn seit vierzehn Tagen habe ich nichts als trocken Brod und Wasser in geringer Menge genossen, und kein Löffel warmer Speise ist in der Zeit über meine Lippen gekommen.

Hans. Ihr seid also ein wirklicher geweihter Priester, der die Macht hat, zu binden und zu lösen.

Der Priester. Vollkommen.

Hans. Wißt ihr was? Wir legen alle zusammen, und ihr könnt uns Beichte hören und absolviren. Meine Leute da und ich selbst haben lange nicht gebeichtet. Wollt ihr das?

Der Priester. Gerne, mein Sohn. Aber sind eüre Herzen denn auch bußfertig und reuig? Und warum geht ihr nicht bei dem Pfarrer eures Sprengels zur Beicht?

Hans. Ja seht, ehrwürdiger Vater, damit hat es so seine Bewandniß. Unser Sprengel ist sehr groß, und es leben so viele Priester darin, daß wir nicht recht wissen, welcher der unsrige ist. Was die Reue und Buße betrifft, so müßt ihr uns die erlassen, denn sie paßt nicht zu unserm Gewerbe, und wenn sie auch einmal da ist, so hält sie doch nicht lange vor.

Priester. Wie sollte sie denn nicht zu eurem Gewerbe passen?

Hans. Wir sind Jäger, und bei unserer Jagd können wir es nicht mit jeder Kleinigkeit genau nehmen. Ich denke, der Herrgott wird darin nicht genauer sein wie wir.

Priester. Aha, ich verstehe, ihr jagt nicht bloß Wild?

Hans. Wir sind immer wild wie der Teufel, aber was wir jagen, ist wohl öfter zahm als wild. Na lieber Gott, ein jeder Mensch will doch leben, und jeder arbeitet auf seine Weise. Wenn ihr uns nun anmuthen wolltet, wir sollten fromm leben wie ihr, so müßten wir ja verhungern, wie ihr, und ihr seht am besten, was bei dem frommen Leben herauskommt, wenn man kein Mönch ist. Die Leute geben keinen Pfifferling drum. Wären wir so fromm und auch so arm wie ihr, wir könnten euch die Beichte nicht bezahlen.

Na gut, ſprach der Prieſter, da ſetzt mir draußen auf den Flur einen Schemel hin, daß ich mich darauf ſetze, und dann kann einer nach dem andern kommen.

So geſchah es, und einer nach dem andern kam mit zerknirſchter Miene wieder, ſetzte ſich hin, betete einen Roſenkranz ab, und war dann wieder der alte.

Unterdeſſen hatte ſich ein Landbarbirer eingefunden. Zu jener Zeit trugen in dieſen Gegenden nur Wenige Bärte, Viele bloß einen Knebelbart, die Meiſten ließen ſich barbiren [1]). Es wurde in der Stube Anſtalt dazu gemacht, und ſo wie der Roſenkranz abgebetet war, ſetzte ſich einer nach dem andern in der Ordnung, wie ſie von dem Prieſter kamen, hin, und ließ ſich ſcheeren. Die noch nicht an der Reihe waren zu beichten, ſaßen und würfelten oder dobelten oder beſchäftigten ſich anderweitig. Die beiden Geſchäfte draußen und drinnen kontraſtirten ſeltſam, aber keinem von den dabei Betheiligten fiel es ein, die Sache nicht ganz natürlich und in der Ordnung zu finden. Es gab höchſt maleriſche Gruppen, welche ein niederländiſcher Pinſel vortrefflich benutzt haben würde, die hier aber völlig verloren gingen, da Niemand darauf achtete, wenn es nicht Eliſabeth war, die auf ihrem Heulager ſitzend am beſten in das wunderliche Treiben hineinſehen konnte, entzogen ihren Blicken ſich auch die Gruppen auf dem Hausflure. Zuletzt erbot ſich der Barbirer noch, den Bart des Geiſtlichen in Ordnung zu bringen, was dieſer dankbar annahm, und durch ſeinen Segen belohnte.

Es wurden große Näpfe mit Buchweizengrütze auf die Tiſche geſtellt. Die ganze Geſellſchaft fing an zu eſſen, und auch der Prieſter erhielt ſein Theil. Eliſabeth und Johannes erhielten ihre Portion etwas ſorgfältiger, das heißt, mit mehr Butter zugerichtet. Ein paar Heringe für jeden wurden dazu gelegt, und damit war das Mahl beſchloſſen.

Gleich darauf kam ein Knecht herein, und zeigte an, es komme ein Wagen vorbei. Sofort gab der rothe Hans einem Theil der Knechte den Auftrag, ihn vor dem Hauſe anzuhalten. Es geſchah. Es war ein Schlächterknecht, welcher Kälber aus Schönwalde holen ſollte. Er wurde gezwungen, erſt Eliſabeth und Johannes nach der Heidemeierei zu ſchaffen, dann wollte man

---

[1]) Möhſen Geſch. d. Wiſſenſch. in d. Mark Brandenburg, S. 308.

ihn loslassen, und er sollte fahren, wohin er wollte, unter der Verwarnung, nicht zu plaudern.

Elisabeth und Johann wurden auf den Wagen gebracht. Als man den Quitzow'schen Knecht suchte, war er nicht zu finden. Man sandte ihm einige Flüche nach, und zog dann ab.

Ehe wir ihnen weiter folgen, versetzen wir uns nach dem Hungrigen Wolf, und sehen, wie es Dietrich ergangen ist.

Er erwachte früh, und hatte Zeit, die um ihn herum lagernden Gesellen zu betrachten. Sie schnarchten, daß die Fenster dröhnten, und schienen der vortrefflichsten Gesundheit zu genießen. Endlich erhob sich einer nach dem andern mit vielem Recken, Dehnen und Gähnen, wobei jeder that, als ob er allein wäre. Innerhalb einer Viertelstunde war die ganze Gesellschaft auf den Beinen. Die Kober wurden geöffnet, und Brot, Butter Käse und Speck herausgelangt, um den Morgenimbiß zu halten. Dietrich hatte nichts, und konnte in dem Wirthshause weder für Geld noch gute Worte das Geringste bekommen; er mußte sich daher mit dem Zusehen begnügen. Indessen benutzte er die Gelegenheit, sich bei den Leuten nach dem Gegenstande seiner Nachforschungen zu erkundigen. Niemand konnte ihm Auskunft geben; wohl aber bestätigten mehrere, daß es unsicher in der Gegend sei, obwohl dies andere läugneten.

Dietrich hatte schon gestern gefühlt, daß es gewagt und unklug sei, eine solche Fahrt in Begleitung eines einzigen Knechtes zu machen. Traf er Elisabeth unter Räuberhänden, so war nichts gewisser, als daß er ebenfalls gefangen wurde. Er fragte daher, ob unter den Anwesenden welche wären, die Lust hätten, bei ihm auf seinem Zuge gegen den Spreewald während einiger Tage Dienste zu nehmen. Es traten indessen nur viere hervor, welche hier übernachtet hatten, weil sie im Wasserburger Forste Arbeit als Holzfäller zu suchen, gesonnen gewesen waren. Auf Dietrich's Frage, ob sie schon Waffendienste gethan hätten, gaben drei an, eine Zeitlang als Lanzenknechte Dienste geleistet zu haben; jetzt aber waren sie mit nichts als einer Holzaxt und einem Stricke bewaffnet. Man mußte sich damit begnügen, behandelte den Tagelohn, wobei die Knechte noch vielerlei Bedenklichkeiten hatten, und so viel Umstände, machten, daß Dietrich kurze Antwort auf die Frage begehrte, ob sie wollten oder nicht? Eine

so peremtorisch gestellte Frage zerschnitt alle anderen Bedenklichkeiten, und sie entschieden sich, mitzugehen.

Einer von denen, die in der Schenke übernachtet hatten, und sich jetzt rüsteten, weiter zu wandern, gürtete so eben ein altes Schwerdt um, und Dietrich fragte ihn, ob er es ihm verkaufen wolle. Nach langem Besinnen kam der Handel zu Stande. Dietrich zog den Beutel, und beim Anblicke desselben schien es dem Verkäufer leid zu sein, nicht mehr gefordert zu haben. Er wollte den Preis steigern, mußte jedoch, weil alle andern dies unrecht fanden, sich mit dem zuerst geforderten Preise begnügen.

Es war Dietrich nicht entgangen, daß seine neu Geworbenen den Beutel mit gierigen Blicken betrachtet hatten. Er hatte von Anfang an kein besonderes Vertrauen zu ihnen und ihrer Wehrhaftigkeit gehabt, und beschloß darum, das gekaufte Schwerdt keinem von ihnen zu übergeben, sondern einstweilen sollte es sein Knecht in Händen behalten, und erst im Nothfalle wollte er den einen von ihnen damit bewaffnen. Darüber war es spät geworden, und die Sonne stand bereits ziemlich hoch, als er den Hungrigen Wolf mit seiner kleinen Schaar verließ, und in den Wasserburger Forst zog. Die vier gemietheten Knechte ließ er mit ihren Aexten und Stricken auf den Schultern vor sich hergehen, und ritt mit seinem Knechte nach.

Man hatte die Richtung nach Köthen genommen, und erreichte das Dorf, ehe noch eine Stunde verflossen war. Auch hier war von Elisabeth nichts zu erfahren; so wurde denn der Weg nach Wasserburg, das unmittelbar an der Spree lag, eingeschlagen. Er führte bergauf bergab, stets durch dichten Wald. Bei einer Köhlerhütte, neben welcher ein Theerofen lag, wurde wieder nachgefragt, aber eben so vergeblich. Nehmt euch vor dem rothen Hans in Acht, rief ihnen der Köhler noch warnend nach. Er soll im Walde sein; die vier Kerle fingen an, bedenkliche Mienen zu machen.

Herr, sagte der eine von ihnen, gegen den machen wir sechse nichts, denn er hat eine große Bande. Es ist ganz unnütz, sich gegen den zu wehren; er frißt uns mit Haut und Haar, und das sind die paar Groschen, welche ihr uns gebt, nicht werth.

Ja das ist wahr, schrieen die anderen, und standen still das hieße ja, dem Teufel lebendig in den Rachen laufen. Wir gehen

nicht weiter. Zahlt uns unſern Lohn aus, für die Zeit, daß wir mit euch gegangen ſind.

Nein, ſchrie einer, den ganzen Tagelohn müſſen wir haben, denn heute kriegen wir doch weiter keine Arbeit.

Ihr ſeid ja aber ganz nichtsnutzige Schufte, ſchrie Dietrich wüthend. Nicht einen Heller ſollt ihr haben, ſondern eine Tracht Prügel, wie ſie euch gebührt. Er riß ſein Schwerdt aus der Scheide, und wollte auf ſie eindringen. Aber im nämlichen Augenblick wurde ihm eine Schlinge übergeworfen, und ſo geſchickt über der Bruſt zugezogen, daß ihm beide Oberarme zugleich feſt am Körper anlagen und er keinen rühren konnte. Seinem reitenden Knechte war es eben ſo gegangen. Zieht ſie herunter vom Pferde, ſchrie einer, und raſch wurden ſie herunter geriſſen. Beim Hinabſtürzen verſchob ſich Dietrich's Schlinge, und war bis zum Halſe heraufgerutſcht, wodurch die Arme frei wurden. Sofort zog der Kerl die Schlinge feſt an, und umſchnürte dadurch Dietrich's Hals ſo gewaltſam, daß er ihn gewiß erdroſſelt haben würde, hätte Dietrich nicht Geiſtesgegenwart genug gehabt, die linke Hand ſchnell einzuſchieben, und mit dem Schwerdte das Seil, welches der Kerl ſtraff anzog, zu zerhauen. Mit einem Ruck der Hand löſete er das Seil um den Hals und drang nun auf die Kerle ein, indem er durch eine geſchickte Wendung auch das Seil durchhieb, an welchem ſein Knecht gehalten wurde. Einer von den Kerlen hatte ſich des gekauften Schwerdtes bemächtigt, und hieb damit gewaltig um ſich her, obwohl auf eine ungeſchickte Weiſe. Dietrich hatte bereits einen Kerl niedergehauen, als es ſeinem Knechte gelang, die Arme frei zu kriegen, und ſeinem Herrn Beiſtand zu leiſten. Da ſie ſich mit den Aexten vertheidigten, ſo kam es darauf an, ſie zuſammen zu drängen, um die freie Bewegung der Arme zu hindern. Der Knecht hatte den einen Kerl um den Leib gepackt, und benutzte ihn, der ihm an Kraft weit nachſtand, als Schild gegen den zweiten, auf den er ihn hindrängte. Es gelang Dietrich auch noch einen zweiten niederzuhauen, ſo daß der Kampf jetzt gleich zu ſtehen kam. Der dritte noch freie Kerl vertheidigte ſich wüthend, und verrieth große Kräfte. Er hatte Dietrich ſo eben bei der Gurgel gepackt, als plötzlich eine Reiterſchaar daher geſtürzt kam, und gleich auf die beiden Kerle einhieb, die in die Knie ſanken. Dietrich hatte bis dahin keine Zeit gehabt, ſich umzuſehen, und erkannte nun mit

freudiger Ueberraschung seinen Vater und Herrn Apitz, mit einem zahlreichen bewaffneten Haufen ihrer Leute. Du hast ein gut Stück Arbeit geliefert, Dietrich, sprach Herr Cuno. Und dennoch, antwortete dieser, war es Zeit, daß ihr erschienet, denn der wüthende Kerl hatte mich gepackt, daß mir Athem und Kräfte vergehen wollten. Dank meinem Schutzheiligen, daß ihr kamet.

Dietrich bestieg sein Pferd wieder, wie sein Knecht, und jetzt erzählte man einander die gehabten Abentheuer. Die Knechte kamen schon vor Sonnenaufgang bei dem Försterhause an, und gleich nachher brach Cuno und Apitz mit ihnen auf. Der erhaltenen Weisung zufolge schlugen sie den Weg nach dem Unter-Spreewalde ein, und erreichten so den Hungrigen Wolf, gleich nachdem Dietrich abgezogen war. Hier erkundigten sie sich, ob Niemand etwas von der verschwundenen Jungfrau wisse. Man sagte ihm, daß so eben ein Mann ausgezogen sei, sie im Wasserburger Forst zu suchen, und nach der gegebenen Beschreibung vermutheten sie, daß es Dietrich sei. Sie beschlossen sogleich, ihm zu folgen, ließen sich den von ihm eingeschlagenen Weg bezeichnen, kamen nach Köthen, und durch weiteres Fragen bis zur Köhlerhütte, wo sie abermals zurecht gewiesen wurden, und gleich darauf Dietrich im Handgemenge mit seinen Leuten erblickten. Diese schienen sämmtlich so gut getroffen zu sein, daß an ein Aufstehen nicht zu denken war. Sie lagen als Todte da, und ohne sich um sie zu bekümmern, zog man weiter.

Nur eine Meile war der Zug jetzt von Elisabeth und Johannes entfernt, an sich eine geringe Strecke, und doch groß genug, um sich mitten im dichten Walde beim Suchen zu verfehlen, besonders wenn eine Partei von der andern nichts weiß. Wir überlassen für jetzt den Reiterzug sich selbst, und sehen zuerst, wie es Elisabeth und Johannes erging.

Man war nach dem Mittagsessen, das heißt in jener Zeit, nach 11 Uhr Vormittags von der Dürren Ziege aufgebrochen. Das Wirthshaus lag, wie der Hungrige Wolf, mitten im Walde, und in diesem, dem Wasserburger Forste, zog sich der kaum bemerkbare Weg hin, auf welchem sich der Zug fortbewegte. Eine Aussicht hatte man nach keiner Seite hin. Nur ein einzelnes Schäferhaus zeigte sich nach einiger Zeit am Wege, und eine Schaafheerde auf einem Grasplatze, aus welchem Umstande Elisabeth eine gute Vorbedeutung schöpfen wollte. Der rothe Hans

vernahm etwas von ihrer Aeußerung und sprach: Eure Vorhersagungsgabe, Jungfrau, will sich nicht bewähren. Wir werden den Heidemeier bald erreicht haben; dann setzt ihr euch in den Kahn, und ich will den sehen, der euch mir dann ohne meinen Willen entreißen soll.

Der Tag ist noch nicht zu Ende, antwortete Elisabeth; ich bin dennoch überzeugt, ihr führt mich nicht in den Spreewald.

Hans sah sie zweifelnd an und sprach: ich kann euch auch anderwärts hinführen, wenn ihr meint, daß es nicht geht, euch in den Spreewald zu bringen. Denkt ihr denn, ich habe nicht noch mehr Schlupfwinkel? Aber es wäre thöricht, eines bloßen Geschwätzes wegen den Plan zu ändern. Verlaßt euch darauf, wäre Gefahr für mich, oder Rettung für euch vorhanden, ich wüßte es schon. Findet euch deshalb in euer Schicksal, das ich euch nicht erschweren will, wenn sich die eurigen zu einem guten Lösegelde verstehen. Bei euch können der Vater und der Brautmann zusammenlegen, da wird's keinem zu schwer, und euer künftiger Schwiegervater hat dann bloß den Junker da auszulösen. Seht, da vor uns liegt schon des Heidemeiers Haus, und gleich dahinter der Spreewald, nun faßt euch ein Herz.

Ein altes wunderlich gebautes Haus, mit hohem sehr verfallenem Strohdache, auf welchem das Moos üppig wucherte, und dicke Wülste bildete, lag vor ihnen. An der Seite zog sich ein hoher Zaun dahin, dessen Thorweg offen stand. Außerdem war nichts zu sehen noch zu hören. Man sah keinen Menschen, und ringsum herrschte die tiefste Stille, welche nur durch das Flüstern des Windes in den Baumgipfeln und den Gesang der Vögel unterbrochen wurde.

Fahr den Wagen auf den Hof, gebot der rothe Hans. Ihr andern hört jetzt meine Befehle.

Die Räuber sammelten sich um ihn; der Wagen fuhr durch den Thorweg auf den Hof, und so wie er hindurch war, schlossen sich die Thüren. Wer macht denn den Thorweg zu? rief Hans. In demselben Augenblicke aber drangen von allen Seiten Reiter auf den Haufen ein, und aus dem Hause stürzte Fußvolk heraus, wohl bewaffnet, und im Nu war er umstellt. Wollt ihr euch gefangen geben? fragte Herr Apitz. Ihr seht, Gegenwehr kann hier nichts nützen. — Die Räuber hatten ihre Wehren entblößt, aber sie standen unschlüssig. O weh, riefen mehrere,

die Hexe hat Recht gehabt; es hilft kein Widerstand. Das wollen wir erst sehen, schrie der rothe Hans, Jungens, drauf los, schlagt euch durch, und augenblicklich hob das Gemetzel an. Die Räuber suchten nach der Seite des Waldes durchzubrechen, wahrscheinlich um dann das Gebüsch zu benutzen, in welchem die Pferde nicht folgen konnten. Allein Cuno verstärkte nach dieser Seite hin seine Leute, und ließ die zu Fuß fechtenden Knechte dicht nachrücken, und von Reitern unterstützen. Die Räuber waren nicht sonderlich bewaffnet, und wenn auch mit Pickelhauben versehen, doch sämmtlich ohne Harnisch, sie waren daher bald zusammengehauen, so tapfer sie sich auch wehrten. Nachdem mehr als die Hälfte zu Boden gestreckt war, baten die übrigen um Gnade, und ergaben sich. Von Apitz und Cuno's Leuten waren nur wenige verwundet und keiner geblieben.

Apitz und Cuno gingen mit Dietrich sofort nach dem Hofe, in welchem Elisabeth und Johannes eingesperrt waren. Beide hatten stehend, vom Wagen aus, dem Gefechte zugesehen, und Johann hatte mehr als einmal seine Wunde verwünscht, die ihn zur Unthätigkeit verdammte. Mit welchem Entzücken begrüßten sich beide Parteien wieder! Wieviel hatten sich Dietrich und Elisabeth zu erzählen! — Wir bemühen uns nicht, Dinge zu schildern, welche sich jeder leicht selber im Geiste vergegenwärtigen kann, sondern berichten lieber, in welcher Weise die Falle aufgestellt wurde, in welcher die Räuber so glücklich gefangen wurden.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß Johannes Knecht bei der Abfahrt von der Dürren Ziege vermißt wurde. Er hatte die Anordnungen des rothen Hans belauscht, und gehört, daß der Zug nach der Heidemeierei gehen sollte, und zwei Knechte abgeschickt wurden, die Kähne in Bereitschaft zu setzen. Schlau überlegte er, daß er seinem gefangenen Herrn sehr wenig durch sein Dableiben nützen könne, ja, daß die Gaudiebe, die bei ihm auf kein Lösegeld rechnen konnten, sich vielleicht mit seinem Transporte gar nicht bemühen, sondern ihn ohne Weiteres in die andere Welt schicken würden. Dagegen wußte er, daß Dietrich und Apitz mit Cuno Elisabeth suchten, und seine Nachrichten konnten für sie von der größten Wichtigkeit sein. Er hatte sich unbemerkt hinauszuschleichen gewußt, entsprang in den Wald, und überlegte hier, ob es zweckmäßiger sei, in der Nähe des Hauses zu verweilen, und abzuwarten, ob Dietrich oder Apitz hierher

kommen würden, oder sie aufzusuchen. Zwar wußte er nicht, nach welcher Seite er sich wenden sollte, aber sein Hierbleiben nutzte doch ohne Zweifel weniger, als sein Suchen. Denn kam Dietrich oder Apitz hierher, so konnten sie im Hause ziemlich alles erfahren, was er zu sagen hatte; kamen sie nicht hierher, so erfuhren sie nichts. Er entschloß sich demnach, aufs Gerathewohl, der Straße nach Norden zu folgen, hielt sich jedoch im Gebüsche versteckt, um nicht zufällig auf einen von der Bande zu stoßen.

Von einem Bettler, der ihn begegnete, erfuhr er, daß ein Mann, der eine Jungfrau suche, im Hungrigen Wolfe übernachtet habe, und daß gleich nach seinem Abzuge ein ganzer Haufe Reiter dahin gekommen in der nämlichen Absicht. Sie hätten alle den Weg nach Köthen genommen. Der Knecht konnte hiernach nicht zweifelhaft sein, was er zu thun habe. Der Bettler meinte, er könne kürzer nach Köthen kommen, wenn er einen Seitenweg durch den Wald einschlüge, den er ihm genau bezeichnete. Der Knecht folgte diesem Rathe, und stieß kurze Zeit nach dem Gefechte Dietrich's mit seinen Leuten zu dem Haufen. Seine Nachrichten wurden mit Freuden vernommen, und sofort zog man über Wasserburg zur Heidemeierei.

Es kam darauf an, zu verhüthen, daß die Räuber Wind von ihrer Ankunft erhielten. Man näherte sich deshalb sehr vorsichtig dem Gehöfte, und machte in einiger Entfernung von ihm, so daß man nicht gesehen werden konnte, Halt. Herr Cuno nahm acht Knechte, und ritt mit ihnen hinter das Gehöft. Hier fand man die beiden Knechte am Ufer liegen, welche die Kähne in Stand gesetzt hatten. Sie wurden zu Gefangenen gemacht, gebunden, und man erfuhr von ihnen, daß der Haufe der Räuber noch nicht angelangt, und im Hause Niemand als der Meier mit seiner Familie anzutreffen sei. Darauf wurde das Haus besetzt, die beiden Knechte wurden in eine Kammer geworfen, und der Meier mit seinen Angehörigen bedroht, bei dem geringsten Zeichen, das sie den Räubern geben würden, niedergehauen zu werden. Die zurück gebliebenen Reiter mit Apitz und Dietrich wurden hinter dem Gehöfte und hinter Gesträuchen versteckt. Ein Theil aber mußte absitzen, sich als Fußvolk bewehren, und auf dem Hofe verborgen halten. Eine Hauptschwierigkeit war es, die Gefangenen den Händen der Räuber zu entreißen, so daß sie nicht von ihrer Wuth zu leiden hätten. Dietrich schlug vor, ver-

ſuchsweiſe den Thorweg zu öffnen, um den Wagen zu nöthigen auf den Hof zu fahren. Hinter jedem Flügel wurde ein Knecht verſteckt, um ſchnell zuzumachen, wenn der Wagen auf den Hof fahren ſollte. Geſchähe dies nicht, ſo ſei es wenigſtens vortheilhaft, den auf dem Hofe verſteckten Knechten zwei Thüren zum Hervorbrechen offen zu halten, ſtatt einer. Daß dieſe Maaßregel richtig berechnet war, ergab der Erfolg.

Die Todten wurden an Ort und Stelle begraben. Der rothe Hans, von vielen Wunden faſt unkenntlich, wenn ihn ſein dickes rothes Haar nicht verrathen hätte, befand ſich unter ihnen, desgleichen Donnerhans. Mit den beiden im Hauſe liegenden Knechten hatte man neun Gefangene, welche zum Theil verwundet waren. Sie wurden gebunden, und mußten zwiſchen den Pferden nach Buchholz wandern. Hier übergab ſie Apitz dem Richter, der ſie nach Beeskow transportiren ließ, wo ſie den Lohn ihrer Thaten empfingen.

In Buchholz war man genöthigt zu übernachten, ſo elend auch die Herberge des Ortes war. Indeſſen behalf man ſich, und langte am anderen Tage Vormittags auf Schloß Teupitz an. Hier äußerten die Umſchläge und Salben des Meiſters Deodat den beſten Erfolg, und ſchon nach acht Tagen war ſelbſt bei Johannes keine Gefahr mehr vorhanden, und ſeine Wunde in den Gang des natürlichen Heilherganges gebracht. Eliſabeth's Pferd hatte ſich übrigens am nächſten Tage nach ſeiner extravaganten Laune freiwillig wieder in Schloß Teupitz eingefunden.

Neunzehntes Kapitel.

Der nächste Sonntag war der Palmsonntag. Die Familie benutzte ihn zu einem Dankfeste für die glückliche Errettung aus der Gefahr, an welcher alle mehr oder weniger Theil genommen hatten, wie sie jetzt auch alle in der Kirche versammelt waren. Dem alten Gebrauche zufolge besuchte niemand die Kirche ohne einen Zweig von der Palmweide, deren gelbe Blüthenkätzchen einen süßen Duft aushauchten, als Boten des nahenden Frühlings, welche man in der Kirche weihen ließ. Die Knechte hatten diesmal gewetteifert, recht vollblühende Sträucher abzuschneiden, und Dietrich und Elisabeth wurden die schönsten und vollesten zugetheilt. Der Altar und die Kirche war dem Gebrauche gemäß, blau behangen und geschmückt [1]). Alle Crucifixe und Bilder aber waren seit dem Dienstage nach Lätare verhangen. So sehr auch die Gelegenheit geeignet war, sich durch Handlungen und Festlichkeiten zu äußern, so verbot doch diesmal die Fastenzeit mehr zu thun, als in der Kirche zu beten, und die Palmenprocession um die Kirche mitzumachen.

Die Marterwoche hatte begonnen und wurde still auf Schloß Teupitz verlebt, theils, weil noch einige Wunden zu heilen waren, theils weil die Witterung wieder unfreundlich geworden war. Die religiösen Gebräuche, welche die Kirche für diese heilige Zeit vorschreibt, wurden pünktlich beobachtet. Meister Deodat nahm einige male am Gespräche Theil, und die Gäste bewunderten sein tiefes Wissen. Dagegen schien es ihnen zuweilen, als wenn er in religiösen Dingen von der Kirche abwich, und ketzerische Meinungen hegte. Auf die Aeußerung der Quitzow's über ihn sagte ihnen Herr Apitz, daß Deodat ein Begharde sei, eine eigenthümliche

---

1) Waser hist. diplom. Zeitbuch sub Pluem Ostertag.

Erſcheinung jener Zeit, die wir jetzt etwa mit dem Namen der Pietiſten belegen würden; auch entſpricht der Ausdruck Betbruder ſehr wohl jener Benennung. Wenn gleich ein Theil derſelben in beſonderen Häuſern gemeinſchaftlich wohnte, betete und arbeitete, ſo gab es doch auch eben ſo viel vereinzelte, übrigens in ihren religiöſen Anſichten und Meinungen ſowohl unter einander, als auch von der herrſchenden Kirche mannigfach abweichende Glieder dieſer Verbindung. Charakteriſtiſch war ihnen die Gleichgültigkeit und Verachtung gegen alle äußeren Güter des Glücks, und ein reges Streben nach innerem Glücke, weshalb ſie auch auf Putz und ſchöne Kleidung verzichteten, und ſich mit dem einfachen unſcheinbaren Grau oder Weiß begnügten.

Der gute (grüne) Donnerſtag wurde feierlich begangen, indem die ganze Familie beichtete und communicirte. Nachmittags wurde eine Anzahl von zwölf alten Männern auf das Schloß geführt, welchen Herr Apitz demüthig die Füße wuſch, zur Erinnerung an die Fußwaſchung der Jünger Chriſti. Sie wurden beſchenkt entlaſſen. Von heute an wurde mit keiner Glocke mehr geläutet. Der Altar wurde entkleidet, und ſchwarz behangen. Den beiden armen in Teupitz wohnhaften Juden-Familien war nach alter Sitte angezeigt worden, wie es das dritte Aurelianiſche Concilium verordnet, daß ſie weder heute noch in den nächſten drei Tagen ihr Haus verlaſſen und unter Chriſten gehen, ja ſich ſelber nicht einmal an den Fenſtern ihrer Wohnungen ſehen oder hören laſſen durften, vom krummen Mittwoch an bis auf den hohen Samſtag-Abend. Nachmittags wurde der alte Adam entſündigt. Dieſer ſeltſame Gebrauch beſtand in Folgendem: In Teupitz (und ähnlich in jedem anderen Orte) wurde ein ſchlechter Kerl ausgeſucht, der auch hinſichtlich ſeiner Aufführung in ſchlechtem Rufe ſtehen mußte, woran denn in der Regel kein Mangel war. Am Aſchermittwoche oder Schürtage zog man ihm des Morgens Trauerkleider an; baarfuß und mit bedecktem Haupte wurde er in die Kirche geführt, und ſo geſtellt, daß ihn die ganze Gemeinde ſehen konnte. Nachdem der Gottesdienſt beendigt war, fuhr alles Volk auf ihn los, knuffte ihn tüchtig ab, und warf ihn zur Kirche hinaus. Dies hieß, den alten Adam austreiben. Von da ab mußte er während der ganzen Faſtenzeit täglich in eben dieſem Habit durch die Stadt laufen, und vor allen Kirchthüren, während darin Gottesdienſt gehalten wurde,

Digitized by Google

ſtehen und beten, aber er durfte durchaus nicht eintreten, auch des Vormittags mit Niemandem reden. Dafür wurde er während dieſer ſieben Wochen täglich von den Geiſtlichen und Chorherren, wo es dergleichen gab, der Reihe nach an den Tiſch genommen und geſpeiſet. Am hohen oder guten Donnerſtage wurde er nun, wie am Aſchermittwoche, zur Kirche geführt; nach der Meſſe ging er umher, und ſammelte von den anweſenden Gläubigen Almoſen, und hierauf wurde er von allen Sünden ledig geſprochen, denn am guten Donnerſtage wurde Ablaß ſelbſt von Todſünden ertheilt, während er am Aſchermittwoche nur für erläßliche Sünden ertheilt werden konnte. Die Almoſen, welche man ihm ſpendete, fielen um ſo reichlicher aus, je mehr ihn die ganze Stadt als ihren Sündenbock betrachtete, und ſich durch ſeine Buße mit Gott verſöhnt glaubte. Er ſtand nun wieder ſo rein von Sünden da, als der erſte Menſch, und erhielt, zum Andenken dieſer Handlung, den Namen Adam [1]). Nach den allgemein herrſchenden Anſichten einer ſtellvertretenden Genugthuung durch Menſchen fand Niemand einen Anſtoß bei dieſer wunderlichen Ceremonie, und nur Meiſter Deodat ſchüttelte dazu den Kopf.

Auf den Abend begab man ſich zur Char- oder Rumpelmette, die auch die Finſtermeſſe hieß, in die Kirche, welche ungewöhnlich gefüllt war. Sie leuchtete in hellem Kerzenglanze, und die Lichter waren im Innern zu drei und drei durch den ganzen Raum vertheilt, und ſtanden auf eiſernen Triangeln. Nach dem gewöhnlichen Introitus vor dem weiß behangenen Altare ſtimmte der in Weiß gekleidete Geiſtliche Pſalmen, das Tenebrae factae sunt, und endlich das Benedictus an, und nach Beendigung jedes Pſalmen wurde auf dem Triangel eine Kerze ausgelöſcht, die zweite nach dem Ende der zweiten und die letzte nach Beendigung der dritten Strophe. Beim Benedictus ließ man nur eine Kerze brennen, die aber unter dem Altare verborgen wurde. Dann folgte das Miſerere. Nach demſelben erhob ſich ein furchtbares Getöſe, eine wahre Katzenmuſik. Jeder Andächtige hatte zu dem Ende irgend ein Inſtrument mitgebracht, wenn es nichts anderes war, wenigſtens einen Stock oder großen Stein, womit er die Bänke bearbeitete. Dieſer gräuliche Lärmen im Finſtern

[1]) Waſer hiſtor. diplom. Jahrzeitbuch sub Aſchermittwoche.

sollte den Ueberfall des Judas und die Gefangennehmung Christi, als er am Oelberge betete, vorstellen, und eine solche Rumpelmette hatte bereits am Mittwoch (den Tag vorher) stattgefunden, und wurde auch am Charfreitage wiederholt [1]). Nachdem die versteckte Kerze wieder auf den Altar gestellt worden, hatte man sich ausgetobt, wobei im Dunkeln viele Unziemlichkeiten vorfielen, die der Schleier der Nacht bedeckte; dann schlich sich einer nach dem andern fort, und nach Hause, womit die Ceremonie beendigt war. Uebrigens verlangte der Gebrauch noch, daß an diesem Tage Grünkohl gegessen wurde.

Der stille Freitag wurde in ähnlicher Weise gefeiert, und wiederum durch eine Rumpelmette, außerdem aber durch die Anbetung des Kreuzes, und eine große Procession. Am Judas Samstag wurden eine Menge Ostereier gekocht und bemalt. In der Kirche aber wurde die Osterkerze geweiht, wie das neue Feuer, und das Weihwasser; das alte geweihete Oel wurde verbrannt, was das gemeine Volk den Judas verbrennen nannte, weil es glaubte, daß die Kirche damit andeuten wolle, Judas habe diese Strafe verdient. Alle dabei benutzten und nicht ganz verbrannten Holzscheite und Kohlen wurden sorgfältig gesammelt und aufgehoben; denn wenn es donnerte, brauchte man sie nur anzuzünden, um gegen den Blitz gesichert zu sein [2]).

Mit dem Abend ertönte zum erstenmale wieder das Geläute der Glocken, und rief die Gläubigen in die Kirche zur Auferstehungsprocession. Unsere Familie nahm andächtig daran Theil, und wandelte zur großen Erbauung aller Teupitzer mit ihren Kerzen im Zuge dahin, während unausgesetzt die Glocken ihre Freudenklänge ertönen ließen. Abends erlabte man sich an den Ostereiern, aß Mohnpielen, Mohnstriezeln und Mohnfladen, und lebte herrlich und in Freuden.

Am andern Morgen, den 6. April, war es auf Schloß Teupitz sehr früh Tag; die Frauenzimmer hatten bereits am Abend vorher die Gefäße bereit gestellt, um vor Sonnenaufgang Osterwasser zu schöpfen. Doch waren sie sorgfältig versteckt, denn es

---

1) Waser histor. diplom. Jahrzeitbuch sub coena domini, Carenfreytag, Antlasstag und krumbe Mittwoche.

2) ibid. sub Judas Samstag.

gehörte zu den stehenden Witzen der Knechte, diese Töpfe zu verunreinigen. Dies Osterwasser hatte nach dem Glauben der Leute die Eigenschaft, nicht zu verderben, wenn es auch noch so alt geworden war; aber wer sich damit wusch, wurde hübsch, erhielt eine blühende Farbe, und verlor alle Sommersprossen, Leberflecke und andere entstellende Mahle. Da nun die damaligen Frauenzimmer eben so gern hübsch sein wollten, als die jetzigen, so versäumten sie nicht leicht, sich hinreichenden Vorrath zu besorgen und selbst für kranke, oder durch andere Ursachen abgehaltene Freundinnen mitzuschöpfen. Vor Sonnenaufgang und im größten Stillschweigen mußte die Sache aber abgemacht werden. Daß es keine verschlief, dafür sorgten die Knechte und überhaupt die Männer, denn der Gebrauch beschränkte sich nicht auf die unterste Volksklasse. Die Sitte erlaubte ihnen, an diesem Morgen, wie am Aschermitwoche, in die Schlafkammern der Frauenzimmer zu dringen, und diejenigen, welche sie noch im Bette fanden, aufzudecken, und mit Ruthen, an welchen der beginnende Frühling die jungen Blätter herausgetrieben hatte, durchzupeitschen. Dies nannte man stäupen, oder plattdeutsch, stiepen. Gar zu ehrbar ging es dabei eben nicht her, und eben so wenig verfuhr man mit ihnen säuberlich, denn die Frauenzimmer vergossen oft die bittersten Thränen.

Man ließ die Mägde mit ihren Krügen ruhig abziehen, allein bei der Heimkehr gehörte es zu den beliebtesten Späßen, die Mägde zum Sprechen zu bringen, und ihnen dadurch das Osterwasser zu verderben. Man wandte auch wohl andere Mittel dazu an, doch wählten diejenigen, welche sich Witz zutraueten, lieber das erstere. Man suchte sie zu erschrecken, zum Zorn zu reitzen, indem man ihnen die ärgsten Dinge sagte, und sie zu verwirren. Die Mägde, welche sich darauf gerüstet hatten, ließen sich aber so leicht nicht irre machen, und verharreten mitten unter den tollesten Possen auf dem ganzen Wege schweigend, und ihr Ernst bildete zu der Ausgelassenheit der Knechte den possierlichsten Contrast. Feine Späße kannte das Zeitalter nicht; daß sie in diesem Kreise oft alles Maaß der Zucht und Sitte überschritten, ist nicht zu verwundern. Uebrigens ergötzte sich die Herrschaft an dem tollen Getreibe ihrer Leute nicht minder, als diese selbst.

Die Mägde hatten das Osterwasser glücklich vor Sonnenaufgang in Sicherheit gebracht. Jetzt schickte man sich an, den Sonnenaufgang zu beobachten, denn heute tanzte die Sonne beim Aufgehen. Die Herrschaft stieg auf das Schloß, die Leute blieben unten am Ufer des Sees, und erwarteten ungeduldig das Erscheinen der Sonne. Schön geröthet in goldenem, purpurrothem Glanze leuchtete der Morgenhimmel, und einzelne Wolkenmassen veränderten jeden Augenblick Form, Glanz und Färbung. Endlich trat ihr oberer Rand über die Weinberge hervor, man begrüßte sie mit einem Freudengeschrei und schaute unverwandt hinein. Rasch stieg sie immer höher, und endlich zeigte sich ihr Rund, wie eine platt gedrückte Kugel. Da schrieen Einige, die Sonne hüpfe; die Meisten hatten nichts davon gesehen, allein sie waren dennoch überzeugt, daß sie nur den rechten Moment verpaßt hätten, und es genügte, daß es doch von Einigen gesehen worden war. Befriedigt zog man sich in die Zimmer zurück, um die Zeit des Kirchganges zu erwarten, denn die Familie communicirte heute abermals, wie es damals die Sitte von frommen Christen verlangte.

Nur die Ceremonien und symbolischen Handlungen waren es, aus welchen man damals die Andacht schöpfen mußte. Pracht und Glanz des Gottesdienstes erhob die Gemüther in eine feierliche Stimmung, der man bei einer mechanischen Wiederholung der Gebetsformeln ohne Anstrengung um so ungestörter nachhängen konnte. Alles übrige vollzog der Geistliche Namens der ganzen Gemeinde, die ihm dabei nur mit den Sinnen folgen konnte, um so mehr, als der ganze Gottesdienst in lateinischer Sprache gehalten wurde, welche der Geistliche nur sehr dürftig, außerdem in der Gemeinde aber niemand verstand. Nur die kurze Predigt wurde in deutscher Sprache gehalten, war aber selten geeignet, zu erbauen, da nur zu oft triviale Mährchen und geistliche Possenreißereien alle Erhebung des Gemüthes vernichteten. Viele Geistliche fürchteten, daß der Ernst des Gottesdienstes den Kirchenbesuch schwächen möchte, wenn man nicht etwas zur Gemüthsergötzung hinzu thue, und da viele dieser Geistlichen sich selbst zu der letzteren weit mehr hingezogen fühlten, als zu dem ersteren, und in der Rohheit ihres Gefühles nicht zu beurtheilen vermochten, wie weit sie gehen durften, ohne der Würde des Heiligen zu

nahe zu treten, so kamen Dinge zum Vorschein, die uns beinahe unglaublich dünken. Besonders galt es, an den hohen Kirchenfesten die Gemüther der Gläubigen zu erheitern, und deshalb wurde die Predigt möglichst belustigend eingerichtet. Auch unser guter Pfarrer in Teupitz glaubte ein gut Werk zu thun, wenn er die Herzen zur Osterfreude stimmte. Er hatte das Thema von Christi Höllenfahrt gewählt, und sprach: Ja, liebe andächtige Gemeinde! Ehe der Stein von dem Grabe gewälzt wurde, welches den Heiland enthielt, ehe er mit der Siegesfahne daraus empor fuhr, da fuhr er erst hinunter zur Höllen, um dem unflätigen Gesellen, dem von Gott verfluchten Diabolus oder Teufel eins auszuwischen, was wir ihm alle von Herzen gönnen. Aber der Teufel ist ein pfiffiger Bursch und durchtriebener Schalksknecht, und hat eine Nase, fein wie der Teufel, mit der er alles auswittert und ausschniffelt. So hatte er denn bald weggekriegt, was für ein Besuch ihm zugedacht war, und schnitt darüber sehr saure Gesicher. Ach, was würden wir uns freuen, als gute Christen, wollte der liebe Heiland uns besuchen, und uns erscheinen mit seiner Siegesfahne, wie er vielen Gottesheiligen erschienen ist. — Nicht so der leidige Teufel; der hatte nicht sobald erfahren, wer da kommen wollte, als er auch schon Anstalten machte, den Besuch abzuwehren. Ach, was mag er geschimpft und getobt haben, und wie gräulich wird er in der Höllen herumgefahren sein, wie ein wilder Drach, der Gift und feurigen Geifer speit. Und als die kleineren Teufel ihren Herrn und Meister so wüthen sahen, steckten sie ihre verfluchten Bocksköpfe zusammen, und sprachen: was ist unserm Herrn und Meister? — Aber wie es im Schlosse eines großen Herrn bald bekannt wird, wenn man Besuch von einem großen Fürsten erwartet, so kam's auch in der Höllen bald aus, wer da kommen sollte. Es ist der Lebensfürst, es ist der Friedefürst, flüsterten sie erschrocken unter einander. Aber der leidige Teufel schrie: laßt ihn nicht ein! und er schrie es, daß die ganze Hölle erbebte, seht, liebe Andächtige, so sehr ich auch geschrieen, es war noch nichts dagegen, denn er kann's besser. Als nun der Heiland mit seiner Siegesfahne vor die Hölle gekommen, da schaueten einige kleine Teufel verstohlen um die Thür, zu sehen, wer da sei. Und als sie merken, wer es ist, da kriegen sie die Angst, daß sie nicht wissen wohin, und endlich,

da werfen sie die Thür mit schrecklichem Gepolter zu, als er dicht davor steht, und einer schreit: schiebt den Riegel vor, sonst macht er sie wieder auf. Nun seht, so pfiffig auch der Teufel ist, so ist er doch nicht recht klug. Die Thür hatte gar keinen Riegel; aber der Teufel weiß sich zu helfen; einer von ihnen steckte seine lange Nase statt des Riegels davor, daß sie darin saß, wie eine Rübe. Aber was halfs ihm? Christus bestürmte die Thür so lange, bis er sie sprengte, wobei dem armen Teufel seine Nase abgebrochen wurde; der aber schrie nun unter den schrecklichsten Schmerzen: Jodeto! Jodeto! Jodeto! — Letztere Worte schrie der gute Pastor so furchtbar und unter so gräulichem Gesichterschneiden und ausgelassenen Gestikulationen heraus, daß die zum Theil schlafenden Zuhörer erschreckt von ihren Sitzen in die Höhe fuhren, und vor Angst zitterten und bebten. — In diesem Style wurde die Predigt noch eine Zeitlang fortgesetzt [1]).

Auf den zweiten Osterfeiertag war die Verlöbniß Dietrichs und Elisabeths anberaumt. Es waren dazu von dem rings umher wohnenden Adel sehr viele eingeladen worden, welche sich meistens schon am Vormittage auf Schloß Teupitz einfanden. Zu diesen gehörte auch Otto von Kittlitz, Herr zu Baruth, damaliger Voigt der Lausitz, sammt seiner Gemalin und seinen drei Söhnen. Es war eine große Gesellschaft zusammen gekommen, die Feierlichkeit wurde in gewohnter Ordnung vollzogen, das Fest mit vieler Pracht und in großer Heiterkeit gefeiert. Freilich war es nicht möglich, mehr als ländliche Kost und Hausmannsgerichte zu geben. Teupitz lag zu entfernt von einer größern Stadt, als daß man von ihr aus den Gaumen der Gäste hätte versorgen können. Was indessen möglich war, hatte Herr Apitz nicht unterlassen, und die gute Art und Weise, wie er sich als Wirth benahm, trug wesentlich dazu bei, die Fröhlichkeit der Gäste aufrecht zu halten. Allgemein freuete man sich des schönen Brautpaares, das als eine Blüthe der Männlichkeit und Weiblichkeit

---

[1]) Diese schöne Predigt wurde eigentlich vom Pfarrer Swigbert an den Osterfeiertagen in Braunschweig gehalten. Ihre Verpflanzung nach Teupitz wird man entschuldigen, und wenigstens überzeugt sein, daß man in Braunschweig schwerlich schlechter gepredigt hat, als in Teupitz. Flügge, Gesch. des deutschen Kirchen- u. Predigtwesens, Th. I. S. 355. Duttenhofer, Gesch. der christlichen Religion. Th. IV. S. 208.

gelten konnte. Auch den dritten Feiertag verlebten die Gäste auf Schloß Teupitz, und in nicht minderer Fröhlichkeit, als den zweiten, und erst am Mittwoch zogen sie wieder heim. Ein Paar Tage nachher machten sich auch die Quitzows auf; wir schildern nicht die Abschiedsscene, sondern melden nur kurz, daß sie wohlbehalten ihre Heimath wieder erreichten, und dort im Wesentlichen nichts verändert fanden.

Zwanzigstes Kapitel.

Es gab zu dieser Zeit viel Unruhen im Lande, und die öffentliche Sicherheit wurde von allen Seiten bedrohet. Im Sommer entspann sich eine Fehde zwischen dem Bischof Dietrich von Schulenburg zu Brandenburg und den Grafen von Anhalt. Es kam zum offenen Kriege; die anhaltischen Kriegsvölker rückten in die Zauche ein, welche zum Bisthum Brandenburg gehörte, und verwüsteten das Land auf eine furchtbare Weise, besonders um Ziesar, wo der Bischof ein festes Schloß besaß, das er gern und häufig bewohnte. Er lag zu Ziesar krank, und konnte nicht selbst den Verheerungen der Feinde Schranken setzen. Mit Trauer sah er aus den Fenstern des Schlosses das Wüthen der Feinde, und die Feuerflammen, welche aus seinen Dörfern gen Himmel schlugen und ihn furchtbar rötheten. Was er an weltlicher Macht den Feinden entgegen setzen konnte, war nicht bedeutend genug, ihre Grausamkeiten zu beschränken; er griff deshalb zu den geistlichen Waffen, und that seine Feinde in den Bann. Das Mittel war in jener Zeit kräftig genug, wenn auch nicht den Frieden herbeizuführen, so doch weiteren Verheerungen Einhalt zu thun; die Anhaltischen Kriegsvölker wurden nach und nach zurückgezogen. Allein der Gram hatte seine Krankheit sehr verschlimmert, und er überlebte sein Unglück kaum ein Jahr [1]).

Wir halten uns hierbei nicht lange auf, um so weniger, als die Geschichte von diesem Kriege keine Einzelheiten aufbewahrt hat. Das Jahr ging ohne bemerkenswerthe Begebenheiten zu Ende. Dietrich verlebte das Weihnachtsfest wiederum in Teupitz, und ging bald nach dem Beginne des neuen Jahres 1394 wieder nach Quitzhövel zurück. Mitunter wurden Schreiben und mündliche Botschaften, von Geschenken begleitet, von beiden Seiten

---

[1]) Angelus, Ann. March. p. 171. Hastitius, ap. h. a.

überſandt, und gaben Liebes- und Lebenszeichen, die indeſſen immer umſtändlich und koſtbar waren, weil ſtets ein eigener Bote dazu angenommen werden mußte, der ſich auf den unſicheren Straßen, beſonders wenn er beladen war, oft wunderlich genug durchwinden mußte. Obgleich die meiſten Hochzeiten damals in dieſen Gegenden im Herbſte nach der Erndte gefeiert wurden, ſo war dieſe Zeit doch Dietrich zu lange, und auf ſein Dringen wurde die Hochzeit auf Johannis feſtgeſetzt.

Allein ehe wir weiter gehen, haben wir noch auf eine Begebenheit zu achten, welche für die Mark von tiefer Bedeutung war.

Markgraf Jobſt war ſchon ſeit längerer Zeit mit König Wenzel zerfallen, und es war zu offnen Fehden gekommen. Wir werden weiterhin ſehen, daß Wenzel in Böhmen durch ſeine Grauſamkeit einen großen Theil ſeiner Unterthanen empört hatte, und daß dieſe darauf ausgingen, Wenzel zu ſtürzen. Sie wendeten ſich an Siegmund, ſeinen Bruder, und an Jobſt von Mähren, welche beide Abſichten auf Böhmen hatten, und bereitwillig darauf eingingen, aber um ſicherer zu gehen, ſchloſſen ſie mit dem Herzoge von Oeſterreich und dem Markgrafen Wilhelm von Meißen, dem Einäugigen, ein Bündniß, ſich gegenſeitig zu unterſtützen. Markgraf Jobſt brauchte jedoch Geld, und lieh von ſeinem Schwager, dem gedachten Markgrafen Wilhelm, 40,000 Schock böhmiſche Groſchen, wofür er ihm die Mark Brandenburg verpfändete, und ihn in derſelben zum oberſten Verweſer ernannte. Es war dies gegen Ende des Jahres 1393 geſchehen.

Jobſt meldete dies den Ständen der Mark Brandenburg, und erregte dadurch allgemeine Unzufriedenheit. Hatte Jobſt ſchon vorher durch ſein ganzes Benehmen gezeigt, daß ihm die Mark nicht weiter am Herzen liege, als inſofern daraus Geld zu ziehen ſei, ſo beſtätigte er hierdurch wie wenig ihm an ihr gelegen war. Noch immer war König Siegmund eigentlicher Landesherr; Jobſt war es vermöge der Verpfändung Siegmund's an ihn, jetzt war das Land abermals einem Fremden überlaſſen, ohne daß die erſteren ihre Rechte aufgegeben hatten, und dies alles geſchah, ohne daß die Stände auch nur der bloßen Form wegen dabei befragt worden wären. Konnte man es ihnen verdenken, wenn ſie Schwierigkeiten machten, ſich wie eine verkäufliche Waare dem Erſten Beſten hinzugeben? Es waren beſon-

ders die Städte, deren Freiheitssinn durch die Privilegien, in deren Besitz sie waren, mächtig genährt und erstarkt war, die ihre Unzufriedenheit mit dieser Maaßregel laut erklärten, und den Gehorsam verweigerten. Die Briefe Jobst's wie die des Markgrafen Wilhelm wurden als unverbindlich betrachtet, und man verweigerte es, letzterem zu huldigen, wozu sie aufgefordert waren. Jobst hatte zwar sein Anrecht an die Mark so wenig als Siegmund aufgegeben; allein eine Huldigung des neuen Inhabers und Verwesers des Landes war nach damaligen Rechtsbegriffen nöthig; man huldigte in einem solchen Falle ihm nicht als Landesherrn, sondern man huldigte zu seinem Gelde, wie man es ausdruckte, oder pfandweise für eine Summe Geldes, wie wir dies Verhältniß späterhin wiederkehren sehen.

Lippold von Bredow hätte es ohne Zweifel gern gesehen, wenn die Städte sich weniger geweigert hätten, da Markgraf Wilhelm ein bei weitem besserer Landesherr war, als der elende, ränkevolle Jobst. Gewiß würde er sich der Mark ganz anders angenommen haben, als dieser. Allein man wollte ihn nicht, und es war unter diesen Umständen nicht einmal zu rathen, ins Land zu kommen. Die größeren Städte weigerten sich nicht geradehin, sondern besaßen Politik genug, zuvor noch allerlei beseitigt wissen zu wollen, ehe sie darauf eingehen könnten. Die kleineren, insonderheit Treuenbrietzen, Belitz und Mittenwalde, welche sich mit der Verweigerung ihrer Huldigung vor kaum funfzig Jahren gegen den falschen Waldemar etwas wußten, und dafür gelobt worden waren, verweigerten sie gerade zu. Lippold schrieb deshalb an Jobst, was zu thun sei, und es scheint, er habe ihn ersucht, anzunehmen, daß die größeren Städte nicht abgeneigt seien, zu huldigen. Jobst erließ deshalb ein Schreiben zu Prag, am 9. Februar 1394, das wir seiner Wichtigkeit wegen, und da es in Bezug auf diese Angelegenheit nie gehörig gewürdigt oder auch ganz übersehen ist, bloß mit Abänderung der Schreibart hier wiedergeben wollen, weil es zugleich charakteristisch ist. Es ist gerichtet: an die ehrsamen und weisen Rathmänner unserer Städte gemeinschaftlich in der Neumark Brandenburg, Brandenburg, Berlin und Kölln, Frankfurth, Brietzen, Belitz, Mittenwalde ꝛc. unsern lieben Getreuen [1]).

1) Finke in Büsching's Magazin für die neue Historie und Geographie, Thl. 13, S. 440. Das Datum der Urkunde ist richtig, denn 1394 fiel der Apol-

Jobſt von Gottes Gnaden, Markgraf und Herr zu Mähren. Lieben Getreuen. Da wir bereits früher unſeren Städten Brietzen, Belitz und Mittenwalde, unſern lieben Getreuen, geſchrieben haben, daß ſie den hochgebornen Fürſten, Herrn Wilhelm, Markgrafen zu Meißen, unſerm lieben Schwager, in pfandesweiſe für etliche Summen Geldes gehuldigt haben ſollen, und dies noch nicht geſchehen iſt, ſo haben wir dem Edlen Lippold von Bredow, unſerm Hauptmanne und lieben Getreuen, geſchrieben, daß er euch gemeinſchaftlich dazu entbieten ſoll. Darum begehren wir ernſtlich, und wollen deſſen nicht entbehren, ihr ſollet euch einigen, und unſere ehegenannten Städte, Brietzen, Belitz und Mittenwalde fleißig unterweiſen, ernſtlich dazu anhalten, und getreulich helfen, daß ſie dieſe Huldigung noch thun in aller Weiſe, wie wir es ihnen vormals geſchrieben haben, und laſſen das nicht, inſofern ſie unſere ſchwere Ungunſt vermeiden wollen, da uns daran mit Macht und ſonderlichem Frommen gelegen. Gegeben zu Prag, am Montag an St. Apollonien Tage Ao. 94.

Dieſer Befehl ſcheint wenig gewirkt zu haben. Man wußte in der Mark ſehr wohl, daß Jobſt mit den böhmiſchen Angelegenheiten alle Hände voll zu thun hatte, und darum war wenig von ihm zu fürchten. Die Städte ſchützten vor, daß ſie, als Jobſt die Mark übernommen hatte, ihm und ſeinem Bruder Procop gehuldigt und geſchworen hätten, indem damals feſtgeſetzt ſei, daß die Mark an Procop fallen ſollte, wenn Jobſt abginge. Sie könnten dieſem den geſchworenen Eid nicht brechen, und ſich deshalb an keinen andern weiſen laſſen. Dieſer Grund war um ſo mehr feſtzuhalten, als man wußte, daß Procop bei der neuen Verpfändung der Mark von Jobſt gar nicht befragt worden war, und von Procop durfte man gewiß ſein, daß er die Stände des ihm geleiſteten Eides nicht entbinden würde, weil er eben jetzt gegen Jobſt in einen heftigen Krieg verflochten war, und dieſer

---

lonientag, der 9. Februar, auf einen Montag, aber in keinem der benachbarten Jahre. Daraus ergiebt ſich, daß die Verpfändung nicht, wie bisher angenommen wurde, Ende des Jahres 1395, ſondern ſchon 1393, und daß eine wirkliche Verpfändung ſtatt gefunden hat, ohne welche ohnehin keine Huldigung gefordert werden konnte. Hiernach iſt das, was Hauſen in ſeiner Staatskunde der preußiſchen Monarchie, Heft II. S. 76 ff., und nach ihm v. Lancizolle in ſeiner Geſchichte der Bildung des preußiſchen Staats, Thl. I. S. 247 über die Natur dieſes Verhältniſſes geſagt haben, zu berichtigen.

ihm als sein erbittertester Feind gegenüber stand. In der That kam es auch in diesem Jahre zu keiner Huldigung, und Markgraf Wilhelm, der mit in die böhmischen Unruhen verwickelt war, kam auch nicht nach der Mark. Wahrscheinlich aber ist es, daß er bereits die landesherrlichen Gefälle bezog, wenn er auch selber noch nichts im Lande zu befehlen hatte.

Wir wenden uns indessen von diesen allgemeinen Landesangelegenheiten einstweilen ab, und wieder zu der Quitzow'schen Familie und der bevorstehenden Hochzeit Dietrich's.

Herr Apitz wünschte, sich in seinem Glanze zu zeigen, und durch äußeren Aufwand darzuthun, wie hohen Werth er auf die Verbindung mit der Quitzow'schen Familie lege. In Schloß Teupitz war zwar hinreichender Raum vorhanden, eine große Gesellschaft zu bewirthen; allein es fehlte, mit Ausnahme des Geldes, an allem Uebrigen, da der Küchenmeister wie seine Küchenmägde nur auf gewöhnliche Vorkommnisse eingerichtet waren. Ein prächtiges Mahl mit allem, was der Geschmack der Zeit dabei forderte, konnte man nur in einer größeren Stadt abhalten. Es blieb die Frage, ob man Frankfurt, Berlin oder Brandenburg wählen sollte. Frankfurt war den Priegnitzern zu weit entlegen; Brandenburg war ihm in dieser Beziehung vorzuziehen, allein Herr Ortwyn hatte sich's ausbedungen, das Paar zu trauen, und so entschied man sich für Berlin, womit alle Theile zufrieden waren. Die Hochzeit wurde auf Montag nach Mariä Heimsuchung (den 6. Juli) festgesetzt.

Von den Quitzow's wurde dazu Busso Gans von Putlitz nebst seinem Sohne Caspar, dem innigen Freunde der jungen Quitzow's, eingeladen. Aber der alte Herr kränkelte seit längerer Zeit, und befand sich jetzt so unwohl, daß er es sich versagen mußte, dabei gegenwärtig zu sein Sein Bruder Joachim war ihm schon vor neun Jahren vorangegangen. Desgleichen wurde der Bischof von Havelberg, Herr Johann von Wepelitz, dazu eingeladen, und nahm, bei seiner ununterbrochenen freundlichen Gesinnung für die Quitzow'sche Familie, die Einladung gern an. Herr Johannes von Quitzow auf Kleetzke war bereits seit einigen Jahren todt, und sein Besitzthum an Herrn Cuno gefallen. Hans Rohr zu Schloß Meyenburg, ein begüterter und wegen seiner Tapferkeit von den Quitzow's geschätzter guter Mann, erhielt ebenfalls eine Einladung, und versprach, sich zur rechten

Zeit einzufinden, eben so wie ihre Vettern Wedego von Quitzow auf Schloß Rühstädt, Lüdeke von Quitzow, Propst zu Havelberg und Claus von Quitzow zu Stavenow [1]). Die Familie durfte hoffen, in ganz respectablem Ansehen mittelst ihrer Freunde und Verwandten bei der Hochzeit zu erscheinen.

Dietrich und Johannes konnten die Zeit nicht erwarten, und reiseten voraus, um erst auf Schloß Teupitz einen Besuch abzustatten. Sie kamen am Johannistage an, und wurden mit großer Freude empfangen. Die nöthigen Bestellungen und Anordnungen waren bereits in Berlin gemacht; aber auch hier hatte man alle Hände voll zu thun, und nur der heutige Festtag hatte die Arbeiten unterbrochen.

Am Abend spät kamen die beiden Liebenden noch auf den Einfall, einen Spaziergang zu machen. Der Sommer dieses Jahres war ungemein regnerisch [2]); heute war seit längerer Zeit der Himmel vollkommen heiter gewesen, und die warme Sommerluft lockte unwiderstehlich ins Freie. Sie folgten der Lockung, und wandelten um das Schloß am Ufer ihrer Insel dahin, an welchem sich die Wellen kaum hörbar brachen, und nur zuweilen wie verstohlen und ganz unwillkürlich ein sanftes heimliches Plätschern hören ließen. Vom Himmel blickten die Sterne hernieder; aber die Nacht war durchleuchtet von jenem sanften Dämmerlichte, das um diese Zeit während ihrer ganzen Dauer nicht erlischt. Rings um den See auf allen Bergen loderten die Johannisfeuer, und erglänzten wiederholt und feucht verklärt im tiefen Blau des Gewässers in zauberischem Lichte. Um die nächsten dieser Feuer sah man Menschen tanzen, und von Zeit zu Zeit sprang einer, der sich besonders hervorthun wollte, mitten durch die Flamme [3]). Um jedes Feuer erscholl ein freudiges Jauchzen, und man wetteiferte mit einander, und suchte sich durch Zuruf anzureizen, wenn die Freude eine Zeit lang stumm geworden war. Dieser Ruf umkreiſete dann den See von beiden Seiten, und machte die Runde durch die warme Luft, und es fehlte ihm nicht an Begleitung, denn man war bemüht, ihm immer wieder ein neues Juchhe nachzuschicken. Wer es weiß, welch ein

---

1) S. d. Urkunde in Preuß. Brandenb. Miscellen, Thl. II. S. 68, wo es Rühstede statt Rütstede heißen muß.

2) Dresser Sächs. Chronik, S. 380.

3) Waser hist. diplom. Zeitbuch sub Joannes Albus.

ein seltsames, fast wehmüthiges, Gefühl entfernte Freudenrufe in der Nacht erregen, wird es nicht auffallend finden, daß Dietrich und Elisabeth eine Zeit lang einsilbig und fast schweigend am Ufer dahin schritten. Sie stiegen endlich eine kleine mit trocknem Rasen bedeckte Anhöhe hinan, welche oben mit Gebüsch besetzt war, und sich sanft gegen den See hin senkte, gegen das Ufer aber jäh hinabstürzte. Ihr Rand war mit dichtem Gebüsche, aus wilden Rosen bestehend, bedeckt, deren zahlreiche Blüthen mit weißem Lichte durch die dämmernde Nacht weit hin leuchteten. Unzählige Johanniswürmchen bedeckten dasselbe mit einem wunderherrlichen gelbgrünen Gefunkel, dessen einzelne Punkte pulsirend bald heller bald dunkler erglänzten, wie das Gejauchze auf den Bergen bald heller bald dunkler erscholl.

Sieh' Elisabeth, welch herrliches Gebüsch, sprach Dietrich. Der Johanniskäfer feiert auch die Johannisnacht. Wie hat ihn der Schöpfer doch so prächtig ausgestattet!

Elisabeth. Meister Deodat sagt, es leuchteten diese Thiere nur so lange sie liebten, und hörten nachher auf. Wirst du, mein Dietrich, auch ein solcher Johanniskäfer sein?

Dietrich. Wahrhaftig nicht, meine Elisabeth; ich hoffe, meine Liebe zu dir werde nie erlöschen; meinst du aber die Liebe vor der Hochzeit, so weiß ich, daß ich gerade nach derselben erst recht leuchten werde.

Elisabeth. Wie das? Ist sie dir hinderlich?

Dietrich. Ei, wann ist der Mensch mehr mit sich selber beschäftigt, als während der Zeit seiner Minne? Nur für den Gegenstand derselben hat er noch Sinn, alles andere ist ihm gleichgültig, und kann seine rechte Theilnahme nicht gewinnen.

Elisabeth. Dafür entwickeln sich aber auch in ihm gar viele Kräfte, von denen er vorher nichts wußte. Ach mir ist, seit ich dich gesehen, als hätte gar vieles vorher in mir geschlafen, und sei erst durch dich erwacht, als habe gar manches in mir unter Winterkälte erstarrt gelegen, und sei erst aufgethaut durch den Blick deines Auges; mir glänzt die Welt, seit ich dich mein nenne, in einem neuen viel herrlicheren Lichte.

Dietrich. Siehst du, das ist das Johannislicht deines Wesens, und auch mir geht es so.

Elisabeth. Wie magst du denn sagen, du werdest erst nachher recht leuchten?

Dietrich. Ja, liebste Elisabeth; siehe, wenn der Mensch liebt, da leuchtet er, ich möchte sagen inwendig. Nur er und sein erlesenes Gespons werden dessen inne, und wissen, was sie aneinander haben; aber Andere erfahren nichts davon, denn jene leuchten nicht auswendig.

Elisabeth. Ach was brauchen Andere davon zu wissen; mir grauet, wenn ich daran denke, daß Andere etwas davon wissen sollen. Es ist ja genug, wenn wir uns kennen.

Dietrich. Gewiß sehr schön, aber es ist doch nicht genug. Würde es dir denn nicht Freude machen, einen Herrn zu haben, dessen Ruhm weit hin leuchtete, der dich vor andern berühmt machte?

Elisabeth. O dein Name wird mit Ruhm genannt, und niemand spricht ihn ohne Achtung aus.

Dietrich. Doch ist er bisher mehr durch meinen Vater als durch mich bekannt. Nein, Elisabeth, die eigene Kraft will ich versuchen, und in meiner Liebe zu dir fühle ich Kraft, den kühnen Flug zum höchsten Ziele zu wagen. Leuchte du nach innen, aber wehre mir nicht, auch nach außen zu leuchten. Bist du es doch, die zuletzt alles mit mir theilt, und mein Ruhm, meine Macht, werden ja immer zugleich die deinigen.

Elisabeth. Es ist mir, als wäre das alles nicht unrecht, was du da sagst, und ich habe es wohl früher selber so zu fühlen geglaubt. Und doch betrübt es mich fast, dich so ungenügsam zu sehen.

Dietrich. Liebste Elisabeth, ich weiß es, dir würde eine solche Genügsamkeit auf die Dauer selber keine Freude machen, denn der Mann ist für Thaten geboren, und wer in sich Kraft fühlt, muß sie hervorbrechen lassen, wie der Baum seine Blätter und Blüthen, wenn der Frühling kommt, er vermag es nicht zu wehren, und jedermann hat seine Freude daran; wie wir dort an jenem Rosengebüsch. Sieh wie herrlich seine Blüthen leuchten, unter welchen sich der Glühwurm birgt mit seinem sanften lieblichen Lichte. Ist der Strauch doch wie mit Sternen besäet, und wie ich sie nie in solcher Menge gesehen habe.

Elisabeth. Ach, er träumt vom Himmel, vom sternbeglänzten, und wir belauschen seinen entzückenden Traum. Ist die schöne Zeit des Sommers vorüber, dann ist nichts mehr davon wahr, und es steht nur eine wüste Dornenhecke da, an welche der Wan-

derer sich blutig ritzt, und welche er scheu vermeidet. — Wer träumt nicht einmal in seinem Leben vom Himmel? —

Dietrich. Sprichst du doch fast wie ein Minnesänger, und es fehlen nur die Reime. Doch sei überzeugt, es soll nicht an mir liegen, wenn du nicht den Himmel auf Erden hast, und hat dir von ihm geträumt, so hoffe ich, soll der Traum wahr werden. O wir werden ein himmlisches Leben mit einander führen. Siehe, es liegt ja vor uns ausgebreitet in aller seiner Herrlichkeit, und wie ringsum von den Bergen, tönen mir jauchzende Stimmen von allen Seiten daraus entgegen. Nur zu schnell wird es uns verrinnen, und am Ende desselben werden wir einzig und allein bedauern, daß wir es nicht zum zweitenmale leben können.

Da trat die graue Gestalt Deodat's zu ihnen, und sprach: Man hört aus euren Worten, daß ihr das Leben nicht kennt. Es giebt kein Leben, bei welchem man bedauern könnte, daß man es nicht zum zweitenmale von Neuem beginnen kann, und ihr täuschet euch mit leeren Hoffnungen, wenn ihr das von ihm erwartet. Nimmer werdet ihr das Glück in der Aeußerlichkeit, in der Welt und ihrer Lust finden, wenn ihr es nicht im Innern sucht, in der Welt des Geistes.

Elisabeth. Das ist es, was auch ich meine; nur im Innern blüht das Glück.

Deodat. Doch nicht ganz so wie du es meinst, Elsbeth. Nicht die Liebe zum Manne oder Weibe, nicht die Liebe zur vergänglichen Creatur, sei sie auch noch so innerlich, verleihet volles ungetrübtes Glück. Sie ist ja nur ein Abglanz der Liebe zu dem Ewigen, der wahren Liebe in Christo, wie dort im blinkenden Gewässer nicht die flimmernden Punkte Himmelssterne sind, sondern nur ihr Abglanz. In wessen Herzen diese wahre ewige Liebe aufgegangen ist, in dem ist wahrhafte Seligkeit zu finden, aber er gehört auch nicht der Welt mehr an; er wünscht sein Leben nicht zum zweitenmale zu leben, denn das kann er nicht, weil er weiß, daß er es nur fortsetzen kann, weil er weiß, daß er nicht stirbt, ob er auch stirbt.

Dietrich. Ich verstehe euch nicht ganz, Meister. Aber so viel scheint mir doch, daß ihr zu weit gehet, wenn ihr behauptet, es gäbe kein Leben, das man zum zweitenmale zu leben wünschen möchte.

Deodat. Möchtet ihr euer Leben, so lang' es bisher gedauert hat, noch einmal leben?

Dietrich. Wenn ich aufrichtig sprechen soll, nein!

Deodat. Ihr würdet eben so sprechen, wenn ihr noch viel älter wäret, und dann um so mehr.

Dietrich. Aber wenn dies Leben zu Ende ist, möcht' ich wohl ein zweites hier auf Erden anfangen.

Deodat. Und welches? — Seht, ich habe in meinem Leben viele Menschen kennen gelernt, vom Fürsten bis zum Bettler, aber alle sprachen wie ihr, und keiner mochte sein Leben noch einmal leben. Ein jedes, auch das anscheinend glücklichste, war von der Art, daß es nicht der Mühe zu lohnen schien, es zu wiederholen. Hättet ihr nun Lust, eines dieser abgetragenen und verschmäheten Leben zu dem eurigen zu machen?

Dietrich. Das ist allerdings richtig. Allein es geht damit, wie mit der Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem Stande. Die meisten, wenn man sie fragt und sie aufrichtig antworten, sind mit ihrem Stande nicht zufrieden, und möchten etwas anderes sein. Und dennoch giebt es immer Menschen, welche denselben Stand wählen, der schon so viele Unzufriedene zählte und gemacht hat.

Deodat. Und glaubt ihr, daß diese nun glücklich werden?

Dietrich. Schwerlich, denn warum sollte es ihnen besser gehen, als ihren Vorgängern?

Deodat. Seht ihr wohl? So würde es euch auch mit dem zweiten Leben gehen, und ihr würdet zuletzt mit diesem so unzufrieden sein, als mit dem ersten, und würdet es sein mit dem tausendsten, wenn es euch vergönnt wäre, tausend Leben zu leben. Glaubt mir, das Glück liegt anderswo als im Irdischen, und wer es in diesem sucht, wird es nimmer finden, ob er auch Methusalem's Alter erreichte.

Dietrich. Aber ihr sprecht da wie ein Mönch, denn diese wollen auch immer nichts vom Irdischen wissen; wenn man jedoch genau zusieht, sind sie gar keine Verächter desselben. Glaubt ihr denn, daß das Glück im Kloster hause? Da würdet ihr euch doch sehr irren.

Deodat. Weder im Kloster noch außer dem Kloster, sondern nur in der eigenen Brust, und wenn dies der Fall ist, sowohl im Kloster als außer dem Kloster.

Dietrich. Wenn ich euch recht verstehe, meint ihr, wer glücklich ist, ist überall glücklich. Aber das ist eben die Frage: wie wird man denn glücklich?

Deodat. Sollt' ich's euch sagen, ihr würdet mich nicht verstehen, denn euer ganzes Wesen müßte neu geboren werden. Wer das Himmelreich nicht empfähet als ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen.

Elisabeth. Laßt uns lieber von etwas Anderem sprechen, denn ich fühle mich, ungeachtet Meister Deodat's entgegenstehender Meinung, heute recht glücklich. Vertieft euch nicht ins Grübeln, sondern achtet auf die Schöne des Abends. Sagt uns lieber, Meister Deodat, woher der Gebrauch kommt, in der Johannisnacht Feuer anzuzünden?

Deodat. Die Meinungen sind verschieden. Einige meinen: die Drachen werden gegen die Sonnenwende geil durch die große Hitze, fliegen auf, vergiften die Luft, und lassen ihren pestilenzialischen Samen oft in die offenen Brunnen fallen, wodurch dann viele Menschen zu Grunde gerichtet werden; die Aerzte haben deswegen diese Feuer verordnet, um die Luft von dem Athem der Drachen zu reinigen [1]).

Dietrich. Das ist wohl kaum möglich; die Drachen müssen jetzt sehr selten sein, denn ich habe noch nie einen gesehen, und deshalb können sie wohl nicht viel schaden.

Elisabeth. O nicht weit von hier in einem Walde hat sich doch einer aufgehalten, und mag vielleicht noch darin hausen.

Deodat. Ich will nur gestehen, daß ich auch nicht daran glaube, daß der Gebrauch daher entstanden. Vielmehr halte ich dafür, daß er aus dem Heidenthume stammt. Daher mag auch der Gebrauch in manchen Gegenden kommen, ein Rad an diesem Tage über die Felder zu wälzen, welches vielleicht auf den Umschwung und das Zurückweichen der Sonne Beziehung hat. Anderwärts umschreitet man auch die Felder mit brennenden Fackeln, wodurch sie gesegnet werden sollen. Das aber ist gewiß, daß viele Kräuter, wenn man sie in dieser Nacht pflückt, besondere Kräfte haben, und darum bin ich herab gekommen vom Schlosse, um sie einzusammeln. Nehmt's daher nicht für ungut, wenn ich mich beurlaube.

---

[1]) Waser l. c.

Er ging. Dietrich und Elisabeth sahen ihm schweigend nach, und wandelten dann dem Schlosse zu.

Am andern Tage kehrte der älteste Sohn des Herrn Apitz, ebenfalls Albrecht genannt, aus Böhmen heim, wo er seit seiner Kindheit sich aufgehalten hatte, um nun der Hochzeit seiner Schwester beizuwohnen. Er kannte bis jetzt weder die Quitzow's noch diese ihn anders, als aus Briefen und Beschreibungen. Beide Theile gefielen und verstanden einander so wohl, als hätten sie sich schon lange gekannt. Herr Albrecht der jüngere hatte viel zu erzählen von der tollen Wirthschaft Wenzel's; doch versprach er ausführliche Relationen für die Reise nach Berlin aufzusparen, da sie ein gutes Mittel waren, die Langeweile des Weges abzukürzen. Für jetzt lag ihm mehr daran, die Plätze, an welche sich seine Erinnerungen aus der Kindheit knüpften, wiederzusehen, und sich mit den Familien-Verhältnissen und seinen neuen Freunden bekannt zu machen, und nur gelegentliche einzelne Skizzen außer dem Zusammenhange gab er zum Besten.

Es gab in Berlin noch manches zu besorgen, wobei Herr Apitz seine Gegenwart für nöthig hielt, und er mußte wenigstens ein vier bis fünf Tage vor der Hochzeit dort eintreffen. Elisabeth nahm deshalb am nächsten und folgenden Tage Abschied von ihren Freundinnen in der Gegend und von dieser selbst. Am 27. Juni früh morgens machte man sich mit Sonnenaufgang auf den Weg, und Elisabeth sah zum letzten male die Sonne über den Teupitz See emporsteigen. Ihre Thränen flossen, als sie von der Gegend schied, in welcher ihr die glücklichen Tage der Kindheit und Jugend so ungetrübt und rein entschwunden waren. Bald war sie aus den Augen verloren, andere Landschaften boten sich dar, und jetzt hielt es Herr Albrecht für geeignet, von Kaiser Wenzel, König Siegmund und Markgraf Jobst seinen Freunden zu erzählen.

Es ist euch bekannt, sprach er, wie Siegmund, der eigentliche Inhaber und Besitzer der Mark Brandenburg, König von Ungarn wurde. Er war zwanzig Jahre alt, als man ihn krönte, aber er hatte bereits viel erfahren, und wunderlich genug griff er nach Kronen, die sich ihm dargeboten hatten, und eben so schnell zurückwichen, als er die Hand danach ausstreckte, bis die eine derselben sich ihm wieder näherte, als er es am wenigsten meinte; er war klug genug, schnell sein Haupt darunter zu bringen, und

sie darauf fest zu drücken. Wie es seiner Gemalin ergangen, ist euch nicht unbekannt geblieben, und ihr erinnert euch, daß sie gefangen genommen und durch ihn befreit wurde.

Apitz. Ja wohl. Aber sage uns zuvor, was ist Siegmund für ein Mann. Er steht mir nicht deutlich genug vor Augen.

Albrecht. Es ist ein Mann von Kenntnissen, denn sein Vater Kaiser Karl hielt ihm bekanntlich die besten Lehrmeister. Er weiß sich, außer in seiner Muttersprache, der böhmischen, sehr gut in der deutschen, lateinischen, slavischen, italiänischen und französischen auszudrücken. Er liebt geschickte und gelehrte Männer, erweiset ihnen große Ehre, und geht gern mit ihnen um, auch wenn sie nicht von Adel sind. Man hat ihm dies zum Vorwurf gemacht, er aber spricht: warum soll ich das Vortreffliche nicht schätzen, wo ich es finde? Und wie soll ich den Männern nicht mit vorzüglicher Achtung begegnen, welchen selbst die Natur einen Vorzug vor andern Menschen gegeben hat?

Apitz. Das scheint mir nicht richtig zu sein. Ich habe nichts dagegen, daß er sie schätzt; aber mit ihnen umzugehen, paßt für keinen König, der sich seinen Umgang nur unter den Edlen seines Volkes suchen darf. Geschickt und gelehrt kann Jemand sein, ohne daß seine Gesinnung ihn eignet, dem Könige nahe zu stehen.

Albrecht. Ei Herr Vater, traut es Siegmund zu, daß er mit Niemandem umgehen wird, dessen Gesinnungen nicht zu ihm hinanreichen.

Dietrich. Auch dächte ich, ein König dürfte sich seine Freiheit nicht so weit beschränken lassen, daß er nicht umgehen könnte, mit wem er wollte.

Apitz. Falsch! Ein König hat Würde, Anstand, Gebrauch und Sitte weit mehr zu schonen, als ein Edelmann. Er darf nicht den Eingebungen seines Herzens, nicht seinem Triebe folgen, und ist in seiner Freiheit weit mehr beschränkt, als dieser. Dafür hat ihn sein Geschick durch vieles andere entschädigt, worauf der Landedelmann nicht Anspruch machen darf, und viele Vorzüge sind wohl eines Opfers werth. Doch wir kommen ab von deiner Schilderung.

Albrecht. Sein Geist ist hochstrebend, seine Gestalt edel, und sein ganzes Wesen zeigt den Ausdruck von Huld und Majestät, und flößt Ehrfurcht und Zutrauen ein, die man ihm un-

willkürlich widmet, wenn man an die große Schule denkt, in welcher ihn das Schicksal erzogen. Aber seine Begierden weiß er wenig zu zügeln, und der Wollust wie der Rachsucht fröhnt er auf eine Weise, die Besorgnisse für seine Zukunft erregt.

Seine Gemalin, die Königin Maria, hatte dem Statthalter von Croatien, Johann von Horvath, bei ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse Urfehde geschworen, und hielt diese, so sehr auch Siegmund nach Rache dürstete. Allein sie starb im Jahre 1392, und Siegmund konnte kaum ihre Beerdigung erwarten, seine Begierde nach Rache an allen, welche ihr feindlich gegenüber gestanden hatten, und von ihr aus Achtung geschont worden waren, zu kühlen. Johann Horvath wurde sogleich zu Fünfkirchen gefangen gesetzt und zum Tode verurtheilt. Er wurde zur Richtstätte geschleift, mit glühenden Zangen an Armen und Beinen zerrissen, und endlich geviertheilt. Zweiunddreißig andere aus vornehmen Geschlechtern, deren ehemalige Vergehungen längst vergessen zu sein schienen, wurden auf eine ähnliche, eben so beschimpfende als grausame Weise von der Hand des Henkers hingerichtet. Die Anverwandten derselben sind darüber empört, und Siegmund hat sich an ihnen unversöhnliche Feinde gewonnen. Sie unterlassen nichts, was ihn bei den Ungarn verächtlich und verhaßt machen kann, und leider giebt sein Privatleben, das nicht eben erbaulich ist, dazu vielfache Gelegenheit. Kaum ist ein gutes Ende zu hoffen. Jetzt hat er nun seinen Bruder, den König Wenzel, gefangen genommen. Wie dies gekommen, wird euch deutlich werden, wenn wir dessen Geschichte kurz erzählen.

Ihr wißt, daß er im Jahre 1378 seinem Vater, dem Kaiser Karl, folgte. Dieser hatte sowohl dem Adel als den mächtigen deutschen Reichsstädten den Daum aufs Auge gedrückt, und alle Parteien wünschten sehnlichst, den Zeitpunkt hereinbrechen zu sehen, wo eine Aenderung möglich sein würde. Selbst in Böhmen, wofür der Kaiser so viel gethan hatte, gab es viele Anhänger des Alten, die über ihn sehr mißvergnügt waren.

Apitz. Ja wohl, es fehlte damals nirgend an Leuten, welche seiner Regierung überdrüssig waren. Durch die Theilung seines Reiches unter seine Söhne, machte er dem unerfahrenen jungen Wenzel auch eben kein leichtes Spiel.

Albrecht. Wenzel war siebenzehn Jahre alt, als er seine Regierung antrat; ungeachtet dieser Jugend hatte er bereits viel-

fache Beweise eines durch und durch verdorbenen Herzens, Verstandes und Geschmacks gegeben. Er hatte sich daran gewöhnt, stets nur zu wollen, um auch zu können, und wahrscheinlich war er selbst von seinem kaiserlichen Vater mit zu großer Vorliebe behandelt worden, denn schon damals traten die ersten Zeichen künftiger Ausschweifungen, Laster und Verbrechen hervor. Zum Regenten ist er gänzlich verdorben, jedes ernste Geschäft ist ihm verhaßt, und nur für rohe Vergnügungen der gemeinsten Art zeigt er Sinn und Empfänglichkeit. Lärmende Jagden, Schmausereien, Trinkgelage sind seine liebsten Ergötzungen, Gaukler, Zauberer, Trunkenbolde, Schmeichler, Narren und feile Weiber seine gewöhnlichsten Gesellschafter. Die Regierungsgeschäfte sind ihm zum Ekel; er ist grob, übermüthig, aufbrausend und ungestüm, und letzteres geht nach und nach in wahre Wuth bei ihm über. In hohem Grade argwöhnisch, fürchtet er von Jedem das Schlimmste; kein Wunder, wenn er bei solchen Eigenschaften von allen seinen Unterthanen gehaßt und verachtet, aber zugleich eben so gefürchtet wird.

Kaum hatte Wenzel seine Regierung angetreten, als sich die alte Feindschaft zwischen Adel und Städten in Süddeutschand zu regen begann, und rasch gedieh es dahin, daß man dem Adel völligen Untergang schwor. Auf seinem ersten Reichstage zu Frankfurt im Jahre 1379 errichtete er den allgemeinen Landfrieden, versprach keine neuen Zölle ohne Einwilligung der Kurfürsten einzuführen, und keine Reichsstadt zu verpfänden. Aber schon einen Monat später verpfändete er die Landvoigtei in Ober- und Niederschwaben, und die Reichsstädte Augsburg und Giengen an den Herzog Leopold von Oesterreich. Die Städte erneuerten daher ihren Bund, und nahmen noch andere darin auf, und im Jahre 1381 hatten sich so 41 der mächtigsten Städte zur Erhaltung ihrer Selbstständigkeit und zur Sicherstellung ihres Handels verbunden.

Apitz. Und was that der Adel dabei?

Albrecht. Auch er trat in Gesellschaften zusammen, um die Fehden gemeinschaftlich zu führen, und diese Gesellschaften erhielten in den verschiedenen Gegenden verschiedene Namen, wie: die Martinsvögel oder Schlägeler, der Sternerbund, Hörnerbund, Benglerbund und Löwenbund, welche sich ein gemeinschaftliches Wappen oder Zeichen wählten, und unter welchen der letztgenannte

der mächtigste war. Wenzel hielt es anfangs mit den Städten; im Jahre 1383 berief er jedoch sie und die Fürsten nach Nürnberg, suchte ihren Beschwerden abzuhelfen, verkündigte einen allgemeinen Landfrieden, und traf deswegen Maaßregeln, die jedoch ohne Wirkung blieben. Die Städte waren so mächtig, daß sogar der Löwenorden sich genöthigt sah, zu ihnen überzutreten, und mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Ganz Deutschland durchraſete ein wilder Mord- und Brandkrieg.

Im Jahre 1385 wurde der Städtebund noch mächtiger und allgemeiner; auch die helvetiſchen Städte waren hinzu getreten, und man nahm ſich vor, keinen Eingriff in die wirklichen oder vermeinten Rechte zu dulden. In Helvetien brach das Kriegswetter am furchtbarſten aus, wo Herzog Leopold von Oeſterreich zu manchen Beſchwerden Veranlaſſung gab. Man war dort zu einer Eidgenoſſenſchaft zuſammen getreten, und im Jahre 1386 kam es bei Sempach zu einer entſcheidenden Schlacht, in welcher Herzog Leopold blieb. Es gab noch manchen Kampf daſelbſt, bis im Jahre 1389 ein Friede geſchloſſen wurde, der bis jetzt noch fortdauert. Aber faſt noch furchtbarer wüthete der Fehdekrieg in Baiern. Die Städte waren durch die Schlacht bei Sempach muthig geworden. In ihren vielen Kriegen kamen ſie am Bartholomäustage 1388 bei dem ſchwäbiſchen Reichsſtädtchen Weil einem Heere gegenüber zu ſtehen, welches aus würtenbergiſchen, pfälziſchen, badenſchen, würzburgiſchen und andern fürſtlichen Leuten zuſammengeſetzt war. Gleich im Anfang verlor der würtenbergiſche Prinz Ulrich das Leben, und die dadurch verbreitete Beſtürzung ſchien den Städtern günſtig zu ſein. Faſt hätten ſie die Schlacht gewonnen, wenn ihre Feinde nicht unvermuthet Beiſtand erhalten hätten. Erlaubt mir dies zu erzählen, ich denke, es wird euch gefallen.

Apitz. Laß hören.

Albrecht. Wolf von Wunnenthal war ein Mitglied der Geſellſchaft der Martinsvögel oder Schlägeler. In ihrer Geſellſchaft war er einſt nach dem Städtchen Wildbald gezogen, um daſelbſt den Grafen Eberhard zu fangen, welcher dort ſeiner Geſundheit pflegete, und von ihm ein gutes Löſegeld zu erhalten. Dadurch waren ſie ergrimmte Feinde geworden, und Wolf haßte den Grafen Eberhard bitterlich. Allein Wolf war auch ein eben ſo abgeſagter Feind der Städte.

Apitz. Das ist mein Mann.

Albrecht. Als er hörte, daß es mit den Reichsstädtern zu einer Schlacht kommen sollte, konnte er dem Reize nicht widerstehen, dabei zu sein, und gegen sie zu fechten. Ja, seine Begierde ging so weit, daß er seine alte Feindschaft vergaß, und dem Grafen Eberhard seine Dienste anbieten ließ, der das Heer gegen die Städter befehligte. Eberhard aber mochte sich keine Dienste von seinem Feinde leisten lassen, und schlug sie aus. Wolf erschien dennoch, und gerade in dem Zeitpunkte, wo sich der Sieg auf die Seite der Städter zu neigen schien. Seine persönliche Tapferkeit, wie die geübte starke Faust der Seinigen, welche er frischkräftig in den Kampf führte, entschied die Schlacht zu Gunsten Eberhard's, und dieser wurde durch den Beistand Wolf's so gerührt, daß er seine Feindschaft vergaß, ihn zu sich einlud, und ihm seine Freundschaft anbot.

Apitz. Schön und großmüthig.

Albrecht. Wolf ritt auch eine Strecke Weges mit; dann aber entfernte er sich plötzlich, und rief Eberhard zu: Gute Nacht! Es steht in alten Rechten!

Apitz. Das ist mein Mann! Ein ächter Ritter, dem ich im Geiste die Hand reiche und schüttele.

Albrecht. Die Städte erlitten noch mehr Ränke, und waren endlich genöthigt, den Frieden einzeln von den Fürsten zu erkaufen. Wenzel verließ ihre Parthei, und trat zu der der Fürsten über. Im Jahre 1389 schrieb er einen Landtag zu Eger aus, wo die Fürsten und Abgeordneten der Städte erscheinen mußten. Letztere sahen mit Erstaunen, wie sich Wenzel den Zumuthungen der Fürsten willig hingab, und die Städte völlig abhängig von dem Willen der Fürsten machte. Ungeachtet ihrer Gegenvorstellungen verkündigte er einen allgemeinen Frieden, an welchem die Städte nicht eher, als bis sie sich mit den Fürsten ausgesöhnt, und die ihnen auferlegten großen Summen bezahlt haben würden, Theil nehmen sollten. So lange dies nicht geschehen, würden sie als Störer des Friedens behandelt werden. Herdurch sprengte er den Bund der Städte gänzlich aus einander.

In Böhmen verfuhr Wenzel nicht minder unklug. Er haßte die Geistlichen, und wo er einen fand, der sich eines Vergehens schuldig gemacht hatte, woran jetzt, wie ihr wißt, nirgend Mangel ist, so übt er an ihm persönliche Rache, ja er suchte sie wohl,

von der Wache begleitet, des Nachts persönlich auf, und ließ sie vor den Augen des Volks auf die beschimpfendste Art züchtigen, woraus er sich kein geringes Verdienst machte. Aber die Geistlichkeit hatte er dadurch gegen sich empört, und in jedem Geistlichen einen Feind. Es gelang nur einem derselben, sich in sein Vertrauen einzuschmeicheln, einem gewissen Hanko, den er zum Bischof von Cammin ernannt hatte, gegen welchen sich aber Schwierigkeiten erhoben. Wenzel beschloß, ihm die reiche Abtei Kladrau, nach dem Hintritte des schon bejahrten Abts zu verleihen, und die Abtei in ein Bisthum zu verwandeln. Der alte Abt starb, und der Erzbischof schritt, dem Herkommen gemäß, zu einer neuen Wahl. Wenzel ergrimmte darüber, und befahl dem Erzbischof, der sich auf seinem Schloß Raudnitz befand, und schon längst ein persönlicher Feind Wenzel's war, nach Prag zu kommen. Er erschien mit seinen Domherren, und Wenzel ließ sie sämmtlich gefangen setzen. Allein der Erzbischof fand Gelegenheit, zu entkommen. Wenzel war deswegen so erbos't, daß er dem Domdechanten, der seine Frage: wer den Erzbischof zur Flucht verleitet habe, nicht sogleich beantwortete, den Kopf mit dem Degengefässe blutig stieß, und ihn gebunden zum Schloßhauptmann zu bringen befahl, während die andern Geistlichen nach dem Gefängniß auf dem Rathhause geführt wurden. Unter diesen befand sich der bischöfliche Generalvikar Johann Nepomuk, ein Mann von großem Verstande und ungeheuchelter Frömmigkeit. Bei einbrechender Nacht begab sich Wenzel in das Gefängniß, und verhörte die Geistlichen selber. Er wollte wissen, welchen Entschluß der Bischof gefaßt habe, als er sich flüchtete. Zwei dieser Geistlichen wurden entlassen, weil sie versprachen, es mit dem Erzbischofe nicht mehr zu halten. Aber der Generalvikar Johann nebst dem Offizial Puchnick wurden auf Wenzel's Befehl auf die Folter gebracht. Vom Generalvikar, welcher der Beichtvater der Königin war, die Wenzel eben erst geheirathet hatte, verlangte er der Sage nach, sogar die Geheimnisse der Beichte. Ja er ergriff selber die Fackel, und peinigte damit den unglücklichen Geistlichen. Der Official konnte vor Schmerzen nicht sprechen; aber Johann verlor nicht die Besinnung, und redete ihm zu, standhaft zu bleiben, worüber Wenzel so in Wuth gerieth, daß er beide von der Folterbank herabzunehmen, den Generalvikar aber zu ersäufen befahl. Es geschah. Die Hände auf dem Rücken gebun-

den und mit versperretem Munde, wurde Johann Nepomuck nach Mitternacht in möglichster Stille nach der Moldaubrücke geführt, und hinabgestürzt. Es geschah dies vor einem Jahre, am 21. März (1393). Ganz Böhmen gerieth darüber in die unbeschreiblichste Bestürzung, selbst Wenzel that, als fühle er Reue. Er bat den Erzbischof, nach Prag zu kommen, und er wollte selbst eine Kirchenbuße thun. Allein der Erzbischof war klug genug, nicht zu kommen. Johann Nepomuck wird wahrscheinlich heilig gesprochen werden.

Eben so unklug verfuhr Wenzel gegen den Adel in Böhmen. Er handelte durchgängig nach Willkür, und achtete weder Recht noch Gerechtigkeit. Er zog die königlichen Kammergüter ein, deren größter Theil von seinen Vorfahren an böhmische Herren und Ritter verpfändet war. Allein er that dies auf eine eigene Weise. Alle diejenigen, welche solche Güter inne hatten, wurden von ihm nach Willemow eingeladen, unter Androhung seiner Ungnade für die Ausbleibenden. Dennoch fand sich nur ein Theil ein. Unter freiem Himmel waren drei Zelte errichtet, ein schwarzes, ein rothes und ein weißes. In dem schwarzen saß Wenzel, umgeben von einer zahlreichen Mannschaft. Einer nach dem andern mußte vor ihm erscheinen, und strenge Fragen über den Besitz seiner Güter beantworten. Die sich weigerten, wurden nach dem rothen Zelte geführt und geköpft. Die Nachgiebigeren kamen in das weiße Zelt, und behielten die Güter auf ihre Lebenszeit. Aehnliches ereignete sich öfter, wenn auch in anderer Weise.

Apitz. Das konnte nimmer gut gehen.

Albrecht. Es ist es auch nicht. Denn während er vor drei Jahren auf dem Reichstage zu Nürnberg war, hielt der böhmische Adel bereits eine Zusammenkunft, und besprach seine bedauerliche Lage; doch wurde nichts beschlossen. Bei seiner Zurückkunft ließ Wenzel zwei von denen, welche in jener Versammlung das Wort geführt hatten, gefangen setzen und enthaupten.

Genug, Wenzel verfuhr so tyrannisch, daß er zuletzt die Leute hindern wollte, mit einander zu sprechen. Es kam endlich so weit, daß sich einige böhmische Herren an seinen Bruder Siegmund, König von Ungarn, wandten, und auf ihre gegründeten Beschwerden versprach er ihnen Unterstützung. Er schloß sofort mit Jobst von Mähren, Markgrafen von Brandenburg, so wie

mit dem Herzog Albrecht von Oesterreich und Markgraf Wilhelm von Meißen ein Bündniß wider Jedermann, welchen zu beschränken man sich veranlaßt sehen würde. Die Ermordung des Generalvikars zu Prag gab die Veranlassung, nicht länger zu zögern. Markgraf Jobst überfiel den Wenzel, als er eben im Minoritenkloster zu Beraun das Mittagsmahl einnehmen wollte, am 8. Mai gegenwärtigen Jahres (1394), und führte ihn mit Hülfe einiger böhmischen Edelleute, zu welchen auch ich gehört habe, auf das Schloß zu Prag, wo er dem Burggrafen zur Verwahrung gegeben ist. Doch ist dies möglichst geheim geschehen, kann aber nicht verborgen bleiben.

Apitz. Nun, und was weiter?

Albrecht. Die Absicht der Böhmen war eigentlich, Wenzel zu bewegen, die Regierung guten Leuten zu überlassen, sich mit der Würde eines Königs zu begnügen, übrigens aber zu jagen und zu trinken, so viel er wollte. Wenzel konnte sich anfangs von seinem Erstaunen über die Verwegenheit seiner Unterthanen nicht erholen. Endlich ließ er sich gefallen, daß Jobst die Hauptmannschaft über das Königreich Böhmen übernahm, er versprach, Jeden bei seinen Rechten und Freiheiten zu lassen, und fing schon an, sich in die neue Lage der Dinge zu schicken, als Markgraf Johann von der Lausitz Alles verdarb. Dieser glaubte es nicht zugeben zu dürfen, daß irgend ein Anderer sich in Böhmen wichtigen Einfluß verschaffte, da er seines Bruders Wenzel nächster Erbe ist. Er kam daher mit einem Heere nach Prag, wo man ihn auch einließ. Aber Wenzel übergab man dem Burggrafen Heinrich von Rosenberg, der ihn nach verschiedenen Schlössern, und endlich nach Oesterreich auf das Schloß Wiltberg bringen ließ, wo er sich jetzt noch aufhält. Markgraf Johann war über die Wegführung sehr entrüstet; er ließ sich von den Pragern die Zusicherung geben, daß sie ihn auf alle Fälle als König von Böhmen anerkennen wollten. Wahrscheinlich aber wird er den Rosenberg's übel mitspielen, denn er tobt gar sehr gegen sie; ich bin mitten in diesem Wirrwar von da abgereiset.

Dietrich. Ist es doch, als ob in diesen Lützelburgern der Fluch eingekehrt wäre. Einer wüthet gegen den andern, und wenn sie sich auch einmal unterstützen wollen, wüthen sie doch am meisten gegen sich selbst. Armes Land, dem solche Regen-

ten gegeben wurden. Was bleibt unter solchen Umständen übrig, als daß die Besseren selber Hand anlegen, damit es besser werde?

Man hatte Mittenwalde erreicht, und setzte nach kurzer Rast die Reise nach Berlin fort, wo man Abends ankam. Die Vorbereitungen der folgenden Tage beschreiben wir nicht, und bemerken nur, daß nach und nach die Quitzow'schen Gäste eintrafen. Von Seiten der Schenken fanden sich ein: die Brüder des Herrn Apitz, Heinrich und Hans, Ritter Lippold von Bredow, Hauptmann der Mark, der Vogt der Lausitz, Otto von Kittlitz, Herr zu Baruth, welcher eben zum Marschall des Herzogs Johann ernannt worden war, weshalb er die Vogtei Herrn Balthasar von Ihlow abgetreten hatte, der gleichfalls mit eingeladen war [1]). Desgleichen kam Conrad, Abt von Zinna, und Hans von Bieberstein, Herr zu Storkow, und bis dahin auch von Beeskow, welches letztere er jedoch vor kurzem den Herzogen Swantebor und Boguslaw von Pommern, ersterer Schwager des Herzogs Johann von Görlitz, abgetreten hatte, wobei Albrecht Zeuge gewesen war [2]). Es war eine ansehnliche Gesellschaft, durch welche das Ansehen der Quitzow's nicht wenig gewann. Alle diese Herren waren mit ihren Frauen, und die Verwandten auch mit deren Schwestern gekommen, und jeder hatte noch drei bis vier Knappen und einige Knechte mitgebracht. Die Knappen mußten mit zur Hochzeit geladen werden, die Knechte dabei zu essen und zu trinken bekommen. Hierzu kam noch Herrn Ortwyn's Verwandtschaft und einige von den Bekannten des Herrn Apitz in Berlin, so daß mehr als hundert Personen anwesend waren.

---

1) Neumann Gesch. d. Niederl. Landvögte, Thl. II. S. 36, 38.
2) v. Ledebur Archiv Thl. IV. S. 130, 132. Thl. XI. S. 356, 357.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Kaum hatte Apitz in Berlin am andern Morgen sein Bett verlassen, so fanden sich die Umbitter ein, um angewiesen zu werden, wen sie einzuladen hätten. Apitz verhandelte darüber mit dem Meister, und dieser wies alsdann seine Gesellen an, bezeichnete ihnen die Häuser und Herrschaften, bei denen sie ihren Sermon halten sollten, und diese verfügten sich nach Hause; der Meister aber blieb in der Herberge, um sofort bei der Hand zu sein, wenn etwa ein Gast vergessen, und noch einzuladen wäre.

Am andern Morgen, Montags früh, wandelten seine Gesellen, festlich mit Bändern geschmückt und große Blumensträuße vor der Brust durch alle Straßen von Berlin. Eine Schaar baarfüßiger Kinder zog jauchzend hinter ihnen her, und machte vor jedem Hause, in welches der Umbitter hineinging, einen großen Lärmen. Noch waren nicht alle Gäste anwesend. Allein die Schicklichkeit verlangte, daß die bereits Angekommenen in Zeiten eingeladen würden, und diese Einladung wurde noch zweimal wiederholt, und von den Umbittern mit gleichen Worten angebracht. Man mußte wenigstens scheinbar voraussetzen, daß alle Gäste viel zu viel im Kopfe hatten, und eine solche Einladung für sie so wenig bedeutend sei, daß sie dieselbe ohne wiederholte Erinnerung nothwendig vergessen müßten.

Mit diesen Einladungen und den Vorbereitungen zum Feste, den nothwendigen Einkäufen und was sonst der Gebrauch verlangte, ging die Woche unter vielem Wirrwar hin. In Apitzs uns schon bekannter Herberge war kein Gelaß, eine so große Gesellschaft zu bewirthen. Herr Apitz miethete daher für die Tage der Hochzeit ein ziemlich ansehnliches Haus in der Spandauerstraße, nicht weit vom heiligen Geist-Hospitale, das der Wirth

räumte, indem er sich in ein Hintergebäude zurückzog. In diesem Hause sollten die Gäste bewirthet werden; der Tanz wurde nach alter Sitte auf dem Rathhause gehalten. Auch lieferte das Rathhaus die erforderlichen Tischgeräthschaften gegen Miethe, denn keine Herberge war damit für eine große Gesellschaft versehen. Einige Rathsdiener hatten dieselben unter Verschluß.

Es bestand in Berlin seit 1335 eine Verordnung des Raths, wie es bei Hochzeiten zu halten sei, um dem überhand genommenen Gepränge einen Damm zu setzen [1]). Allein sie hatte nur für die verschiedenen Klassen der städtischen Einwohner verbindende Kraft; die höheren Stände waren davon eben so wie bei der späteren Festsetzung des Rathes vom J. 1580 ausgenommen [2]). Herr Apitz hatte durchgängig mehr gethan, als jene Verordnung selbst dem ersten Stande der städtischen Einwohner, den Pröpsten, Bürgermeistern, Richtern, Rathspersonen und Patriciern gestattete, da sein Stand ihn höher als diese stellte, woran ihn denn auch Niemand hinderte.

Ein großer Theil der Gäste hatte gewünscht, Braut und Bräutigam festlich einzuholen. Zu dem Ende hätten beide erst zur Stadt hinausreiten müssen. Nach längerem Ueberlegen hielt man für besser, es zu unterlassen, und es für geschehen anzunehmen. Am Sonntag Abend waren die Brautjungfern bei Elisabeth, und wurden von ihr bewirthet.

Am Montag, Morgens um 7 Uhr, fand sich Dietrich mit seinem Vater und Bruder bei Elisabeth ein, und nach und nach die sämmtlichen Gäste, festlich geputzt und geschmückt, und zwar in dem dazu gemietheten Hause in der Spandauerstraße. Die Frauen versammelten sich bei der Braut, die Männer auf der andern Seite des Hauses bei Dietrich. Der Platzmeister mit seinen Gesellen stellte sich ein, um alles gehörig anzuordnen, und als alle Gäste versammelt waren, wurden die Thüren geöffnet, und die Männer begaben sich in die Gemächer der Frauen.

Nach gegenseitiger Begrüßung überreichte Dietrich seiner Braut ein Paar Schuhe und ein Paar Pantoffeln zum Geschenk, wie es der Gebrauch verlangte, desgleichen den Frauen und Töch-

---

[1]) Wilken, hist. Kalender für 1820 S. 48.
[2]) Küsters Altes und Neues Berlin Th. IV. S. 353.

tern der Brüder des Herrn Apitz, und den Frauen seiner Vettern, der Quitzow's, jeder ein Paar Schuhe und Pantoffeln [1]).

Elisabeth überreichte ihm dagegen ein Hemde; eben so erhielt ein solches sein Vater, sein Bruder, seine Vettern und ihre Oheime und übrigen männlichen Verwandten, zusammen sechs und dreißig. Diese Hemden waren ihrer ursprünglichen Bestimmung nach Badehemden, denn sie wurden anfänglich nur dazu gebraucht. Man fing indessen damals bereits an, Hemden zu tragen; aber man schlief noch nicht darin, sondern zog sie vor dem Schlafengehen aus, und durch ein Paar Jahrhunderte hielt sich dieser Gebrauch; denn selbst zu den Zeiten der Reformation ging man völlig nackt zu Bette, ungeachtet meist drei bis vier Personen in einem Bette lagen, und ein Gast sich hoch geehrt fühlte, wenn sein Wirth ihn mit in sein Bette nahm, weil es ein Beweis von großem Vertrauen war. Nicht selten lagen neben den Personen auch ein Paar Hunde im Bette.

Man schickte sich nun an, zum Brautbade zu gehen. Das Baden war in jener Zeit in der Mark, und besonders in Berlin, sehr beliebt, und eine anständige Hochzeit konnte nicht gefeiert werden, ohne daß das Brautpaar und sämmtliche Gäste zuvor gebadet hatten. Natürlich mußte der Brautvater die Kosten bestreiten. Der Stadtpfeifer mit seinen Gesellen war dazu eingeladen. Es wurde ein Zug veranstaltet, aus sämmtlichen Hochzeitgästen zusammengesetzt. Voran die sechs Stadtpfeifer mit Zinken, Schalmeie, Posaune, Geige und Zimbel, darauf die Hochzeitsgäste, von welchen die Beschenkten ihre Hemden über die Schulter geschlagen trugen, die Frauen aber die neuen Schuhe angezogen hatten. Die Pfeifer musicirten, und langsam bewegte sich der Zug die Spandauerstraße abwärts vom Spandauerthore nach dem alten Markte hin. Es war 8 Uhr Morgens, als man sich in Bewegung setzte. Vor ihnen her tanzte die muntere Straßenjugend durch den Staub der ungepflasterten Straßen dahin, welche die schöne Musik nicht ungenutzt verklingen lassen wollte. Aber außerdem hatte Herr Apitz noch ein Paar Pickelheringe oder Lustigmacher angenommen, welche in seltsamer Ausstaffirung neben dem Zuge herliefen, Gesichter schnitten, Kobolz schossen, Rad schlugen, jedes alte Mütterchen, das ihnen begegnete, umarmten, vor

---

[1]) Grimm, deutsche Rechtsalterthümer S. 409.

kleinen Jungen tiefe Bücklinge machten, und von jedem Gast geneckt wurden. Sie stolperten über jeden Pferdeapfel, lagen unversehens der Länge nach auf der Nase, rannten gegen einander, machten gewaltige Sprünge über Strohhalme, welche im Wege lagen, und schnitten tausend Capriolen, über welche die in diesem Punkte sehr kindlichen Zuschauer sich vor Lachen ausschütten wollten.

Der Zug der Hochzeitgäste kam vor der Herberge des Herrn Apitz vorbei, ging über den alten (Molken-) Markt, und nach dem Kriegel (jetzt Krögel), in welcher sehr engen Straße das Badehaus stand [1]). In diesem Hause waren zwei große gewölbte Stuben, wo beide Geschlechter, von einander abgesondert, mit aller Bequemlichkeit baden konnten. Oben waren mehrere Zimmer, in welchen ein reich besetztes Frühstück für die Gäste angerichtet war. Als man eingetreten, wurden zuerst Braut und Bräutigam zum Brautbade geführt. Mit ihnen gingen ihre nächsten Freunde und Verwandte, so viel deren in den Badezimmern zugleich baden konnten. Die übrigen blieben zurück, und thaten sich beim Schmause gütlich. Nachdem die erste Abtheilung zurückgekehrt war, begab sich eine zweite nach den Badezimmern, und so fort, bis alle Gäste an die Reihe gekommen waren; das Frühstück war dabei verzehrt, und ein Theil der Gäste hatte sich bereits lustig getrunken.

In derselben Ordnung, wie er gekommen war, begab sich der Zug zurück nach dem Gasthause. Es war 11 Uhr vorbei; hier hatte man unterdessen den Mittagstisch bereitet, der jedoch noch nicht allen Glanz der Tafel und der Kochkunst entwickelte, da er nur als ein vorbereitender galt. Ungeachtet des eben genossenen Frühstücks ließ man es sich trefflich schmecken. Musik hatte man bei dieser Tafel nicht; sie war für die folgenden aufgespart. Uebrigens aßen Männer und Frauen in abgesonderten Zimmern.

Um 1 Uhr stand man von der Tafel auf; die Vorbereitungen zur Hochzeit waren nun beendigt, das Fundament war gelegt, und die eigentlichen Feierlichkeiten konnten beginnen.

Sie fingen damit an, daß Braut und Bräutigam die Hemden wechselten, und mit einander austauschten. Die Braut ent-

---

[1]) Möhsen, Gesch. d. Wissensch. in d. M. Brandenb. S. 313.

kleidete sich in dem Frauenzimmer, der Bräutigam in dem Männerzimmer, so weit es erforderlich war; dann wurde sein Hemde durch die knapp geöffnete Thür hindurch gereicht, wo es eine Matrone empfing, und Elisabeth damit bekleidete, wie umgekehrt ihr Hemde auf demselben Wege an Dietrich gelangte, der es anzog [1]). Beide wurden nun festlich zur Trauung geschmückt, und nachdem dies beendigt war, vereinigte sich die Gesellschaft wieder. Dietrich überreichte seiner Braut den Brautkranz, aus Goldschnur bestehend, welches künstlich um Rosmarin geflochten und gewunden war, dazwischen mit Goldblättern ausgeziert. Man bekränzte sie, und befestigte dann am Gürtel ein Bund Schlüssel, als Zeichen ihrer nun zu übernehmenden hausmütterlichen Würde [2]). Hierauf wurden vier Wachskerzen angezündet, und von vier Gästen gehalten. Einen Becher füllte man mit Wein, Dietrich kredenzte ihn der Braut, die ihn zur Hälfte leerte, und an Dietrich zurückgab, der ihn bis auf den letzten Tropfen austrank [3]). Nachdem diese Ceremonie beendigt war, schenkte die Braut allen anwesenden Gästen, so wie ihrem Bräutigam Hochzeitkronen, das heißt, Kränze von Blumen mit einer Goldschnur umwickelt und durchzogen, die bei ihren Verwandten jede eine halbe Unze Gold enthielt, bei den übrigen Gästen eine viertel Unze. Die Platzmeister erhielten Blumenkränze mit leichteren Goldschnüren, aber mit Federn besteckt, die Marschälle, Köche, Spielleute und Umbitter Kränze mit Silberschnüren [4]). Jeder holte sich seinen Kranz aus den Händen der Braut, und die ganze Gesellschaft schmückte sich damit. Da die Kränze meist aus Würzkräutern, das heißt, stark duftenden Gewächsen, bestanden, so verbreiteten diese einen kräftigen Geruch in den Zimmern.

Jetzt schickte man sich zum Kirchgange an. Es war 3 Uhr geworden. Die Platzmeister ordneten in ihrem festlichen Ornate den Zug an. Zuerst kamen acht Ritter mit brennenden Fackeln von weißem Wachs. Darauf folgte die Braut in einem ausgeschnittenem Rock aus weißer Seide mit Silber durchwirkt, und geführt wie zunächst begleitet von Dietrichs Mutter und ihren

1) Grimm, deutsche Rechtsalterthümer S. 441.
2) ibid. p. 176. 443.
3) ibid. p. 441.
4) Küster, Altes u. neues Berlin Th. IV. S. 356.

Verwandten, welche in weiße Seide gekleidet waren. An sie schlossen die übrigen eingeladenen Frauen an, sämmtlich festlich geschmückt mit vielen goldenen Ketten und Armspangen, und bekränzt. Hierauf kamen die Spielleute und Pfeifer, und machten mit ihren Instrumenten einen großen Lärmen. Auf diese folgte Herr Apitz und Cuno, denn die Sitte verlangte, daß bei öffentlichen Processionen die Töchter der Mutter vor-, aber die Söhne dem Vater nachtraten. Die Frauen mußten den Männern vorausgehen [1]). Darauf folgte der Bräutigam in einem schwarzen Mantel und weiß seidenen Unterkleidern, geführt von seinem Bruder Johann, und seinem Schwager Albrecht. An diese schlossen sich die übrigen Verwandten, so daß immer einer von Dietrichs Seite mit einem von Elisabeths Seite zusammen gingen. Hinter ihnen kamen der Bischof von Havelberg, Johann von Wepelitz, geführt von dem Abte Conrad von Kloster Zinna und dem Propste Ortwin, an welche sich sodann die übrigen Hochzeitgäste nach ihrem Stande und Würden anschlossen. Nebenher gingen die Marschälle und Platzmeister, nebst den Umbittern, sämmtlich wie die Gäste bekränzt. Die Pickelheringe liefen am Zuge hin und her, um von Jedermann mit ihren Späßen gesehen werden zu können.

Es war üblich, nicht auf dem kürzesten Wege zur Kirche zu gehen, sondern einen Umweg zu machen, um sich zu zeigen. Auch unser Zug befolgte diese Regel. Man zog die Spandauerstraße hinunter bis zur Priester- oder Papenstraße, in welche man einlenkte. An der Ecke wohnte der Lampenschmidt, vor dessen Hause eine ewige Lampe brannte [2]). Hier sprang einer der Pickelheringe hinein, holte sich eine Kohle, umarmte die Frauenzimmer unter den Zuschauern, und mahlte ihnen unter vielem Kreischen und Gelächter einen Schnurrbart. Eine große Menge Volks stand überall vor den Thüren und auf den Bänken, denn fast vor jeder Hausthüre fanden sich zwei dergleichen einander gegenüber gestellt. Man zog dann über den neuen Markt durch die Bischofsstraße und das Geckholt (Theil der Klosterstraße), und ging sie hinunter bis zur Stralauerstraße, in welche man einbog und sie bis zum alten Markte der Länge nach durchschritt. Hier

---

[1]) Grimm, deutsche Rechtsalterthümer S. 409.
[2]) Küster, Alt- und Neu-Berlin. Th. III. S. 66.

trat man über den Nikolaikirchhof in die Kirche. Es war 4 Uhr geworden.

Der Gottesdienſt begann. Die Trauung verrichtete Propſt Ortwin, dem Ritus der katholiſchen Kirche gemäß, mit allem Pomp. Nach einigen Gebeten mußte das Brautpaar ſeinen Namen angeben, und als es die Frage: ob ſie ſich gegenſeitig als Mann und Frau begehrten, mit Ja beantwortet hatte, ſprach er: ego conjungo vos in matrimonium in nomine dei patris, filioque et spiritu sancti Amen. (Ich vereinige euch durch die Ehe, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes Amen.) Er machte das Zeichen des Kreuzes gegen ſie, und beſprengte ſie mit Weihwaſſer. Dann ſegnete er den Trauring ein, beſprengte ihn kreuzweiſe mit Weihwaſſer, und überreichte ihn Dietrich, welcher denſelben an den Ringfinger der linken Hand ſeiner Braut ſteckte. Darauf folgte ein Gebet und eine Anrede an das Brautpaar und an die Verſammlung, und hierauf die Brautmeſſe, welche von den Schulgeſellen, das heißt, den Lehrern der öffentlichen Schule, geſungen wurde.

Man hatte eine Stunde in der Kirche zugebracht, die Feierlichkeit war beendigt, und der Rückzug wurde angetreten. Er wurde in derſelben Ordnung vorgenommen, wie der Hinzug, nur begnügte man ſich diesmal, die Spandauerſtraße hinunter zu ziehen, bis zum Gaſthauſe.

Hier war unterdeſſen in einem Zimmer das Brautbette aufgeſchlagen und eingeſegnet worden. Als man in das Haus eingetreten war, gingen Dietrich und Eliſabeth, Angeſichts ihrer Verwandten in das Zimmer, und mußten ſich, angekleidet wie ſie waren, in das Bette neben einander legen. Dann breitete man eine Decke über ſie, und deckte ſie bis an den Hals zu. Dieſe Ceremonie hieß: die Decke beſchlagen, der Bettſprung, oder die Beſchreitung des Bettes. Erſt dadurch galt die Ehe als vollzogen, nicht durch die Trauung, und wenn der Bräutigam zwiſchen der Trauung und der Beſchreitung des Bettes ſtarb, galt die Braut nicht als Wittwe, und konnte auf kein Recht einer nachgelaſſenen Frau Anſpruch machen [1]). Die Wichtigkeit der Ceremonie forderte, daß alle Gäſte darüber ein Zeugniß abgeben

[1]) Grimm, deutſche Rechtsalterthümer S. 440. Die Feier der Liebe Bd. I. S. 121. 125.

konnten. Während das Brautpaar im Bette lag, wurden die Gäste in Procession durch das Zimmer geführt, wobei denn die Witzbolde darunter nicht unterließen, sich einige Mühe in Redensarten zu geben. Nachdem dies beendigt war, erhob sich das Brautpaar, Dietrich gab seiner Braut einen Kuß, und man begab sich sofort zur Abendmahlzeit. Es war 5 Uhr.

In den verschiedenen Zimmern waren achtzehn Tische eingerichtet, jeder zu zehn Personen. Darunter waren: ein Trompeter- und Pfeifertisch, zwei Kindertische, zwei Mägdetische, und zwei Jungferntische. Die übrigen waren für die andern Gäste bestimmt. An dem Trompetertische saßen die Musiker. Bei den Hochzeitsmittagsmahlen durfte nur der Stadtpfeifer, oder wie er damals hieß, des Raths Thurm- und Hausmann, die Musik machen, oder nach dem Kunstausdrucke aufwarten. Er hieß des Raths Hausmann, weil er auf dem Rathhause wohnte, und bei demselben die Dienste des Hausmanns verrichtete; des Raths Thurmmann, weil er das tägliche Blasen vom Rathhausthurme Abends um 9 Uhr anordnen und durch seine Leute verrichten lassen mußte, so wie er die Nachtwache auf dem Thurme zu besorgen hatte [1]). Wollte man bei Hochzeiten andere, vielleicht besonders geschickte Pfeifer haben, so konnte dies an den Abendmahlzeiten geschehen, so auch bei den Kirchgängen; bei der Mittagsmahlzeit mußte man sich aber mit dem Thurmmanne erst darüber einigen. Der gegenwärtige hatte geschickte Leute, und Herr Apitz hatte deshalb für unnöthig gehalten, sich nach anderen umzusehen.

Die Kinder waren von einem Theile der Gäste, namentlich den näher und in Berlin selbst wohnenden, ebenfalls eingeladen worden. Man setzte sie zusammen, um weniger durch sie genirt zu sein.

Ein Theil der eingeladenen Frauen hatte Zofen mitgebracht, namentlich die Fremden. Für diese waren die Mägdetische bestimmt.

Die Jungfern, das heißt, die unverheiratheten Damen, wurden ebenfalls an besonderen Tischen zusammengebracht, da es sich nicht geziemte, sie mit den übrigen Gästen zusammen zu setzen.

---

[1]) Küsters Alt und Neu Berlin Th. IV. S. 357.

Die gemeinen Knechte erhielten, wie ſich von ſelbſt verſteht, ihre beſonderen Tafeln.

An allen übrigen ſaßen die Männer, verheirathet oder unverheirathet, abwechſelnd mit den verheiratheten Frauen, aber nach Stand und Würden geordnet. In der Mitte der Haupttafel das Brautpaar mit ihren nächſten Verwandten zur Seite.

Die Schulgeſellen, welche die Brautmeſſe geſungen hatten, waren an den Tafeln vertheilt mit einigen ihrer älteſten Schüler, und hatten das Geſchäft, vorzuſchneiden und zu zerlegen. Damit ſie ihre Schuldigkeit um ſo beſſer thäten, hatte man den Schulmeiſter Nikolaus Halvepape, einen Clericus des Camminſchen Sprengels, ebenfalls eingeladen.

Für jeden Tiſch waren zwei Aufwärter angenommen; außerdem gingen noch die Umbitter dabei zur Hand, welche zuſammen den Namen der Droſten führten.

Im Kellergeſchoß des Hauſes waren drei Tafeln für das Küchen- und Kellerperſonale eingerichtet. Die Poſſenreißer waren neben den Spielleuten placirt, und wie dieſe auf erhöheten Sitzen im Hauptzimmer, um von allen Anweſenden geſehen werden zu können. Durch Geſichterſchneiden, Grimaſſiren, wunderliche Verrenkungen, gelenken Gebrauch ihrer Füße ſtatt der Hände, Taſchenſpielerkunſtſtücke, lächerliches Geſchrei und Witzreden füllten ſie die Pauſen aus, wo die Muſik ſchwieg; eine Hauptluſt war, in einen lächerlichen Streit zu gerathen, und ſich gegenſeitig unter tollen Kapriolen zu prügeln, wobei jedesmal ein ohrzerreißendes Gequäk ertönte. Wer in der Geſellſchaft Luſt hatte, ſeiner Neigung zum Necken zu folgen, dem mußten ſie als Stichblatt dienen, wobei ſie nicht ſelten ſo replicirten, daß ſich auf Koſten des Neckenden ein allgemeines Gelächter erhob.

Obgleich erſt der folgende Tag als eigentlicher Hochzeittag galt, — denn alle Feſte fing die Kirche und das Mittelalter mit dem Abend an, — obgleich es üblich war, des Abends weniger aufzutiſchen, als am Mittage, ſo hatte Herr Apitz doch ſehr reichlich für ſeine Gäſte geſorgt, und dieſe waren verwundert über den Reichthum und die geſchmackvolle Zubereitung der Speiſen. Zwei Gäſte aßen jedesmal zuſammen aus einer Schüſſel. Die Schenken reichten Wein von mehreren Sorten umher, und die Umbitter nöthigten jeden, der eine Pauſe machte, herzhaft zuzulangen. Doch verlangte die gute Sitte, ſich nöthigen zu laſſen.

Es wurden Gesundheiten ausgebracht, und von Trompeten-Geschmetter und Paukenwirbel begleitet. Man trank einander fleißig zu, und nach und nach wurden die Gäste immer lauter und lebendiger.

Zu dieser Zeit, wo die Herzen fröhlich gestimmt waren, und nicht eben ängstlich rechneten, meldeten sich die, welche nach dem Kunstausdrucke *auffetzten*. Zuerst wurde eine Schüssel herumgereicht, mit einem Schauessen, aus Brodteig bereitet, bemalt und vergoldet. Jeder Gast legte ein beliebiges Geschenk hinein. Es waren dies die Köche, welche die Freigebigkeit der Gäste in Anspruch nahmen. Darauf folgte der Bratenmeister mit einer Schüssel, in welcher ein von Leder künstlich gemachter Braten lag, und brandschatzte auf gleiche Weise die Gäste. Ihm folgte der Kellermeister mit einem großen Humpen in derselben Absicht. Dann kam der Bratenwender, der Schenk, die Schüsselwäscherinnen und endlich eine große Büchse für Arme. Herr Apitz hatte den dazu Berechtigten ihre Bettelei abkaufen wollen, wozu sie jedoch nicht zu bewegen gewesen waren.

Nach Beendigung dieser langweiligen Unterbrechung kamen einige Gäste, und überreichten dem Brautpaare die Brauthähne, nämlich gebratene Hühner auf silbernen Tellern [1]). Man hielt damals den jungen Eheleuten nichts dienlicher, als das Essen von Hühnern, und wenn gleich die meisten Brauthähne erst am eigentlichen Hochzeitstage gegeben wurden, so gab es doch immer einige, deren Vorsorge sich früher bemerklich machte, besonders wenn die Schüsseln Werth hatten, die zugleich mit geschenkt wurden. Acht solcher Brauthähne, zierlich geschmückt, wurden vor dem Brautpaare aufgepflanzt.

Unterdessen hatten sich die Zuschauer nicht bloß die Treppe hinauf, sondern selbst bis in die Zimmer gedrängt. Wenn gleich bei jeder Hochzeit ein Thürhüter angenommen werden sollte, um bettelnde Arme, Faullenzer und müßige Gaffer zurück zu weisen, so durfte er doch bei Ausübung seines Amtes nicht zu streng verfahren, weil eines Theils das Zusehen erlaubt war, andern Theils Härte gegen Arme bei solchen Gelegenheiten als etwas sehr Gehässiges betrachtet wurde. Vor der Thüre und in den

---

[1]) Grimm, deutsche Rechtsalterthümer S. 376. 441.

Hausfluren war das Gedränge daher sehr groß, oft so sehr, daß die Hochzeitgäste nicht zum Hause hinaus konnten.

Um 7 Uhr hatte man abgegessen, und erhob sich von den Tafeln. Es wurde Wasser in silbernen Becken herumgereicht, um sich die Hände zu waschen; eine Magd reichte dann ein Handtuch zum Trocknen. Die Sitte forderte, sich dabei lange zu sperren, wenn man der erste war, dem das Becken vorgehalten wurde, weil nun alle Folgenden unreines Wasser erhielten. Zureden half indessen, und endlich war auch dies Geschäft beendigt; man schickte sich an, nach dem Rathhause zu gehen. Die Gaffer wurden hinunter getrieben, und der Zug ordnete sich, wie früher. Unter Musik und Fackelbeleuchtung zog er die Spandauerstraße hinauf, bis zum Rathhause an der neuen Brücke, dem jetzigen Mühlenhof am Molkenmarkte.

Hier war der große Saal festlich beleuchtet; die Pfeifer nahmen ihren Platz ein, und ein Trompeten-Tusch kündigte an, daß der Tanz beginne. Die Hälfte der Platzmeister und ihrer Gesellen hatte bereits vorher im Erdgeschoß des Gasthauses gegessen, und war deshalb hier beschäftigt, für Raum und Ordnung zu sorgen, so wie die Tanztouren anzugeben. Außerdem waren noch besondere Aufseher angenommen, welche dafür zu sorgen hatten, daß Zucht und Ehrbarkeit nicht verletzt wurde, was bei dem Tanze um so nöthiger schien, als viele Köpfe bereits durch den genossenen Wein sehr erhitzt waren. Wir lassen unsere Hochzeiter indessen tanzen, und versetzen uns wieder nach dem Gasthause, um zu sehen, was dort geschah.

So wie der Zug sich in Bewegung setzte, wurden für die anwesenden Platzmeister, Umbitter und ihre Gesellen die Drostentafeln bestellt, wozu einige der bereits vorher gebrauchten Tafeln benutzt wurden. Die Possenreißer nahmen daran ebenfalls Theil, denn sie waren bis dahin nicht viel zum Essen gekommen, und wenngleich die Drosten sie zu neuen Späßen aufmunterten, lag ihnen doch zunächst weit mehr daran, den Magen zu füllen, als jene zu vergnügen. Auch das Küchenpersonale setzte sich nun an die für dasselbe bereiteten Tische.

Zugleich aber meldeten sich noch ein Dutzend Fremde, theils Pilger, theils arme Reisende, denn diese konnten sich dem Gebrauche gemäß bei einer Hochzeit ungeladen einfinden, und mußten dann mit der unteren Dienerschaft beköstigt werden. Es wur-

den ihnen Plätze eingeräumt, und man ließ sichs wohl sein. Indessen konnte das Küchenpersonale nicht lange bei Tische bleiben, weil es noch viel zu thun gab. Zunächst mußten die Brautsuppen verschickt und ausgetheilt werden. Herr Apitz hatte zu dem Ende einen halben Ochsen anschaffen, und bloß für diesen Zweck verkochen lassen. Man hatte sich alle diejenigen gemerkt und Erkundigungen eingezogen, welchen die Brautsuppe zugeschickt werden müsse. Berechtigt, sie zu empfangen waren: die Cantoren der Kirche, in welcher die Braut getraut war, der Küster, der Calcant, die Rathsdiener, insonderheit die, welche das Küchengeräthe zu den Hochzeiten hergeben, und das Rathhaus auf- und zuschließen, durchreisende Fremde, Schwangere und Kranke. Obgleich so eine ziemliche Anzahl Portionen Suppe fortgeschickt wurden, so fanden sich doch noch eine Menge Personen ein, welche für Kranke und Schwangere Suppe forderten. Außerdem aber drängten sich viele ein, und bettelten um die Abfälle von Fleisch und Speisen, um Neigen vom Getränk u. dgl. m., daß die Leute sich kaum zu bergen wußten, und mit aller Aufmerksamkeit nicht verhüthen konnten, daß Manches davon getragen wurde, was Niemandem gegeben war. Man war endlich um 10 Uhr genöthigt, das Haus zu verschließen, da für den morgenden Tag noch viel zu besorgen stand.

Auf dem Rathhause hatte die Hauptmusik um 9 Uhr ein Ende, weil der Thurmmann einen Theil seiner Gesellen für die Nachtwache auf dem Thurme gebrauchte. Allein nach einem bekannten alten Sprichworte ist dem leicht gepfiffen, der Lust zu tanzen hat, und man hielt die wenigen Pfeifer für hinreichend. Zuletzt wurde der Braut das Strumpfband abgetanzt, und zerschnitten unter die Gäste vertheilt. Um 11 Uhr Nachts begleitete man das Brautpaar in Procession nach dem Gasthause; dann jeden einzelnen Gast bis zu seiner Herberge, bis endlich auch der letzte sein Haus erreichte. Dietrich und Elisabeth waren außer der Dienerschaft die einzigen, welche im Gasthause schliefen. Von allen diesen Feierlichkeiten ist mit einigen Veränderungen unserer Zeit nichts geblieben, als der sogenannte Polterabend.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Am andern Morgen waren beide schon nach Sonnenaufgang munter, denn man konnte frühen Besuchen entgegen sehen, und mußte sich ankleiden. Das erste Geschäft Dietrichs nach dem Aufstehen war, seiner Braut, oder vielmehr jungen Frau ein Geschenk zu machen, das unter dem Namen der Morgengabe üblich war. In der Regel war es ein sehr bedeutendes Geschenk, größer, als es die Frau je wieder erwarten durfte. Es galt so ziemlich als ein Maaßstab der Liebe des Mannes [1]). Dietrich hatte einen kostbaren Frauenanzug mit Pelz verbrämt, und allen dazu gehörigen Schmuck angeschafft, und überraschte damit seine Elisabeth auf das angenehmste.

Um 7 Uhr wurde der erste Besuch angemeldet. Dietrich und Elisabeth mußten, dem Gebrauche zufolge, wieder ins Bette steigen, und die Decke über sich ziehen. Man kam, sich nach dem Befinden der Neuverehelichten zu erkundigen, und legte zugleich das Brautgeschenk aufs Bette. Allmälig erschien einer nach dem andern. Die Brauthähne und Geschenke häuften sich auf dem Bette [2]), auf dem übrigens Platz genug vorhanden war, denn es konnten recht bequem vier Personen darin liegen, und war auf Zuwachs berechnet. Es gab dabei sehr viel witzige Redensarten, und obgleich die Frauen der damaligen Zeit ganz unbefangen von Dingen reden hörten, und selbst darüber redeten, die man jetzt in ihrer Gegenwart nicht einmal andeuten darf, so flüsterte Elisabeth doch nach Beendigung dieser Besuche ihrem Dietrichs ins Ohr: Gott sei Dank, daß es vorbei ist.

---

1) Grimm, deutsche Rechtsalterthümer S. 441. 442.
2) A. a. O. S. 441. 376.

Beide erhoben sich nun aus dem Bette, nachdem die Brautgeschenke auf eine Tafel gestellt worden, und Elisabeth wurde als Frau zum Kirchgange geschmückt. Ihr bis dahin lose und in freien Locken getragenes Haar wurde aufgebunden und in Knoten geschürzt. Das lose Haar war durchgängig Symbol des Freien; deshalb wurde es den Leibeigenen und Gefangenen abgeschnitten, selbst die Tonsur der Mönche deutete auf den geschworenen Gehorsam, und so wie die Frau ihre Freiheit geopfert hatte, wurde ihr Haar gebunden. Man setzte ihr eine Haube auf, und bedeckte ihr Gesicht mit einem Schleier [1]). Davon ist noch der jetzige Ausdruck: Unter die Haube kommen, abzuleiten.

Nach 9 Uhr formirten die Gäste vor dem Hause denselben Zug, wie sie ihn gestern gemacht hatten, denn es ging abermals nach der Kirche. Wiederum war Musik da, Fackeln, kurz alles, was wir schon kennen. Elisabeth hatte sich mit ihrer Morgengabe geschmückt, und die Gäste waren wieder bekränzt, wie uns der schöne Vers lehrt:

Kamele tragen schwere Last,
Das Kränzlein ziert den Hochzeitsgast.

Der Zug ging heute durch die Spandauerstraße, Bischofsstraße und Judenstraße nach der Stralauerstraße, dem alten Markte und der Nikolaikirche zum Opfer und Absegen. Ortwin verrichtete wieder die kirchlichen Functionen. Die Gesänge wurden von den Schulgesellen besorgt. Es wurde wieder eine Messe gehalten. Bei dem Offertorium näherte sich Dietrich dem Altare, und brachte sein Opfer, nach ihm Elisabeth. Die Gabe richtete sich nach der Andacht der Geber. Darauf hielt der Geistliche eine Anrede an die neu Verehelichten über ihre gegenseitigen Pflichten, ertheilte ihnen nochmals den Segen, und besprengte sie mit Weihwasser. Um halb 11 Uhr war die kirchliche Feier vorüber, und die neuen Eheleute hatten den Absegen erhalten. In Procession begab sich die ganze Gesellschaft nach dem Gasthause, wo nun das eigentliche Hochzeitmahl angerichtet war. Alle Einrichtungen waren dieselben, wie gestern, nur eine Tafel war noch eingerichtet, die fürs erste unbesetzt blieb. Auch war noch ein zufällig anwesender fahrender Gaukler angenommen, der einen gro-

[1]) A. a. O. S. 443.

ſien Ruf hatte. Die Speiſen waren noch kunſtreicher zugerichtet als geſtern, und die Zahl der Gerichte, die in Gängen aufgetragen wurden, war ſehr groß. Auf jede Tafel der eigentlichen Gäſte kamen jedesmal drei Gerichte, aber zehnmal hinter einander immer neue. Auf den übrigen Tafeln wurde nur fünfmal gewechſelt. Als Schauеſſen ſah man goldene Häuſer, goldene Thürme, und goldene Berge auftragen, in denen lebendige Vögel flogen. Es kamen Speiſen in der Geſtalt von gewappneten Männern, und von Thieren mancherlei Art zum Vorſchein. Pfauen, Schwäne, Hühner, Enten und Tauben ſaßen mit ihren Federn in ihrer natürlichen Geſtalt in den Schüſſeln, und waren doch gekocht, und zu eſſen [1]). Man ſah ein Gebüſch, auf welchem ſich gebackene Vögel ſchnäbelten, und darunter ein kryſtallhelles Waſſer, in welchem lebendige Fiſche ſchwammen. Ein Pelikan aus Kuchen geformt, öffnete mit ſeinem Schnabel die Bruſt, und tränkte mit ſeinem Blute ſeine Jungen, welche gebraten und nichts anders als Tauben waren. Auf ſeinen Flügeln trug er die Wappen der Verehelichten. Kurz, der Küchenmeiſter hatte ſich als einen ſinnreichen Kopf ausgewieſen, und erndtete großes Lob, und beim Aufſetzen recht anſehnlichen baaren Dank der Gäſte, um ſo mehr, als auch alle andere Speiſen ſchön und mit vieler Kunſt zubereitet waren. Die wilden Schweinsköpfe mit ihren gelben Citronen im Rachen fanden ganz beſonders viele Liebhaber, und die Gutſchmecker unter den Gäſten aßen, daß ihnen die Thränen über die Backen liefen. An Weinen mancherlei Art war Ueberfluß vorhanden, man trank nicht ſchlecht, und gab den Schenken redlich zu thun.

Beim Beginn der Mahlzeit ſtellten ſich die Schüler ein, welche bei den Cantoren Unterricht erhielten, um den Gäſten ihre Aufwartung zu machen. Sie wechſelten mit den Pfeifern ab, und ſangen luſtige Lieder, und ſolche, die auf Minne und Hochzeit Bezug hatten. Man wieß ihnen die noch leer ſtehende Tafel an, und ſetzte ihnen, wie es üblich war, zu eſſen und zu trinken vor. Doch mußten ſie von Zeit zu Zeit auch nach den andern Zimmern gehen, um dort zu ſingen. Gar bald wurden ſie ſehr luſtig, und trugen viel zur Fröhlichkeit der Geſellſchaft bei.

---

[1]) Siehe die Beſchreibung eines gleichzeitigen Mahles in Buntings Braunſchw. Lüneburg. Chronik, Edit. Meybaum. de 1620. p. 261.

Um 1 Uhr hatte man abgegessen. Man wusch sich, und schickte sich zum Zuge nach dem Rathhause an. Alles Uebrige war wie gestern, auch wurden wieder Brautsuppen ausgetheilt.

Der Zug setzte sich in gewohnter Ordnung in Bewegung. Die Schulgesellen, ihre Meister und die Schüler nahmen diesmal auch an demselben Theil. Man zog heute am heiligen Geistkirchhof durch die heilige Geiststraße und das Nikolaiviertel zum Rathhause. Der Tanz begann, und die Schüler nahmen, wenn auch in den Nebenzimmern und mit den Mägden ebenfalls Theil. Es wurde bis nach 4 Uhr getanzt; dann ging es wieder in voller Ordnung nach dem Gasthause.

Die Schulgesellen und Schüler sollten der Vorschrift zufolge sich nun entfernen, und in die Schule gehen. Allein es hatte keiner recht Lust dazu, und nach längerem Ueberlegen meinten die Gesellen, es würde den Schülern wohl nicht viel daran liegen, wenn heute die Lectionen ausfielen, was diese denn auch freimüthig versicherten. Sie wollten bleiben, und noch mehr singen.

Um 5 Uhr ging man zur Abendtafel, die der gestrigen sehr ähnlich war; nur der Gesang der Schüler kam noch hinzu; indessen dauerte er nicht gar lange, da nach einer Stunde keiner von ihnen mehr als lallen konnte. Ein Theil lag bald nachher zum großen Ergötzen der Gesellschaft unter dem Tische.

Um 7 Uhr ging man wieder nach dem Rathhause zum Tanz. Die bestellten Aufseher über Ehrbarkeit und Zucht hatten heute alle Hände voll zu thun, da der größte Theil der Männer mehr genossen hatte, als er vertragen konnte, und theils gegen die Frauen ungebührlich wurde, theils Händel mit den Männern suchte. Indessen ging doch alles ohne Störung vorüber, und um 11 Uhr begleitete man einander in Procession zu Hause.

Unsere guten Alten konnten nicht leicht aufhören, wenn sie einmal angefangen hatten. Die Hochzeit dauerte auch den folgenden Tag in derselben Weise fort. Nur die Ceremonien am Morgen und der Kirchgang fielen aus, wie die Schüler. Statt dessen saß man etwas länger bei Tische, was freilich schwerere Köpfe gab, oder vertrieb sich die Zeit mit Würfelspiel, oder ließ sich von den Gauklern Possen vormachen. Aber man wanderte wieder zweimal nach und von dem Rathhause.

Nach damaliger Rechnung hatte die Hochzeit zwei Tage gedauert, denn was am Brautabend geschehen, wurde eben so we-

nig gerechnet, als man den Heiligabend mit zum Feste schlug. Weniger als drei Tage konnte Herr Apitz nicht für die Hochzeit bestimmen; der Donnerstag mußte nothwendig noch eben so verlebt werden, wie der Mittwoch, denn es gab damals Leute, welche sogar siebentägige Hochzeiten feierten.

Unsere Leser kennen bereits den Gang der Festlichkeit, und es würde ermüden, sie weiter zu beschreiben. Der Tag wurde verlebt, wie die vorigen in Saus und Braus; man fing an, etwas müde zu werden, und ein Theil der Gäste bat Herrn Apitz selber, für den vierten Tag es bloß bei der Schmauserei zu belassen, den Tanz auf dem Rathhause aber abzubestellen, da die vom Wein erhitzten Gemüther dabei gar zu leicht Feuer fingen.

Der Freitag wurde daher bloß im Gasthause verlebt; auch die Gaukler hatte man entlassen, da man sich an ihren Späßen satt gesehen, die sich bereits gar zu oft wiederholten, desgleichen wurden nach dem Mittagsmahle die Pfeifer verabschiedet.

Um 5 Uhr wurde die Abendmahlzeit aufgetragen. Das Gespräch wandte sich auf mehrere der gesehenen Gaukeleien, die man sich nicht erklären konnte, und so auf Zauberei und Zauber. Jeder gab etwas aus seiner Erfahrung zum Besten. Da nahm Albrecht das Wort und sagte: es ist Schade, daß wir unsern Meister Deodat nicht hier haben, der würde uns darüber am Besten belehren können. Aber er liebt große Festlichkeiten nicht, und weilt am liebsten in seiner Klause. Was mir indessen erzählt ist von einem Zauberer, übertrifft doch alle von euch angeführten Stücke.

Apitz. Laß einmal hören. Ist es aber auch wahr?

Albrecht. Mit angesehen habe ich es nicht. Aber in Prag wird es allgemein erzählt, und viele glaubwürdige Leute versichern es. Ich war damals nicht in Prag anwesend.

Apitz. Nun gut. Ihr Herren, spitzt die Ohren!

Albrecht. Ihr wißt, daß im vorigen Jahre König Wenzel seine Gemahlinn Sophia, die Tochter des baierschen Herzogs Johann von München heirathete. Der Vater begleitete seine Tochter selber nach Prag, und da er wußte, wie sehr sein künftiger Schwiegersohn die Schwarzkünstler und Zauberer liebte, so ließ er die geschicktesten aus seinen Landen zusammen kommen, und führte einen ganzen Wagen voll von ihnen mit nach Prag. Der Vornehmste derselben ließ eines Tages seine Künste sehen,

und erndtete großes Lob ein; da verdroß dem einen Schwarzkünstler des Königs Wenzel, Namens Ziito, daß ein Fremder so großen Ruhm erlange; er sperrete sein großes Maul auf bis zu den Ohren, und verschluckte den bairischen Zauberer mit Haut und Haar, sammt allen seinen Zaubergeräthschaften.

Ortwin. (Macht drei Kreuze.) Gott sei bei uns!

Albrecht. Nur die Schuhe des Zauberers spie er von sich, da sie beschmutzt waren. Den ganzen Kerl hatte er im Leibe. Weil man ihn indessen wieder verlangte, so setzte er sich über einen Zuber mit Wasser, und gab ihn wieder von sich. Er langte ihn heraus, und gab den ganz durchnäßten und bestürzten Tropf dem Gelächter der Zuschauer Preis, so daß die übrigen bairischen Schwarzkünstler den Muth verloren, mit ihren Künsten hervorzurücken.

Ortwin. Ei, das will ich meinen. Wenn's Einem so geht?

Albrecht. Dem Ziito aber wuchs der Muth gar sehr, und er setzte alle Welt in Staunen. Vor Wenzel erschien er bald in seiner Gestalt, bald unmittelbar darauf in einer fremden, bald hatte er einen Rock von purpurner Seide an, und wenn man ihn befühlen wollte, trug er einen abgetragenen wollenen Rock. Er setzte einen Nachen auf die Erde, stieg hinein, und ruderte sich fort, während der König neben her ging. Als Wenzel einmal in einem mit Pferden bespannten Wagen fuhr, folgte er in einem kleinen Wägelchen, vor welchem er zwei Hähne gespannt hatte, und blieb nicht zurück. Auch mit den Gästen des Königs trieb er manchen Spaß. Wenn sie bei Tische eifrig nach der Schüssel greifen wollten, verwandelte er ihnen die Hand bald in einen Ochsenfuß, bald in einen Pferdefuß, und sie mußten sie unter großem Gelächter beschämt zurückziehen. Erhob sich ein Geräusch auf der Straße, sprangen die Gäste neugierig auf, und steckten die Köpfe zum Fenster hinaus, so ließ er ihnen hohe und breite Hirschgeweihe auf den Köpfen wachsen, daß sie sie nicht wieder zurück ziehen konnten, bis er genug gegessen und getrunken hatte.

Ortwin. Das ist ein Satanskerl!

Albrecht. Um zu zeigen, daß er mit leichter Mühe sich so viel Geld schaffen könnte, als er wollte, zauberte er einsmals dreißig Heuhaufen in dreißig Schweine um, und trieb sie auf das Feld, neben den Schweinen eines reichen, aber sehr geizigen Bäckers. Die Schweine gefielen diesem, und als Ziito meinte, er

wolle ſie verkaufen, bekam er Luſt, darauf einzugehen. Sie wurden des Handels eins, und Ziito nahm ſein Geld in Empfang, warnte jedoch den Bäcker, die Schweine nicht ins Waſſer oder in die Schwemme zu treiben. Der Bäcker ſchlug die Warnung in den Wind, aber ſo wie er die Schweine ins Waſſer trieb, ſanken ſie unter, und oben ſchwammen eben ſo viele Heuhaufen dahin. Der Bäcker war ſehr erboſt darüber, wollte ſein Geld wieder haben, und ſuchte den Ziito überall auf. Endlich fand er ihn in einem Wirthshauſe, wo er auf einer Bank ausgeſtreckt lag und ſchlief. Er packte ihn bei einem Beine, und ſchüttelte es, um ihn zu wecken. Aber er behielt das Bein ſogleich in der Hand, völlig vom Schenkel losgeriſſen. Ziito lärmte ſehr, und zwang den Bäcker, mit ihm vor den Richter zu gehen. Natürlich verurtheilte dieſer den Bäcker zum Schadenerſatz, und er mußte dem Ziito eine anſehnliche Summe zahlen. Deswegen ſagt man jetzt bei einem ſchlechten Kauf in Prag: du wirſt dabei gewinnen, wie der Michel, — ſo hieß der Bäcker, — bei ſeinen Schweinen [1]).

Ortwin. Außerordentlich. Aber ſolche Dinge ſind nur durch Hülfe des Teufels zu verrichten. Das iſt nicht mehr weiße Magie, das iſt ſchwarze.

Die Geſellſchaft ſtimmte dem bei, und die Meiſten wünſchten ſo Etwas, als Teufelswerk, nicht einmal mit anzuſehen. Da ſtürzte plötzlich ein Knappe herein, und flüſterte Herrn Apitz etwas ins Ohr. Er erzählte ziemlich lange, und die Geſellſchaft wurde aufmerkſam. Endlich ſprach Herr Apitz: ich bitte euch, ehrenwerthe Herrn und Frauen, ihr wollet ruhig ſitzen bleiben, und weiter ſpeiſen. Nur meine Brüder, Herrn Heinrich und Hans, ſo wie den ehrwürdigen Biſchof Herrn Johann bitte ich, mit mir zu gehen, wir werden jedoch bald wieder hier ſein.

Die Genannten erhoben ſich, und wurden von Herrn Apitz hinausgeführt. Gleich nachher kam Herr Hans zurück, und forderte an den anderen Tiſchen noch einige Knappen und Knechte auf, mit zu gehen. Ehe wir ſehen, was ſie thun, müſſen wir die Veranlaſſung zur Störung erzählen.

Nicht weit von dem Gaſthauſe, in welchem die Hochzeit ge-

---

1) Dubravii, Hist. Bohem. Hanov. 1602. p. 192. Fuggeriſcher Ehrenſpiegel I. IV. S. 388.

feiert wurde, lag das Spandauerthor am Ende der eben so benannten Straße, und zur rechten Seite desselben stand ein runder mit einem spitzen Dache versehener Thurm, auf der Stelle des jetzigen Hauses Nr. 81 in der Spandauerstraße. Von ihm zog die Stadtmauer aus Feldsteinen fort in der Richtung, welche jetzt die Hinterseite der südlichen Häuserreihe der jetzigen neuen Friedrichsstraße zeigt, und umschloß so die Scharfrichterei, welche ihr Vorderhaus in der jetzigen Heidereitergasse hatte, die damals die Büttel- oder Bödelgasse hieß. Die Stadtmauer begränzte zugleich die jetzige Rosenstraße, ohne ihr einen Ausgang zu gestatten. Diese Straße war zu jener Zeit eine der schmutzigsten in Berlin, und hieß die Hurengasse, weil hier die öffentlichen Mädchen, oder wie sie im Mittelalter zart genug genannt werden, die Frauen, welche an der Unehre sitzen, ihr schamloses Handwerk trieben und wohnten. Der Scharfrichter hatte in jener Zeit die Jurisdiction über diese Geschöpfe, welche vor keinem anderen Gerichte, als dem seinigen, belangt werden konnten. War er genöthigt, eine Reise zu machen, so kehrte er in ihren Häusern ein, und sie waren verpflichtet, ihn zu beherbergen und zu beköstigen.

Ein Paar Knappen des Herrn Hans hatten bei einem Ausgange einige dieser Geschöpfe sitzen sehen, und waren von ihnen eingeladen worden, bei ihnen einzukehren. Ihre Entdeckung hatten sie einigen anderen mitgetheilt, und im halben Rausche war es ihnen bei der Abendtafel wieder eingefallen. Sie überredeten noch zwei Knappen des Herrn Heinrich, sich von der Tafel wegzuschleichen, und mit ihnen auszugehen. Um sich ein vornehmeres Ansehen zu geben, nahm jeder noch zwei gemeine Knechte mit, und so stolzirten sie, von diesen gefolgt, durch die Büttelgasse. So wie sie aus derselben heraustraten, wurden sie angerufen, und in ihrem Uebermuthe folgten sie der Einladung, und traten mit ihrer Begleitung ins Haus. Ein so zahlreicher Besuch ließ reichen Gewinn hoffen, man empfing die Gimpel auf eine Weise, die ihrem Hochmuthe, wie ihrer Sinnlichkeit gleich sehr schmeichelte. Es fanden sich immer mehr Mädchen ein, und unsere Junker beschlossen, etwas darauf gehen zu lassen. Sie bestellten Wein für sich und ihre Schönen, und sofort wurde Anstalt gemacht, ihn zu holen. Es währte nicht lange, so kam er, und man fing an, in wilder Lust zu zechen. Unglücklicher Weise machte einer die Ent-

deckung, der Wein sei sehr schlecht, und jetzt fanden es alle, so daß sofort die noch vorhandenen Krüge zum Fenster hinaus geworfen wurden, wobei man sich nicht erst die Mühe gab, das Fenster zu öffnen, sondern vom Schemel aus sie durch die Scheiben expedirte. Unglücklicher Weise traf einer derselben einen vorübergehenden Bürgerssohn, der mit drei anderen wohl eben auch nicht auf dem besten Wege war. Sie glaubten diese Beleidigung nicht so hinnehmen zu dürfen, drangen in das Haus, und verlangten mit Ungestüm Genugthuung. Freilich fiel ihnen der Muth, als sie sahen, mit wie vielen sie es zu thun hatten, und sie wollten sich eben wieder entfernen. Allein unsere Junker ließen eine Gelegenheit zu einer Schlägerei so ungenutzt nicht entschlüpfen; sie wurden von ihnen ins Zimmer gezerrt, und sofort beeilte man sich, wie man sagte, ihnen Genugthuung zu geben. Man prügelte auf sie los, und versicherte sie, nicht eher aufhören zu wollen, bis sie sagten, daß sie genug hätten. Indessen ließen sich die viere nicht prügeln, ohne sich redlich zu wehren. Es war ein Glück, daß Niemand bewaffnet war; man hatte sogleich den Schemeln die Beine ausgebogen, und arbeitete damit auf einander los. Vielleicht wäre noch alles gut gegangen; allein die Frauenzimmer mischten sich darein, von denen mehrere in den Bürgersöhnen gute Kunden erkannten, und ihre Parthie nahmen. Jetzt ging es darunter und darüber; die Mädchen wurden ohne Unterschied zusammen gehauen, die Geräthe im Zimmer wurden zerbrochen, und fast schien es, als würde das Haus demolirt werden, was den zwölf Wüthenden allenfalls zuzutrauen gewesen wäre. Da stürzte eine der Mädchen in die Büttelgasse, und begehrte die Hülfe des Scharfrichters. Dieser kam mit einigen seiner Knechte, aber er goß nur Oel ins Feuer. Man drohete ihn oder seine Knechte todt zu schlagen wie tolle Hunde, wenn sie sich einfallen ließen, einen von ihnen zu berühren, denn sie seien unehrlich und ihre Berührung schändete. Man drohete, das Haus auf dem Flecke anzuzünden, wenn er nicht sogleich abginge. Es blieb ihm in der That nichts übrig, als zu gehen, da er sich nicht getraute, Hand an sie zu legen, was ihm übel hätte bekommen können; aber er schickte zum Viertelsmeister, und ließ die Hülfe der Stadtknechte erbitten. Diese kamen endlich durch die Büttelgasse daher; sofort machten sich die Unruhstifter aus dem Hause,

und da jene bewaffnet waren, sie aber nicht, auch einige Besinnung bei ihnen wieder Platz gegriffen hatte, so hielten sie es für das Gerathenste, die Flucht zu ergreifen. Durch die Büttelgasse wären sie am liebsten gelaufen, weil sie ihr Haus am ersten erreicht hätten. Allein hier wären sie den Stadtknechten in die Hände gerathen. Weiter unten schloß die Mauer die Gasse; es blieb also nichts übrig, als sich nach der Seite der Marienkirche zu wenden, deren Thurm gerade auf die Gasse zu steht. Die Stadtknechte waren rasch hinter ihnen her; sie fühlten wohl, daß sie ihnen, da sie ohnehin nicht recht sicher auf den Beinen standen, nicht würden entgehen können. So wie sie den neuen Markt erreicht hatten, sprangen sie daher in das erste Haus an der Ecke der Gasse hinein, und schlugen die schwere Hausthür zu, welche sie verriegelten. Nur ein Knecht war draußen geblieben, und wurde festgehalten.

Dies Haus, auf dessen Stelle jetzt die Hauptwache steht, besaß damals der Bischof von Havelberg, und es diente ihm zur Wohnung, so oft er nach Berlin kam [1]). Auch jetzt wohnte er daselbst, befand sich aber unter den Gästen im Brauthause. Die Stadtknechte standen unschlüssig davor, und wußten nicht, was sie beginnen sollten. Es war das Haus eines Geistlichen, ein Freihaus, und außerdem das eines Fremden. Hätten sie die Thüre gesprengt, und die Schuldigen hervorgeholt, so hätte das der Stadt vielleicht viel Ungelegenheit gegeben. Jene standen jetzt gewißermaßen unter dem Schutze des Bischofs. Da man wußte, daß er im Gasthause sei, so schickte man den gefangenen Knecht unter Bedeckung dort hin, damit er die Sache dem Bischofe anzeige. Dieser wandte sich zunächst an einen Knappen, erzählte ihm den Vorgang, und durch letzteren wurde Herr Apitz benachrichtigt.

Der Bischof kam mit seinem Gefolge vor dem Hause an, allein auch er konnte nicht hinein. Klopfen half nicht, die Thür mußte gesprengt werden. Die Bursche hatten sich in guter Ordnung auf der Treppe aufgestellt, und mit Feuerhaken und ähnlichen Dingen, welche sie unter den Feuerlöschgeräthschaften auf dem Flure gefunden hatten, bewaffnet, um jedem das Hinaufstei-

---

[1]) Küster, Altes und neues Berlin Th. III. S. 70.

gen zu verwehren. Allein ihr Muth fiel gar sehr, als sie den Bischof und ihre Herren erblickten. Sie legten sofort ihre Waffen nieder und kamen herab. Man las ihnen tüchtig den Leviten; indessen wurde doch nicht zu viel daraus gemacht, da ähnliche Prügeleien etwas zu Gewöhnliches waren, als daß sie besonders auffielen. Der Viertelsmeister wurde ersucht, den angerichteten Schaden abzuschätzen, den die Thäter vergütigen sollten, und da Herr Apitz die Bürgschaft dafür übernahm, so wurden sie ohne Weiteres frei gegeben. So fanden sich denn endlich alle wieder im Gasthause zusammen.

Noch zwei Tage bewirthete Herr Apitz seine Gäste, wenn auch mit minderer Pracht. Am Montag früh machte sich das junge Paar mit seinen Quitzowschen Verwandten auf nach der Priegnitz, und wurde von einem Theil der Hochzeitgäste bis Schöneberg begleitet. Hier nahm man Abschied von Herrn Apitz, seinem Sohne und seinen Brüdern, und zog dann über Brandenburg der Heimath zu, wo man den dritten Tag anlangte. Auf Burg Quitzhövel war ein Theil der Gemächer für das junge Paar eingerichtet, dessen Haushalt gemeinschaftlich mit dem der Eltern geführt wurde. Einen besondern Haushalt fand man um so weniger nöthig, als Herr Cuno die Absicht hegte, Quitzhövel seinen beiden ältesten Söhnen zu übergeben, und sich nach Rühstädt zurück zu ziehen. Wir überlassen die Neuverehelichten ihren Flitterwochen, und richten unseren Blick auf einige andere Dinge, die sich um diese Zeit ereigneten.

In der Altmark war der Friede mit den Lüneburgern längst zu Ende gegangen. Ritter und Landschaft schlossen deshalb am 14. September einen neuen Frieden auf fünf Jahre, und mit Jobstens Bewilligung ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen der Altmark und der lüneburgischen Ritterschaft und Städten. Beide Theile wollten sich ungekränkt bei dem Ihrigen lassen, und sich gegenseitigen Beistand gegen die Landfriedensstörer leisten. Würden die Märker den Lüneburgern zu Hülfe kommen, so sollte denselben von den Lüneburgern sechs Tage lang freie Speise, Kost und Futter, nachmals aber nur gegen Bezahlung gereicht werden. Die Gefangenen sollten unter den Bundesgenossen nach der Menge der gestellten Hülfsvölker, die Beute aber gleich getheilt werden. In die eroberten Schlösser, Städte und Weichbilde soll-

ten von beiden Theilen Befehlshaber gelegt werden, bis sie wieder eingelöset würden. Wenn das aber nicht geschähe, wollte man sich vergleichen, wer das Eroberte behalten sollte. Käme ein solcher Vergleich nicht zu Stande, so sollte dem Markgrafen von dem andern Theile in Jahr und Tag Kost und Schaden ersetzet, und dadurch aller Anspruch aufgehoben werden. Eben so sollte es gehalten werden, wenn die Lüneburger den Märkern zu Hülfe kämen. Die Lüneburger versprachen auch in dem Falle diese Vereinigung zu halten, wenn sie gleich mit Jobst in Unruhe gerathen sollten. Der Hauptmann Hüner von Königsmark nebst den Städten der Altmark hatten diese Uebereinkunft abgeschlossen [1]).

Südlich grenzte mit der Mark das Kurfürstenthum Sachsen, dessen Grenzen hoch hinauf gingen, und von der Havel hier und da nur einige Meilen entfernt blieben. Der Regent desselben, Herzog Rudolph II., hielt sich, theils zu Wittenberg, theils zu Belzig, theils auf benachbarten Jagdschlössern auf. Der südliche Theil des jetzigen Sachsen mit Meißen, Dresden ꝛc. gehörte nicht zu seinen Ländern. Im September dieses Jahres gerieth er mit dem Erzbischof von Magdeburg in Krieg. Die Magdeburger fielen ins Land, und nahmen in der Nacht S. Leodogarii (2. October) die Stadt Aken an der Elbe fort, welche sie besetzten, aber nicht lange behielten, weil sie der Kurfürst ihnen wieder abnahm. Die Stadt war im J. 1389 erst an Magdeburg von Sachsen abgetreten und verkauft worden, scheint aber noch im Besitze der Herzoge von Sachsen geblieben zu sein [2]). Der Krieg zog sich jedoch noch lange fort, und an den südlichen Grenzen der Mark tobte er in aller seiner Furchtbarkeit [3]). Allein er sollte nicht bloß außerhalb derselben bleiben. Erzbischof Albrecht von Magdeburg hatte zu so vielen Beschwerden Veranlassung gegeben, daß der Mark nichts übrig blieb, als ihm abzusagen.

Der Erzbischof verband sich mit Siegmund, Fürst von

---

[1]) Lenz, Brandenb. Urkunden S. 471. 465.

[2]) Gerken, Cod. diplom. T. IV. p. 534.

[3]) Chronicon Magdeb. ap. Meybom. script. rer. germ. p. 350. Brunonis, Beschr. von Aken. S. 107.

Anhalt, und verstärkte sich dadurch so sehr, daß man bedeutenden Unternehmungen von seiner Seite entgegen sehen konnte [1]).

Die Stadt Rathenow gehörte zu dem erst im vorigen Jahre errichteten Bunde der Städte. Dessen ungeachtet hatte sie es für angemessen gefunden, in diesem Jahre, am Abend von Maria Himmelfahrt mit den Städten Brandenburg, Nauen, Spandau, Berlin und Kölln ein neues Schutzbündniß zu errichten, gegen einheimische Landbeschädiger, wie gegen den Feind von außen. Beide Städte Brandenburg wollten zur Ausführung stellen funfzehn Gewappnete, Rathenow fünf, Spandau sechs, und Berlin und Kölln funfzehn, und damit alle Räuber, Mörder, Mordbrenner, Aechter, Woldenberger und Crucesignaten verfolgen [2]).

Wodurch sie eigentlich den Zorn des Erzbischofs besonders auf sich gezogen, ist nicht bekannt. Aber er beschloß, das Unwetter des Krieges sich über sie in seiner ganzen Furchtbarkeit entladen zu lassen, und es gelang ihm nur zu gut.

Siegmund, Fürst von Anhalt, war der Schwestersohn des Erzbischofs Albrecht von Magdeburg, und ließ seine Kriegsschaar zu denen seines Oheims stoßen. Mit ihm verband sich Johann, Graf zu Querfurth, mit seinen Leuten, um gegen Rathenow aufzubrechen. Der Erzbischof war nicht bei dem Heere, sondern für jetzt noch in Magdeburg; Siegmund von Anhalt befehligte dasselbe, unter ihm Graf Johann. In Rathenow erfuhr man bald, daß es diesmal der Stadt gelten sollte. Ihre Mauern waren verfallen, und in der Eile nicht herzustellen. Johann von Treskow hatte zu jener Zeit das Schloß von Rathenow inne. Man trauete ihm nicht recht, da er früher in Diensten des Erzbischofs von Magdeburg gestanden, und wie es scheint, noch jetzt in Milow angesessen war. Der Argwohn gegen ihn verstärkte sich, als er gar nichts für die Ausbesserung der Mauern that, und alle Anstalten zur Gegenwehr nur sehr lau betrieb, während den Bürgern der größte Eifer, und nicht mit Unrecht, nöthig schien. Noch schlimmer aber war es, daß ein Theil der Einwohner selbst gut magdeburgisch gesinnt war. Das alte Sprichwort: unter dem Krummstabe ist gut wohnen, mochte wohl seinen Einfluß geübt

---

1) Sächs. Chronik von Dresser S. 381.
2) Wagner, Denkwürdigkeiten von Rathenow S. 8. 197.

haben; das benachbarte Sandau, früher zur Mark, dann zu Magdeburg gehörig, gab ein gefährliches Beispiel, und es läßt sich wohl glauben, daß in diesem ein geordneterer Zustand der Dinge herrschte, als in der Mark, die so gut wie keinen Landesherren und Landeshauptmann hatte. So war es denn wohl zu erklären, wenn ein Theil der Einwohner die Stadt gern in magdeburgischen Händen gesehen hätte; und man braucht dabei kaum an eine Bestechung durch Geld zu denken, obgleich sie die Zeitgenossen allerdings behaupten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Es war Donnerstag, den 3. December 1394, wo der Feind noch mehrere Meilen entfernt, südlich von Rathenow in den Dörfern lagerte. Eine bittere Kälte war eingetreten; die Erde lag mit tiefem Schnee bedeckt, der jetzt fest zusammen gefroren, bei jedem Schritte knirschte und pfiff. Mit dem Dunkelwerden fing die Vigilia der heiligen Barbara an, deren Fest morgen gefeiert wurde. Theils dieser Umstand, theils die heftige Kälte ließ die Rathenower vermuthen, daß der Feind auch morgen Rasttag halten würde. Aber Fürst Siegmund hatte es anders beschlossen. Kaum war es dunkel geworden, als die Trompeten zum Aufbruch bliesen; es wurde der Befehl gegeben, vorwärts zu gehen, weil man noch in dieser Nacht vor Rathenow sein wolle.

Beim hellen Sternen- und Schneelichte, denn der Mond leuchtete jetzt nicht — trat das Heer seinen Weg an. Pfeifend zogen die Heerwagen über den Schnee dahin, denen man noch eine Anzahl Schlitten aus den Dörfern zugesellt hatte, knirschend gleitete der Fuß der Lanzknechte darüber weg. Es dauerte nicht lange, so waren alle Schnauzbärte weiß befroren, und die Pferde schüttelten prustend den Reif von der Nase. Die Kälte nöthigte, rasch zuzuschreiten, und schnürte dennoch die Brust zusammen, daß der Athem stockte. Man hatte sich vermummt, so viel man vermochte, aber die Kälte drang durch bis zur Haut, und gar mancher der behelmten Krieger fluchte ingrimmig aber leise in sich hinein, daß er seinen warmen Platz auf der Ofenbank hatte aufgeben müssen. Die Wölfe waren bei dem harten Froste so hungrig geworden, daß niemand zurückbleiben, und sich von dem Heere entfernen durfte, wenn er von ihnen nicht angefallen werden wollte. Dicht geschlossen, um sich gegenseitig gegen den kalten Ostwind zu decken, schritt man vorwärts ohne Rast oder

Halt, und um 10 Uhr stand man an den Havelärmen, hinter welchen Rathenow liegt.

Das tiefste Schweigen wurde anbefohlen, weil man die Stadt überrumpeln wollte. Still und öde lag sie vor ihnen da, nur aus wenigen Fenstern strahlte Licht, die meisten Einwohner waren um diese Zeit schon zu Bette. In diesem Augenblick erhielt die Stadt Nachricht von dem Anzuge der Feinde durch einige Landleute, welche auf einem Umwege sich so eilig als möglich durchgeschlichen hatten; die Sturmglocke wurde laut, die Wächter stießen ins Horn, aber es war zu spät; die Feinde hatten rasch die Brücken überschritten, sich der Stadt genähert, und auch den zweiten Havelarm passirt. Die Mauern waren schwach besetzt, und in keckem Anlauf waren sie erstiegen. Das Siegsgeschrei ertönte bereits, als noch viele Einwohner sich den ersten Schlaf aus den Augen rieben, die Thore wurden geöffnet, und hinein stürzte die wilde Rotte, und ergoß sich wie ein brausender Waldstrom durch die unglückliche Stadt.

Ueberall krachten die Hausthüren zusammen unter den wüthenden Stößen der eindringenden raublustigen Schaaren. Kaum vermochten die geängstigten Bewohner einige ihrer werthvollsten Sachen in verborgene Schlupfwinkel zu verstecken, so standen jene schon in ihrer Brutalität in den Zimmern, und setzten den Bewohnern ihre Messer an die Kehle, sie mit augenblicklichem Tode bedrohend, wenn sie nicht ihr Geld und Silberzeug und was sonst Werth haben mochte, zur Stelle schafften. Hier und da erscholl das Todesgeschrei derer, welche nicht schnell der Forderung willfahreten. Die Spinden und Laden wurden erbrochen und zerhauen, Wein und Bier, wo man sie fand, ausgesoffen und ausgegossen, die Bewohner bei den Haaren nach Küche und Keller geschleift, mit Füßen getreten und lahm geschlagen, Weiber und Mädchen im Angesicht ihrer Männer und Väter geschändet, welche da standen, zum Theil verwundet, und sich in ohnmächtiger Wuth das Haar zerrauften, während das Kriegsvolk sie mit wildem Grimm verhöhnte. Alle Schändlichkeiten, welche der Mensch nur auszuüben vermag, wenn er zur Bestialität herabsinkt, und höllische Dämonen über ihn gebieten, wenn der Genius der Humanität trauernd entflieht, und Recht und Gerechtigkeit verzweifelnd verstummen, wurden ausgeübt. Es war, als ob die Hölle ihre Schaaren ausgespieen hätte, um Gottes schöne Welt zu ver-

derben; da war kein Erbarmen, kein Mitleiden, nichts was dem Menschenherzen zum Troste gereichen konnte. Das Wimmern der Kranken und Schwachen, das Winseln der Sterbenden, der Jammer der Unschuld, das Weinen des Kindes, nichts wurde einer Beachtung gewürdigt; Mord, Grausamkeit, viehische Wollust und Plünderung herrschten überall auf die schonungsloseste Weise, und nirgend war Jemand, der dem Wüthen der rohen Schaaren Einhalt gethan hätte, deren Wildheit durch die genossenen starken Getränke immer mehr gesteigert wurde.

Allein wir wollen uns nicht dem betrübenden Geschäfte widmen, die Gräuelscenen dieser grausenhaften Nacht weiter auszumalen. Wer wendet nicht gern seinen Blick hinweg von der tiefsten Entwürdigung des Menschen, wo das Scheusal den Jammer gebiert, und über seine Fruchtbarkeit das Hohngelächter der Hölle aufschlägt! — Die Morgensonne beleuchtete überall in der sonst blühenden Stadt nur Elende, moralische und physische. Es sah schrecklich aus, denn eine solche Nacht reißt nieder, was Jahre angestrengten Fleißes nicht schaffen können. Aber mit dem Tageslichte hörten wenigstens die Plünderungen und die damit verbundenen Schandthaten auf, und es schien die Ordnung wiederzukehren.

Fürst Siegmund ließ in der Stadt unter Trommelschlag bekannt machen, daß die Bürger zusammen kommen, und dem Erzbischof von Magdeburg huldigen und Treue schwören sollten. Es blieb den armen Bürgern nichts übrig, als sich dazu einzufinden, denn wer nicht gekommen wäre, würde ohne Zweifel als Feind noch ferner behandelt worden sein. Sie beschworen demnach, was man von ihnen verlangte, und gingen mit der Hoffnung nach Hause, daß nun die Ruhe wieder hergestellt sein würde. Die versteckten Sachen wurden aus ihren Schlupfwinkeln hervorgeholt, und der Tag verging ruhig. Am folgenden Tage, als man schon anfing, die gewöhnlichen Geschäfte vorzunehmen, ließ Fürst Siegmund im Einverständnisse mit dem Erzbischofe ausrufen, daß alle Bürger bei ihrem geschworenen Eide sich mit ihren Waffen und Wehren auf dem Markte stellen sollten. Hier wurde ihnen angezeigt, daß ihr neuer Herr, der Erzbischof unterweges sei, und mit einem Trupp Reiter komme, daß er jedoch fürchte, von den Märkischen aufgehoben zu werden, sie sollten ihm deshalb zu seinem Schutz und Schirm entgegen zie-

hen. Man trieb alles, was Mann war, auf dem Markte zusammen, öffnete die Thore, und führte sie hinaus. So wie sie indessen draußen waren, schloß man die Thore, und Fürst Siegmund gab ihnen auf Befehl des Erzbischofs Erlaubniß, zu gehen, wohin sie wollten. Da erhob sich ein großes Wehklagen; allein es half kein Bitten. Ein Paar Stunden später öffneten sich die Thore wieder; man trieb die Weiber und Kinder der draußen befindlichen Männer, nebst den Kranken, Alten und Schwachen hinaus, denen man erlaubt hatte, so viel mitzunehmen, als sie unter dem Arme tragen konnten. Selbst die Kindbetterinnen hatte man nicht zurückbehalten; jeder mochte sehen, wo er bliebe. Das Elend und der Jammer war unbeschreiblich. Mitten in der Kälte hinaus gestoßen ins Freie, zum Theil nicht einmal vollständig bekleidet, ausgeplündert, krank und verwundet, wußten die meisten nicht, was sie in ihrer Verzweiflung beginnen sollten. Viele Kranke waren genöthigt, sich niederzulegen; mehrere Schwangere kamen vor Angst und Noth auf freiem Felde vorzeitig nieder, viele starben an den Verletzungen der Schreckensnacht, noch andere an den Wunden, welche sie bei der gewaltsamen Vertreibung von Haus und Hof empfangen hatten, bei welcher man eben nicht säuberlich mit ihnen verfuhr, andere verschmachteten vor Hunger und Kälte auf ihrem Wege zu fern wohnenden Verwandten, und nur einem Theile gelang es, ein Unterkommen in anderen Ortschaften zu finden, was schwer genug war, da Niemand gern Jemanden aufnimmt, der nackt und bloß kommt.

Als der Bischof angelangt war, vernahm er, daß man seinen Befehl vollzogen hatte. Diejenigen, welche magdeburgisch gesinnt waren, hatte man geglaubt, schonend behandeln zu müssen, und sie befanden sich noch in der Stadt. Da ließ der Erzbischof bekannt machen, wer ihm nun treu sein wolle, der solle sich am Gatter einfinden, und die Feinde vertreiben helfen. Nun kamen diejenigen, welche ihm die Stadt verrathen hatten, hielten sich für die treuesten und liebsten, und warfen sich in die Brust. Da sprach der Erzbischof: Habt ihr die Stadt zuvor verrathen, daß sie in meine Hand gefallen ist, so könnt ihr sie auch wieder verrathen, daß sie mir aus der Hand gespielt wird. Und er gab den Befehl, sie aus der Stadt zu treiben, was auch sofort geschah. Darauf ließ er ihre Weiber und Kinder zusammen treiben, welche mitnehmen durften, so viel sie tragen konnten. Es

war eine wohlfeile Großmuth, denn er sparte dabei den Verrätherlohn. Allein diesen Vertriebenen ging es traurig; sie hatten sich nach Stendal gewandt, und begehrten Aufnahme, man wieß sie jedoch als Verräther ab, und ähnlich ging es ihnen überall. Der größere Theil von ihnen wurde nothgedrungen zu Strauchdieben und Räubern [1]).

Kaum war dies geschehen und ruchtbar geworden, so strömten eine Menge Reiter und Fußvolk des Erzbischofs nach Rathenow. Zu ihnen gesellte sich viel losen Gesindels, an welchem es zu allen Zeiten nicht gefehlt hat, um dort zu rauben und zu stehlen, und sich das herrenlose Gut anzueignen. Da ein großer Theil der Sachen dem Kriegsvolk nichts nützen konnte, so hatte man nichts dagegen, wenn es fortgetragen wurde, wiewohl bei dem eigennützigen Character des Erzbischofs zu vermuthen ist, daß er die Sachen nicht umsonst weggegeben hat. Man rührte sich fleißig, denn wahrscheinlich war eine so gute Gelegenheit zu gewinnen nicht so bald wieder zu hoffen. Nach den Berichten der Zeitgenossen sollen über hundert Wagen mit Gütern und Hausgeräth nach Magdeburg geschleppt sein. Wie viel in der Umgegend geblieben sein mag, läßt sich hiernach einigermaßen schätzen.

Als die Güter weg waren, quartirten sich die Reiter und Kriegsleute in den leer stehenden Häusern nach Belieben ein, wo es ihnen am besten behagte; was sie vorfanden, eigneten sie sich zu, und gebrauchten es nach Belieben. Der Nachmittag wurde mit Trinken hingebracht, denn in den Kellern hatte man ansehnliche Vorräthe von Getränk gefunden, und that sich daran um so mehr gütlich, als die anhaltende Kälte einen guten Trunk zu fordern schien. Die ausgeleerten Tonnen, beschloß man, sollten zu einem Freudenfeuer dienen. Man schleppte sie zur Stadt hinaus, auf die Wiese an der Stremme gegen das ehemalige Schloß hin, stellte sie auf einander, und zündete sie am Abend an. Da das Feuer aber den berauschten Gemüthern nicht hell genug brannte und genug wärmte, so schleppten sie Blöcke, Bretter, Bänke, Tische und was sich sonst an hölzernen Geräthschaften vorfand, herbei, und warfen die Sachen unter brüllendem Gelächter ins Feuer. In der Stadt trieb der Uebermuth nicht geringere Tollheiten; alle Bilder, Insignien und Wappen des Mark-

---

[1]) Detmar Chronik, von Grotuff Th. I. S. 365.

grafen von Brandenburg wurden auf die ekelhafteſte Weiſe beſudelt und beſchmutzt; ſie dienten als Zielſcheiben für die Schützen, man kratzte ſie unter allerlei Frevel ab, oder veränderte ſie auf ſchimpfliche Weiſe, wie eine rohe ungezügelte Maſſe im Gefühl ihrer Herrſchaft gewöhnlich den Uebermuth nicht zu bändigen weiß. — Uebrigens wurde Friedrich von Alvensleben zum Hauptmann von Rathenow ernannt [1]).

Was hatte die unglückliche Stadt, was hatten ihre harmloſen Bewohner verſchuldet, daß ein ſo furchtbares Schickſal ſie heimſuchen durfte? O warlich, alle Schreckniſſe einer Eroberung und Plünderung erdulden müſſen, und dann von Haus, Heerd und Eigenthum hinweg gewieſen zu werden in den erbarmungsloſen Winter unter fremde Menſchen, iſt mehr, als ein Menſch ertragen kann, und darum nicht zu verwundern, daß viele in ihrem Elende auf freiem Felde umkamen, und mit hart gefrornen Thränen todt gefunden wurden. Die Geſchichte erzählt Schreckensſcenen von größerem Umfange, aber wenige von ſo innerlicher Grauſamkeit und Herzloſigkeit. Und das that ein hoher Prieſter der Kirche Jeſu Chriſti, nicht gegen Ketzer, ſondern gegen fromme Chriſten und Nachbaren! —

Der Klageruf der ſo ſchmählich behandelten Stadt erſchallte weit hin, und man erzählte überall davon: aber Niemand war da, der helfen konnte. Im Gegentheile ergoſſen ſich durch die eroberte Stadt die magdeburgiſchen Schaaren in das fruchtbare Havelland, und trugen den Gräuel der Zerſtörung und Verwüſtung in Städte und Dörfer. „Sie ſcheueten, ſagt ein Zeitgenoſſe, weder das Urtheil Gottes noch der Welt in ihrem Brennen, Rauben, Beſchatzung und Verheerung der Aecker; die Menſchen und Einwohner wurden feindlich getödtet, ſelbſt die Blinden, Taube, Lahme und dergleichen arme Perſonen und Leute, welche allein in ungewiſſer Bettelei haben ihre Nahrung ſuchen müſſen, wurden beraubt, weder Alter noch Geſchlecht der Menſchen verſchont, und läſterliche Bosheit auf barbariſche Weiſe getrieben. Fürwahr, wunderbarlich und erſchrecklich ſind die Dinge; wer hätte gedacht, daß ſolch Elend, ſolche Noth und Armuth über die Mark Brandenburg kommen würde, die doch zur Zeit Karls IV.

---

1) Hattiz, ap. h. ann. Angelus Annales marchic. p. 171. f.

in großen Frieden ist geschützet worden" [1]). — Das schöne Weihnachtsfest wurde so für viele ein Fest der Trauer und Angst, und viele wurden in die gefrorene Erde gelegt, denen ohne diesen verderblichen Krieg noch mancher Frühling erschienen wäre.

Es versteht sich von selbst, daß man diese Gräuel in der Mark nicht ruhig mit ansah. Man hatte ein Heer auf die Beine gebracht, und ging mit großem Muthe auf die Feinde los; aber nicht auf die, welche ins Land gefallen waren, und in demselben so barbarisch hauseten, sondern man ließ diese ihr Wesen treiben, und fiel ins Magdeburgische zwischen Havel und Elbe ein, wo man den armen ruhig sitzenden Bewohnern die ganze Schwere des Kriegführens fühlen ließ, und alle Gräuel wiederholte, welche die Magdeburger ausgeübt hatten [2]). Man that dem feindlichen Lande allen nur erdenklichen Schaden, wie die andere Parthei, und konnte dies auf die bequemste Weise thun, weil man gegen wehrlose Unterthanen focht, denn die kriegführenden Partheien gingen einander aus dem Wege. Diese wunderliche Art zu fechten, wo die, welche sich schlagen wollen, nicht auf einander, sondern auf des andern Leute losschlagen, und endlich mit heiler Haut abziehen, wiederholt sich in dieser Zeit öfter, und namentlich dauerte dieser Krieg in ähnlicher Weise über zwei Jahre.

Wir kehren indessen nach Rathenow zurück, und zwar an dem Tage, welcher auf die schreckliche Nacht der Eroberung und Plünderung folgte, nämlich am St. Barbara Tage, den 4. December. Es war etwa neun Uhr Vormittags, da ritten aus dem Städtchen Hohennauen, damals Hagenowe genannt, nördlich von Rathenow gelegen, eine Anzahl Reiter heraus, und schlugen den Weg nach Rathenow ein. Sie schienen aus der Burg hinter dem Städtchen gekommen zu sein, denn der Hauptmann derselben, Johann von Zieker, winkte ihnen aus der Ferne noch freundlich nach.

Der vorderste dieser Reiter, ein großer stattlicher Mann, war dicht in eine Wildschur von schönem Pelzwerk gehüllt, und hatte eine dicke Pelzkappe über seinen Helm gezogen. Er ritt ein sehr schönes Pferd, welches durch eine dicke Decke gegen die Kälte geschützt wurde. Nahe bei ihm ritten zwei Ritter, welche

---

1) Wusterwitzius beim Haftiz a. h. a.
2) Haftiz ap. h. a. Angelus, Ann. march. p. 172.

über den Panzer ebenfalls einen Pelz gezogen hatten. Gesicht und Hände waren, ersteres durch einen Pelzkragen, letztere durch Pelzhandschuhe gedeckt. Ihnen folgten zehn Knechte, gleichfalls vermummt, so weit es möglich war. Sie trugen die meklenburgischen Farben.

Was thun wir nun, sprach der vornehmste von ihnen zu seinen Begleitern; folgen wir der Warnung des Zickers, so müssen wir auf den Seitenweg einlenken, der unangenehm genug zu reiten sein wird, weil uns die Fichtenzweige ins Gesicht streifen. Oder reiten wir gerade aus nach Rathenow?

Herr Herzog, antwortete der eine Ritter, wenn es wahr ist, daß die Magdeburger in der Nacht die Stadt genommen und geplündert haben, dann ist nicht gut weilen in derselben, und leicht können wir Aufenthalt haben. Unter einer plündernden Rotte ist es immer schwer, die Bande des Gehorsams wiederherzustellen, und wir wissen nicht, ob sie nicht noch jetzt in toller Wuth die Stadt durchrasct. Auf eine solche zu treffen ist unangenehm, und kann uns leicht in zeitraubende Händel verwickeln.

Herzog. Wer weiß aber, ob die Nachricht wahr ist. Der Zicker gab sie ja nur als ein Gerücht.

Ritter. Aber doch als ein wahrscheinliches, und mein Rath ist daher, wir gehen neben der Stadt vorbei.

Der zweite Ritter. Es ist Schade, daß wir bei unserem Aufbruche aus Rhinow nicht schon etwas davon erfahren haben, dann hätten wir einen andern Weg einschlagen können.

Der erste Ritter. Bis dahin war die Nachricht noch nicht gekommen. Jetzt hilft uns das Wünschen nichts. Was beschließt ihr Herzog?

Herzog. Gut, wir wollen den Seitenweg einschlagen. Der Umweg soll ja nicht groß sein.

Sie lenkten ein, doch hatte man nöthig, genau auf den Weg zu achten, weil der Schnee ihn fast unkenntlich gemacht hatte, und nur wenige Fußtapfen ihn bezeichneten.

Es war Herzog Ulrich von Meklenburg-Stargard, welcher auf einer Reise nach Brandenburg begriffen war, und in Rhinow übernachtet hatte. Bei dem Durchritte durch Hohennauen hatte ihm Johann von Zicker das Gerücht von der Eroberung Rathenows mitgetheilt.

Die Sonne schien hell am wolkenlosen Himmel; die Luft

war voll Schneeflittern, und funkelnd flimmerte das Sonnenlicht von der Schneedecke der Erde zurück. Doch war die Kälte rein und trocken, und die Luft still. Ein ödes Schweigen herrschte ringsum in der Gegend. Ein Zug Krähen und einige kleinere Vögel waren die einzigen lebendigen Bewohner derselben, welche sichtbar wurden.

Der Weg zog sich bald nachher in einen Kiefernwald, und führte in ihm so fort, daß Rathenow eine halbe Meile rechts liegen blieb. Doch konnte man die Stadt, des Waldes wegen, nicht sehen. Es war der Weg nach Bamme, auf welchem man fortzog.

Man gelangte an eine Stelle, wo er von einem andern gekreuzt wurde, welcher letztere von Rathenow herzukommen schien. Indem man sich näherte, hörte man das Schreien eines Kindes, und entdeckte bald die Veranlassung. Seitwärts vom Wege lag ein bejahrter Mann auf dem Schnee in der Kleidung eines Knechtes. Auf seinem Leibe saß ein etwa dreijähriger Knabe, zum Theil in den Mantel des Knechtes gewickelt, streichelte ihm die Backen und weinte bitterlich. Seine kindischen Bitten klangen unverständlich, und nur: nicht sterben, war das einzige, was man zu verstehen glaubte.

Der Knecht hatte eine tiefe Wunde in der Brust, und sein Blut hatte den Schnee rund umher roth gefärbt. Er lag offenbar im Sterben; als die Reiter sich ihm genahet hatten, versuchte er zu sprechen, allein es wurde nur ein unverständliches Röcheln. Er deutete auf den Weg nach Rathenow, und die Blutspur zeigte, daß er von dort gekommen sei, faltete dann bittend die Hände, und blickte auf den Knaben, der in seinem Schmerz verloren, die Ankunft der Reiter nicht beachtete, und fortfuhr, ihm die Wangen bittend zu streicheln. Der Knecht bog sein Haupt zurück, und stieß krampfhaft seinen letzten Seufzer aus.

Dem ist nicht mehr zu helfen, sprach Herzog Ulrich, Gott sei seiner Seele gnädig. Seinen Leib werden die Wölfe wohl zu Grabe bestatten. Aber der hübsche blonde Knabe dauert mich. Er ist nett gekleidet, und scheint das Kind guter Eltern zu sein. Seht einmal, wie jämmerlich er sich gebehrdet. Er will den Knecht wieder erwecken. Was ist mit ihm zu machen?

Indem kam ein junger Mensch heulend und schreiend dessel-

den Weges daher gelaufen, den der Knecht vermuthlich gekommen war. Er erzählte von den Gräueln dieser Nacht, die er, in Rathenow fremd, und mit seinem Vater auf einer Reise begriffen, in Rathenow erlebt hatte. Bei der Plünderung der Herberge war sein Vater ermordet worden; außerdem hatte man ihm all das Seinige genommen, und nur mit Mühe hatte er sich aus der Stadt geschlichen, um sich nun nach seiner Heimath zu betteln.

Herzog Ulrich sprach ihm Muth zu, und reichte ihm eine Gabe. Dankend setzte er seinen Weg fort. Wenn es so steht, sagte der Herzog, dürfen wir nicht daran denken, den Knaben nach Rathenow zu bringen. Wer weiß, wo seine Eltern sind, und andere nehmen das Kind nicht auf in so bedrängter Zeit. Kurt, sprach er zu einem Knechte, du hast einen weiten Pelz an. Nimm den Knaben mit aufs Pferd, und wickele ihn warm ein; ich will denken, Gott hat ihn mir beschcert, will ihn mit nach Brandenburg nehmen, und ihn dem Meister Freisack übergeben.

Der Knabe ließ sich schwer von dem todten Knecht trennen, und verlangte dann, nach Herzmutter. Man versprach, ihn dahin zu bringen, der Knecht wickelte ihn ein, und bald nachher fing er an, einzuschlafen. Ulrich sah sein liebliches Gesicht oft und mit innigem Vergnügen an.

In Bamme erfuhr man mehreres über die Schrecken der vergangenen Nacht. Aber noch waren die unglücklichen Einwohner nicht ausgetrieben, noch nicht die ganze Schaale des Zorns über ihre Häupter geleert.

Nachmittags kam man in Brandenburg an, und stieg bei dem Meister Freisack ab. Arnold Freisack wohnte in der Neustadt Brandenburg, war Bäckermeister, hielt eine Bierstube und nebenher eine Herberge für einige angesehene Leute. Herzog Ulrich hatte bei öfterer Anwesenheit in Brandenburg stets bei ihm sein Absteigequartier genommen.

Ihr sollt wohl nicht rathen, Meister, sprach er nach der Begrüßung, was ich euch mitgebracht habe?

Meister Freisack zerbrach sich den Kopf, konnte aber nichts finden.

Na, laßt's nur gut sein, ihr rathet's doch nicht, sagte Ulrich. Aber laßt mal eure Hausfrau kommen, denn die muß dabei sein.

Als sie gekommen war, ließ er Kurt eintreten, und den Knaben bringen. Da, seht einmal, sprach er, das habe ich unterwegs gefunden, und dabei gleich an euch gedacht, es euch zu übergeben. Was meint ihr dazu?

Er theilte ihnen mit, wie er zu dem Kinde gekommen sei. In Brandenburg wußte man noch nichts von Rathenows Schicksal. Es erregte allgemeines Mitleid, und Frau Freisack liebkoſete den armen Knaben auf die herzlichſte Weiſe.

Nun würdet ihr Leute mir einen Gefallen thun, wenn ihr das Kind hier behieltet, und ihm eine chriſtliche gottesfürchtige Erziehung angedeihen ließet. Ich werde zwar in Rathenow nachfragen laſſen, ob ſeine Eltern nicht auszuforſchen ſind, und wenn dieſe gefunden werden, erhalten ſie es natürlich wieder. Aber es iſt doch auch möglich, daß die Eltern umgekommen ſind, denn ſonſt würde der alte redliche Knecht doch ſchwerlich die Stadt mit dem Knaben verlaſſen haben, oder daß man die Eltern nicht auffinden kann. Dann will ich den Knaben als ein Gotteskind betrachten, und euch ein Jährliches zu ſeiner Unterhaltung, Beköſtigung und Erziehung ausſetzen. Am liebſten wäre mir dann, er beſtimmte ſich für die Kirche, und widmete ſich dem geiſtlichen Stande.

Frau Freiſack. Sollte der Knabe vielleicht nicht Auskunft geben können über ſeine Eltern? Wie heißt du denn, du Kleiner?

Der Knabe ſprach unverſtändlich, und ſelbſt nach wiederholter Antwort blieb es ungewiß, ob er Henrich oder Henning geſagt hatte.

Frau Freiſack. Heißt du Henrich?

Der Knabe. Ja!

Herzog Ulrich. Oder heißt du Henning?

Der Knabe. Ja!

Ulrich. Da iſt nichts heraus zu bringen. Nennt ihn Heinrich; iſt er nicht ſo getauft, ſo ſind wir wenigſtens nicht weit von der Wahrheit, und beide Namen ſind ja eigentlich dieſelben.

Frau Freiſack. Aber wie heißt denn dein Vater?

Der Knabe. Henning.

Freiſack. Weißt du keinen anderen Namen?

Der Knabe. Nein.

Es war dies um ſo wahrſcheinlicher, als in jener Zeit die

Familiennamen weit seltener als die Taufnamen gebraucht wurden, und der Sohn oft denselben Taufnamen erhielt, als der Vater.

Frau Freisack. Wir wollen den Knaben einmal untersuchen, und sehen, ob er nicht irgend ein Zeichen oder sonst etwas am Leibe oder an den Kleidern hat, woraus man seine Eltern errathen könnte.

Man zog den Kleinen aus. Seine Kleider waren nett und sauber, und bestätigten Herzog Ulrichs Vermuthung, daß er guter Leute Kind, das heißt von Adel sein müsse. Allein es fand sich nichts, als ein Amulet, das er an einer seidenen Schnur um den Hals auf der bloßen Brust trug. Es war eine in Gold gefaßte Reliquie, einen Zahn enthaltend. Auf der Rückseite stand: Sta. Barbara, und darunter die Buchstaben H. St.

Ach, sprach Frau Freisack, das Heiligthum hat die Mutter dem armen Würmchen umgebunden, daß es ihn vor Gefahr und Unglück behüten sollte; aber diesmal hat Sankta Barbara ihren Schutz nicht bewiesen, denn gerade an ihrem Feste hat er das Unglück gehabt. Wenn die Mutter noch lebt, o Gott, wie mag sie sich ängstigen!

Gesetzt aber, sprach Meister Freisack, die Eltern werden nicht ausgekundschaftet, welchen Namen soll Heinrich dann führen?

Herzog Ulrich. Dann soll er Heinrich Winter heißen; denn mitten im Winter habe ich ihn gefunden, und aus der Pein des Winters errettet, in welchem er ohne meine Hülfe umgekommen wäre. Sorgt jetzt für den armen Kleinen, daß er zu essen bekommt, und schafft an, was ihr sonst nöthig habt. Mich aber führt auf mein Zimmer.

Meister Freisack war ein Mann in seinen besten Jahren, und seine Frau eine tüchtige Hauswirthin, welche früh und spät auf dem Platze war, und bald in der Backstube, bald in der Bierstube, bald in der Gaststube nach dem Rechten sah. Sein Haus war eines der ansehnlichsten in der Neustadt, und er selber einer der wohlhabendsten Bürger, allgemein bekannt und geschätzt wegen seiner Biederkeit und Redlichkeit. Er hatte zwei Söhne, Siegmund und Johann genannt [1]), nebst zweien Töchtern. Die beiden Knaben, als die jüngsten seiner Kinder, waren

[1]) Hafiz, ap. ann. 1409.

sechs und vier Jahre alt, und daher gute Spielgefährten für den kleinen Heinrich.

In den nächsten Tagen wurde das Unglück Rathenows erst vollständig bekannt, da viele der vertriebenen Einwohner sich nach Brandenburg gewandt hatten. Dadurch verschwand jede Hoffnung, die Eltern Heinrich Winters auszukundschaften, weil sie entweder todt oder vertrieben waren. Oeffentliche Aufforderungen konnte man nicht erlassen, da das jetzige Mittel der öffentlichen Blätter gänzlich fehlte. Herzog Ulrich gab es daher auf, weitere Erkundigungen einzuziehen, und traf alle Veranstaltungen, die Zukunft seines jungen Pfleglings zu sichern, für den er sich mit väterlicher Zärtlichkeit interessirte.

Vierzehn Tage mochten verflossen sein, da kam ein Bote aus Meklenburg, und brachte dem Herzog Briefe, deren Inhalt ihn hoch erfreuete. Er ließ sich den Meister Freisack rufen, und sprach zu ihm: Hört einmal Alter, ich weiß, ihr hört gern Nachrichten aus der Fremde, besonders wenn von braven Männern die Rede ist.

Meister Freisack drehte seine Mütze in den Händen, und versetzte schmunzelnd: Fürstliche Gnaden sind sehr gnädig. Das ist allerdings meine Lust.

Der Herzog. Nun, da kann ich euch gute Zeitung mittheilen, und ihr könnt euren Stammgästen in der Bierstube damit die Zeit verkürzen. Ihr wißt, daß mein Bruder, Herzog Johann von Meklenburg-Stargard in Schweden ist, um König Albrecht zu helfen, und daß die Stadt Stockholm wider die Königin Margarethe ist. Vor sechs Wochen erhielten wir die Nachricht, daß die Dänen Stockholm belagert hätten, und daß die Bürger daselbst großen Hunger litten, und sich würden ergeben müssen, wenn sie nicht bald entsetzt würden. Um dem zuvor zu kommen, wurden in dem Wißmarschen Tiefe acht große Schiffe ausgerüstet, mit Korn, Malz und anderen Lebensmitteln beladen, und mit kühnen Helden besetzt, um die Dänen vor Stockholm zu vertreiben. Als Hauptmann wurde ihnen ein tapferer Degen, Namens Meister Hugo, zugleich ein tüchtiger Schiffer, gegeben.

Freisack. Ja, davon habe ich erzählen gehört. Die Jahreszeit war aber schon sehr vorgerückt; sind sie denn ausgelaufen?

Der Herzog. Ja. Der Winter war bereits gekommen,

und es war ein Wagestück, die Reise zu unternehmen. Indessen hatten die Dänen auch noch viele Schiffe in See, theils der Vitalienbrüder wegen, theils wegen Anderer, welche mit ihren Schiffen ihren Reichen Schaden thun wollten. Man mußte sich darauf gefaßt machen, von diesen Schiffen angegriffen zu werden. Nun aber begab es sich, daß unsere Schiffe nahe gegen die Dänische Küste getrieben wurden, und nicht weit von derselben hinfuhren. Da trat unvermuthet der heftige Frost ein, dessen ihr euch noch erinnert, in welchem Rathenow fiel. Als nun der Wißmarische Hauptmann, Meister Hugo, sahe, daß der Frost so sehr überhand nahm, das Wasser zufror, und an ein Entkommen und Weitersegeln nicht zu denken war, sprach er zu den andern Schiffern und Kriegsleuten also: lieben Gesellen, ihr sehet, daß wir hier eingefroren liegen, und wir dürfen nicht vermuthen, daß es sobald ander Wetter werden wird. Auch wißt ihr, daß der Dänen Schiffe noch in der See sind. Wenn nun dieser Frost bleibt, so werden sie uns gewiß anfallen, und sich mit uns versuchen. Dann aber haben sie einen großen Vortheil, weil sie ihrem Lande nahe sind und sich daraus verstärken können, so sehr sie wollen.

Freisack. Sapperment, das ist eine häßliche Lage. Da muß er ja drauf gehen.

Der Herzog. Derohalben, sprach er weiter, ist es besser, wir sehen uns in Zeiten vor. Wollt ihr nun meinem Rathe folgen, so wollen wir unsere Schiffe so verwahren, daß uns die Dänen sie wohl lassen sollen, wiewohl es Arbeit kosten wird; aber weil es kalt ist, so ist es besser, etwas zu thun zu haben, als müßig zu Tode zu frieren. Sehet da, auf dem Lande steht viel Holz, da wollen wir welche hinsenden, die sollen lange und große Bäume und Balken hauen, und auf dem Eise mit geringer Mühe an die Schiffe schaffen; die wollen wir zu beiden Seiten der Schiffe hinlegen, und mit Wasser begießen, das bald gefrieren wird; so geben wir unsern Schiffen einen Wall und Bollwerk. Laßt dann die Dänen nur kommen, wir wollen ihrer warten.

Freisack. Der Meister Hugo ist klug.

Der Herzog. Auch den Schiffern und Kriegsleuten gefiel dieser Rath wohl. Sie holten die Bäume, legten sie um die Schiffe auf einander, begossen sie mit Wasser, und so entstand

ein gläſerner Wall. Kaum war dieſe Arbeit vollbracht, ſo kamen die Dänen in Haufen über das Eis, und vermeinten die Schiffe zu erobern. Aber wiewohl der Dänen viermal ſo viel waren, als der Wißmariſchen, ſo mußten ſie doch mit großem Schaden davon ziehen und die Schiffe liegen laſſen.

Freiſack. Ei, das iſt prächtig. Der Meiſter Hugo iſt zum küſſen. Was werden ſich die Dänen geboſt haben!

Der Herzog. Es verdroß ihnen über die Maaßen, darum dachten ſie auf neue Wege, wie ſie den Schiffen Schaden zufügen möchten. Da ſie nun geſehen hatten, daß ſie vor den Baumwällen die Schiffe nicht beſchießen konnten, ſo kamen ſie auf den Einfall, eine Kriegsgeräthſchaft anzuwenden, welche man eine Katz nennt.

Freiſack. Was iſt das für ein Ding?

Der Herzog. Von Faſchienen und Schanzkörben errichtet man ein hohes Bollwerk, oder auch nur ein Stück eines hohen Walles, der den gegenüberſtehenden überragt, da klettert man hinauf und ſchießt von da hinunter. — Die Dänen liefen in das Holz, wo die Wißmar'ſchen ihre Bäume gehauen hatten. Der Wißmar'ſche Hauptmann, Meiſter Hugo, aber erkannte bald ihre Anſchläge, und ließ in der Nacht um die Schiffe große Löcher in das Eis hauen, die Eisſtücke aber unter das Eis drücken. Nicht lange danach kamen die Dänen mit ihrem Volke, und verſahen ſich nicht, daß die Wißmar'ſchen geeiſet hatten, denn die Löcher waren oben wieder dünn zugefroren. Sie näherten ſich mit großem Ungeſtüm und eilfertiger Haſt, und meinten nun, die Schiffe gewiß zu gewinnen, und die Scharte auszuwetzen, die ſie ſich geſtern geholt hatten. Aber es iſt ein altes Sprichwort: große Haſt bringt oftmals guten Spott. So ging es den Dänen diesmal auch; ſie fielen haufenweiſe in das Waſſer, und der Eine drängte den Andern nach, ſo daß viele Hundert der Dänen den Tag erſoffen. Zu dieſem Schaden mußten die armen Dänen obenein noch großen Spott erdulden; denn wenn ſie ſo in dem Waſſer verſanken, ſo riefen die, welche auf den wißmarſchen Schiffen waren: Kätz, Kätz, Kätz, Kätz! wie man zu rufen pflegt, wenn man die Katzen jagt [1]).

---

[1]) Chronik des Reimar Kock bei Gronuſſ. Th. I. S. 495—497.

Freisack. O alle Teufel! Kätz, Kätz, Kätz, Kätz! Da hätt' ich dabei sein mögen; das muß eine Lust gewesen sein.

Der Herzog. Würden euch die armen Dänen denn nicht gejammert haben?

Freisack. Ei gnädiger Herr! Glaubt ihr denn, ich sei dänisch gesinnt? Bewahre!

Der Herzog. Das glaube ich nicht. Aber es sind doch Christenmenschen?

Freisack. Das ist wohl wahr, indessen, warum sind sie Dänen? Sie konnten ja was anders sein? Nein, im Kriege einen Feind verderben ist eine Lust, und da fühle ich kein Mitleiden, obgleich ich sonst kein hartherziger Mann bin. Aber wie wurde es weiter mit den Schiffen?

Der Herzog. Nun, die Schiffe wurden durch List und Gewalt erhalten, bis Gott ein ander Wetter gab. Bei dem letzten Thauwetter vor acht Tagen brach das Eis, und die Schiffe sind nach Stockholm in See gegangen. Sie haben einem zurückkehrenden Schiffe, dem sie begegneten, Briefe mitgegeben, worin Meister Hugo seine Streiche erzählt, und diese habe ich heute erhalten.

Freisack. Dem Meister müßt ihr ein Ehrenkettlein verehren. Kommt er einmal nach Brandenburg, so geb' ich ihm vier Wochen freie Herberge. Glück zu, gnädiger Herr!

Der Herzog. Danke. Geht nun, und erzählt euren Gästen, was ihr davon behalten habt.

Meister Freisack ließ sich das nicht zweimal sagen, denn es brannte ihm bereits unter den Sohlen, und in den nächsten Tagen hörte er nicht auf, seine Geschichte zu wiederholen, bis sie ganz Brandenburg wußte.

Herzog Ulrich reisete bald darauf zurück, weil er das Weihnachtsfest in Stargard verleben wollte. Seinen Schützling band er den Freisackschen Eheleuten auf die Seele, die es denn auch an nichts fehlen ließen; das Kind war in gute Hände gefallen, und Mutter Freisack hüthete es wie ihren Augapfel.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

So verging das Jahr 1394 und das folgende begann. Ritter Cuno von Quitzow hatte im Herbste angefangen zu kränkeln, und während des Winters hatte sein Leiden zugenommen; worin es bestand, wußte man nicht, denn es gab damals auf dem Lande keine Aerzte, ja selbst in den größeren Städten waren sie sehr selten. Man hoffte von der Zeit Besserung, und Cuno selber rechnete darauf, daß der Frühling alle Uebel beseitigen würde. Allein sein Uebel mehrte sich; im Februar wurde er sehr ernstlich krank, und seine feste Natur brach sichtlich zusammen. Ihm selber blieb das nicht verborgen; er traf die nöthigen Veranstaltungen, um die Rechte seiner Wittwe und Kinder auf seine Hinterlassenschaft festzustellen und zu sichern, nahm dann die Sterbesacramente, und entschlief als ein frommer Christ, mit dem Ruhme eines tapfern Ritters. Wie herzlich er von den Seinigen betrauert wurde, brauchen wir nicht darzustellen, da wir schon früher gezeigt und angedeutet haben, wie sehr er geliebt und verehrt wurde. Ein tapferer Streiter auf dem Kampfplatze dieser Welt war dahin gegangen, ein starkes Herz gebrochen. — Seine Leiche ward nach Rühstädt gebracht, und hier zu seinen Vätern versammelt.

Dietrich war hierdurch selbstständig geworden, und trat als der älteste der Söhne in seine Rechte. Er wurde mit den Gütern seines Vaters belehnt, und war nunmehr das Haupt der Familie.

Wir müssen aber zunächst einen Blick nach Böhmen thun, indem hier sich Dinge vorbereitet hatten, welche auf das Schicksal der Mark von bedeutendem Einfluß waren.

Aus Albrecht's Erzählung ist bekannt, daß Kaiser Wenzel gefangen genommen, und dem Burggrafen Heinrich von Rosen-

berg übergeben worden war, der ihn nach Schloß Wiltberg in Oesterreich gebracht hatte, weil sein Bruder Johann von Görlitz für ihn Partei ergriffen hatte, während sein älterer Bruder, König Siegmund von Ungarn, gegen ihn war. Das ganze Lützelburgische Haus war darüber unter sich zerfallen. An Johann, also für den Kaiser, schloß sich an, sein Vetter, Markgraf Procop von Mähren; an Siegmund, und darum gegen den Kaiser, sein Vetter, Markgraf Jobst von Mähren, der damalige Markgraf von Brandenburg. Die Stände Böhmens hielten es größtentheils mit den letztern. Siegmund hatte zu ihrer Unterstützung sogar ein Heer aus Ungarn kommen lassen.

Als Markgraf Johann von den Pragern die Zusicherung erhalten hatte, daß sie ihn im Falle einer Erledigung der Krone auf alle Fälle zum Könige wählen würden, so hielt er sich sofort an die Güter der Rosenberge, welche Wenzeln in Verwahrung hatten. Er verheerte dieselben so furchtbar und so lange, daß sie sich endlich entschlossen, Wenzeln wieder los zu geben, besonders, da auch die deutschen Fürsten die Sache nicht gleichgültig ansahen. So erhielt er am 14. August 1394 seine Freiheit, nachdem er den Rosenberg's und Stahrenberg's Urfehde geschworen hatte. Aber kaum war dies geschehen, als er auch sofort sein tolles Leben wieder begann. Einer Menge Bürger, von denen er glaubte, daß sie seine Gefangenschaft gewünscht hätten, ließ er die Köpfe abschlagen, andere wurden in die Gefängnisse geschleppt und auf das Härteste behandelt, so daß durch seine tyrannischen Maaßregeln selbst viele von denen, welche es bis dahin noch mit ihm gehalten hatten, zurückgestoßen wurden. Er galt in den Augen der meisten als ein Scheusal, und nicht mit Unrecht. Die Natur hatte nichts für ihn gethan; sein Leib war ungestaltet, knorrigt und von ungeschickten Gliedern, seine Gemüthsart weibisch, faul und träge, so daß er einen überaus großen Theil der Zeit im Bette zubrachte, dabei überaus wollüstig. Besonders mit der Frau eines Müllers, Namens Sophia, trieb er seine Wirthschaft bis ins Unsinnige, ungeachtet seine Gemalin eine sehr schöne Frau war. Seine Grausamkeit machte ihm den Scharfrichter zur unentbehrlichen Gesellschaft, der sein lieber Gevatter wurde. Alle diese Eigenschaften machten ihn so verhaßt, daß man ihn für eine Strafruthe Gottes hielt, dessen bösartige Gemüthsart schon durch die Phänomene seiner Geburt

vorausgesagt seien. Seine Mutter war bei seiner Geburt gestorben, und dies hielt man für ein schlimmes Zeichen; aber er hatte bei der Taufe auch das Taufwasser verunreinigt, und dies war, ungeachtet man einem neugeborenen Kinde nicht anrechnen konnte, daß es das Sacrament besudelte, noch viel schlimmer, und deutete auf viel Böses. Im ganzen Lande fing man an, sich gegen seine Grausamkeiten zu erheben, die einheimischen Kriege begannen von neuem, die Unzufriedenen schlossen unter dem Schutze der Herzoge von Oesterreich am 17. Decbr. 1394 ein Bündniß, an dessen Spitze Jobst stand, sich gegenseitig beizustehen. Dies erregte Wenzels Furcht, und nun schloß er am 13. Mai 1395 mit Jobst ein Bündniß ab zu dessen Gunsten, welches die Böhmen jedoch verwarfen. Da trat Johann von Görlitz mit Vergleichsvorschlägen hervor, und Wenzel ging endlich darauf ein; er ließ sich alles gefallen, allein er that was er wollte. Ohne Nachdenken überließ er sich seinem niedrigen Instinkte. So erinnerte er sich, daß einige von Adel unter seiner Leibwache gedient hatten, und daß diese sich seiner Gefangennehmung hätten widersetzen sollen. Er ließ ihnen darum in Carlstein die Köpfe abschlagen. Aus derselben Ursache belegte er die Bürger von Prag mit den empfindlichsten Geldstrafen, wodurch denn Verachtung und Haß gegen ihn das höchste Maaß erreichten. Daß er sich um die Reichsgeschäfte nicht bekümmerte, versteht sich bei solchem Sinne und Leben von selbst. Das Mißvergnügen über ihn war in Deutschland allgemein. Während der Kriege der Städte mit den Fürsten, schickten ihm diese Gesandte nach Prag, um ihn zu ersuchen, nach Deutschland zu kommen und zu vermitteln und zu entscheiden. Er schämte sich nicht, ihnen zu sagen: er wisse nicht, was er daselbst thun sollte. Wer ihn beschauen wollte, könnte nach Prag kommen. — Dem Reichsstatthalter in Italien, Johann Galeaz Visconti, verlieh er eigenmächtig, ohne die Kurfürsten zu befragen, den Titel eines Herzogs von Mailand, gegen eine Summe von 100,000 Goldgulden, und erregte dadurch große Unzufriedenheit. Das Diplom ist vom 1. Mai 1395.

In der Mark war der Zustand der Dinge noch derselbe geblieben. Die Städte verweigerten die Huldigung dem Markgraf Wilhelm zu leisten, und bezogen sich darauf, daß sie nur an Procop gewiesen werden könnten, dem sie für den Fall einer Erle-

digung der Mark bereits die Huldigung geleistet hätten. Jobst schien Procop's Rechte absichtlich gekränkt zu haben, mit dem er in bitterer Feindschaft lebte, und dies mochte zum Theil der Grund sein, warum er überhaupt die Verpfändung der Mark bewirkt, und die märkischen Stände zu einem Eid- und Treubruche aufgefordert hatte. Wenigstens war es dem wortbrüchigen, ränkevollen und hinterlistigen Charakter Jobst's wohl zuzutrauen. Markgraf Procop schrieb von Prag aus, am Donnerstag nach Lätare (den 25. März) an die Stadt Berlin, und beklagte sich bitter, daß Markgraf Jobst sie und die Mark an jemand anders weisen wolle, da sie doch ihm, als dem nächsten Erben, gehuldiget hätten, und ermahnte sie, sich an keinen andern, als ihn allein weisen zu lassen. Es ergiebt sich daraus, daß er gegen den von Jobst gethanenen Schritt protestirt hat, und natürlich mußte dies den Widerwillen der märkischen Stände gegen denselben sehr verstärken.

Besonders scheint sich die Stadt Berlin sehr dagegen gesträubt zu haben, wie sich daraus ergiebt, daß der Markgraf von Meißen am Freitage nach Ostern, den 16. April, ein Schreiben an sie erließ, worin er sie ermahnte, sich Markgraf Jobst's Verfügung gefallen zu lassen, und sich nicht an eine andere Herrschaft zu ergeben, damit sie seine Ungnade nicht noch mehr verdienten; denn er sei ihres Ungehorsams wegen ohnedies mehr über sie, als alle anderen Städte, die sich ihm zuwider zeigten, erzürnet, und Lippold von Brebow habe sie, als beständig widerspenstig, angegeben. Markgraf Jobst aber erließ aus Teschen, am Dienstage nach Pfingsten, den 1. Juni, ein Schreiben an alle Stände der Alt- und Neumark (Mittelmark), in welchem er sie von dem Huldigungseide lossprícht, den sie seinem Bruder Procop gethan, und sie im Falle seines erblosen Todes an König Siegmund verweiset [1]). Hierauf kam Markgraf Wilhelm selber ins Land, und ging nach Brandenburg, welche Stadt ihm huldigte, worauf er am Freitag nach Johannis (25. Junius) ihre Privilegien bestätigte [2]). Nur nach und nach fanden sich die übrigen Städte in ihr Schicksal; Markgraf Jobst war, wie es scheint, genöthigt, die Städte noch besonders ihrer, seinem Bru-

---

1) Buchholz, Geschichte. Thl. II. S. 546.
2) Ebendas. Thl. V. Urk. S. 163.

der Prokop geleiſteten, Eventualhuldigung zu entbinden, denn von Frankfurt an der Oder findet ſich ein ſolches Schreiben vor, vom 30. November, zu welcher Zeit alſo dieſe Stadt noch nicht gehuldigt hatte [1]). Ohne Zweifel war dies noch von vielen nicht geſchehen, und deswegen nennt Wilhelm ſich in dieſem Jahre noch nicht anders, als Wilhelm, Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen [2]). Am 25. November beſtätigte er die Gerechtſame von Prenzlau [3]), und am 4. December die der Städte Stendal, Salzwedel und Tangermünde [4]).

In der Priegnitz waren im Anfange dieſes Jahres viele Unruhen. Mehrere Edelleute hatten den Herzogen von Wenden abgeſagt, und zogen um die Faſtenzeit vor die Stadt Parchim. Den Oberbefehl führten die von der Kapellen. Man ängſtigte die Stadt auf möglichſte Weiſe, und verurſachte ihr ſo viel Schaden, als man nur konnte. Die Bürger aber thaten einen Ausfall, und jagten viele ihrer Feinde in die Elde, welche bei der Stadt vorbeifließt, daß ſie ertranken, auch fingen ſie viele Pferde. Wahrſcheinlich hatten ſie die Belagerer in der Nacht überfallen. Sechs Gefangene, welche ſie dabei machten, wurden nach Parchim geführt und enthauptet. Sie wehrten ſich übrigens ſo gut gegen ihre Feinde, daß dieſe unverrichteter Sache abziehen mußten [5]).

Am dritten Sonntage nach Oſtern, den 2. Mai, zog ein großes Heer aus Meklenburg und der Priegnitz gegen den Herzog von Pommern; wie es ſcheint, ebenfalls wegen Privatſtreitigkeiten. Die Anführer deſſelben waren Claus Mallin, und einer von Moltke. Sie überſchritten die Peene, und kamen nach der pommerſchen Stadt Gützkow, welche die von Greifswalde inne hatten, und durch ein feſtes Schloß vertheidigten. Sie umlegten daſſelbe, und gaben ſich Mühe, es zu erobern. Unterdeſſen hatten ſich die Greifswalder durch Hülfe der Stralſunder und anderer pommerſcher Städte verſtärkt, und überfielen ihre Feinde. Es gab ein mörderiſches Gefecht, in welchem die Feinde geſchlagen wurden, und ſich flüchten mußten. Claus Mallin ver-

---

1) Wohlbrück Lebus Thl. II. S. 93.
2) Gerken Fragmenta marchica. T. III. p. 162.
3) Seet Geſchichte von Prenzlau, I. S. 136.
4) Lenz diplom. Sammlung S. 480 ff.
5) Dreyer's Chronik bei Grotuff, S. 363.

theidigte die Brücke über die Peene, welche man darüber geschlagen hatte, wurde aber dabei getödtet. Er war ein schlimmer Feind der Lübeker, denen er so eben wieder abgesagt hatte, als der Tod seinen Unternehmungen ein Ende machte.

Die Flüchtlinge sammelten sich in Meklenburg wieder, und Moltke warb zugleich neue Truppen, um die Unternehmung fortzuführen. Gützkow schien nicht der Ort zu sein, wo sein Glück blühete. Zugleich verdroß es ihn sehr, daß die Stadt Stralsund sich in die Sache gemischt hatte, und er beschloß, sich dafür zu rächen, um so mehr, als die Stadt erst in diesem Jahre wieder eine große Zahl von Vitalienbrüdern aufgefangen, und theils geköpft, theils gefangen gesetzt hatte. Er zählte darunter viele Freunde, und konnte für diese die Rache übernehmen. Zwar war gegen die Stadt selber nichts zu wagen; aber schaden konnte man ihr doch, und war es nichts weiter, so konnte man das Vieh von der Weide nehmen. Allein die Stralsunder erhielten Nachricht von der Annäherung der Feinde, zogen ihnen entgegen, schlugen sie, und nahmen den Moltke nebst vielen anderen Hauptleuten gefangen, womit denn die Fehde ein Ende hatte [1]).

Zwischen Jobst und Procop war indeß in Mähren ein höchst erbitterter Krieg ausgebrochen. Letzterer hatte die Stadt Znaym belagert, und verheerte des Bruders Land auf das Furchtbarste; ersterer that dasselbe in Procop's Landen, so daß sich hier die Scenen in der Mark und in Magdeburg wiederholten [2]).

Während dieser Belagerung der Stadt Znaym wurde Siegmund und seinem Freunde Albrecht IV. von Oesterreich, der ihn dabei kräftigst unterstützte, und die Belagerung angefangen hatte, Gift beigebracht. Siegmund wurde dadurch so geschwächt, daß er seine Heimath, wohin ihn seine Leute bringen wollten, nicht mehr erreichen konnte, sondern in einem drei Meilen von Turnau belegenen Hause bleiben mußte [3]). Herzog Wilhelm von Oesterreich schickte ihm sogleich einen Arzt aus Wien, welcher an dem Kranken das in solchen Fällen seit Jahrhunderten gewöhnliche Mittel versuchte; er hängte ihn bei den Füßen auf, und ließ ihn vier und zwanzig Stunden in dieser Stellung, während welcher

---

[1]) Detmar Chronik bei Grotuff, Thl. I. S. 366.
[2]) A. a. O. S. 367.
[3]) Cuspinian's Chronika der Kaiser. Thl. II. S. 73.

Zeit sehr viel Unrath durch den Mund von ihm ging. Er wurde dadurch so entkräftet, daß man an seiner Genesung verzweifelte, und den Arzt mit Vorwürfen überhäufte, welche dieser mit den Worten erwiederte: Sollte die Gift unten ausgegangen sein, die Natur kann es nit erlieden haben [1]). — Albrecht wurde von einer heftigen Diarrhoe so abgemattet, daß er die Belagerung aufgeben mußte, und im Kloster Neuburg starb. Sein Körper wurde nach Wien geführt [2]).

Unterdessen hatte der Krieg zwischen Herzog Rudolph von Sachsen und dem Erzbisthum Magdeburg fortgedauert. Im vorigen Jahre noch war Aken an der Elbe von den Magdeburgern gebrandschatzt worden [3]). Während Albrecht's Abwesenheit befehligte der Dompropst Heinrich von Warberg das Kriegsvolk. Er sammelte das Heer in Jüterbock, welches damals zu Magdeburg gehörte. Der Stiftshauptmann, die Lehnsleute des Stifts, nebst den Bürgern der Städte Magdeburg und Halle bildeten das Heer, und fielen in das Land des Kurfürsten ein. Sie verwüsteten die Gegend von Wittenberg, plünderten und verbrannten die Dörfer, so wie auch die Stadt Niemegk, und zogen dann vor das auf einem Berge liegende Schloß Rabenstein, das sie belagerten, eroberten und zerstörten. Die Ruine dieses Schlosses ist noch jetzt vorhanden, und schauet ernst herab in das tiefe Thal. Darauf zogen die Magdeburger vor die befestigte Stadt Belzig, welche durch das feste und mächtige Schloß Eisenhart vertheidigt wurde. Hier kam es um den 28. Oktober zu einer Schlacht. Herzog Rudolph hatte ein Heer von 150 Glevenern gesammelt; ein Gleve hieß eigentlich eine Lanze oder ein Spieß. Ein Glevener war ein Mann von ritterlichem Adel, der zwei bis drei mit Lanzen bewaffnete Knechte bei sich führte, wozu denn noch fünf Lanzenknechte gehörten. Ein Glevener bekam damals monatlich 18 Gulden Sold [4]). Außerdem hatte er noch eine große Anzahl Fußvolk und Wagen. Diesem ansehnlichen Heere war die magdeburgische Kriegsmacht nicht gewachsen. So tapfer sie sich auch schlugen, so mußten sie doch das Feld räumen. Der Dompropst, der Stiftshauptmann, viele Lehns-

---

1) Windeck Hist. Sigm. ap. Menken. T. I. p. 20.
2) Cuspinian a. a. O.
3) Brunonis Beschreibung von Aken. S. 107.
4) Gerken Cod. diplom. brandenb. T. I. p. 89. II. 237.

leute und Bürger aus Magdeburg und Halle wurden gefangen, und nur einem Theile gelang es, mit Ludolph von Wenden nach Jüterbock zu fliehen, und dort Sicherheit zu finden. Erst viel später als der Erzbischof von Böhmen heimgekehrt war, kam zu Zieſar ein Friede zu Stande. Es wurde lange deswegen unterhandelt. Der Erzbiſchof handelte den Domprobſt und den Stiftshauptmann los, ſo wie ſeine Lehnsleute. Um die magdeburgiſchen und halleſchen Bürger kümmerte er ſich jedoch nicht, und überging ſie in dem Friedensvertrage ganz. Es blieb daher nichts übrig, als daß die Städte ſelber mit dem Herzoge wegen ihrer Gefangenen unterhandelten. Magdeburg mußte für ſeine Gefangenen allein 2200 Schock böhmiſche Groſchen bezahlen; mehr noch hatte Halle zu entrichten, weil viele von Adel gefangen waren [1]). Und doch würde man wahrſcheinlich alle Gefangenen nur unter härteren Bedingungen losgegeben haben, wenn der Erzbiſchof nicht dem Herzog Rudolph die Ausſicht eröffnet hätte, daß ſein Sohn Wenzel nach ſeinem Tode Erzbiſchof von Magdeburg werden ſollte, der indeſſen ein Jahr darauf in Prag ſtarb.

Die von Johann von Görlitz dem Kaiſer Wenzel vorgeſchlagenen Artikel, zu deren Annahme er ſich bereit erklärt hatte, waren ihm ſo vorgelegt worden, als ſei dieſer von den Ständen dazu bevollmächtigt geweſen, und in dieſer Meinung hatte Wenzel den Herzog Johann zum Hauptmann des ganzen Königreichs ernannt. Jetzt ergab ſich, daß Johann eigenmächtig gehandelt habe, und nicht im Stande ſei, die mißtrauiſchen Großen zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Heftig erzürnt darüber, entſetzte ihn Wenzel ſeiner Hauptmannſchaft, und ließ ihn als einen Gefangenen in Prag feſthalten. Allein Johann war bei dem Adel und den Bürgern ſo beliebt, daß neue Unruhen ausbrachen. Der König ließ die Stadt ſperren, den Rath abſetzen und erneuern. Da dies nichts half, ritt er in Begleitung ſeines Scharfrichters in der Stadt herum, und ließ einige der Aufrührer auf der Schwelle ihrer Häuſer enthaupten. Doch wußte er wohl, daß hiermit die Sache nicht beendigt ſein konnte.

---

1) Eilers Chronicon Belticense p. 218, 219. Chronik der Sachſen bei Abel S. 203, 204, Dreſſer Sächſiſche Chronik, S. 383. Chronicon Magdeburg. ap. Meybom Script. rer. germ. p. 351. Pauli Preuß. Staatsgeſchichte. Thl. V. S. 452.

Er schickte deshalb an seinen Bruder Siegmund von Ungarn die Botschaft, zu seinem Beistande nach Böhmen zu kommen. Siegmund kam in der Mitte des Februars 1396 an. Am 1. März aber starb Johann von Görlitz an beigebrachtem Gifte, und seine Länder fielen an Siegmund. Dies gab zu neuen Unruhen Veranlassung. Besonders war dies in der Niederlausitz der Fall, wo diejenigen, welche in den böhmischen Händeln verwickelt waren, — und das war bei dem größesten Theile des Adels der Fall — theils zu Jobst's, theils zu Procop's Partei übertraten, und so gegen oder für Wenzel handelten [1]).

In der Mark wurde dadurch nichts verändert; nach und nach fanden sich die Städte in die ihnen zugemuthete Pfandhuldigung gegen Wilhelm von Meißen, und um St. Matthäus (den 24. Februar) hatten sie sämmtlich gehuldiget [2]). Schon am 2. Januar 1396 nennt er sich in einer Urkunde, durch welche er der Stadt Brandenburg die Berechtigung ertheilt, eine Landwehre zu bauen, mächtiger (das heißt bevollmächtigter) Vorsteher der alten und neuen Mark zu Brandenburg [3]). Er befand sich zu Brandenburg, und als Zeugen sind genannt: Bischof Johann von Havelberg, Ortwyn, Propst zu Berlin, Otto von Schlieben, sein Hofmeister, und Ritter Heinrich von Köckeritz, sein Rath, welche demnach bei ihm anwesend waren. Acht Tage später, am 9. Januar, stellte er unter demselben Titel der Altstadt Brandenburg eine Schuldverschreibung aus über 100 Schock breiter Groschen, die sie ihm geliehen hat, für deren Wiederbezahlung sich verbürgen: Graf Heinrich von Schwarzburg, Herr zu Sondershausen, Ortwyn, Propst zu Berlin, Lippold von Bredow, Peter Schenken, und Albrecht von Buttelstädt, welche sich zugleich anheischig machen, daß, wenn ihr gnädiger Herr säumig würde, und das Geld nicht zur bestimmten Zeit zurückzahlt, oder daß auch sie als Bürgen nicht zahlten, so wollen sie einreiten, zu welcher Zeit es gefordert würde, in Brandenburg, in eine öffentliche Herberge, und darin Einlager halten, wie es recht ist, der Herr mit vier Pferden, der Ritter mit drei Pferden, und der Knecht mit zwei Pferden [4]). Die Genannten wa-

[1]) Neumann Geich. der niederlauf. Landvögte. II. S. 29.
[2]) Detmars Chronik bei Gromff, Thl. I. S. 368.
[3]) Gerken Fragmenta march. T. III. p. 191.
[4]) A. a. O. S. 193, 194.

ren demnach zur angegebenen Zeit ebenfalls in Brandenburg bei der Ausstellung des Schuldbriefes anwesend. Hieraus lernt man einigermaaßen seine Umgebung kennen, und zugleich einige derer, welche unter ihm wichtige Posten bekleideten.

Wenzel hatte dem Erzbischof Albrecht von Magdeburg, seinen Kanzler, nach Prag kommen lassen, um sich seiner zu bedienen, die Verwirrungen auszugleichen, welche seine Familie zerrütteten. Am 1. März schloß Wenzel mit Siegmund einen Erbvertrag ab, worin er, im Fall seines kinderlosen Todes, ihn zum Erben der Krone Böhmen einsetzte. Einige Wochen später ernannte er ihn zu seinem Verweser und Generalstatthalter im ganzen Römischen Reiche, womit jedoch die Reichsfürsten nicht zufrieden waren, und Widerspruch einlegten. Seine Thätigkeit blieb daher auf Böhmen beschränkt, und er bemühte sich nun zuvörderst, zwischen Wenzel und seinem geheimen Verbündeten, dem Markgrafen Jobst, den Frieden zu vermitteln, den er auch zu Stande brachte. Siegmund und Jobst setzten darauf ein Statut, am 2. April 1396, fest, durch welches die bisherige Gewalt Wenzel's fast auf nichts beschränkt wurde. Ohne Zweifel hatte der Erzbischof Albrecht an demselben großen Theil. Dem zu Folge sollte dem Könige ein, aus den vornehmsten geistlichen und weltlichen Herren, mit dem Erzbischofe an der Spitze, zusammengesetzter Rath zur Seite stehen, den er nicht absetzen, und ohne dessen Zustimmung er nichts vornehmen dürfe. Alle eingezogenen Güter sollten zurückgegeben, und alle von beiden Seiten verübte Ungebühr verziehen werden. Man wird sich vielleicht wundern, so plötzlich die Einigkeit, und noch dazu mit so großen Opfern von Wenzel's Seite erkauft, wieder hergestellt zu sehen. Allein die Noth von außen hatte wohl dazu gezwungen. Die Türken, den mächtigen Bajazeth an der Spitze, hatten den Krieg erklärt; man mußte sich rüsten, und Siegmund, welcher das christliche Heer befehligen sollte, bekam mit diesem von der ganzen Christenheit gefürchteten Feinde alle Hände voll zu thun. Er reisete nach Ungarn, und Markgraf Jobst bekam den Auftrag, darauf zu sehen, daß die Artikel der neuen Verfassung aufrecht erhalten würden. Dazu war er freilich nicht der Mann. Wenzel betrachtete ihn als den Urheber all' seines Unglücks, und haßte ihn bitter. Jobst wußte dies recht gut, und seine angefangenen Händel in der Niederlausitz bewiesen, daß er weit entfernt war,

des Königs Freund zu sein. Nichts desto weniger war er dreist genug, Wenzel auf dem Karlstein zu besuchen. Dieser ließ ihn und seine sechs Begleiter ins Gefängniß werfen. Du hast mich, deinen rechtmäßigen Herrn, sprach Wenzel, gefangen, und in den Kerker geworfen; es ist billig, daß dir dasselbe geschieht. Jobst hatte es jedoch dahin zu bringen gewußt, daß ihn Wenzel schon nach wenigen Tagen wieder los ließ, und mit ihm auf gutem Fuß lebte. Er versuchte es, Wenzel zu bereden, ihm die durch Johann's Tod erledigte Lausitz zu geben, allein dieser ging darauf nicht ein, und Jobst beschloß deshalb, in seinen Operationen fortzufahren, und sie sich mit gewaffneter Hand zu verschaffen.

Außer diesen Verhandlungen sehen wir Jobst in dieser Zeit auch thätig, einige Verhältnisse in der Mark zu entwirren. Die Anwesenheit des Erzbischofs Albrecht von Magdeburg gab dazu die günstigste Gelegenheit, und dieser scheint hier etwas fügsamer als in Magdeburg gewesen zu sein. Die Gegenstände der Verhandlung waren: die Herausgabe von Rathenow, der Besitz des Schlosses Plaue und die Freilassung Lippold's, der zu diesem Zweck nach Prag berufen wurde. Nach dem alten Chronisten Angelus hätte Wenzel den Erzbischof Albrecht so lange gefangen gesetzt, bis er sich dazu verstanden hätte, nachzugeben [1]). Dies war gewiß nicht der Fall, denn Wenzel kümmerte sich nicht viel um das, was in der Mark geschah. Jobst hatte endlich den Erzbischof so weit gebracht, daß Folgendes urkundlich festgesetzt werden konnte: Alle Zwietracht soll gänzlich beseitigt und eine vollkommene und ewige Versöhnung aufgerichtet sein in gütlicher Satzung und Einigung. Der Erzbischof soll die Stadt Rathenow von Stund an zurückgeben, und dafür sorgen, daß sie Herrn Lippold von Bredow sofort übergeben werde, oder auf das allerlängste zwischen hier und dem nächsten Quatember. Auch soll er Jobsten Herrn Lippold von Bredow los schaffen seines Gefängnisses von Stund an, ohne alles Hindern. Was aber das Schloß Plaue und andere Schelung (Streitigkeiten) betrifft, so soll darüber der hochgeborene Fürst Herr Wilhelm, Markgraf zu Meißen, entscheiden. Jobst aber will dem Erzbischofe sechshundert Schock böhmische Groschen entrichten von Stund an oder läng-

1) Angelus Annales march. p. 173.

stens bis zum nächsten Quatember, ohne alles Hindern und Widerrede. So gegeben zu Prag, den 1. Mai 1396 [1]).

Durch diese Festsetzung wurde Lippold nunmehr wieder vollkommen frei, und konnte sich in alter Kraft bewegen. Markgraf Wilhelm scheint sich hinsichtlich des Schlosses Plaue zu seinen Gunsten entschieden zu haben, wenigstens wird ihm der Besitz von da an nicht mehr streitig gemacht.

Jobst besaß wieder, wie die erwähnte Urkunde zeigt, Geld, und wahrscheinlich war er bei der eingetretenen Veränderung der Dinge zu noch mehrerem gekommen, so daß er seinem Schwager, wenn auch nur einen Theil des von ihm auf die Mark aufgenommenen Geldes zurückzahlen konnte, denn von jetzt an stellt dieser nicht mehr als oberster Verweser der Mark Urkunden aus, sondern Jobst selber. Dennoch ist er in der Mark noch anwesend, nimmt sich ihrer an, und wird zu mancherlei Verhandlungen gebraucht, so daß seine Ansprüche wohl noch nicht ganz erloschen waren. Aber schon am 28. October ernannte Jobst den Propst Ortwyn zu Berlin zu seinem Landrentmeister, und lieferte damit den Beweis, daß er die Regierung wieder in Händen habe [2]).

König Albrecht von Schweden, Herzog von Meklenburg und sein Sohn waren endlich im vorigen Jahre von der Königin Margarethe gegen Bürgschaft eines bedeutenden Lösegeldes freigegeben worden. Kaum war er in seinem Lande angekommen, als er bemühet war, die Ordnung, welche in seiner langen Abwesenheit sehr gelitten hatte, wieder herzustellen, und insonderheit den ewigen Fehden zu steuern, in welchen die Meklenburger und Priegnitzer verflochten waren. Auch in anderen Gegenden war der Wunsch nach einem ruhigeren Zustande der Dinge laut geworden. So wurde denn ein Fürstentag zu Perleberg festgesetzt, auf welchem Albrecht König von Schweden nebst den meklenburgischen Herren von Wenden, und Markgraf Wilhelm von Meißen nebst anderen Landesherren erschienen [3]); auch hatten sich Bürgermeister und Rathsherren so wie andere Sendeboten von den Seestädten und der Mark eingefunden; denn ein Hauptgegenstand der Berathung waren Maaßregeln gegen die Vitalien-

---

1) Gerken Cod. diplom. brandenb. T. IV. p. 538.
2) Buchholz, Brandenburg. Geschichte Thl. II. S. 549.
3) Detmars Chronik bei Grotuff, Thl. I. S. 372.

brüder, welche sich jetzt, da der Krieg aufgehört hatte, und ihnen befohlen worden war, sich aufzulösen, vollständig in Seeräuber verwandelt hatten. Es gab jetzt keinen Hafen, in welchem sie Schutz finden konnten. Bis dahin hatten Wismar und Rostock ihn bei sich finden lassen. Gleich nach eingetretenem Frieden waren sie nach Bergen in Norwegen gefahren, und hatten die Stadt geplündert; ihren Raub verkauften sie noch in Rostock und Wismar, doch hatten sie hier erfahren, daß sie künftig in diesen Städten keine Zuflucht finden würden. Sie theilten sich demnach; ein Theil zog nach den spanischen Gewässern auf Seeräuberei, ein anderer nach der Nordsee, der dritte blieb in der Ostsee [1]). Die Hauptleute dieser Seeräuber führten die Namen: Godeke Michaelis, Wichmann Wychold und Claus Stortebecker. Die Kaufleute litten durch sie ungemein, von ihren Thaten wurden die abentheuerlichsten Dinge erzählt, und sie sollten gewaltige Fahrten gemacht haben. Eine dieser Erzählungen war folgende: Vierhundert Schiffe der Vitalienbrüder thaten sich zusammen und segelten nach den russischen Küsten, wo sie einen großen Raub machten. Sie wollten einen anderen Weg zurückfahren, als den sie gekommen waren, verirrten sich aber, und kamen zu undeutschen Leuten, die sie nicht verstanden. Hier schlugen sie deren viele todt, nahmen ihnen ihre Lebensmittel und ihr Vieh, das sie zum Gebrauche fütterten. Darauf segelten sie fort, und kamen unter das heilige Land zu den Bergen von Kaspien, wo sie unmäßig viel Volk sahen, das waren die rothen Juden. Auch von ihnen schlugen sie viele todt auf den Schiffen, aber sie durften nicht zu ihnen ans Land springen, denn es waren ihrer zu viele. Nicht fern von derselben Gegend fanden sie wilde Leute, überall mit Haaren bewachsen. So lange segelten sie immer weiter um die Welt, bis sie einen deutschen Mann fanden, der war entführt, und zeigte ihnen die Wege nach der Königin der Sonnen. Endlich kam die Hälfte wieder nach Zeit eines Jahres; die andere Hälfte war im Streite und vor Hunger gestorben. — Es ist dies die Erzählung eines Geistlichen in einer Seestadt, der keinen Zweifel an ihrer Richtigkeit hat [2]).

Auf jenem Fürstentage zu Perleberg wurde ein Landfriede festgesetzt auf sechs Jahre, worüber man sich sehr freuete, beson-

[1]) Detmar's Chronik bei Grotuff, Thl. I. S. 370, 371.
[2]) A. a. O. S. 370, 371.

ders die Kaufleute [1]), welche nun ihre Güter sicher durch das Land führen konnten.

Gegen Ende des Monats October hatte endlich Lippold von Bredow vom Erzbischof Albrecht aus Prag ein Schreiben an Friedrich von Alvensleben erhalten [2]), in welchem diesem befohlen wurde, die Stadt Rathenow an den Landeshauptmann zurückzugeben, und mit seinen Leuten abzuziehen. Lippold begab sich sofort dahin, und händigte dem von Alvensleben sein Schreiben aus, worauf dieser dem Willen des Erzbischofs gemäß verfuhr, und die Stadt an Lippold in den ersten Tagen des Novembers übergab. Es fand sich darauf wieder ein kleiner Theil der vertriebenen Einwohner ein, und nahm sein Eigenthum in Besitz, doch waren sie bereits sehr zusammen geschmolzen, und natürlich fanden sie nicht mehr, als Grund und Boden nebst den leeren Wänden wieder.

Kaum aber war Friedrich von Alvensleben mit der von ihm befehligten rathenow'schen Schaar in Magdeburg angekommen, als sich in der Stadt das Gerücht ausbreitete, die Zurückgabe der Stadt sei nicht mit rechten Dingen zugegangen; der von Alvensleben habe sich von brandenburgischer Seite bestechen lassen, habe treulos gegen den Erzbischof und das Erzstift gehandelt und sei ein Verräther. Es erklärt sich dies genügend aus den unvollkommenen Mitteln, durch welche man damals öffentliche Nachrichten verbreiten konnte. Magdeburg konnte von den Verhandlungen in Prag nichts wissen, wenn der Erzbischof nicht selber eine Anzeige gemacht hatte. Friedrich von Alvensleben war diese Kränkung seiner Ehre nicht gleichgültig. Um sich von dem ehrenrührigen Verdachte zu reinigen, ließ er den erhaltenen erzbischöflichen Befehl zu Magdeburg auf öffentlichen Plätzen und an anderen Orten vorzeigen und öffentlich ablesen, und wurde hierdurch wieder als ein rittermäßiger Mann anerkannt [3]).

Der ungemeine Zulauf, den die Wallfahrten nach Wilsnack gefunden hatten, war längst eine Quelle des Einkommens für die Geistlichkeit geworden, aber auch zugleich vieler Unordnungen, an deren Abstellung man denken mußte. Unter dem Vorwande,

---

1) Detmar's Chronik bei Grotuff, S. 372.

2) Angelus Annales march. p. 173.

3) Angelus a. a. O. Hafftiz ap. h. ann. Wohlbrück von dem Geschlechte der Alvensleben, Thl. I. S. 352.

nach Wilsnack zu wallfahrten, trieben sich Taugenichtse oft lange in anderen Gegenden umher, und kamen in ihre Heimath zurück, ohne Wilsnack gesehen zu haben. Verlangte ein Knecht oder eine Magd zu wallfahrten, so konnte der Herr es ihnen nicht füglich abschlagen, denn die Seele zu retten, galt mehr, als den Leib erhalten. Ja sie liefen wohl, wie sie gingen und standen, von der Arbeit weg, wenn ihnen der Einfall gekommen war. Eine Menge Gesindel trieb sich überall umher, und legitimirte sich damit, daß sie nach Wilsnack gewallfahrtet und auf der Rückreise begriffen seien. Es hatte sich daher längst nothwendig gemacht, den Wallfahrern eine Bescheinigung darüber auszustellen, daß sie in Wilsnack gewesen wären. Eine schriftliche Bescheinigung wäre für alle, die nicht lesen konnten, ganz unnütz gewesen. Man hatte es daher eingeführt, daß Wallfahrer sich in Wilsnack oder Havelberg ein bleiernes Zeichen löseten, und dies an ihrer Mütze oder Kopfbedeckung sichtbar befestigten. Diese Zeichen wurden im Dome zu Havelberg auf der Mönchsstube gegossen, und die Pilger mußten dafür bezahlen, wodurch eine neue nicht unbedeutende Quelle von Einkünften eröffnet worden war. Bischof Johann von Wepelitz erließ am zweiten Weihnachtsfeiertage, den 26. December 1396 eine Verordnung, wie es künftig mit der Verwendung dieses Geldes zu halten sei [1]). Er setzte fest, daß das eine Drittel dieser Einkünfte zur Erhaltung seiner Gebäude dienen solle; das zweite Drittel überwies er dem Domkapitel; das dritte sollte der Domkirche und dem Klostergebäude gehören, und zum Ankauf von geistlichem Schmucke, nöthiger Bücher und Kirchengeräthe verwendet werden. Was in Wilsnack selber von den Pilgern als Almosen gezahlt wurde, gehörte der dortigen Kirche und ihren Geistlichen; dagegen aber wurde das Geld für den Ablaß nach Havelberg geliefert. Es wäre interessant, zu wissen, welche Bücher man für dieses Geld angeschafft hat. In der That ist es ein bemerkenswerther Umstand, daß der Aberglaube selber die Mittel gewähren mußte, die am meisten geeignet waren, ihn zu untergraben und zu zerstören.

Allein in diesem Jahre war noch eine andere Wallfahrt entstanden. Der Papst Bonifacius ließ für das nördliche Deutsch-

---

1) Angelus Annal. march. p. 174. Ludeens Historie vom heil. Blute zu Wilsnack. Docum. XIII.

land ein Jubeljahr verkündigen, gewöhnlich damals ein Gnadenjahr genannt, und die güldene Fahrt eröffnen. Ein solches sollte alle hundert Jahr gefeiert werden; doch hatte man besser gefunden, es alle funfzig Jahr zu feiern, und seit kurzem war der Zwischenraum sogar auf dreiunddreißig Jahre festgesetzt, um so die bedrängten Gewissen leichter ihrer Schuld entledigen zu können. Auf Bitten des Erzbischofs Albrecht hatte der Papst sich dazu verstanden, diesmal der Stadt Magdeburg dieselbe Kraft zu ertheilen, welche Rom besaß. Auf funfzig Meilen Weges, rings um Magdeburg konnte man sich während dieses Gnadenjahres Ablaß von allen Sünden holen, wenn man die güldene Fahrt machte, das heißt, wenn man nach Magdeburg reisete, und hier die vier vom Papst dazu ausersehenen Kirchen, den Dom, St. Johann zu Berge, St. Peter und Paul in der Neustadt und St. Augustin beging, daselbst betete, und angemessen opferte. Das Jahr wurde mit St. Aegidius, am 1. September 1396, eröffnet, und hatte mit demselben Tage künftigen Jahres ein Ende [1]). Es brachte sehr viel Geld, wovon der Papst die Hälfte erhielt, die andere Hälfte wurde zum Bau des Domes in Magdeburg verwendet. Die zu Ende des Jahres 1396 Europa durcheilende Nachricht von der gegen die Türken verlorenen großen Schlacht bei Nicopolis und den Fortschritten der türkischen Heere, welche die Christenheit mit völliger Unterjochung zu drohen schienen, trieb gar viele Bußfertige nach Magdeburg, und ließ sie in der Bedrängniß ihres Herzens um so reichlicher opfern.

Ungeachtet des festgesetzten Landfriedens war es dennoch im Lande nicht völlig ruhig. Besonders aber war die Niederlausitz im Jahre 1397 sehr beunruhigt. Jobst war zu Anfang dieses Jahres noch zu Prag, wo er am 9. Februar das neu gestiftete Carthäuserkloster vor Frankfurt an der Oder bestätigte. Er gebrauchte hier zum Erstenmale die Formel, daß er dies als ein Herr und Markgraf zu Brandenburg thue [2]). Hiernach muß er sich nicht allein mit Markgraf Wilhelm von Meißen völlig abgefunden haben, sondern es muß auch die Zeit vorüber gewesen sein, binnen welcher Siegmund die Mark von ihm wieder einzulösen gedachte, so daß er nun in dessen volle Rechte zu treten

---

[1]) Detmar's Chronik bei Grotuß, Thl. I. S. 374. Dresser sächs. Chronik. S. 382.

[2]) Buchholz Brandenb. Gesch. Thl. V. Urk. S. 165.

glaubte. In der Niederlauſitz hatte er die Unruhen bis dahin ſehr ſorgfältig unterhalten, und mehrere ihrer bedeutendſten Edlen auf ſeine Seite zu ziehen gewußt, wie den Hans von Cotbus, Hinko Birken von der Duba und den vormaligen Landvogt Anshelm von Rhonow, welche alle Anhänger Wenzel's befehdeten, weshalb es ſchon im Jahre 1396 zu einem bedeutenden Kampfe mit den Herren von Hockeborn auf Priebus gekommen war. Hinko Birken hatte in der Oberlauſitz das Schloß Rhonow erworben, und ſich darauf feſtgeſetzt. Wenzel fürchtete ihn, den er ſchon längſt gehaßt hatte, hier mehr als irgendwo, und in der Oberlauſitz wie in Böhmen ſelbſt, konnte er von hier aus Schaden thun. Er befahl daher ſchon 1396 dem oberlauſitziſchen Landvogte Pflug von Rabenſtein, ſich des Schloſſes Rhonow zu bemächtigen, und es demnächſt zu zerſtören, was indeſſen ſo leicht nicht geſchehen war. Jetzt, im Jahre 1397, beſetzte Jobſt ſelbſt die Niederlauſitz mit einem Heere, betrachtete ſie als ein ihm zugehöriges Land, beſtätigte die Privilegien der Städte, und richtete die Verwaltung in ſeinem Namen ein, obgleich die Kriege deshalb noch fortdauerten. Siegmund willigte in einer beſonderen Urkunde, datirt Tyrnau am St. Peterstage 1397, ausdrücklich in Jobſt's Beſitzergreifung, und kündigte dies den Städten an. Wenzel aber war für jetzt nicht dazu zu bewegen [1]).

Wir haben ſchon oben erzählt, wie die Priegnitzer im Jahre 1393 nach Parchim gezogen ſind, die Stadt belagert haben, aber mit Schaden wieder abziehen mußten. Indeſſen hatten die Parchimer doch ihre Kühe dabei verloren, und gedachten ſich zu rächen. Sie zogen jetzt um Michaelis 1397 mit 400 Schützen und 1000 Wehrhaftigen vor Lenzen, verbrannten die Mühlen, und thaten großen Schaden. Hiernach zogen ſie wieder nach Hauſe [2]).

---

1) Neumann Geſch. der Landvögte der Niederl., Thl. I. S. 89, Thl. II. S. 39, 42.

2) Detmar's Chronik bei Grotuff, Thl. I. S. 379.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Allein wir müssen uns wohl einmal wieder nach unseren Quitzows umsehen, um welche wir bisher unbekümmert waren. Auch konnten wir es, denn sie lebten beide ruhig in Quitzhövel, obgleich sie mit dieser Ruhe wenig zufrieden waren. Im vorigen Jahre hatte Elisabeth einen Sohn geboren, der nach dem Vater den Namen Dietrich erhielt. Dadurch war seinen Gedankenbeschäftigungen ein bestimmteres Ziel gegeben, doch war für seine Beschäftigung damit wenig gewonnen, weil die Erziehung der Kinder, und auch die der Knaben, in den ersten sechs Jahren gänzlich den Frauen anheim fiel; dann aber wurden die Knaben meistens aus dem Hause gebracht, und auf das Schloß irgend eines Ritters oder eines Fürsten gegeben, wo sie zuerst noch durch Frauen, dann durch Dienste bei dem Ritter ihre Erziehung erhielten. Die Lebensweise eines Edelmanns der damaligen Zeit konnte daher durch die Geburt eines Kindes keine Veränderung erleiden.

Die Quitzows hatten, wie schon früher angegeben wurde, auch in der Herrschaft Ruppin Besitzungen, nicht eben ganze Dörfer, sondern Antheile an denselben und mancherlei Hebungen, die sie nicht selten in Streitigkeiten verwickelten, weil diese immer gemeinschaftlich mit anderen erhoben wurden. Eben jetzt, im Frühjahre des Jahres 1397, war wieder ein solcher Fall vorgekommen, durch welchen sie ihre Rechte gekränkt glaubten, und der ihre persönliche Anwesenheit zu fordern schien. Daher beschlossen beide, dahin zu reisen, und bei dieser Gelegenheit ihren weitläuftigen Verwandten, den Grafen Ulrich und Günther von Lindow, welchen die Herrschaft Ruppin gehörte, den Besuch zu machen.

Sie reiseten Dienstag, den 29. Mai, von Quitzhövel mit einem Gefolge von Knechten ab, und gingen über Damelack, Bredin, Stüdenitz und Zernitz nach Wusterhausen an der Dosse. Es

war die Betfahrtswoche, in welcher ſie die Reiſe unternommen hatten, das heißt, die Woche nach dem Sonntage Rogate, in welcher das Feſt der Himmelfahrt Chriſti fällt. Seit alten Zeiten hatte die Kirche verordnet, daß an den dreien Tagen, zwiſchen dem Sonntage Rogate und dem Auffahrtsfeſte oder Montage, große Proceſſionen abgehalten werden ſollten, von welchen eben die Woche den Namen der Betfahrtswoche erhalten hatte, ein Gebrauch, der überall ſtreng beobachtet wurde, wenn man auch weiter nicht wußte, weshalb es geſchah. So fanden denn auch unſere Reiſenden überall die Gemeinden mit dieſer Andachtsübung beſchäftigt. Man umzog mit Kreuzen und Kirchenfahnen mit Vortragung der Heiligenbilder und unter Anführung der Geiſtlichen die ganze Feldmark des Ortes auf gebahnten und ungebahnten Wegen, indem man mit dem Umgehen der Kirchhofsmauer und dann des Dorfes anfing. Die Gemeinde ſang dabei Litaneien und Kirchengebete, und hielt durch dieſe Umgänge die Flur für geſegnet, weshalb auch ſo viele Kreuze als möglich der Proceſſion vorgetragen wurden. Hiervon hieß die Woche auch die Kreuzwoche. Das Läuten der Kirchenglocken begleitete die Geſänge der Gemeinde, ſo lange ſie auf ihrem Segensgange dahinwandelte [1]).

Der ſchöne heitere Frühlingstag erhielt eine eigenthümliche feſtliche Färbung durch dieſes vielfache Glockengetön, welches auch unſere Reiter auf ihrem ganzen Wege umſummte. Denn ehe ſie, beſonders auf der letzten Hälfte des Weges, die Feldmark eines Dorfes verlaſſen hatten, ehe das Geläute ſeiner Glocken in der Entfernung erſtarb, empfing ſie bereits der Glockenton des vor ihnen liegenden Dorfes, ſchollen die Klänge der ſeitwärts liegenden Dörfer herüber. Es war, als ob die Lerchen mit ihrem jubelnden Geſange über der grünen Saat ſich auf dieſen Glockentönen ſchaukelten, und ihr fröhliches, faſt wie der Flug eines Schmetterlinges dahin gaukelndes Luftgeſchwirr, bildete einen reizenden Contraſt zu den ernſten Litaneien der unter ihnen dahin wandelnden Proceſſionen, deren Geſang dennoch höher hinaufſtieg als der ihrige, weil er nicht bloß das Gefühl der Bruſt ausſtrömte, ſondern auch ein höheres Ziel ſuchte. In Zernitz kehrte die Proceſſion eben heim, als die Quitzows in das Dorf

---

1) Waſer, hiſt. diplom. Zeitbuch sub Betfahrtswoche.

einreiten wollten. Sie stiegen, wie es die Sitte wollte, vom Pferde, entblößten ihre Häupter, und schlossen sich mit den meisten ihrer Knechte der Processsion nach der Kirche an, indem zwei Knechte ihre Pferde nachführten. Vor der Kirche machte ihnen der Geistliche aus Dankbarkeit das Zeichen des Kreuzes und besprengte sie mit Weihbrunn, worauf sie ihre Reise fortsetzten und Wusterhausen früh vor Abend erreichten.

Die Stadt gehörte bereits zur Herrschaft Ruppin, und war sehr fest, mit Wall und Mauer wohl bewahrt. Die Gegend rings umher war sehr fruchtbar und gut angebaut. Ehe man das Kampehler Thor erreichte, traten unsere Reiter in die vor demselben belegene St. Stephans-Kapelle ein [1]), und verrichteten daselbst ihre Andacht, welche durch die Eindrücke des Tages besonders angeregt war. Im Norden der Stadt lag ein festes Schloß, welches früher den Herren von Plotho gehört hatte. Eine Menge Wassermühlen vor der Stadt zwischen den Gärten gaben hübsche Ansichten. Die Quitzows blieben heut hier liegen, und brachten die Nacht in einer Herberge zu.

Am andern Morgen, Mittwochs, zogen sie weiter zum Wildberger Thore hinaus, vor welchem sie vor dem St. Spiritus-Hospital und dessen Kapelle vorbeikamen, und dann durch das jetzt nicht mehr vorhandene Dorf Doven-Gartz ritten [2]). Auch heute wurden, wie gestern, Betfahrten gehalten, auch heute ertönte überall Glockengeläut, und das Wetter war eben so schön.

Ein hübsches Land, diese Herrschaft Ruppin, sprach Dietrich, und dennoch sieht es nicht ordentlicher darin aus, als in der Mark, ungeachtet die Herren des Landes in der Nähe sind.

Johann. Bedenke auch nur, wie viel Fehden und Kriege das Land hat aushalten müssen. Der Krieg mit den Pommern vor fünf und zwanzig Jahren ist noch nicht verblutet, und wie viel Fehden haben seit jener Zeit nicht statt gefunden.

Dietrich. Ich begreife diese Grafen nicht. Wären wir beide Herrn des Landes, es sollte sich wahrhaftig ohne unseren Willen keiner darin rühren. Sie wissen aus ihrem Lande nichts zu machen, und mit ihren Kräften nichts anzufangen.

Johann. Zum Theil hast du Recht. Allein ihre Kräfte

---

[1]) Bratring, die Grafschaft Ruppin S. 350.
[2]) A. a. O. S. 361.

sind eben nicht groß. Ihr Vater hinterließ ihnen ja das Land bereits ganz verschuldet, und die Grafschaft Lindow verpfändet. Was können sie da Großes anfangen und ausführen?

Dietrich. Um so weniger war es zu rechtfertigen, sich unter solchen Umständen mit den Pommern in einen Krieg einzulassen, bei welchem sie nothwendig den Kürzeren ziehen mußten. Indessen wollen wir den jetzigen Grafen nicht anrechnen, was ihre Vorfahren thaten. Läugnen kann ich nicht, ich möchte wohl so ein Land besitzen, und am liebsten in der Mark.

Johann. Warum das?

Dietrich. Es sollte bei den dort bestehenden Verhältnissen wohl nicht gar schwer werden, sich völlig unabhängig von allen jenen wechselnden Pfandinhabern und ihren Befehlen zu erhalten, so daß man allein dem Kaiser und Reiche unterworfen wäre. Das wäre der höchste Grad von Freiheit, der sich denken läßt; man wäre reichsunmittelbar, wie im Süden von Deutschland dergleichen Verhältnisse bestehen, man wäre, wenn auch nicht so mächtig, doch an Freiheit und damit an adlichem Wesen den Reichsfürsten gleich, und bei einiger Klugheit müßte es nicht schwer halten, auch seine Macht zu vergrößern. Wahrhaftig, so bald sich eine günstige Gelegenheit zeigt, mache ich mich in der Mark seßhaft. Ich trage mich schon lange mit einem solchen Plane, und ich denke, er wird reifen. Was sind wir dort auf unsern Gütern in der Priegnitz? Erst Lehnsleute der Putlitz, dann Lehnsleute des Bischofs von Havelberg, dann Lehnsleute des Herzogs von Meklenburg, dann, wenn Brandenburg den früheren Lehnsnexus festhält, Lehnsleute des Markgrafen von Brandenburg, und endlich gehen wir mittelbar noch bei dem heiligen römischen Reiche zu Lehn.

Johann. Du hast Recht. Wenn auch Meklenburg sich hüten wird, die Lehnsherrlichkeit von Brandenburg anzuerkennen, besser wäre es immer, die ersten Glieder dieser Abhängigkeitskette überspringen zu können. Soll der Mann jemandem gehorchen, so ist es für ihn ehrenvoller, wenn es ein mächtiger Gebieter ist. Ich mache mit dir gemeinschaftliche Sache, wenn du deinen Plan ausführst.

Dietrich. Zunächst laß uns die Freundschaft mit den Grafen von Lindow festhalten. Sie kann uns weiter führen, und nur stufenweise steigt man.

Sie waren durch Metzeltin und Ganzer nach Wildberg gekommen. Letzteres, — jetzt ein Dorf, — war damals ein Städtchen oder ein Burgflecken, und auf drei Seiten mit Wall und Mauer umgeben. Auf der vierten Seite schützte es ein Moraſt und die Burg, auf der Oſtſeite der Temnitz, welche vermittelſt einer Zugbrücke und eines Dammes mit dem Städtchen zuſammenhing. Der Burgwall war überall 56 Schritte breit, und das Schloß beherrſchte die umliegende Gegend nach allen Seiten auf anderthalb Meilen [1]). Aus ſeinen Fenſtern überſah man mit einem Blicke achtzehn Dörfer, und die Städte Neu-Ruppin, Wuſterhauſen und Fehrbellin ſchloſſen den Horizont. Die Quitzows freueten ſich der ſchönen Lage deſſelben in höchſt fruchtbarer Gegend, und zogen dann weiter durch Ketzlin, Dabergotz und Bechlin nach Neu-Ruppin, wo ſie Mittags ankamen.

Es war dies die Hauptſtadt der gleichnamigen Herrſchaft, auf einer hohen ſandigen Ebene am Rhienſee gelegen. Sie war ſehr feſt. Hohe Mauern mit Thürmen und Wachthäuſern, dreifache Wälle und Gräben umgaben ſie auf drei Seiten. Auf der vierten beſpühlte der See die Stadtmauern.

Sie hatte drei Thore, jedes doppelt, in den Wällen ſehr eng, und mit Thürmen verſehen. Ihre Straßen waren ſchmal und keine über 40 Fuß breit. In der Stadt ſtanden drei Kirchen, unter welchen die Marien- oder Pfarrkirche als eine der größten in dieſen Gegenden galt. Es war ein edles gothiſches Gebäude, deſſen Gewölbe von vier Pfeilerreihen getragen wurde, die mit den Bildniſſen berühmter Ruppiner verziert waren. Sie hatte 27 Altäre und war überaus prächtig geſchmückt. Am nordweſtlichen Ende ſtand ein hoher ſteinerner Thurm mit einem kupferbeſchlagenem Dache. In der Stadt befand ſich ein Dominikanerkloſter, deſſen Kirche zwei Thürme hatte. Vor den Thoren lagen noch das heil. Geiſthoſpital, das St. Georgenhoſpital und das St. Gertraudshoſpital mit den dazu gehörigen Kapellen. Neben dem Kloſter ſtanden eine Menge Häuſer, in welchen Beguinen beiſammen lebten. Die Grafen wohnten in der Regel in Alt-Ruppin, und hatten in Neu-Ruppin nur ein Abſteigequartier, den ſogenannten Grafenhof in der Scharrnſtraße, der Kirche gegenüber. Seit ſechs Jahren beſaß Ruppin auch eine Kalands-

[1]) Bratring, die Grafſch. Ruppin S. 443. 444.

gesellschaft und einen Kalandshof in der großen Beguinenstraße. Die eben daselbst vorhanden gewesene Elenden Gilde war fast ganz eingegangen. Außerdem bestand noch eine Gesellschaft der Privatherren, der Terminarier und die der Achenfahrt, mit milden Zwecken [1]).

Unsere Quitzows hielten sich in Neu-Ruppin nicht auf, sondern ritten hindurch, nicht ohne eine Art von Neid bei der Betrachtung der festen Lage der Stadt zu fühlen. Eine Viertelmeile davon entfernt, gelangten sie nach dem viel kleineren Alt-Ruppin, das nur aus einer Straße bestand, welche vom Rhien und Rhiensee umflossen wurde. Westlich lag der Kietz, aus schlechten Fischerhäusern bestehend, die winklich in einander gebaut waren, und keine Straße bildeten, obwohl er übrigens ein nicht kleines Dorf mit eigenem Schulzen und Kruge ausmachte [2]).

Am südlichsten Ende der Stadtstraße, ganz nahe am Rhiensee, prangte das gräfliche Schloß, die Planenburg genannt, in vorzüglich edler Bauart, dessen hohe Mauern, Thürme und Gräben es zu einer der ansehnlichsten Burgen der damaligen Zeit machten. Der tiefe und breite Graben, der sie umgab, stand mit dem See in Verbindung, und erhielt von ihm immer frisches Wasser. Eine aus Werkstücken und gehauenen Steinen überaus fest aufgeführte 36 bis 40 Fuß hohe Mauer erhob sich hinter dem Graben, und umgab in weitem Umkreise das Schloß; auf der Mauer ragten einige zwanzig runde Thürme empor. Nur an der Nordseite führte eine Zugbrücke und ein einziges Thor hindurch und auf den Burghof. Er war rund, und auf allen Seiten mit Gebäuden besetzt, welche sich an die Mauer lehnten. Dem Eingange gegenüber stand das gräfliche Schloß, schon seit mehr als zweihundert Jahren die Residenz der gräflichen Familie, welches mit der Schloßkirche und dem rechten Flügel einen viereckigen Hofraum umschloß. Das Gebäude hatte nur zwei Geschoß, aber es war massiv und von dauerhafter Bauart, mit sehr vielen Zimmern und Sälen, deren Decken mit meisterhafter Stuckaturarbeit verziert waren. Eine vorzüglich schöne Treppe führte zum zweiten Geschoß, in welchem sich über dem Portale eine kleine Kapelle befand, mit einem Altare, einer gewölbten

---

1) Bratring, Grafsch. Ruppin S. 311. . 388.
2) A. a. O. S. 388.

Decke und verschiedenen in Stein gehauenen Bildsäulen der Grafen ausgeziert [1]). Sie war der heiligen Anna gewidmet, und diente der gräflichen Familie zu den täglichen Messen. Am südlichen Ende des linken Flügels stand die ansehnliche Schloßkirche. Das Ganze machte auf den Beschauer einen mächtigen und großartigen Eindruck, der selbst unsere Quitzows imponirte, und ihnen das Geständniß abzwang, kaum ein schöneres Schloß gesehen zu haben.

Sie wurden von der gräflichen Familie freundlich empfangen und eingeladen, auf der Burg zu wohnen, was sie gern annahmen. Noch heute machten sie ihre Geschäfte mit den Grafen ab, die ziemlich einfach waren, und blieben am nächsten Tage, dem Himmelfahrtsfeste, im Schlosse, wo sie mit der gräflichen Familie dem Gottesdienste beiwohnten. Heute wurde die große Osterkerze ausgelöscht, als ein Zeichen, daß der Herr nun nicht mehr auf Erden wandle. Da ihre Geschäfte unsere Quitzows indessen noch weiter führten, so verließen sie am nächsten Morgen das Schloß, beurlaubten sich bei den Grafen, und zogen nach der Stadt Lindow, anderthalb Meilen östlich von Ruppin gelegen, und zwar zwischen dreien Seen.

Wedego von Quitzow auf Rühstädt hatte an die Aebtissin des Prämonstratenser Nonnenklosters in Lindow, Frau Agnes, die Urbede von Lindow für 100 Schock verpfändet [2]), wobei unsere Quitzows nicht ganz unbetheiligt waren, und um ihre Rechte zu wahren, hatten sie persönliche Verhandlungen dem schriftlichen Verfahren vorgezogen. Das Kloster war eines der reichsten in hiesiger Gegend, und besaß außer der Stadt Lindow 18 Dörfer und 20 wüste Feldmarken, wovon 36 Nonnen und ein Propst sehr bequem und gemächlich lebten [3]). Es hatte eine sehr schöne Lage auf einer Landzunge, die sich ganz in den Wetzsee hineinzog. Die Gebäude waren groß und von edler Bauart. Der zusammenhängende Klosterhof mit allen seinen Kreuzgängen imponirte durch einen ansehnlichen Umfang. Die Klosterkirche, welche zugleich die Stadtkirche war, hatte 44 Schritt Länge und 12 Schritt Breite. Zwischen den eigentlichen Klostergebäuden

---

1) A. a. O. S. 390.
2) Preuß. Brandenb. Miscellen. Bd. II. S. 68. 70.
3) A. a. O. S. 58.

und der Stadt lag der Wirthschaftshof, und auf der nördlichen Seite neben dem Kirchhofe eine Kapelle und mehrere Häuser für Dienstleute [1]).

Dietrich und Johann ließen sich bei der hochwürdigen Frau Agnese melden, und wurden vorgelassen. In Gemeinschaft mit dem Propste wurden die Geschäfte verhandelt, und endlich zu beiderseitiger Zufriedenheit abgemacht. Da sie weiter in Lindow nichts zu suchen hatten, so ritten sie noch heute nach Alt-Ruppin zurück. Doch mochten sie die Grafen nicht abermals mit einem Besuche belästigen, gingen deshalb nach Neu-Ruppin, und kehrten in eine Herberge ein.

Es war noch früh; sie machten darum einen Besuch bei dem Bürgermeister Jobst Witte, mit dem noch einiges zu verhandeln war. Als sie Abends zu Hause kamen, fanden sie ihre Stuben erbrochen und mehrere ihrer werthvollsten Sachen waren verschwunden. Die Knechte hatten nichts davon bemerkt, auch der Herbergswirth und seine Leute wußten darüber keine Rechenschaft zu geben. Aber der Wirth war in großer Bestürzung, denn es war ihm seit einiger Zeit schon mehrmals begegnet, daß seinen Gästen Sachen entwendet worden waren, und er fürchtete nicht mit Unrecht für den Ruf seiner Herberge.

Es ist ein wahres Unglück, sprach er, seit längerer Zeit schon wird hier in Neu-Ruppin gar viel gestohlen, aus Häusern und selbst aus Kirchen, aber Niemand weiß, wo es bleibt. Die Obrigkeit hat sich schon viele Mühe gegeben, um die Diebe auszumitteln, die gar sehr verschlagen sein müssen; die ganze Stadt ist empört darüber, und selbst die einzelnen Bürger haben gethan, was möglich ist, um die Diebe heraus zu kriegen. Schickt nur sofort einen eurer Leute zum Viertelsmeister, und laßt eine Anzeige von dem Diebstahle und von dem gestohlenen Gute machen.

Es geschah. Johann beschrieb dem Knechte, was sie vermißten, und dieser begab sich fort.

Man hat, fuhr der Herbergswirth fort, schon bei Vielen Haussuchung gethan, welche man in Verdacht hatte, daß sie vielleicht nicht ganz unschuldig bei allen diesen Diebstählen gewesen wären. Man hat sie überrascht, aber dennoch nichts gefunden. Gnade

---

[1]) A. a. O. S. 67.

Gott dem, der entdeckt wird. Ich selber gäbe ein Ansehnliches drum, und wollte mir's was kosten lassen. Erst ganz vor Kurzem war einer hier, der verstand die Kunst, das Sieb laufen zu lassen. Er hat seine Kunst gemacht, und ich habe ihm dafür bezahlt, aber hat er nichts herausgebracht.

Dietrich Schwalbe. J, hat er es auch recht gemacht? Das versteht nicht ein Jeder.

Der Wirth. Er nahm eine Zange, faßte sie nur mit zwei Fingern an, und legte ein Sieb darauf. Dann sprach er gewisse Gebete, und nannte die Namen derer, auf welche wir Verdacht hatten. Nun hätte es bei dem Namen des Schuldigen wackeln oder zittern, oder auch wohl gar sich drehen sollen, aber es blieb still liegen [1]).

Dietrich Schwalbe. Das glaub' ich wohl. Da wird es sich auch nie drehen, denn das ist ganz falsch gemacht. Seht, ihr müßt eine Zange nehmen, so groß, daß man ein Sieb, welches aber ererbt sein muß, damit zu beiden Seiten des Randes anfassen kann. Mit ihr wird es so in die Höhe gehoben, daß das Netz des Siebes eine gerade Wand bildet, und zwei Personen müssen die Zange fassen und zusammen drücken, doch bloß mit dem Mittelfinger der Hand. Darauf macht der Meister die Beschwörung, und sagt: Dies, mies, jeschet, benedoefet, dowima, enitemaus. Dann nennt er die Namen der verdächtigen Personen, und sobald der Name des Diebes genannt wird, dreht sich das Sieb um [2]).

Der Wirth. Nun, da kannst du gleich den Versuch machen, ob die Sache geht, und du den Dieb heraus bringst.

Dietrich Schwalbe. Ja, wenn ich nur gewiß wäre, daß mein Spruch der rechte ist, und keine falschen Wörter darunter sind, denn alsdann geht es nicht. Ich habe es bei einer andern Gelegenheit schon einmal probirt, und nichts heraus gebracht. Aber so viel ist gewiß, euer Meister hat die Sache ganz falsch angefangen, da wird es nun und niemals Etwas.

Der Wirth. Wir haben uns auch schon Mühe gegeben, den berühmten Stein zu bekommen, durch welchen man sich un-

---

1) Schauplatz ungereimter Erzähl. Th. II. S. 183.

2) Tract. de Spec. Magiae in Cornel. Agrippae Op. Schauplatz ungereimter Erzählungen. Th. II. S. 182.

sichtbar machen kann. Denn seht einmal, wenn man solchen Stein hat, so müßte es doch mit dem Deixerl zugehen, wenn man den Dieb nicht ertappen sollte. Man sähe unsichtbar mit aller Bequemlichkeit zu.

Johann. Nun, und ihr habt den Stein bisher noch nicht erhalten?

Der Wirth. Nein, vor drei Monden war ein Mensch hier, der wollte mir ihn gewiß schaffen, und ich habe ihm auf zwei Wochen Herberge gegeben und gefüttert, aber er konnte ihn nicht kriegen.

Dietrich Schwalbe. Wie fing er es denn an?

Der Wirth. Seht einmal, der Stein ist nirgends anders, als in einem Zeisigneste zu finden, aber versteht wohl, nicht in jedem. Auch kann ihn kein Mensch darin antreffen, sondern nur ein Vogel, und es hält schwer, ihn von diesem zu kriegen, denn so wie er ihn in den Schnabel nimmt, ist er ja unsichtbar, das begreift ein Kind. Wie soll man denn einen unsichtbaren Vogel fangen? Nun fing mein Meister das ganz pfiffig an. Er stieg hinauf zu einem Rabenneste, und langte sich einen jungen Raben heraus. Ihr hättet die Alten sehen sollen, die wollten ihm die Augen aushacken. Aber er wehrte sich tüchtig, und erwürgete den jungen Raben, den hing er dann todt neben dem Neste auf. Dann müßt ihr wissen, der Rabe kann das nicht mit ansehen, daß eines seiner Jungen ihm da immer todt vor dem Neste und vor seinen Augen baumelt. Er versucht anfangs, ihn los zu machen, und den Faden zu zerbeißen und zu zerreißen, der darum recht stark sein muß. Wenn er nun findet, daß das nicht geht, dann fliegt er umher, und durchsucht die Zeisignester, ob er nicht den Stein der Unsichtbarkeit finde. Hat er ihn endlich, so steckt er ihn dem todten Jungen in den Schnabel, und nun braucht man nur hinauf zu steigen, und ihn herunter zu holen [1]).

Johann. Man sieht ja aber den todten Vogel nicht.

Der Wirth. Ei der Tausend, ich habe vergessen zu sagen, daß man dem todten Vogel einen rothen Faden ums Bein bindet, der bis zur Erde reichen muß. Der Faden wird dann nicht unsichtbar, und wenn man den in der Luft hängen sieht ohne den Vogel, dann weiß man, was es an der Zeit ist.

---

[1]) Schauplatz ung. Erz. Th. II. S. 754.

Dietrich. Nun, was wurde denn aus eurem Versuch?

Der Wirth. Der todte Vogel blieb neben dem Neste hängen, und wurde nicht unsichtbar, denn der alte Rabe konnte damals in hiesiger Gegend den Stein in keinem Zeisigsneste finden.

Dietrich Schwalbe. Wer die Kunst recht versteht, kann den Stein auch mit einem Spiegel im Zeisigsneste entdecken und erhalten. Es giebt noch einen andern Stein, den Stein Quirim, der könnte euch auch sehr nützlich sein. Man findet ihn im Neste der Wiedehopfen, aber er ist schwer zu finden [1]). Wenn man ihn einem Menschen unter den Kopf legt, wenn er schläft, so muß er im Schlafe alles ausplaudern, was er auf dem Herzen hat. Denkt einmal, wenn ihr ihn da anwenden könntet, wo ihr Verdacht habt!

Der Wirth. Was hilft es, wenn man ihn nicht hat. Schafft ihn herbei, ihr könntet reich werden. Ich habe auch schon einmal einen Franciscaner angenommen, der hat mir den 109. Psalm zehnmal hinter einander herbeten müssen, dann soll sich der Dieb auch selbst melden, aber es hat alles nichts geholfen [2]). Wüßte ich nur, wer es wäre, ich ließe ihn todtbeten, obgleich es viel Geld kostet. Denn seht einmal, wenn ein Franciscaner diesen Psalm alle Morgen und Abend ein ganzes Jahr lang betet, dann muß der, gegen wen er betet, sterben; aber läßt er es auch nur einmal ausfallen, dann stirbt er selber. Die Sache ist daher kostbar [3]).

Dietrich. Muß es denn gerade ein Franciscaner sein?

Der Wirth. Ja, wer kann denn sonst den Psalm beten oder lesen, als ein Mönch oder ein Geistlicher, und wer kann die Sache sonst so regelmäßig abwarten? Die andern Mönchsorden sind zu vornehm, und ein Franciscaner thut's am wohlfeilsten. Aber was hilft's? Wir wissen ja nicht, wer es ist?

Dietrich Schwalbe. Ei, wenn wir das wüßten, wollten wir ihn wohl geschwinder klein kriegen, als erst in Jahresfrist, und auch wohlfeiler.

Der Knecht kam von dem Viertelsmeister zurück, und brachte

---

1) A. a. O. Th. III. S. 255.

2) A. a. O. S. 237. Buddaeus de atheismo et superstitione cap. 9. §. 2 in notis.

3) Epist. viror. obscuror.

die Nachricht, die Herren möchten sich einstweilen beruhigen, man hoffe den Dieben auf der Spur zu sein, und vielleicht schon morgen den Thäter zu entdecken.

Der andere Tag brach an, und die Quitzows beschlossen, ihn noch in Ruppin zu verleben. Vormittags gerieth die ganze Stadt fast in Aufruhr. Man hatte ziemlich sichere Spuren erhalten, nach welchen die bei den zeitherigen Kirchendiebstählen und Hausdiebereien entwendeten Sachen noch in Ruppin sein mußten. Es war daher eine neue Haussuchung angeordnet worden, die eben jetzt im Gange war. Bei dieser kam man auch in ein Haus, in welchem ein Geistlicher Namens Jakob Schildecke gewisse Zimmer inne hatte, wahrscheinlich miethsweise. Da die Häuser der Geistlichen bei solchen Durchsuchungen frei waren, so läßt sich vermuthen, daß er hier nicht wohnte, und daß man vielleicht zufällig, vielleicht auch durch eine Spur geleitet, hinein gedrungen war. Man fand darin eine Anzahl großer Kisten, und als man sie öffnete, sehr viel goldene und silberne Sachen nebst vielen anderen Dingen, welche sämmtlich als gestohlenes Gut erkannt wurden. Dies machte ein ungeheures Aufsehen, und die schon lange genährte Erbitterung hatte nun unverhofft ein eben so wenig vermuthetes Ziel gefunden. Man ergriff den Geistlichen in seinem geistlichen Habit, und ohne sich an diesen und seine Tonsur zu kehren, warf man ihn in's Gefängniß. Dies war ein großer Gewaltstreich, und gegen alle damals bestehenden Gesetze, nach welchen man ihn der bischöflichen Gerichtsbarkeit überliefern mußte. Wann aber hat eine aufgereizte Menge ein anderes Gesetz, als das ihres Willens anerkannt? In der allgemeinen Erbitterung kam man nicht einmal auf diesen Gedanken. Für unsere Quitzows war die Sache wichtig genug, ihre Abreise zu verschieben, um so mehr, als sie mit Recht hoffen durften, ihr gestohlenes Gut wieder zu erlangen. Man sprach den ganzen Tag von nichts anderem. Gewiß hatte der Geistliche die Diebstähle nicht allein vollbracht, allein man hatte nun doch einen Thäter, durch welchen allenfalls mehr zu erfahren war. Am ersten Tage läugnete Jakob Schildecke jede Mitwissenschaft. Ueber Nacht war ihm aber besserer Rath gekommen. Graf Ulrich hatte sich eingefunden, um über den Gefangenen Gericht zu halten; auch seine Räthe stellten sich ein, und das Gericht wurde nach der Sitte der Zeit öffentlich unter freiem Himmel vor dem Rathhause ge-

halten. Der Verbrecher gestand ein, daß er seit längerer Zeit nicht bloß gemeine Diebstähle, sondern auch Kirchenraub begangen habe. Hierauf wurde das ganze Volk durch Glockengeläut zusammen berufen, und mit den Geständnissen des Verbrechers bekannt gemacht. Nachdem er sich nochmals als schuldig des Verbrechens bekannt hatte, und die Räthe, Richter und Schöppen des Gerichts in üblicher Form das Urtheil gesucht hatten, erklärten sie ihn des Nachtdiebstahls und Kirchenraubes schuldig, und damit den schimpflichsten Tod, nämlich den des Hängens, verwirkt zu haben. Das ganze Volk war mit diesem Urtheile sehr zufrieden. Der Verbrecher wurde, wie vorher, mit auf dem Rücken gebundenen Händen vorgeführt, das Urtheil wurde ihm vorgelegt, und der Graf nebst dem Bürgermeister befahlen, es auszuführen. Darauf mußten die Bürger das Loos mittelst der Würfel werfen; es traf zwei derselben, Koppekin Königsberger und Henning Kelber, durch welche er, nachdem man ihn zum Galgen gebracht hatte, sofort aufgehängt wurde. Eine Handlung dieser Art hatte damals nichts Entehrendes, wo sogar Fürsten sie nicht scheueten [1]).

Nachdem er todt war, kam man endlich zur Besinnung. Die übrigen Geistlichen der Stadt fingen mächtig an zu toben, und verkündigten sofort, daß die Stadt mit dem Banne belegt werden würde. Man überzeugte sich leicht, daß dies nur zu wahrscheinlich sei, und ließ den Kopf gar sehr hängen, denn nothwendig gingen daraus eine Menge von Uebeln für die Stadt hervor. Allein man konnte den Todten nicht wieder lebendig machen, und hätte es aus Erbitterung gegen ihn wohl nicht einmal gethan, selbst wenn es möglich gewesen wäre. Es blieb nichts übrig, als über sich ergehen zu lassen, was da kommen wollte.

Die Quitzows erhielten noch an dem nämlichen verhängnißvollen Tage ihr gestohlenes Gut zurück, und brachen am andern Morgen früh von Ruppin auf. Sie nahmen denselben Weg, den sie gekommen waren; allein von Metzelthin aus verließen sie ihn, und gingen über Büchwitz nach Neustadt an der Dosse. Es war dies ein sehr unbedeutendes Städtchen, welches Lippold von Bredow gehörte, woran aber die von Rohr den vierten Theil hatten.

---

[1]) Dietrich, hist. Nachricht von den Grafen zu Lindow S. 83. 84. Bratring, die Grafschaft Ruppin S. 184. (In letzterem nicht ganz richtig).

Auf dem Burgwalle bei der Stadt besaß Lippold ein Schloß, doch hatten die von Rohr auch eine Wallstelle, und den vierten Theil von der dabei befindlichen Mühle [1]). Lippold stand mit den Grafen von Ruppin in Unterhandlungen wegen des Verkaufs dieser Besitzung, welche schon seit einiger Zeit Lust bezeigt hatten, sie zu erwerben, und war mit seiner Familie eben hier anwesend. Dietrich hatte in Bezug auf seinen Schwiegervater einiges mit ihm zu verhandeln, dessen Güter früher zur Niederlausitz gehört hatten, dann von Kaiser Karl IV. zur Mark gelegt worden waren, und jetzt von Jobst bei dessen Besetzung der Niederlausitz wieder zu dieser gerechnet wurden. Da die Quitzows ihn von Dietrichs Hochzeit her kannten, so durften sie hoffen, gut aufgenommen zu werden.

So war es denn auch, und beide fühlten sich bald bei ihm recht heimisch. Er hatte sich auf einige Wochen hierher geflüchtet, um einmal entfernt von dem wirren Treiben seines hohen Amtes seiner Familie leben zu können, und diese war hier fast vollständig versammelt. Seine alte Mutter, die Wittwe des Ritters Copekins von Bredow, Namens Elisabeth, deren Wittwensitz das Dorf Vehlefanz war, und welche sonst in Cremmen lebte [2]), hatte die Reise nicht gescheuet, und war, ungeachtet sie hoch in den siebenziger Jahren war, noch rüstig und kräftig genug. Sein Bruder, Peter von Bredow, bis vor Kurzem auf Schloß Friesack wohnhaft, war ebenfalls anwesend, nicht aber sein zweiter Bruder Matthias auf Heiligensee. Dagegen waren seine drei Kinder hier, Matthias der älteste, jetzt 17 Jahr alt, und seit kurzem in Diensten der Grafen von Lindow und Herren zu Ruppin, Agnes, jetzt 15 Jahr und Achim, noch nicht 7 Jahr alt. Ritter Lippold, obgleich erst 53 Jahre, war doch bedeutend gealtert; sein Gesicht verrieth die Spuren der Sorgen und Anstrengungen, welchen er in seiner Stellung nicht entgehen konnte, und so sehr er sich bemühte, heiter und freundlich zu sein und zu scheinen, so wenig konnte er doch verbergen, daß ihn Kummer drücke.

Unseren beiden Freunden fiel dies auf, und Lippold entging es nicht, daß sie es merkten. Er trat ihnen deswegen offen ent-

---

1) Bratring, die Grafschaft Ruppin S. 471.
2) Gerken, Cod. diplom. VI. p. 479. 522.

gegen und sprach: Lieben Freunde, wundert euch nicht, mich mitunter finster zu sehen, und weniger freundlich, als ich es selber wünschte; aber seid überzeugt, daß mir nichts mehr leid thun würde, als wenn dies eure eigene Heiterkeit verstimmen sollte, oder gar, wenn ihr glauben solltet, euer Besuch machte mir nicht Freude. Sehet, ich habe so gar vieles, das nicht ist, wie es sein sollte, — wenn auch Gott sei Dank nicht in meiner Familie, — daß ihr es wohl natürlich finden werdet, wenn zuweilen eine Wolke des Unmuths durch meinen Sinn dahin fliegt. Ich soll gar zu Vielen viel sein, und überall sind mir die Hände gebunden. Mehr kann ich euch für jetzt nicht sagen; aber vielleicht findet sich weiterhin noch Gelegenheit und Veranlassung, mit euch über dies und jenes zu plaudern, was sich wohl um so leichter thun wird, als ihr ja nicht meines Herren Mannen seid.

Dietrich. Aber es wohl gern werden möchten.

Lippold. Wie, habt ihr Herrn Jobsten so lieb?

Dietrich (lachend). Nein wahrhaftig nicht, und wenn es geschieht, so geschieht es gewiß nicht seinetwegen.

Lippold. Seit langer Zeit höre ich wieder zum erstenmale von tüchtigen Leuten den Wunsch aussprechen, sich bei uns überzusiedeln. Ei, das thut mir ordentlich wohl. Nun wer weiß, dazu würde sich ja Rath finden, und wir sprechen wohl noch darüber. Für jetzt laßt's euch wohl sein in meinem Hause, und seid überzeugt, daß ihr euch unter redlichen und wohlmeinenden Freunden befindet.

Man folgte seinem Rathe, und da Niemand viele Umschweife machte, so befand man sich bald mit allen Familiengliedern auf einem behaglichen Fuße. Wunderbar still aber war Johannes geworden, und ganz in sich vertieft. So oft es nur die Schicklichkeit erlaubte, hatte er seine Augen auf Agnes gewendet, welche im Zimmer anwesend, wohl bemerkte, wie emsig sie beobachtet wurde. Er hatte sie schon auf der Hochzeit seines Bruders gesehen; obgleich sie damals noch ein Kind war, hatte das überaus liebliche Gesicht, auf welchem sich die reinste Unschuld und weibliche Milde abspiegelte, einen unverlöschbaren Eindruck auf ihn gemacht. Es giebt Kindergesichter, über welche ein unendlicher Zauber von Anmuth ausgegossen ist; unwillkührlich ist man genöthigt, sich in ihrem Anschauen zu verlieren, und wendet nur ungern das Auge hinweg, um es bei der ersten Gelegenheit

wieder darauf zu richten. Es liegt ein ſolcher Himmel von Güte, Sanftmuth, Unſchuld und Naivetät darin, daß man mit der Betrachtung nimmer fertig zu werden glaubt. So war es Johannes mit Agnes von Bredow gegangen. Er hatte ſich noch lange des Zaubers erinnert, den damals dies reizende Geſicht auf ihn ausgeübt hatte, in welchem ihn, er wußte nicht was, ſo tief angezogen hatte. Jetzt ſtand ſie wieder vor ihm, aber in holder erröthender Jungfräulichkeit, weiter ausgebildet, als ihre Jahre dies hätten vermuthen laſſen, und das Geſicht verſchönt durch den namenloſen Reiz hold erblühender Weiblichkeit und feinen gefühlreichen Ausdrucks. Damit verband ſich eine edle Geſtalt, die, zwar noch in der Ausbildung begriffen, ſchon jetzt die Gewähr leiſtete, daß ihr jene reizende Fülle, welche das Ebenmaaß und die plaſtiſche Schönheit der Form verlangt, in kurzer Zeit nicht fehlen werde. Ueber das ganze Weſen war eine ſolche Weichheit und Geſchmeidigkeit in Umriſſen, Haltung und Bewegung ausgegoſſen, daß das Auge mit Vergnügen die innigſte Harmonie zwiſchen dem Ausdrucke des Geſichts und der Geſtalt gewahr wurde, und von neuem Zauber gefeſſelt, in der Vergleichung nicht ermüdete.

Ritter Lippold bat, daß man ſich eine Viertelſtunde ohne ihn behelfen möge, da einige Geſchäfte ihn abriefen. Die Zurückbleibenden nahmen Platz, und Agnes griff zur Spindel, die ſie überaus graziös behandelte.

Es freut mich recht, fing endlich Johannes zu ihr gewendet an, euch holde Jungfrau wiederzuſehen, und die Bekanntſchaft mit euch erneuern zu können, wenn ihr euch anders meiner noch von Berlin her erinnert.

Agnes. O wohl erinnere ich mich deſſen, es iſt ja noch nicht ſo gar lange her.

Johann. Das wohl nicht; aber es waren der Männer ſo viele, daß es wohl zu entſchuldigen wäre, wenn ihr mich gar nicht bemerkt hättet.

Agnes. Den Bruder des Bräutigams wird doch wohl Niemand unbemerkt laſſen. Mich wundert nur, daß ihr mich wieder erkennt, denn ich war noch gar jung, und ein bloßes Kind.

Johann. Ei, holdſeliges Fräulein, wer euch einmal ſah im Leben, der vergißt euch nicht.

Agnes wurde wie mit Purpur übergoſſen, ſie wollte auf-

blicken, schlug aber sogleich die Augen wieder nieder und sprach: ich weiß nicht, wie ihr dazu kommt, mir das zu sagen.

Johann. Verzeiht, wenn ich etwas sprach, das ihr nicht gern hört, obschon ich auch nicht mehr gesagt habe, als was wahr ist.

Die alte Elisabeth. Ja, ja, ihr habt recht; seht, sie ist von jeher mein Goldpüppchen gewesen, und wenn sie so schmuck ist, habe ich auch mein Theil daran, denn ich habe sie gehüthet, wie meinen Augapfel, und ich habe immer gesagt: laßt die nur einmal groß werden, nach der werden die Mannsbilder einmal kucken!

Agnes. O liebe Großmutter, was sprecht ihr da!

Elisabeth. Na, willst du das läugnen? Was? Habe ich das etwa nicht gesagt? Sprich, ist das nicht wahr?

Johann. Ihr habt gewiß immer große Liebe zur Jungfrau getragen?

Elisabeth. Ach, ich sage euch, vielmehr noch als ihre Mutter. Ja, ich habe sie gepflegt, als sie noch so klein war, daß sie da in eurem Schuh hätte liegen können, und habe Tag und Nacht neben ihrer Wiege gesessen, daß sie nicht ausgetauscht und verwechselt wurde. Ja ja, seht sie nur an, sie ist es noch selbst, und keine andere. Ach, die Mutter hat so nicht darauf Acht gegeben, nun freilich, sie wußte ja, daß ich da war. Und als sie krank wurde an den Zähnen, da habe ich sie gepflegt, und habe ihr Kräuter um den Hals gebunden, und sie hat alle Zähne gut bekommen. Darauf wurde sie wieder krank an den Augen, daß wir dachten, sie würde erblinden. Da hab' ich Tag und Nacht auf meinen Knieen gelegen und zur heiligen Ottilia gebetet, denn die ist gar mächtig bei Augenkrankheiten, und es hat wieder geholfen, nun seht einmal, was sie für schöne klare Augen hat, na Agnes, so mache sie doch auf, daß sie der junge Herr ansehen kann. I wer wird denn roth werden, die Augen kann man einem jeden Christenmenschen zeigen, wenn er keinen bösen Blick hat, ohne sich zu schämen. Aber sie ist auch immer ein gutes Kind gewesen, und folgsam; bloß beim Spazierengehen, da —

Agnes. Aber liebe Großmutter, unsere Gäste langweilen sich dabei.

Dietrich. O ganz und gar nicht. Fahrt nur fort, werthe Frau.

Agnes wollte sich entfernen; aber Elisabeth kam dem zuvor. Siehst du wohl, sprach sie, sie hören gern zu, nun lauf du mir nicht weg, sondern setz dich dahin, und höre, wie du mir manchmal Angst gemacht. Ja, beim Spazierengehen, da lief sie gar zu gern in das Korn und versteckte sich darin. Na, wer konnte denn so einen kleinen Kniehoch darin sehen? Seht, da hab' ich oft große Angst ausgestanden, daß die Roggenmuhme [1]) sie mir einmal wegfischen würde, und dann hätte ich sie nimmer wieder gekriegt. Da schrie ich denn: Agnes, Agnes! — aber sie antwortete erst nicht, bis sie endlich rief: hier, und wenn ich kam, dann that sie, als ob ich die Roggenmuhme wäre, entfloh mir, und versteckte sich abermals. Einsmals, da war —

Agnes. Liebste Großmutter, ich bitt' euch, laßt es gut sein. Ihr beschämt mich.

Elisabeth. Ei was, du hast niemals etwas gethan, worüber du dich zu schämen hättest, und das ist Ziererei, die ich einmal nicht leiden kann. Laßt euch dadurch nicht abhalten, ihr Herren, zuzuhören, denn es macht mir immer Freude, zu erzählen, und am liebsten erzähle ich jungen Männern, die das Alter gebührend ehren, und auch von einer alten Frau noch was lernen zu können glauben. Fünf und siebzig Jahr ist ein schönes Alter, — und darin kann man schon was erfahren. Aber, was wollt' ich doch gleich erzählen, — ja, was war es denn? — Ist es mir doch ganz entfallen.

Johannes. War es vielleicht von eurem seligen Ehegemahl?

Agnes warf ihm einen dankbaren Blick zu, und sprach: ihr könntet ja einmal erzählen, wie Markgraf Ludwig euren sel'gen Herrn in seine Familie aufnahm und in seinen Schutz mit dem Schlosse Plote.

Elisabeth. Das ein andermal, das war's aber nicht. Hm, daß mir auch das entfallen mußte, und nun will mich keiner darauf bringen. Wovon sprachen wir denn? Ach, ihr meint's alle nicht ehrlich; da sitzen sie nun, und lassen eine alte Frau sich mit ihrem Gedächtniß abquälen, daß es eine Schande ist. Wäre nur Lippold dabei gewesen, der würde es schon wissen.

---

[1]) Ein bloß in der Mark bekanntes Gespenst. Schauplatz unvernünftiger Erz. Th. I. b. S. 433. 434.

Ihr junges Volk habt gar kein Gedächtniß, und vergeßt alles, so wie man es euch gesagt hat. Und auch du Agnes, du vergißt auch, was deine Großmutter —

Agnes. (Küßt ihr die Hand.) Für mich gethan hat, und wie sie mich liebt? O niemals, mein Großmütterchen, niemals.

Elisabeth. Kleine Schmeichlerin. Ja, so ist sie, man kann ihr gar nicht böse werden, wenn man auch einmal möchte. Ich will's euch nur voraus sagen, ihr werdet sie alle beide sehr lieb gewinnen, denn ich habe schon oft gedacht, wenn ich ein Mannsbild wäre, die müßte —

Indem trat Lippold herein und unterbrach das Gespräch, offenbar zu Agnes großer Beruhigung. So unbegrenzt auch ihre Verehrung für die alte wackere Frau war, so gern sie auch wahrscheinlich unter vier Augen mit ihr sprach, so war doch ihre Redseligkeit auf eine Bahn gerathen, welche Agnes ihren Gästen gern verschloß.

Das Gespräch nahm eine andere Wendung, und drehte sich insonderheit um die politischen Ereignisse der Zeit. Wir folgen ihm jedoch darin nicht, sondern fassen kurz zusammen, was wir von dem ferneren Aufenthalte der Quitzows in Neustadt zu berichten haben.

Sie blieben drei Tage daselbst, und befreundeten sich mit der wackeren Familie auf die innigste Weise. Johann ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, sich Agnes immer mehr zu nähern, und offenbar sah sie das nicht ungern. Dietrich vertrauete Herrn Lippold seinen Plan, sich nach der Mark überzusiedeln, und fragte ihn um seinen Rath. Lippold antwortete: Das Einfachste wäre, ihr ließet euch von Markgraf Jobst gegen Zahlung einer Pfandsumme mit irgend einem Schlosse belehnen, so bald ein solches erledigt wird. Allein so viel ich aus euren Reden bemerkt habe, liegt euch eben nicht viel daran, ruhig euren Kohl zu bauen?

Dietrich. Bewahre mich der Himmel. Ich denke in ritterlicher Weise zu leben und zu sterben, und für meine und des Landes Ehre wünsche ich zu wirken.

Lippold. Dann darf es nicht eben ein kleines Gut sein, das ihr in's Auge faßt, und Jobst giebt es gewiß um keine kleine Pfandsumme fort.

Dietrich. Darauf sollte mir es nicht ankommen, denn ich bin wohlhabend. Dagegen wünschte ich mir Wege geöffnet zu

sehen, nicht zu einem Hofamte, denn das begehre ich nicht, wohl aber zu Verbindungen mit den Edlen des Landes. Denn allein darin glaube ich gegen die Verderbnisse der jetzigen Zeit Heil zu finden.

Lippold. Ihr könntet wohl recht haben. Euer Name ist nicht unberühmt, aber wollt ihr meinem Rathe folgen, so thut zuvor noch Einiges, euren Ruhm zu vergrößern, daß Jobst aufmerksam auf euch werde. Dann, wenn dies geschehen, ist das sicherste Mittel, daß ihr gegen ihn handelt. Seid ihr ihm furchtbar geworden, so wird er euch zu gewinnen suchen, und dann habt ihr leichtes Spiel. Aber übereilt euch nicht, und macht ihm die Sache nicht zu leicht. Sie wird euch dann nicht mißlingen.

Dietrich. Habt Dank für diesen Rath. Ich denke, er soll gute Früchte tragen.

Nachdem die drei Tage verflossen waren, ritten unsere Quitzows von dannen, und schlugen den Weg nach Havelberg ein. Mein Plan ist gemacht, sprach Johann zu seinem Bruder, ich heirathe Agnes Bredow, oder keine.

Dietrich. Dein Gedanke ist nicht übel, aber auch mein Plan ist gemacht. Verfolge du den deinigen, wie ich den meinigen. Wir müßten uns schlecht kennen, wenn beide nicht zuletzt nach einem Ziele gehen sollten.

Johann. Wie, nach meiner Agnes?

Dietrich. Warum nicht gar. Damit hat dein Plan doch nicht sein Ende erreicht?

Johann. Vorläufig habe ich ihn noch nicht weiter ausgedehnt.

Dietrich. Nun, das Uebrige wird sich finden. Nur laß uns gemeinschaftlich handeln, und uns gegenseitig unterstützen. Nur in Verbindungen ist Heil zu finden, und die nächste und heiligste sei die zwischen uns beiden.

Johann. So sei es, unbeschadet den Verbindungen mit unseren Geliebten oder Frauen. Laß mich hören, was du beabsichtigst.

Dietrich theilte ihm mit, was wir zum Theil schon wissen. Unter Gesprächen darüber kamen sie in Havelberg an. Sie fanden den Bischof Johannes höchlich entrüstet über den vorgefallenen Frevel in Neu-Ruppin. Die Grafen und die Stadt hatten sich entschuldigt, daß sie den Geistlichen nicht aus Verachtung der

Kirchenfreiheit und der Rechte der Kirche, ſondern wegen ſchwerer und gräulicher Verbrechen, die er begangen, hätten aufhängen laſſen, und daß die Vergreifung an eine geiſtliche geweihete Perſon ihnen herzlich leid ſei [1]). Allein es hatte dies nichts geholfen. Johann hatte den Bannfluch über ſie ausgeſprochen, und es war bereits wegen der päpſtlichen Beſtätigung an den Papſt Bonifaz IX. berichtet worden. Die Quitzows mußten ihm ausführlich erzählen, wie es dabei zugegangen ſei, doch legte ſich ſein Zorn dadurch nicht, ſo ſtrafbar er auch den Prieſter fand. Für die Stadt war dies ein großes Unglück. Die feindlichen Nachbaren brauchten jetzt gar keinen Grund, ſie zu befehden, denn es war ſchon hinreichend, daß ſie gebannt waren. Kein Ruppiner war, ſo wie er aus den Thoren ging, ſeines Lebens ſicher; man lauerte ihnen auf, und fing ſie weg; in der Stadt waren alle Kirchen geſchloſſen, keine Glocke tönte, und ſelbſt den Sterbenden wurden die Sacramente verweigert. Man konnte weder Hochzeit machen, noch ein Kind taufen laſſen, und wer da ſtarb, durfte kaum auf eine Erlöſung aus dem Fegefeuer hoffen, wenn er nicht gar in Ewigkeit der Hölle übergeben wurde. Alles, was unſere beiden Quitzows durch ihre Entſchuldigung des Verfahrens bei dem Biſchofe bewirken konnten, beſtand darin, daß er verſprach, dem Papſte das reumüthige Bekenntniß der Ruppiner bald möglichſt zugehen zu laſſen, und zugleich die Bitte hinzufügen zu wollen, den Bann, ſobald es der heilige Vater thun könne, zu löſen, und darin hielt er Wort.

---

1) Dietrich, Nachrichten von den Grafen zu Lindow. S. 84.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

So langten denn unsere Quitzows auf Quitzhövel an, ohne dort etwas verändert zu finden, und das Jahr verging, ohne bemerkenswerthe Ereignisse, außer daß in der Nacht des S. Cäcilientages, den 22. Nov., ein unmäßiger Sturm wüthete, der Dächer abdeckte, und selbst Kirchthürme umwarf. Er that in dieser Gegend großen Schaden [1]).

Es war am Weihnachtsheiligabend, als Johann früh Morgens nach Kleetzke in Begleitung zweier Knechte ritt, und versprach, gegen Abend wieder da zu sein. Auch erwartete man, einem früheren Versprechen zu Folge, den jungen Matthias von Bredow zum Besuch.

Der Tag verging in allerlei Anstalten zum Feste. Dietrich hatte eine schöne Krippe bauen lassen, in welcher das Jesuskindlein schön geputzt lag, neben ihm stand Ochs und Esel, vor ihm Maria und Joseph, und darüber erglänzte der Stern. Ein Wilsnack'scher Drechsler hatte das Kunstwerk gefertigt, denn in Wilsnack wurden Rosenkränze und allerlei frommes Spielzeug angefertigt, und an Wallfahrer abgesetzt. Man malte auch Heiligenbilder auf Pergament, und einer dieser Künstler hatte dem Ganzen erst die rechte Farbe gegeben. Gold und Silber war dabei nicht gespart.

Auch den Christbaum, eine ziemlich hohe junge Kiefer auf einem Brette befestigt, mußten sie verzieren, und mit vergoldeten Aepfeln und Nüssen, wie mit geschnittenen bunten Netzen und Bändern behängen, zwischen welchen auf hervorspringenden Holzarmen Leuchtertüllen angebracht waren, die mit Wachslichten be-

---

1) Detmars, Chronik bei Grotuff. Th. I. S. 282.

ſteckt wurden. Um den Stamm wand ſich eine bunte Schlange von Pergament. Ein langer Tiſch wurde vor der Krippe aufgeſtellt, auf welchem der Weihnachtsbaum gar mächtig prangte.

Kaum war es dunkel geworden, als eine Rotte Jungen gegen das Schloß ſtürzte, und mit Hämmern wie unſinnig gegen die Fenſterladen ſchlug, wobei ſie aus vollem Halſe Guthyl, Guthyl ſchrieen. Es waren dies die ſogenannten Anklöpferlein, Jungen aus dem Dorfe, welche, nachdem man ihnen Aepfel hinausgelangt hatte, abzogen und dieſelbe Scene vor jedem Hauſe im Dorfe wiederholten. Eigentlich waren nur die drei nächſten Donnerſtage vor Weihnachten Anklöpferleinstage [1]). Da aber diesmal der Weihnachtsheiligabend auf den Montag fiel, und der Donnerſtag ſchon lange vorbei war, ſo wurde der Heiligabend mit dazu benutzt. Ihr Geſchrei hieß ſo viel als Gut Heil, und man bezog es auf das bevorſtehende Feſt. Urſprünglich aber war es ein heidniſcher Gebrauch; als das Chriſtenthum noch nicht eingeführt war, ſchnitten die Prieſter um die Zeit der längſten Nacht oder Mödrenecht (die Nachtmutter) die geheimnißvolle Miſtel von den Bäumen, welche gar große Kräfte hatte, weshalb ſie in den Augen des Volks auch noch ſpäterhin dem Weihwaſſer vorzuziehen war. Die Miſtel aber hieß Guthyl oder Gutheil, und das Volk holte ſich dieſe in der Nacht von den Prieſtern. Der Gebrauch erhielt ſich, und bekam, wie wir geſehen haben, in chriſtlichen Zeiten eine andere Deutung [2]). Statt der Miſtel reichte man Lebensmittel. Kaum war dies vorbei, ſo fingen die Glocken an zu beiern, und man begab ſich zur Weihnachtsvesper in die hell erleuchtete Kirche. Auch die meiſten Knechte und Mägde nahmen daran Theil, jeder mit einem Stümpfchen Licht verſehen. Die Kirche war ſehr voll, doch nicht voll Andächtiger, denn man ließ den Prieſter ſeine Gebete herſagen, ohne viel Notiz von ihm zu nehmen. So wie die Kirche aus war, begann das Beiern mit den Glocken von neuem, und wurde ringsum von allen Kirchthürmen beantwortet, die ganze Nacht hindurch mit geringen Unterbrechungen.

Als Dietrich mit ſeiner Mutter und Eliſabeth im Schloſſe angekommen waren, ſtellten ſich die Hirten des Dorfes ein, mit

---

1) Waſer, hiſt. diplom. Zeitbuch sub Anklöpferleinstag.
2) Walther, Singul. Magdeb. P. XII. p. 754.

ihren Hörnern versehen, der Pferdehirt, Kuhhirt, Schweinehirt und Schafhirt. Jeder hatte ein anders construirtes Horn, auf welchem verschiedene Töne hervorgebracht wurden, durch die man sie eben an ihrem Blasen unterscheiden konnte. Sie wurden vor die Krippe geführt, und bliesen hier alle vier zusammen, wie sie es gewohnt waren, wenn sie das Vieh zusammen riefen, kunstlos und wenig harmonisch, aber dennoch nicht ohne eigenthümliche selbst ergreifende Wirkung. Sie wurden beschenkt, und machten dann in den Häusern der Dienstleute, und hierauf im Dorfe ihren Besuch. Noch lange hörte man ihre Töne aus der Ferne herüber schallen.

Die Lichter auf dem Weihnachtsbaum wurden angesteckt, und Frau Elisabeth legte auf der langen Tafel ihre Geschenke zurecht, denn alle Dienstleute erhielten Weihnachten, der meistens fest bedungen war, und aus Leinwand, Tuch, Schuhwerk und dergleichen bestand. Aber auch für Dietrich, wie für seine Mutter, Conrad, Henning, und ihren Kleinen hatte sie etwas bereitet, und wußte dies gar schmuck und zierlich aufzustellen. Desgleichen wurde auch ein Raum für den noch abwesenden Johannes bestimmt, den man in jedem Augenblick erwartete. Da hörte man auf dem Flure ein wunderliches Grunzen und Brummen, schwerfällige Tritte naheten sich der Thüre, und gleich darauf wurde heftig dagegen gedonnert. Man öffnete sie, Elisabeth nahm den Kleinen aus dem Arme der Wärterin, und herein trat der Rumpknecht, eine fürchterliche Figur, ganz mit Pelz bedeckt, das Gesicht mit Ruß geschwärzt, und mit Ziegelroth aufgehöht, eine große abentheuerlich verzierte Pudelmütze auf dem Kopfe, und eine mächtige hier und da vergoldete Ruthe in der Hand. Auf seiner Schulter lag ein Stab, an welchem Aepfel, Nüsse und allerlei Bilder aus Pfefferkuchen hingen. Zwei weniger abentheuerlich ausstaffirte Figuren, welche seine Diener vorstellten, begleiteten ihn. Es waren Quitzow'sche Knechte, welche diese Rollen übernommen hatten, und auch im Dorfe den Bauern diesen Dienst leisteten. Schon zogen ihrer ein ganz Theil als Rumpknechte verkleidet im Dorfe umher.

Der hier zu Dietrich eingetretene brummte erst sehr grimmig eine Weile im Zimmer herum; dann trat er vor Elisabeth und grunzte den kleinen Dietrich wie ein Bär an. Der verstand den Spaß nicht, fing jämmerlich an zu weinen und versteckte sich

am Halse der Mutter. Hierauf reichte ihm der Rumpknecht einige Pfefferkuchen und Aepfel, dann stellte er sich mit schrecklichen Gebehrden vor den zwölfjährigen Conrad und den fünfjährigen Henning Quitzow: sie mußten ein Gebet hersagen, sonst setzte es Hiebe mit der Ruthe, und versprechen, daß sie artig sein wollten. Nachdem ihm ein Geschenk in seine Pelzkaputze geworfen, und er versichert hatte, daß er alle die auf dem Tische liegenden Sachen gebracht habe, zog er weiter. Die guten Voráltern empfanden die Weihnachtsfreude lebhafter, wenn erst etwas Angst und Schreck vorausgegangen war, und eine Ermahnung zur Artigkeit und Sittsamkeit, mitten zwischen Furcht und Freude eingeklemmt, wurde für sehr wirksam gehalten. Die Kinder versprachen alles, was man nur von ihnen verlangte, und selbst der störrigste Trotzkopf wurde nachgiebig, aber sie hielten nachher, wie immer, so viel als ihnen beliebte.

Nach dieser Scene beschenkte Dietrich seine Elisabeth, und empfing von ihr das Gegengeschenk. Dem Kleinen, obgleich er erst anderthalb Jahr alt war, wurden seine Herrlichkeiten unter den Weihnachtsbaum gelegt, und er schien über die vielen blanken Sachen eine gar mächtige Freude zu empfinden. Auch die Mutter Quitzow brachte ihre Geschenke dar, und hatte für den Kleinen reichlich gesorgt. Nicht minder erhielten Conrad und Henning ansehnliche Geschenke von der Mütter, dem Bruder und der Schwägerin. Dietrichs Schwester war nicht mehr im Hause, sondern schon vor neun Jahren an einen von Veltheim auf Schloß Harbke verheirathet. Johann fehlte noch. Darauf wurden die Dienstleute, Knechte und Mägde hereingerufen, und erhielten einzeln ihren heiligen Christ, wobei sie sich andächtig, d. h. mit frommen Gesichte, die Krippe und den Weihnachtsbaum beschaueten. Aepfel, Nüsse und Pfefferkuchen waren in reichlicher Menge gespendet worden.

So wie die Dienstleute wieder Küche, Ställe und Kammern erreicht hatten, wurden sofort die an diesem Abende und in dieser Nacht mehr als zu anderer Zeit üblichen Zauberstückchen und Wahrsagerexperimente vorgenommen. Dietrich Schwalbe war ein lebendiges Lexicon aller solcher Künste, und war höchst glücklich, wenn er irgend ein neues erfahren konnte. Er hatte deswegen schon den ganzen Nachmittag Anweisungen gegeben, und Vorschriften ertheilt; dann sah er überall danach, ob auch recht ver-

fahren würde, damit Schaden und Nachtheil von der Herrschaft und seinen Gesellen abgewendet werden möchte. Es fingen mit heute die geheimnißvollen zwölf Nächte an, gewöhnlich nur kurz die Zwölfen genannt, die wohl in Acht zu nehmen waren. Während derselben fliegt Frau Hare herum, in der Mark Frau Harke genannt [1]). Dies ist das Diminutiv von Hare, eigentlich Hareke, soviel als Harechen, ein Glaube, der selbst noch jetzt nicht ganz erloschen ist, obgleich schon zu Quitzow's Zeiten Niemand wußte, wer Frau Hare war, die in anderen Gegenden auch Here, Holda und Holle genannt wird. Der Name Hulda, die Huldvolle, bezeichnet wohl eben dies Wesen.

Auch dieser Glaube stammte aus den vorchristlichen Zeiten. Frau Harke, Hare oder Haro, war dieselbe Göttin, welche in anderen Gegenden Hertha genannt wurde. Sie war die große Mutter alles Ueberflusses, und das vier Wochen dauernde Julfest wurde damit begonnen, daß ihr Schweine geopfert wurden. Während der ersten zwölf Nächte flog sie umher, und hieß deswegen auch die „vlughende Frowe" oder die fliegende Frau, und man rief in den Zwölfen einander fleißig zu: „Frow Hera de vlughet" [2]). Man lud sie fleißig ein, in das Haus zu kommen, und durch Rauchfang, Luken und Fenster zu fliegen, um das Haus zu segnen; doch bestrafte sie auch Nachlässigkeiten und Versäumnisse, wo sie solche vorfand, und ihr Besuch war daher eben so erwünscht als gefürchtet [3]). Das Christenthum hatte den Glauben an ihre Erscheinung in den zwölf Nächten von Weihnachten bis groß Neujahr oder dem heiligen drei Königsfeste, auch des heiligen Obersten Tag genannt, nicht unterdrücken können. Nur war Frau Hare mehr eine Art von Gespenst geworden [4]).

Die Frauenzimmer versäumten in den zwölf Nächten niemals, ihren Flachs auf dem Spinnrocken in einen Knoten zu schlingen, und dafür zu sorgen, daß er noch vor Neujahr rein abgesponnen sei, weil Frau Harke sie sonst kratzt, bespeit oder besudelt. Viele Hausmütter bedauerten damals, daß Frau Harke

1) Walther Singularia Magdeb. P. XII. p. 768.

2) Gobellinus Persona Cosmodrom. aet. VI. apud Meibom rer. germ. T. I. p. 235.

3) Walther Sing. Magdeb. P. XII. p. 763.

4) ibid. p. 768.

nicht das ganze Jahr flog, denn während der zwölf Nächte behandelten die Mägde den Flachs sehr ordentlich. Die Knechte aber hackten der Frau Harke einen Keil zu ihrem Wagen, und legten ihn zu ihrem beliebigen Gebrauch auf die Schwelle. Wenn sie ihn nicht benutzte, wurde er späterhin bei gewöhnlichen Wagen verbraucht. Um diese Zeit hatten nicht nur alle wilde Thiere, Bären, Wölfe, Füchse, Luchse ꝛc. große Kraft, sondern auch die Wehrwölfe waren sehr zu fürchten, und man mußte sich vor ihnen hüthen. Es war daher gefährlich, in den Zwölfen einen Wolf zu nennen, denn der Wolf wird überaus böse, wenn man ihn bei seinem rechten Namen nennt, was übrigens auch noch jetzt bei vielen Menschen der Fall ist, die man vielleicht deshalb in alten Zeiten für Wehrwölfe gehalten haben würde. Besonders aber war kein Schäfer dahin zu bringen, in diesen Tagen das Wort Wolf in den Mund zu nehmen, weil seine Heerde dabei sehr schlecht weggekommen wäre. Der Knecht Michel Wolf auf Quitzhövel wurde daher in dieser Zeit von ihnen ganz ernsthaft nicht anders als Michel Unthier genannt.

Frau Harke machte in diesen zwölf Nächten die Witterung des ganzen Jahres [1]), und jeder einzelne Tag mit seiner Nacht zeigte der Reihe nach die Witterung eines jeden Monats an, weshalb es galt, genau darauf zu achten, und sie ins Gedächtniß zu fassen. Besonders wichtig war es auch, während dieser Zeit ja keine Hülsenfrüchte zu essen. Linsen, Bohnen, Erbsen, durften bis zum Obersten Tage nicht auf den Tisch kommen [2]).

Nachdem Dietrich Schwalbe alle diese Dinge den Knechten und Mägden ins Gedächtniß gerufen hatte, ging er hin, Kohl zu stehlen für das Rindvieh und die Pferde. Sie gediehen vortrefflich, wenn man sie in der Christnacht mit gestohlenem Kohl fütterte, denn das Vieh fraß in der Nacht, und nach dem allgemeinen Glauben legte es sich in dieser Nacht nicht nieder [3]). Dietrich Schwalbe war seinen Herren viel zu sehr ergeben, als daß er einen Buckel Prügel hätte scheuen sollen. Es war zwar Kohl genug im Schloßgarten zu finden; aber dieser wäre nicht gestohlen gewesen. Er kletterte daher behutsam bei einem Bauer

---

[1]) Colerus Hausbuch. Abthl. I. S. 111.
[2]) Walther Singul. Magdeb. P. XII. p. 769.
[3]) Colerus a. a. O. S. 113. Nr. 5.

über einen Zaun, und schnitt sich den Kohl ab. Es war übrigens gewiß, daß die Bauern wiederum im Schloßgarten Kohl stahlen; gar zu genau paßte man daher nicht auf.

Dietrich Schwalbe hatte sich eine Viehmagd mitgenommen, um den Kohl tragen zu helfen; als sie zurückgingen und am Hühnerhause vorbei kamen, mußte sie stark daran klopfen; es war der Hahn, der am ersten schrie, und Schwalbe verkündigte der Magd daraus zu ihrer großen Freude, daß sie noch in diesem Jahre heirathen werde, was nicht geschehen wäre, wenn zuerst eine Henne geschrieen hätte.

Wir können aber gleich noch eine zweite Probe machen, sprach Dietrich, da wir jetzt am Schweinstalle stehen. Schlage da auch dagegen, und paß auf, ob die alte Sau schreit, oder die Ferkel. Wenn's die alte Sau ist, dann ist's richtig.

Die alte Sau kreischte richtig auf, und die Viehmagd meinte, so vergnügt sei sie noch nie gewesen, als in dieser Christnacht. Nun können wir auch noch sehen, ob dein künftiger Liebster lang und dünn, kurz und dick, krumm oder gerade ist. Mach einmal die Augen zu, und nun zieh hier aus dem Holzhaufen eine Klobe heraus, lege aber erst dein Bündel ab. So, na nur dreist zugefaßt. Ha, das ist ein stämmiger Kerl, und verwünscht knorrig; ein bischen bucklig scheint er auch zu sein, doch nein, das ist ein Ast. Nun, das war gut.

Sie gingen nach den Ställen, um dem Viehe den Kohl vorzuschütten. Dann ging Dietrich hin, Ruthen für das Vieh zu schneiden, denn wenn man es mit den in dieser Nacht geschnittenen Ruthen, statt der Peitsche, schlug, so gedieh es besser.

Sehr lebendig ging es in den Stuben der Mägde und in der Küche zu. Man goß Blei, um aus den Figuren die Zukunft, besonders aber das Handwerk des künftigen Liebsten zu erfahren, setzte Häufchen von Asche und Salz, ließ Nußschaalen, mit kleinen Wachslichtern besteckt, auf Wasser schwimmen, nahm ein Erbbecken, und that Müll aus vier Winkeln des Hauses hinein, um aus dem Klappern die Lebensweise des künftigen Mannes zu erfahren. Man machte die Thüre auf, und warf rückwärts einen Schuh über den Kopf, man griff über die Schwelle, weil man glaubte, alsdann Haare zu ergreifen, aus deren Farbe man die Haare des Liebsten errieth, wo sich dann zuweilen wohl ein Knecht den Spaß machte, seinen Kopf hin zu halten. Andere

liefen hinaus, und schüttelten vor dem Schloß die Zäune, daß die Hunde anfingen zu bellen. Die Gegend, von woher das erste Hundegebell erscholl, war die, von woher der Freier kommen würde [1]). Eine von ihnen, die hübscheste von allen, hatte es besonders ernstlich gemeint; sie hatte sich heimlich auf ihr Zimmer geschlichen. Obgleich eine zweite darin schlief, so war diese doch in der Küche bei den übrigen beschäftigt, und sie allein. Sie mochte gar zu gern ihren künftigen Freier sehen, und wollte ihn persönlich erscheinen lassen, wozu ihr drei in dieser Nacht anzuwendende Mittel bekannt waren. Erst riegelte sie die Thür zu, setzte sich sehr ernsthaft hin, und betete das Vaterunser rückwärts. Darauf wartete sie sehr gespannt die Wirkung ab; da aber nichts erfolgte, so wiederholte sie es noch zweimal, aber mit nicht besserem Erfolge. Für diesen Fall hatte sie sich indessen vorgesehen, und alles Nöthige besorgt, um weitere Versuche zu machen. Ein Tisch wurde in die Mitte der Kammer gesetzt und gedeckt. Auf jede Ecke desselben stellte sie einen Teller, der den heut überall beliebten Grünkohl mit Wurst enthielt, und dessen Entwendung aus der Küche ihr wohl gelungen war. Hierauf sprach sie einen Vers, der, besonders zu dieser Ceremonie gemacht, die Bitte an den künftigen Liebsten enthielt, zu erscheinen, und ein Messer mitzubringen. Allein auch dies Mittel blieb ohne Erfolg. Höchst ärgerlich darüber räumte sie den Tisch ab, und setzte den Teller auf ihre Lade, um nun zu dem letzten Mittel zu greifen. Sie entkleidete sich völlig, selbst das Band aus ihren Haaren wurde abgelegt, ergriff dann einen Besen, und fegte die Kammer aus. Hierauf ergriff sie einen Waschlappen, und wusch den Tisch sauber ab. Die Sage behauptete, daß, wenn ein Mädchen, entblößt von allem Putze, ihr Kämmerchen säuberlich halte, so komme der Freier gewiß. Sie war aber noch mit dem Scheuern ihres Tisches beschäftigt, als plötzlich die Thüre durch ein Paar starke Stöße gesprengt wurde, und drei bis vier Knechte lachend und tollen Muthes herein stürzten. Einer hatte sie in die Kammer gehen sehen, und zuriegeln hören. Er vermuthete bald, daß sie etwas besonderes vor habe, rief seine Mitknechte, und man legte sich auf's Horchen. Eine Ritze verstattete, einiges zu sehen, bis

---

[1]) Walther Singularia Magdeb. P. XII. p. 767, 768. Schauplatz ungereimter Erzählungen. Thl. I. S. 83—86.

sie denn endlich der Sache, wie sie glaubten sehr witzig, ein Ende machten. Das arme Mädchen hatte bei dem ersten Stoße eilig einen Rock übergeworfen, ein Tuch übergeschlagen und sich neben ihrer Lade in einen Winkel gekauert. Aber im nächsten Augenblicke hatte der erste Eingedrungene, Michel Unthier, sie bereits in die Arme geschlossen, und küßte darauf los, wo und wie er konnte. Das brüllende Gelächter der Knechte rief mehr Leute herbei, und alle hatten sie mit ihrem erwarteten Bräutigam zum Besten, bis sich die Frauenzimmer ihrer annahmen, und Michel Unthier zurückdrängten. Wunderbarer Weise aber hatte das Mädchen auf ihn in diesem Zustande einen eigenen und sehr lebhaften Eindruck gemacht, und im nächsten Herbst heirathete er sie, so daß sich das Mädchen den Glauben nicht nehmen ließ, ihre Zaubereien hätten ihr wirklich den künftigen Liebsten zugeführt, worin sie denn so ganz nicht Unrecht hatte.

Es fiel allen auf, daß Dietrich Schwalbe nebst noch einigen Knechten bei dem Lärmen fehlten. Niemand wußte, wo sie hingegangen waren; allein ehe wir über sie berichten, müssen wir uns zuvor nach Johann von Quitzow umsehen, der noch immer vom Schlosse abwesend war, und dessen Ausbleiben ängstliche Besorgniß zu erregen anfing. Matthias von Bredow war ausgeblieben.

Johannes hatte seinen Weg zurück von Kleetzke über die Plattenburg genommen. Es war dies ein Schloß des Bischofs von Havelberg, mit dessen Hauptmann er noch einige Geschäfte zu besprechen hatte. Dieser war nach Havelberg geritten, und wurde erst in einigen Stunden zurückerwartet. Johann beschloß, so lange zu verweilen. Allein es wurde Abend, die beiden Stunden waren längst vergangen, und noch immer kam er nicht. Endlich war es 7 Uhr geworden, und Johannes wollte so eben zu Pferde steigen, als jener anlangte, und diesen mit auf seine Stube nahm. So wurde es 9 Uhr, ehe Johann von der Plattenburg aufbrechen konnte. Da er mit dem Wege bekannt war und zwei Knechte ihn begleiteten, war dies weiter nicht bedenklich.

Es war gelindes Frostwetter, die Erde gefroren, und leicht mit lockerem Frostschnee gepudert, den der Wind in den Furchen zusammen getrieben hatte, während alle Erhöhungen und Flächen sich entblößt zeigten. Der Himmel war zum Theil umzogen, doch blickten die Sterne hindurch, und verbreiteten mit dem schwachen Schneelichte

so viel Helligkeit, daß das Auge, wenn es sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, die nächsten Gegenstände ziemlich erkennen konnte. Der Weg führte fast ganz durch Wald, der die Reiter gegen den leise dahin strömenden Ostwind schützte. Es gab wenig zu sprechen, und unsere Reisigen zogen daher, wie die Carthäuser; endlich erreichten sie das Dorf Roddahn, und erfreuten sich an dem aus allen Fenstern erglänzenden Schimmer der Lichter und des Kaminfeuers; denn ungeachtet es auf Elfe ging, war doch noch Niemand zu Bette. Nicht selten tönte fröhliches Kindergeschrei und Gejauchze aus den Häusern, begleitet von dem lustigen Beiern der Glocken vom Kirchthurme. Erst jetzt fing es Johann an, festlich zu Muthe zu werden, und er sehnte sich nach Hause. Quitzhövel war nur noch eine halbe Meile entfernt. Mit Vergnügen dachte er an den ihm bevorstehenden Besuch des jungen Matthias, von dem er Nachrichten von Agnes zu erhalten hoffen durfte, und trieb sein Pferd zu rascherem Schritte. Zwischen Roddahn und Quitzhövel war der Wald sehr unterbrochen, ganze Strecken des Weges führten über waldlose Stellen, doch selbst am Tage beschränkten seitwärts liegende Waldstellen die Aussicht, jetzt, in der Dunkelheit, war ohnehin nichts zu sehen. Johann verlor sich in Träumereien und Gedanken an Agnes und seine Zukunft; sein Pferd machte sich das zu nutze, und schlenderte behaglich dahin. An der Stelle, wo der Weg nach Lennewitz im Walde den nach Quitzhövel kreuzte, nicht weit von letzterem Orte, bäumte sich Johann's Pferd plötzlich, und scheuete. Johann setzte sich fest, begütigte das Pferd, und wollte es vorwärts treiben, allein es machte Sätze, schnaubte und blieb auf dem Flecke. Als er genauer vor sich sah, bemerkte er, daß sich etwas mitten auf dem Kreuzwege bewegte und leise murmelte; er rief: wer da! erhielt aber keine Antwort. Ein wiederholter Ruf fruchtete eben so wenig, und Johannes befahl einem der Knechte, abzusteigen und nachzusehen, ob da vielleicht ein Mensch verwundet oder krank im Wege liege. Dieser ging behutsam näher, getrauete sich aber nicht, ganz dicht heranzutreten. So viel sah er, daß ein Mensch tief gebückt dort stand, sich langsam im Kreise drehete, murmelte, und mit der Hand abwehrend winkte. Plötzlich erschienen mehr Gestalten, welche die beschriebene umkreiseten und umsprangen. Das Licht einer Blendlaterne wurde jählings in der Hand einer dieser Gestalten sicht-

bar, die Pferde schreckten, und selbst Johann zoppte das seine rückwärts. Die Laterne, obgleich in steter Bewegung und nur ein wankendes, ungewisses Licht spendend, da sie mit der Figur, wie die übrigen tanzte, erlaubte doch nach und nach, Einiges zu sehen. In der Mitte eines blitzenden Kreises stand eine tief gebückte Figur, das Gesicht über den Kreis gehalten, und sich langsam darüber umher wendend. Mit beiden Händen winkte sie ängstlich die tanzenden Gestalten zurück, und lauter als vorhin mit vor Angst bebender Stimme hörte man sie zählen: achtundvierzig, siebenundvierzig, sechsundvierzig, fünfundvierzig u. s. w. ohne sich weiter stören zu lassen. Noch befremdender aber waren die sie umgaukelnden Gestalten, welche die seltsamsten Töne hören ließen. Johann war zweifelhaft, ob es Bären seien, die sich auf ihre Hinterfüße gestellt hatten, woran es damals in diesen Gegenden nicht fehlte, oder Menschen. Nur die Laterne ließ ihn letzteres vermuthen, außerdem waren die Gestalten rauh, mit dickem Felle bedeckt, höchst unförmlich, bei einigen aber schien das Haar nicht braun, sondern weiß zu sein. Sie brummten wie Bären, miauten und prusteten wie Katzen, heulten wie Hunde, wieherten wie Pferde, und machten einen tollen Lärmen. Daß sie dem in der Mitte nicht wohl wollten, und daß dieser sie fürchtete, ließ sich nicht bezweifeln. Johann wurde höchst betreten über diese Scene, und faßte sein Schwerdt. Einer seiner Knechte flüsterte ihm in's Ohr: Um Gott, Herr, laßt uns zurück reiten, hier hat der Gott sei bei uns sein Fest, und martert eine arme Seele. Johann war unschlüssig, was er thun sollte; auch seine Angst war aufgeregt, und er konnte nicht begreifen, wie der in der Mitte rastlos fortzählen konnte, der von vorn angefangen hatte, und jetzt zwölfe, dreizehn, vierzehn, funfzehn u. s. w. zählte. Neben dem tollen Lärmen hörte man jetzt ein Getrampel, wie von einer Menge Pferden, das Licht der Laterne verschwand abwechselnd ganz, und dann beleuchtete es wieder grell das Gesicht des Zählenden, der in seiner Herzensangst immer lauter schrie. Mit einem gewaltigen Satze flog diejenige Spukgestalt über den Kreis hinweg, welche die Laterne trug, warf den im Kreise Stehenden über den Haufen, mit einem lauten Gejauchze, das jedoch von dem Schrei des Fallenden noch übertönt wurde. Johann gab seinem Gaule die Sporen, und stürzte auf den Kreis los, aber in demselben Augenblicke drangen noch andere Pferde

und Reiter von der entgegengesetzten Seite in die Gruppe ein, welche rasch aus einander flog, und das Licht verschwand. Ist hier die Hölle losgelassen in der heiligen Nacht? schrie eine Stimme überlaut, wer ist es, der sich mir hier zu Rosse naht, Freund oder Feind?

Johann. Ich denke Freund, wenn ihr nichts Böses im Schilde führt.

Der Fremde. Habt ihr die Wacht bei diesem unheiligen Gaukelspiel, so seid ihr mein Feind, denn Gutes kann auf diese Weise in der Nacht nicht zu Wege gebracht werden.

Johann. Das ist auch meine Meinung, drum wünschte ich zu wissen, was hier vorgegangen.

Der Fremde. Wie, täuschen mich meine Ohren nicht, so dächte ich eure Stimme zu kennen. Seid ihr ein Quitzow?

Johann. Johannes Quitzow, allerdings.

Der Fremde. Ei so seid mir schönstens gegrüßt. Es ist Matthias Bredow, der mit euch spricht. Nichts für ungut, daß ich euch so angeschrieen. Aber wer hätte euch hier erwarten können, in dieser Nacht?

Johann. Herzlich willkommen, und tausendmal gegrüßt. Eure Stimme konnt' ich nicht erkennen, denn so stark habe ich euch noch nicht sprechen hören. Aber eben so wenig hätte ich euch vermuthen können. Wo wollt ihr denn hin?

Matthias. Nun nach Quitzhövel.

Johann. Da seid ihr auf dem besten Wege, vorbei zu reiten. Ihr habt einen falschen Weg eingeschlagen. Nun könnt ihr mit mir nach Hause reiten; wir sind kaum tausend Schritte davon entfernt, denn es liegt gleich am Ausgang der Waldstrecke. Aber ich vergesse über die Freude, euch hier zu haben, ganz, was hier vorgegangen. He, Fritze, Ulrich, habt ihr welche erwischt?

Die Knechte. Ja Herr, zwei, die in dem Kreise lagen. Hier sind sie.

Johann. Gut. Nehmt sie zwischen die Pferde und führt sie nach dem Schlosse.

Ach Herr, rief der eine, Dietrich Schwalbe läuft euch nicht davon.

Johann. Was, du bist mit dabei gewesen?

Schwalbe. Ja Herr, ich ganz allein. Denn von den andern weiß ich nichts.

Johann. Wer ist denn der andere?

Ulrich Kurz, euer Knecht, lautete die Antwort.

Johann. Soll mir Gott helfen, wenn ich das begreife. Was habt ihr denn vorgehabt?

Schwalbe. Ich will euch alles erzählen, Herr; aber zuvor erlaubt, daß ich erst mein Geld auflese.

Johann. Was für Geld?

Schwalbe. Das, was ich da auf den Kreuzweg hingelegt habe.

Ulrich Kurz. Warte, ich werde dir leuchten. —

Er holte seine Blendlaterne vor, und Dietrich kroch auf den Knieen, und las die Groschen zusammen, welche den blinkenden Kreis gebildet hatten, und die jetzt ziemlich auseinander gesprengt waren. Der andere in seiner tollen Verkleidung leuchtete und half mit suchen, was einen so komischen Anblick gewährte, daß die Zuschauer, wie verabredet, in ein allgemeines Gelächter ausbrachen.

Johann. Nun sage mir aber, du Thor, was das alles bedeuten sollte?

Schwalbe. Seht Herr, es ist wohl nicht ganz recht gewesen, und ich sehe, mit dem Bösen soll sich keiner einlassen, weil er ein Lügner und Lügenvater ist. Aber wenn man in der Christnacht auf einem Kreuzwege einen Kreis von Groschen macht, und sie vorwärts und rückwärts, und wieder vorwärts zählt, dann kommt der Teufel, und legt einen Groschen dazu, und das ist ein Heckegroschen, der macht mehr, jede Nacht einen. Aber man darf sich nicht verzählen, sonst dreht er einem das Genick um. Damit er einen nun irre macht, so schickt er allerlei Satanszeug, das um den Kreis hertanzt, da darf man aber gar nicht sehen, und bei Leibe nicht aufhören zu zählen, sonst verzählt man sich, und dann ist's aus [1]). Was weiter geschehen ist, weiß ich nicht.

Johann. Unsinniger Mensch. Wie kannst du deine Tollheiten so weit treiben, daß du von dem Bösen Geld nehmen

---

[1]) Schauplatz ungereimter Erzählungen. Thl. I. S. 58.

willst? Mit dem hast du Lust, dich einzulassen? Schäme dich, bist du ein Christenmensch? In der Nacht, wo Gott herabgestiegen ist, ein Mensch zu werden, und die Werke des Teufels zu zerstören, da treibst du ein Teufelswerk, und willst dich mit ihm einlassen? Kirchenbuße sollst du thun, du arger Sünder, daß sich andere Christen ein Beispiel daran nehmen, und nicht ähnliche Bosheiten begehen.

Ulrich Kurz. Ach Herr, glaubt doch nicht, daß der Böse auf diese Weise kommt. Der Dietrich Schwalbe will darin immer so klug sein, und doch ist er diesmal ganz links. Er hat es ganz unrecht angefangen. Wenn man einen Heckegroschen haben will, so muß man sich in der Christnacht eine schwarze Katze fangen, und in einen Sack stecken. Mit dem läuft man dreimal um eine Kirche; dann kommt der Teufel aus der Kirchthüre, und dem muß man die Katze anbieten. Die bezahlt er mit einem Groschen, und das ist ein Heckegroschen, mit dem muß man rennen so sehr man kann, daß man schnell unter ein Dach kommt, denn der Teufel ist grimmig und zerreißt die Katze in kleine Fetzen; ist er früher mit der Katze fertig, als der Mensch unter Dach ist, so holt er sich den, und dann ist's mit ihm vorbei [1]). Der Dietrich hat daher eine bloße Faxe gemacht, die nichts bedeutet, denn der Teufel wäre doch nicht gekommen. So läßt er sich nicht fangen.

Johann. Ob er gekommen wäre oder nicht, daran ist hier nichts gelegen. Er hat ihn doch kommen lassen wollen, und den Willen zum Bösen gehabt, und deshalb ist er strafbar. Aber was hast du Kurz denn dabei zu thun gehabt?

Ulrich Kurz. Ach wir anderen hatten schon lange weg, daß der Dietrich etwas Besonderes vor habe; denn er hatte schon vor längerer Zeit uns die Sache mit dem Heckegroschen erzählt, und sehr für seine Art gestritten, daß wir gleich sagten, der probirt's einmal. Heute hatten wir nun gesehen, daß er sich seine zusammengesparten Groschen herausfuchte und sehr nachdenkend war. Wir paßten ihm auf, und als wir ihn gegen halb elf wegschleichen sahen, wußten wir, was er wollte. Nun hatten wir noch unsere Rumpknechtskleidung, und beredeten uns, ihn zu necken und zu hänseln. Das thaten wir denn, ohne von euch zu

---

[1]) Schauplatz ungereimter Erzählungen. Thl. I. S. 88, 89.

wissen, denn wir glaubten euch längst im Schlosse. Auch haben wir, von der Laterne geblendet, euch nicht eher bemerkt, als bis uns die Pferde berührten.

Johann. Ihr seid Schalksknechte, und ich glaube wohl, daß dem da im Kreise nicht ganz wohl zu Muthe gewesen sein mag.

Dietrich Schwalbe. Ach Herr, es zittern mir noch die Beine; ihr wißt wohl, ich bin sonst nicht furchtsam. Was sich für Teufelszeug um mich bewegte, danach habe ich gar nicht gesehen. Es wankte und wirbelte mir nur vor den Augen. Aber als der dicke Lümmel da auf mich zusprang, dachte ich, der lebendige Gottseibeiuns habe mich in seinen Krallen, und so ist mir in meinem Leben nicht zu Muthe gewesen. Wie ichs habe überleben können, weiß ich noch nicht.

Johann. Auch du, Ulrich mit deinen Spießgesellen, ihr seid unvernünftige Tölpel gewesen, euerm Mitgesellen einen solchen Schreck einzujagen, der ihm das Leben hätte kosten können. Dem Dietrich, weil er sich sonst immer als ein treuer Knecht erwiesen, will ich den gehabten Schreck und die ausgestandene Angst als Strafe anrechnen; was Herr Dietrich thun wird, wollen wir noch sehen. Ein andermal darf aber eine ähnliche Dummheit nicht wieder vorkommen. Du, Ulrich, und deine Mitknechte werden noch einen harten Verweis auf dem Schlosse erhalten, wo nicht einen Tag im Brummstall zu bringen müssen.

Ulrich. Ach Herr, wir haben nichts Böses gewollt, und wenn ihr nach dem Willen richtet und nicht nach dem Vollbringen, so —

Johann. Gut, gut, ich werde mit Herrn Dietrich sprechen, es soll keinem Unrecht geschehen. Jetzt aber vorwärts.

Es war eben Mitternacht, als man im Dorfe anlangte. Nach der Tradition war dies die Stunde, in welcher Christus geboren wurde; deshalb wurde sie von der Kirche festlich durch eine solenne Messe begangen. Man durfte hoffen, die Quitzowsche Familie in der Kirche zu finden; Johann und Matthias ließen deshalb ihre Pferde und Knechte nach dem Schlosse gehen, und traten ein. Sie hatten sich nicht getäuscht. Ihre Ankunft nahm den Anwesenden einen Stein vom Herzen.

Es ging überaus tumultuarisch in der Kirche zu. Die ganze Gemeinde war ziemlich benebelt. Von je an waren die nächt-

lichen Gottesdienste höchst gefährliche Gelegenheiten zu Unregelmäßigkeiten und Ausschweifungen, welche die Dunkelheit nur zu sehr begünstigte. Die Kirche hatte sich daher schon früh genöthigt gesehen, dem weiblichen Geschlechte den Zutritt zu den nächtlichen Gottesdiensten zu versagen, weil es dabei zu den ärgsten und anstößigsten Auftritten gekommen war. Dies Verbot verlor aber immer bald seine Kraft, und ungeachtet wiederholter Erneuerungen waren zuletzt immer wieder beide Geschlechter beisammen, wo es denn die neue Generation nicht anders trieb, als die alte. Kein Wunder, wenn bei den meisten von keiner Andacht die Rede war. Höchstens in der Nähe der Herren hielt der Respect die dort Versammelten in den Schranken äußerer Zucht, allein dieser Kreis reichte in dem dichten Gedränge der Gehenden und Kommenden nicht weit.

Nach beendigtem Gottesdienste ging man nach Hause, um auf einige Stunden der Ruhe zu pflegen. Erst jetzt konnten die Quitzows ihren Gast begrüßen, und sich seiner Ankunft freuen. Die mitgebrachten Grüße Agnesens an Johannes verschafften diesem eine angenehme Nacht voll schöner Träume. Auch die Dienstleute begaben sich nun zur Ruhe; die Frauenzimmer aber vergaßen nicht, vor dem Zubettegehen ihr Haar künstlich zu binden und aufzuschmücken. Nur so durfte man beim Aufstehen in eine Schüssel mit Wasser, — den damals üblichen Spiegeln — sehen, und daraus entnehmen, was in dem nächsten Jahre bevorstand. Zeigte nämlich das Bild im Wasser einen Kopf mit einer Haube, oder mit einem Brautkranz, oder sah man ihn nur mit Haaren, so wußte man, wie man daran war.

Um fünf Uhr begann bereits die Frühmette in der Kirche. Hier und da hockte sowohl im Dorfe als auch auf dem Kirchhofe ein Mädchen, und lauschte auf den ersten Vorübergehenden, denn dieser wurde sicher ihr Mann. Nach der Morgensuppe nahm Dietrich die Sünder vor, deren Streiche ihm Johannes erzählt hatte. Sie kamen diesmal mit einem scharfen Verweise, und dem Gelübde, künftig Aehnliches zu unterlassen, davon.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Am ersten Weihnachtsfeiertage ging man, dem Gebrauche gemäß, zur Beichte und zum Abendmahl. Er verging meist in Andachtsübungen. Dietrich Schwalbe waren in der Ohrenbeichte noch besondere Pönitenzen auferlegt worden.

Der zweite Weihnachtstag war der St. Stephanstag, oder der große Pferdstag, für die Knechte ein Tag von großer Bedeutung. St. Stephan war der Schutzpatron der Pferde. Sein Fest, als das des ersten Märtyrers, war ohnehin schon sehr glänzend. Während des Gottesdienstes rief der Geistliche Christum und den heiligen Stephan an, den Hafer zu segnen, und eine gute Hafererndte zu bescheeren [1]). Nach dem Gottesdienste wurden die Pferde aus dem Schlosse und dem Dorfe auf dem Burghofe zusammengetrieben. Der Geistliche ertheilte ihnen den Segen, desgleichen segnete er auch den vorhandenen Hafer und das Heu. Von diesem wurde den Pferden sogleich ein Theil zum Futter vorgelegt, was ihnen sehr gesund war.

Der dritte Feiertag war das Fest Johannis des Evangelisten, und demnach der Namenstag des Herrn Johannes. Nach der Messe wurde heute in der Kirche von dem Priester am Altare Wein mit Gebeten und Kreuzzeichen gesegnet, und in einem geweiheten Kelche jedem aus der Gemeinde zum Trunke gereicht, zum Andenken daran, daß, als Johannes durch Wein vergiftet werden sollte, und über den Kelch das Zeichen des Kreuzes machte, das Gift in Gestalt einer Schlange heraus sprang, und er ihn ohne Gefahr trinken konnte. Man ließ ferner von dem Geistlichen Wein in der Kirche an diesem Tage weihen, und gebrauchte

[1]) Waser hist. diplom. Zeitbuch sub Haferweihe.

ihn im Hause, wie wir weiter sehen werden [1]). Zur Feier des Tages waren Gäste eingeladen, namentlich Caspar Gans von Putlitz, Wedego von Quitzow mit seinem Sohne Claus, Johann von Wepelitz, Bischof, und Lüdecke von Quitzow, Domprobst von Havelberg, nebst dem Pfarrer von Quitzhövel. Es ging hoch her bei der Mittagstafel, nicht minder bei der Abendtafel. Bei letzterer kam das Gespräch auf Jobst's gewaltsame Besetzung der Niederlausitz, und Wenzel's schwache Gegenanstalten, und Dietrich sprach: man mag über diesen Jobst sagen, was man will, klug ist er doch, und in der Regel weiß er genau, welche Partei er zu ergreifen hat.

Caspar v. Putlitz. Sagt lieber hinterlistig, statt klug.

Johann v. Quitzow. Das ist wohl nicht scharf von klug zu scheiden. Wer nirgend Hinterlist anwenden will, wird nur selten klug handeln können.

Der Bischof. Und doch ist Klugheit etwas Gutes, und Hinterlist etwas Böses, wovor der Christ sich hüten soll.

Dietrich v. Quitzow. Mir scheint es, als ob Hinterlist nur da zu tadeln wäre, wo sie der Ehre Eintrag thut oder thun kann. Zu letzterer darf sich kein Ehrenmann verstehen, aber außerdem kann ich sie nicht für unerlaubt halten. Sagt, ehrwürdiger Vater, ist sie in Gottes Geboten verworfen?

Der Bischof. Wenn ich genau darüber nachsinne, finde ich kein Verbot. Ja, es zeigen sich wohl in der heiligen Schrift Beispiele, daß sehr fromme Erzväter Hinterlist angewandt haben. Der David, ein frommer Knecht Gottes, schickte den Urias, den er gern auf die Seite schaffen wollte, mit einem Briefe fort, dessen Empfänger den Auftrag hatte, ihn zu tödten. Der Jacob erschlich durch List seines Vaters Segen auf Kosten des rauhen Esau.

Dietrich. Nun, seht ihr wohl. Und hat die Ehre dieser frommen Väter dadurch gelitten?

Bischof. Das nicht; aber besser wäre es doch gewesen, sie hätten es nicht gethan, denn Davids Sünde wurde bestraft.

Johannes. Dann hätten sie ihr Ziel aber nicht erreicht. Nicht so?

---

1) Waser histor. diplom. Jahrzeitb. sub Johannes Evangelista. v. Ledebur Archiv. Thl. II. S. 189.

Bischof. Das läßt sich nicht bestimmen. Wahrscheinlich doch wohl. Wer kennt des Herrn Wege?

Caspar v. Putlitz. Hinterlist ist niemals Ehrlichkeit, und nur Ehrlichkeit bringt Ehre. Darum halte ich dafür, offen und gerade müsse der Mann handeln, und die List verschmähen, zu welcher nur der Schwache greift.

Dietrich v. Quitzow. List ist eine Waffe, so gut als das Schwerdt, und recht gebraucht, wirkt sie wohl eben so viel. Warum soll der Mann eine wirksame Waffe verschmähen? Eigentlich greift jeder nach einer Waffe, um der natürlichen Schwäche zu Hülfe zu kommen. Es ist keine Schande, mit dem Schwerdte zu kämpfen, warum soll es eine sein, zur List zu greifen? Man kann freilich beide unehrlich gebrauchen; allein wollte man darum die List verwerfen, müßte man eben so gut das Schwerdt verdammen. Ich denke aber, eine ehrliche List gebrauchen, ist Klugheit, eine unehrliche anwenden, Betrug, und nur letztere schadet der Ehre.

Matthias v. Bredow. Wäre es aber erlaubt, Listen anzuwenden, so hörte ja alle Gerechtigkeit auf. Wie wollte man in einem Turniere entscheiden, wer gesiegt hat, wenn die Streiter nicht vorher auf alle Vortheile und geheime Praktiken Verzicht leisten müßten? Der Listigste würde siegen, nicht der in Ritterspielen Geschickteste und Geübteste, und man würde ein ganz ungerechtes Urtheil fällen.

Johann v. Q. Gewiß; man will auch dabei einzig und allein die Geschicklichkeit im Gebrauch der Waffen prüfen. Käme es darauf an, die Klugheit der Kämpfer zu beurtheilen, würde man eine solche Verzichtleistung nicht fordern, und dann wäre List erlaubt. Solch eine Turnei ist aber unser Leben, und da sind Kriegslisten noch nie als unerlaubt betrachtet worden.

Dietrich. Das ist auch meine Meinung. Wo es versprochen wird, keine Listen anzuwenden, gut, da muß es ehrlich gehalten werden. Wo nicht, da sind sie erlaubt, so weit sie der Ehre nicht schaden.

Caspar v. Putlitz. Denkt ihr aber die Grenzlinie überall bestimmen zu können? Werdet ihr dann nicht Manches für erlaubt halten, was Anderen unerlaubt scheint, wenn euer eigener Vortheil euch verblendet? Mir scheint das sehr gefährlich zu sein.

Matthias v. B. Mir auch, und wenn ich euch nicht geradezu widerlegen kann, so hindert mich doch etwas in mir, euch Recht geben zu können.

Dietrich v. Q. Wer ein lebhaftes Gefühl von Ehre hat, den wird es überall sicher leiten, daß er es selber merkt, wie weit er gehen darf, und wo er aufhören muß. Freilich wird er Manches thun, was Andere für Unrecht halten; aber ist es darum Unrecht? Wessen Vortheilen man entgegen tritt, dessen Tadel setzt man sich aus, auch wenn man auf die ehrlichste Weise zu Werke geht. Es ist einmal in der Welt so, wenn man sich bewegt, so trifft man überall auf Leute, die einem auf demselben Wege begegnen, und einen feindlich anglotzen, wenn sie ausweichen und uns vorbei lassen sollen, und wer vermeiden will, mit ihnen zusammen zu treffen, muß zu Hause bleiben. Fragt diese Leute, ob sie es nicht alle unrecht finden, daß ihr desselben Weges geht? Ich aber dächte, man könnte sie reden lassen, wenn sie nur hübsch ausweichen; thun sie es nicht, nun, dann versucht man, wer den anderen seitwärts drängt, und wenn ich kann, so stelle ich ihm ein Bein; es wird dann nur um so geschwinder gehen. Nur das Rindvieh und die Schaafe rennen gerade mit den Köpfen gegen einander, und bringen sich Stöße bei, welche dem Austheiler so schmerzhaft sind, als dem Empfänger. Meine Weise ist das nicht, und gewiß auch nicht die eurige, denn ich weiß, eure Gerechtigkeitsliebe geht nicht so weit, daß ihr verlangtet, von zweien Leuten, die sich schlagen, müsse der eine so viel Prügel erhalten, als der andere.

Man lachte. Verfahre ein Jeder, sprach der Bischof, wie er es vor seinem Gewissen, vor den Geboten der heiligen Mutter Kirche und vor den Gesetzen der Ehre verantworten kann, denn dagegen, das weiß ich, wird ungeachtet der Verschiedenheit der Ansichten niemand in dieser ehrenwerthen Versammlung jemals freveln. Habt ihr euch doch schon sämmtlich als Ehrenmänner ausgewiesen. Ist's euch recht, so laßt uns zum Schlusse unseres Mahles St. Johanns Minne trinken.

Dietrich. Recht so, ehrwürdiger Herr. — Man bringe den Johannissegen!

Die Diener brachten den geweiheten Wein, schenkten den Pokal voll, und überreichten ihn dem Bischofe. Dieser ergriff ihn und sprach: Ich bringe euch, ehrenwerthe Gesellschaft, den

Johannistrunk zu, und mit ihm Johannis Minne und Segen, des großen Jüngers und Apostels, dessen Gebot da lautete: Kindlein, liebet euch unter einander. Und wie wir Theil haben an diesem Weine, so mögen wir alle Theil haben an dieser Minne und an seinem Segen [1]). Und der Pokal kreisete von Mund zu Mund in der tief ergriffenen Gesellschaft. Darauf sprach der Bischof das Gratias, und man erhob sich von der Tafel.

Man betrachtete den Johannistrunk, der auch wohl zu anderen Zeiten, besonders als Abschiedstrunk, aber stets von dem am dritten Christtage geweiheten Weine gereicht wurde, als ein inniges Vereinigungsmittel der Herzen. Am dritten Christtage fehlte er in keinem Hause, wo man Wein trank, und wer diesen nicht besaß, trank ihn in der Kirche.

Am folgenden Morgen reisete der Bischof ab. Man hätte ihn gern noch länger da behalten, allein er sprach: ihr erinnert euch vielleicht nicht, daß heute der unschuldigen Kindlein Tag ist, da muß ich in Havelberg sein, und zusehen, daß mir der Apfelbischof nicht zu viel Unfug treibt.

Elisabeth. Wer ist das? Von ihm habe ich noch nichts gehört?

Bischof. Am heiligen Kindertag wählen die jungen Weltgeistlichen und Schulknaben unter sich einen Bischof, den sie vollständig bekleiden, und im bischöflichen Ornate durch die Stadt führen, wobei die ganze Jugend in Procession folgt. Man sammelt für ihn in den Häusern, und da er meistens Aepfel als Gabe erhält, so heißt er deshalb der Apfelbischof. Endlich führt man ihn ins Kloster auf dem Dom, und dort muß er und seine Begleitung gespeiset werden [2]). Da sind denn nun zuweilen die Forderungen ziemlich unbegränzt, und deshalb ist es gut, wenn ich wenigstens anwesend bin. Lebt wohl, und habt herzlichen Dank.

Bald schieden auch die anderen Gäste, und selbst Matthias Bredow, der nur einen kurzen Urlaub hatte, und nun war es auf Quitzhövel so einsam, wie zuvor.

So brach das Jahr 1398 an. Es brachte wenig Neues. In den ersten Tagen des Februarmonats kam eine Bulle des

---

1) Waser a. a. O. — v. Ledebur Th. II. S. 189.
2) Waser, hist. diplom. Zeitbuch sub der H. H. Kindertag.

Papstes Bonifacius IX. an, in welcher verboten wurde, daß Geächtete, Verbannte und um Missethaten verwiesene und verfolgte Personen in Wilsnack eine Zufluchtstätte fänden, wie es bisher geschehen war [1]). Bischof Johann hatte durch seine Vorstellungen diesen Befehl erwirkt, und allgemein wurde er mit Recht als eine Wohlthat für das Land betrachtet.

Im Mai machte Johannes einen Besuch bei Lippold von Bredow und dessen Familie in Brandenburg. Bei dieser Gelegenheit lernte er auch Herrn Henning von Bredow, Dompropst des Stifts Brandenburg, und Neffe des Herrn Lippold, kennen, der sich seit Kurzem des jungen Heinrich Winter besonders angenommen hatte. Er rühmte die Geistesgaben des erst sieben Jahr alten Kindes als sehr hervorstechend, und freuete sich, in ihm ein tüchtiges Werkzeug für die Kirche zu erziehen. Der Bruder des Dompropstes, Bertram von Bredow, war ein tüchtiger Knappe. Wir halten uns jedoch hierbei nicht länger auf, und bemerken nur im Allgemeinen, daß Johann die Ueberzeugung gewann, Agnes habe ihn gern, und würde einer Bewerbung um sie kein Hinderniß in den Weg stellen, wenngleich ihm ein ausdrückliches Geständniß fehlte. Er reisete verliebter zurück, als er gekommen war.

Im August gebar Frau Elisabeth den zweiten Knaben, welcher nach seinem verstorbenen Großvater den Namen Cuno erhielt, indem man ihn in Gedanken zum Erben seiner Tugenden machte.

Vom Bischof Johann in Havelberg erfuhren die Quitzows, daß die armen Ruppiner noch übel daran seien. Im ganzen Jahre hatten die Befehdungen und Beschädigungen von Seiten der Nachbaren nicht aufgehört; denn wenn auch der Bann ohne die Reichsacht nur der Seele, nicht aber dem Körper und dem leiblichen Gute schaden sollte, so hatte die Geistlichkeit es doch bereits seit längerer Zeit dahin zu bringen gewußt, daß dies nicht mehr besonders unterschieden wurde, und der Bann fast alle die Folgen nach sich zog, welche eigentlich erst die Reichsacht verhängen konnte. Den zahlreichen Unruhestiftern der damaligen Zeit war jede Gelegenheit willkommen, wo es zu plündern und zu rauben gab, um so mehr, wenn sich der Schein von Gerechtigkeit

---

[1]) Angelus, Ann. marchic. p. 174.

und Eifer für die Kirche damit verbinden ließ. Endlich langte im October eine Bulle des Papstes bei dem Bischof an, in welcher ihm Bonifaz IX. unterm 1. September befahl, den Bann wieder aufzuheben. Dieser reisete nach Ruppin, und verrichtete dies mit allen von der Kirche vorgeschriebenen Feierlichkeiten [1]). Doch hörte damit das Unwesen noch nicht auf. Wer mag ein aufgeregtes Meer augenblicklich zur Ruhe bringen? Noch drei Mal, 1399 im Mai, 1401 im October und 1403 im August trafen neue Absolutionsbullen aus Rom ein, die viel Geld kosteten. Die ersten waren nur an den Rath zu Ruppin gerichtet, die dritte außerdem auch an die Gemeinde von Neu-Ruppin, worin ihr gestattet wird, ungehindert ein und aus zu fahren. Die letzte erging an die Pröpste von Havelberg und Brandenburg und den Dechanten zu Stendal, mit dem Befehl, die Neu-Ruppiner überall sicher passiren zu lassen. Diese Absolutionsbulle wurde in der ganzen Mark zur Kenntniß gebracht, und nun, nach sechs trüben Jahren, hatte die Stadt endlich wieder Ruhe.

In der Lausitz dauerte unterdessen der Krieg fort. Der Landvogt Birken von der Duba eroberte in Verbindung mit Hans von Cottbus und Anshelm von Rhonow die Stadt Priebus, und brannte sie aus. Im Schlosse und in der Stadt befehligte ein Herr von Hockeborn, welcher dem Könige Wenzel treu geblieben war; die Görlitzer schickten ihm eine ansehnliche Mannschaft nebst Pulver und ihren Büchsenmeister zu Hülfe; allein diese wurden geschlagen, da sie zu spät gekommen waren, und sämmtliche Führer der Wagen nebst dem Büchsenmeister geriethen in Gefangenschaft. Indessen hatte der von Hockeborn noch das Schloß inne. Auf Befehl Wenzels zog der Landvogt der Oberlausitz seine ganze Mannschaft zusammen, um das Schloß zu entsetzen. Die Belagerer, welche ihnen an Kräften nicht gleich waren, zogen sich darauf zurück. Unglücklicher Weise vereinigten sich aber die Oberlausitzer mit dem Herrn von Hockeborn, der ihnen nicht gestatten wollte, sein Schloß zu besetzen, weshalb sie nach Hause zogen. Da kamen die Feinde wieder, und verwüsteten die ganze Herrschaft. Hierauf wurde durch Vermittelung des Markgrafen Procopius von Mähren, der deshalb an Jobst schrieb, ein Stillstand bewirkt, und es trat ei-

[1]) Dietrich, von den Grafen zu Lindow S. 85. Bratring, Ruppin S. 185.

nige Ruhe ein. Aber von dem Schlosse Rhonow in der Oberlausitz wurden die Befehdungen fortgesetzt, so daß Markgraf Procop anfing, Anstalten zu treffen, sich des Schlosses zu bemächtigen. Doch wurde es erst im folgenden Jahre erobert [1]).

Herzog Ulrich von Meklenburg-Stargard war auf dem Fürstentage der Vereinigung zum Landfrieden nicht beigetreten. Er war mit Markgraf Wilhelm von Meißen, der noch immer als oberster Verweser der Mark im Lande war, in Zwist gerathen; ohne Zweifel hatten die Ueberfälle und steten Neckereien zwischen Parchim und Lenzen die Veranlassung gegeben. Mehrere andere priegnitzische Schlösser hatten mit Lenzen gemeinschaftliche Sache gemacht, und von meklenburgischer Seite wurde dies nach Kräften erwiedert. Es scheint, daß Markgraf Wilhelm den Priegnitzern nicht ernstlich genug den Frieden empfohlen hatte, denn gebieten konnte er ihn gegen ein Land nicht, welches dem Bunde nicht beigetreten war. Genug, Herzog Ulrich sagte der Mark ab, ging aber nicht den Priegnitzern zu Leibe, sondern fiel, wie es damals gewöhnlich war, in die Ukermark, und bemächtigte sich des Schlosses Boitzenburg, welches zur Mark gehört hatte. Markgraf Wilhelm entbot darauf die märkischen Vasallen, sammelte ein Heer, um diesen Frevel zu rächen, und fiel um Martini, gegen die Mitte des Novembers, mit demselben in das Land des Herzogs zu Stargard, wo man nach Feindes Weise hauste, und was man konnte, verheerte. Darauf zog man vor Boitzenburg, und belagerte das Schloß kräftigst, das nicht lange zu widerstehen vermochte, und sich ergeben mußte [2]). Jobst war übrigens nach der Mitte des Decembers wieder nach der Mark gekommen [3]). Gleich nach Weihnachten trat eine ungemein heftige Kälte ein, und hielt in großer Strenge bis weit in das neue Jahr 1399 hinein an. Die ältesten Leute wollten sich einer solchen Kälte nicht erinnern können. Man ging zu Fuß über das Eis der Ostsee von Rostock bis nach Dänemark, und von Lübek bis Stralsund [4]). Diese Thatsachen ergeben mehr als jene unbestimmten Schätzungen nach dem Gefühle eine sehr hohe und

---

1) Neumann, Gesch. der niederl. Landvögte Th. II. S. 43.
2) Detmar, Chronik bei Grotuff Th. I. S. 387. 388.
3) Gerken, Fragm. march. T. III. p. 195. und Urk. Nr. VII.
4) Detmar, Chronik bei Grotuff I. S. 388.

lang dauernde Kälte, wie wir sie jetzt schon seit langen Zeiten nicht mehr kennen.

Die fortdauernden Unruhen zwischen den Priegnitzern und Meklenburgern hatten König Albrecht mit den benachbarten Herren bewogen, abermals einen Fürstentag zu Perleberg festzusetzen, um den Landfrieden zu vollziehen, der früher festgesetzt, aber noch nicht allgemein befolgt worden war. Man hatte den zweiten Sonntag in der Fasten, den 2ten Februar 1399 dazu bestimmt, und konnte eine ansehnliche Versammlung dort erwarten [1]). Auch Caspar Gans von Putlitz beschloß, dahin zu gehen, und lud Dietrich und Johann von Quitzow ein, dort ebenfalls zu erscheinen.

Es war am Sonntag Septuagesimae, den 26. Januar, wo unsere Quitzows die Nachricht erhielten. Am Vormittage waren sie in der Kirche gewesen, und hatten das Halleluja begraben sehen. Kraft einer alten päpstlichen Verordnung durfte das Halleluja, welches sonst alle Sonntage erschallete, in der Zeit vom Sonntage Septuagesimae, bis zur Ostervigilie, — dem Vorabende des Festes, — nicht gesungen werden, demnach also während der Fastenzeit [2]). Diese Zeit hieß darum auch Alleluja clausum. Um aber dies Ausfallen des Halleluja den Gläubigen recht deutlich zu machen, wurde eine Puppe ausgeputzt, und auf den Altar gesetzt, welche das Halleluja vorstellen sollte. Der Geistliche legte sie nieder, wenn der Gottesdienst so weit vorgerückt war, daß das Halleluja hätte angestimmt werden müssen. Sie wurde dann in einen Sarg gepackt, und von Knaben unter allerlei lächerlichen Gebräuchen zu Grabe getragen, d. h. unter einem Altar verwahrt, bis sie am Oster Heiligabend wieder auferstand. Von großer Andacht war dabei nicht die Rede, denn es war zu jener Zeit nichts Seltenes, ja oft geradehin Beabsichtigtes, die Gemeinde in der Kirche zum Lachen zu bringen, worin man nichts Anstößiges fand. Die Ansichten über das in religiösen Dingen Schickliche waren von den unsrigen gänzlich verschieden.

Dietrich gab sofort die nöthigen Befehle, sich zu rüsten, mit

---

1) A. a. O. S. 389.

2) Waser, hist. diplom. Jahrzeitbuch sub Alleluja, und Sonntag da man das Alleluja niederleget.

Johann und einer angemessenen Zahl von Knechten am nächsten Mittwoch von Quitzhövel aufzubrechen. Man bedurfte diesmal nicht bloß Waffen gegen unvorhergesehene Ueberfälle, sondern auch gegen die grimmige Kälte, die man in einem noch höheren Maaße zu fürchten hatte. Glücklicher Weise für sie hatten wenige der Geladenen es näher, als unsere Quitzows.

Gewaffnet und vermummt bis auf die Zähne wurde die Reise angetreten. Die Knechte hatten Schaafpelze, bei welchen das Rauhe nach Innen gekehrt war, über ihre Harnische, und dicke Pelzkappen über die Helme gezogen, so daß sie den jetzigen Baschkiren nicht unähnlich waren. Die Reise ging über Wilsnack durch die Wilsnacksche Heide, durch welche damals dem Einzelnen nicht zu rathen gewesen wäre, den Weg zu nehmen, weil die Wölfe überaus keck und dreist geworden waren. Der heftige Frost hatte ihnen fast alle Nahrungsquellen verschlossen, und der Hunger trieb sie zu großen Wagstücken. Der Quitzow'sche Zug war indessen zu zahlreich, als daß ein Angriff zu fürchten gewesen wäre.

Als man aus dem Walde trat, bemerkte man rechts einen ansehnlichen Zug von Reitern, sämmtlich nicht minder abentheuerlich vermummt, als die Quitzowischen. In der Mitte ritten mehrere offenbar sehr vornehme Leute; ihnen folgte ein Schlitten, in welchem zwei sehr stark bepelzte Männer saßen. Hinten schloß ein Zug Lanzknechte zu Pferde. Der Zug bewegte sich auf der Landstraße von Kleetzke nach Perleberg, auf welche auch die Quitzows zuritten, die aber von der linken Seite kamen. Ihr Hervortreten aus dem Walde schien einige Besorgnisse einzuflößen, denn der Zug machte Halt, und sandte einen Ritter mit zwölf Knechten gegen die Quitzows ab, um sich nach ihren Absichten zu erkundigen. Nachdem man sich verständigt hatte, ritt die abgeschickte Abtheilung zurück, der Zug setzte sich wieder in Bewegung, und nahe vor dem Dorfe Untze trafen die Quitzows mit ihm auf derselben Landstraße zusammen.

Man begrüßte sich gegenseitig freundlich, und die Quitzows fragten, ob es ihnen erlaubt sei, sich anzuschließen, da man doch nach einem Ziele wolle. Es wurde mit Vergnügen erlaubt. Erst jetzt konnten Dietrich und Johann ihre Betrachtungen machen. Allein es war niemand zu erkennen, denn nur die Augen waren entblößt, und für den Mund eine Oeffnung in der

Pelzkappe vorhanden. Nur an den Farben und Wappen sahen sie, daß sie es zum Theil mit Bekannten zu thun hatten, zum Theil mit Unbekannten, wie sich aus der kurzen Antwort des abgeschickten Kundschafters bereits ergeben hatte. Es blieb daher nichts übrig, als sich gegenseitig zu nennen.

Der eine von den beiden vor dem Schlitten herreitenden vornehmen Herrn hieß die Quitzows sofort willkommen, und war über das Zusammentreffen höchst erfreut. Es war Lippold von Bredow. Sein Gefährte war Markgraf Wilhelm von Meißen, ein stattlicher Mann, soweit seine Vermummung darüber urtheilen ließ. Im Schlitten saß Markgraf Jobst von Mähren mit dem Bischof von Havelberg. Man hatte in der Plattenburg übernachtet, und war heute zur selben Zeit aufgebrochen, als die Quitzows abritten. Uebrigens waren die Pelzkappen vor den Gesichtern sämmtlich dick bereift.

Die Kälte zog die Brust zusammen, und erschwerte das Reden; ohnehin mußte man beinahe schreien, wenn man das Gekreisch des Schlittens und der Pferdehufe auf dem hart gefrornen Schnee überbieten wollte. Die Unterhaltung blieb darum sehr einsilbig, bis man nach beinahe anderthalb Stunden, Mittags, die Stadt Perleberg erreicht hatte.

Perleberg, die Hauptstadt der Priegnitz oder Vormark, machte eine ganz stattliche Figur. Sie war ganz mit einer bethürmten Mauer und doppelten Gräben umgeben. Ueber ihre beschneieten Dächer ragte das Dach und der Thurm der Jacobikirche empor, sich in eine ansehnliche Spitze endigend, um welche vier kleinere Thürme standen. Auch der Thurm des Doberziner Thores, durch welches man eingeritten war, hatte eine ansehnliche Höhe. Jenseit der Stepenitz, den sieben Bürgen gegenüber lag ein der heiligen Anna gewidmetes Kloster mit schönen, doppelt über einander gewölbten Kreuzgängen und dazu gehöriger Kirche, in welchem Carmeliter hauseten. Auf dem Markte stand ein Roland. Die Stadt hatte Zollfreiheit durch das ganze Land und die Stapelgerechtigkeit, indem alle Waaren, welche von Hamburg kamen, in Wittenberge ausgeladen werden mußten. Mittelst besonderer Prahmen wurden sie dann die Stepenitz hinauf, nach Perleberg transportirt, wo mitten in der Stadt sich eine große Waaren-Niederlage befand. Hier mußten die Waaren einige Tage liegen,

und konnten dann von den Kaufleuten abgeholt werden. Auch mit vielen anderen Freiheiten war sie begnadigt, durch welche der Wohlstand ihrer Bürger gesichert wurde. — Die Versammlung so vieler hoher Personen mit einem zahlreichen Gefolge hatte eine große Regsamkeit in die Stadt gebracht. — Bald nach unseren Reisenden traf auch Herr Caspar Gans von Putlitz nebst dem Könige Albrecht von Schweden, Herzog von Meklenburg ein, und am folgenden Tage die Herren von Wenden. Die Stargardschen Herzoge waren ausgeblieben.

Am Sonntage, den 2. Februar, wurde der Fürstentag auf dem Rathhause eröffnet. Die früheren Verträge wurden erneuert, und die Anwesenden machten sich verbindlich, sie zu halten. Es waren eine Menge Klagen über Landbeschädiger und Raub auf den Landstraßen eingelaufen, und man besprach sich über Maaßregeln, dieser Ungebühr Maaß und Ziel zu setzen, und gegen die Schuldigen mit Strafen einzuschreiten. Besonders aber wurde über die Landbeschädiger auf Schloß Lenzen geklagt. Sie begnügten sich nicht mehr mit Einfällen in die Umgegend von Parchim, sondern sie waren zuweilen auch in Albrechts Länder eingefallen, was mit zufälligen Grenzüberschreitungen entschuldigt wurde. Albrecht hatte sich deswegen genöthigt gesehen, mehrere Schlösser an der Grenze in wehrhaften Stand setzen zu lassen, und Landwehren zu errichten. Auch die Kaufleute wurden von ihnen überfallen, geplündert, und ins Gefängniß geworfen, bis sie sich durch schwere Geldsummen ausgelöset hatten. Kurz, es ergaben sich so viele Klagepunkte gegen sie, daß man die Ueberzeugung gewann, man müsse gegen sie einschreiten, und die strafende Gerechtigkeit walten lassen.

Allein während man noch mit Berathungen darüber beschäftigt war, kam die Nachricht, daß die strafbaren Landbeschädiger ohne Absagebrief in das Land König Albrechts eingefallen seien, daß sie die gegen sie errichteten Landwehren zerstört, und die von Albrecht gegen sie in Stand gesetzten Vesten niedergebrochen hätten. Dieser tolle übermüthige Frevel goß Oel ins Feuer. Die ganze Versammlung wurde dadurch in hohem Grade aufgereizt, und man beschloß sofort, die Verbrecher zu bestrafen, wie sie es verdienten. Insgesammt wollte man mit allen anwesenden Leuten gegen Lenzen aufbrechen. Es waren jedoch kaum Menschen genug vorhanden, um gewünschten Erfolg hoffen zu lassen, und manche Vorbereitung

mußte getroffen werden, ehe man an den Aufbruch denken konnte.

Die Stadt Perleberg wurde ersucht, so viel Rüstwagen und Sturmgeräth zu stellen, als sie vermöchte. Man überzeugte sich bald, daß dies nicht ausreichend sei, und mußte an andere Mittel denken.

Des andern Tages erhielten die Quitzows eine Einladung zu einer Unterredung mit Markgraf Wilhelm von Meißen. Sie trafen dort mit Herrn Caspar Gans zusammen, der in gleicher Absicht kam, und wurden gleich vorgelassen.

Markgraf Wilhelm stand, angethan mit einem grünen Pelze, dessen weißer Kragen dicht anliegend zurückgeschlagen, fast bis auf die Brust reichte, mitten im Zimmer, und rief ihnen zu: Willkommen ihr Herren; ihr werdet verwundert sein, von mir so früh am Tage eine Botschaft empfangen zu haben; habt Dank, daß ihr so schnell meinem Wunsche Folge geleistet habt. Nehmt Platz.

Caspar. Wir haben nichts gethan, wofür ihr danken dürftet, gnädiger Herr. Aber ich vermuthe, ihr habt uns etwas Wichtiges zu sagen.

Wilhelm. Ihr habt Recht, mich daran zu erinnern; die Zeit ist edel. Ihr wißt, Lenzen gehört zur Mark, deren oberster Verweser ich bin. Es ist daher bei dem beschlossenen Zuge gegen die Räuber ganz besonders Brandenburgs Sache, den Friedensbruch zu ahnen, wenn auch König Albrecht als der angegriffene Theil die nächste Veranlassung hat, gegen die Räuber loszubrechen. So müssen wir dann die Hauptmacht stellen, und dazu fehlt es uns an mancherlei, vor allem aber an Geld, denn auf einen Kriegszug haben wir uns bei der Herreise nicht vorgesehen. Das erste und nöthigste ist daher, Geld zu schaffen, dann werden wir auch wegen der noch fehlenden Menschen, Rüstwagen und Sturmgeräthschaften sprechen können. Nun seid ihr Herren hier die Nächsten, und könnt am ersten Rath schaffen. Ihr seht, die Noth ist da, denn das Heer muß unterhalten werden, und Kriegführen kostet Geld. Darum bitte ich euch, Herr Caspar Gans, ihr wollet uns zwei tausend Schock böhmischer Groschen borgen, so schnell als möglich, ihr aber, die Quitzows, wollet uns unterstützen mit allen Leuten, die ihr zu Hause disponibel habt, mit Wagen und Kriegsgeräth.

Caspar. Herr Markgraf, euer Ansuchen ist allerdings nicht anders, als vernünftig; aber es setzt mich doch in Verlegenheit, denn eine so große Summe habe ich nicht gleich vorräthig. Ich kann in diesem Augenblick nur über Funfzehn hundert verfügen. Wollt ihr mir aber erlauben, an Wichart von Rochow zu schreiben, so will ich mir von dem noch Fünf hundert Schock borgen, worüber jedoch noch einige Tage vergehen können, ehe ich sie erhalte. Allein Herr Markgraf, im Kriege handelt es sich um Leben und Sterben, und es ist wohl billig, daß wegen der Wiederbezahlung dieser Summe —

Wilhelm. Versteht sich. Ich stelle euch einen Schuldschein aus, und setze euch Lenzen zum Pfande, worauf ich sie euch verschreibe. Seid ihr dessen zufrieden?

Caspar. Erlaubt mir noch die Bitte hinzuzufügen, daß auch Herr Jobst seine Zustimmung dabei gebe.

Wilhelm. Ich denke, das wird keine Schwierigkeit machen; denn Herr Jobst wird sich schwerlich auf andere Weise zu helfen wissen.

Unterdessen war die Thüre leise geöffnet worden; ein kleiner, von Alter gebückter Mann, mit einem langen Stabe in der Hand war herein geschlichen, hatte sich horchend hingestellt, ohne von Wilhelm bemerkt worden zu sein, weil er auf der Seite eingetreten war, auf welcher Wilhelm nicht sehen konnte, der nur ein Auge hatte. Das kleine zusammen gekniffene Gesicht wurde von einem gewaltigen Barte zur Hälfte völlig bedeckt, so groß, wie man ihn selten sah [1]), das Barett war tief in die Augen gedrückt, wodurch seine Miene ein Ansehen von Trotz gewann, die kleinen Augen funkelten mit Rücksicht auf das hohe Alter ungewöhnlich hell. Er griff die letzten Worte Wilhelms auf, und fiel mit den Worten ein: Das ist doch noch die Frage!

Wilhelm wandte das Gesicht seitwärts und sprang auf. Ei, sieh da, Herr Markgraf Jobst, Gott grüß euch.

Die drei Herren machten ihm ihren Gruß; man setzte sich, und Jobst sprach mit einem schlauen Lächeln: es gäbe wohl noch ein Mittel, diesen Krieg so zu führen, daß er uns gar nichts kostete. Soll mir Gott helfen, es wäre fein und geschickt ausge-

---

[1]) Cuspinians, Kaiserchronika Th. II. S. 72.

dacht, aber wo hat man die Leute zur Ausführung? Ja, ihr schaut mich verwundert an? — Mit diesem alten Kopfe habe ich einen Plan ausgeheckt (er kniff das Gesicht zusammen), — uh! ich sag' euch, ich breche euch Lenzen, und es kostet uns keinen Groschen.

Wilhelm. Das wäre ich begierig zu erfahren.

Jobst. Ihr könnt's haben. Denkt ihr nicht, daß die von der Kapellen in Lenzen nicht schon Nachricht hätten von dem, was gegen sie beschlossen ist? He?

Wilhelm. Wohl möglich.

Jobst. Nicht wahr? Sie werden Gegenanstalten treffen? He?

Wilhelm. Gewiß.

Jobst. Wenn wir nun an sie schrieben, und ihnen sagten, daß wir sie von Lenzen vertreiben wollten?

Wilhelm. Das ist schon gestern geschehen. Man muß ihnen doch absagen, denn drei Tage nachher kann man ja erst anfangen.

Jobst. O prächtig. Die werden schön in Angst gerathen, je mehr je besser.

Wilhelm. Aber weiter.

Jobst. Nun, wir von der Mark, als ihre Landesherren, schreiben ihnen, daß sie unsern Schutz verwirkt haben, daß wir ihnen Lenzen abnehmen, und sie aus dem Lande jagen müssen.

Wilhelm. Das ist schon im Absagebrief enthalten.

Jobst. Nun, dann ist die Arbeit nur noch sehr klein. He?

Wilhelm. Aber Herr Schwager, noch verstehe ich nicht—

Jobst. St, St! Das ist ja eben der Pfiff, der nun kommt. Wir wollen ihnen noch einen Brief schicken, und ihnen sagen, sie möchten das Strafgericht abkaufen, dann wollten wir ihnen nichts thun, versteht wohl, wir Landesherren der Mark schreiben an sie. Die werden gern zahlen, viel zahlen, sehr viel. Glaubt ihr nicht? He? Wie viel Geld wolltet ihr denn aufnehmen?

Wilhelm. Zwei tausend Mark.

Jobst. Ich sage euch, die in Lenzen geben drei tausend, vier tausend, denn sie rechnen darauf, daß sie nachher nur einige

Kaufleute zu plündern brauchen, dann haben sie es wieder. Glaubt ihr nicht, daß sie es geben? Ich glaube es. Sie geben's gewiß.

Wilhelm. Wohl möglich. Allein dann sind wir auf dem alten Fleck.

Jobst. O niemals, wenn man Geld hat. Seht ihr nicht, was weiter geschehen muß?

Wilhelm. Nein!

Jobst. Wir zahlen das Geld, oder auch nur tausend Mark dem König Albrecht als Sühne für das Vergangene. Der ist dann nicht damit zufrieden; er nimmt das Geld, nimmt unsere Leute dafür in Sold, schafft an, was nöthig ist, sagt denen in Lenzen ab, pocht Lenzen aus, und jagt die Spitzbuben zum Henker. — He? Ist Lenzen nun nicht frei? — Hat es uns einen Pfennig gekostet? Im Gegentheil. Wir können dabei noch eine Summe gewinnen.

Markgraf Wilhelm stand auf, und ging mit offenem Unwillen auf der Stirn im Zimmer umher. Auch Caspar und die Quitzows standen auf. Jobst blieb sitzen und folgte mit den Augen Wilhelms Bewegungen. Ein höhnisches Lächeln glänzte in seinem Gesichte. Nun, was sagt ihr denn, rief er, he?

Wilhelm zögerte mit der Antwort. Ich kann darauf nicht eingehen, sprach er. Das hieße treulos handeln, und mit seinen Worten spielen.

Jobst. Treulos? Gegen wen denn? Gegen unsere Feinde, die selber treulose Verräther sind. Was ist denn dabei zu fürchten? Gar nichts! Sie gehen ja dabei darauf, kommen um Hab und Gut, vielleicht ums Leben, und müssen jedenfalls das Land meiden. Solche Bettler sind doch nicht zu fürchten? — Seinen Feinden Wort halten zu wollen, ist ein thörigter Aberglaube. Was können sie denn, wenn man es ihnen bricht, Schlimmeres werden, als was sie schon sind, unsere Feinde? He? Soll mir Gott helfen. Seinen Freunden muß man Wort und Treue halten, denn wenn man es nicht thäte, würden sie unsere Feinde werden, und uns schaden. Begreift ihr das? He?

Wilhelm. O ja.

Jobst. Nun, dann müßt ihr auch begreifen, daß man es seinen Feinden nicht zu halten braucht. Soll mir Gott helfen,

ihr glaubt nicht, wie viel kluge Streiche schon unterblieben sind, bloß dieses Aberglaubens wegen. — Ich habe nur ein einziges Bedenken dabei.

Wilhelm. Und welches?

Jobst. Die in Lenzen scheinen kluge Kerle zu sein, die Haare auf den Zähnen haben. Sie werden uns nicht glauben, wenn wir ihnen einen zweiten Brief schicken, nachdem wir ihnen Feindschaft angekündigt haben, denn es ist eine schreckliche Dummheit, seinem Feinde auch nur ein Wort zu glauben, und die in Lenzen sehen mir nicht danach aus. Aber manchmal sind die Leute wirklich viel dummer, als man vermuthen sollte. Man könnte es wenigstens versuchen. He?

Wilhelm. Ich dächte, wir unterließen es; denn die Meklenburgischen Herren gehen gewiß darauf nicht ein.

Jobst. Da wären sie rechte Narren. Doch freilich, ihr könnt recht haben. Sie gewinnen dabei nicht mehr, als so. Soll mir Gott, man wird ihnen einen Gewinn versprechen müssen, denn was haben sie eigentlich gewonnen, wenn Lenzen fällt? Nichts, und das ist zu wenig. Da sind sie nicht dabei. Ist ihnen auch nicht zu verdenken. Man muß ihnen Lenzen verpfänden, oder wie früher zu Lehn geben, he?

Wilhelm. Da sind wir nicht weiter als jetzt. Ich habe es eben hier dem Edlen von Putlitz, einem meklenburgischen Vasallen gegen Zwei tausend Schock als Pfand angetragen.

Jobst. Habt ihr? Nun, das ist gut, ihr werdet da ein märkischer Lehnsmann. Sollt einen gnädigen Herrn an mir haben.

Wilhelm. Ihr gebt also eure Einwilligung, daß die Verpfändung statt finde, und der Pfandbrief aufgesetzt werde?

Jobst. Wartet einmal. Zwei tausend Schock. Ist denn das nicht zu wenig?

Caspar. Vielleicht zu viel. Wer weiß, in welchem Zustande mir Stadt und Schloß nach der Umlegung übergeben werden.

Jobst. Na, ihr wollt dabei etwas verdienen, auch gut. Ich bin ein großmüthiger Mann, he? Ich will einwilligen. Aber soll mir Gott, es ist wenig Geld.

Wilhelm. Dietrich und Johann von Quitzow wollen Leute

und Heergeräth stellen. Für die Kosten, welche euch das verursucht, will ich euch einen Schuldbrief ausstellen, und als Bürgen stell ich euch hier den Markgrafen Herrn Jobst —

Jobst. Halt! Auf wie viel lautet der Schuldbrief?

Wilhelm. Das ist jetzt noch nicht zu bestimmen. Wir wissen ja nicht, wie lange die Belagerung dauert. Das kann erst nach abgethaner Sache festgestellt werden.

Jobst. Das wird viel Geld kosten.

Wilhelm. Wollt ihr es nicht in dieser Weise halten, so laßt selbst Leute und Heergeräthe kommen, und besoldet sie.

Jobst. Als ob ich dabei gebessert wäre, he?

Wilhelm. Wollt ihr die Bürgschaft übernehmen? Herr Lippold von Bredow will mit bürgen. Herr Caspar, wie ist es mit euch, stellt ihr euch als Bürgen?

Caspar. Wenn ihr es wünscht, glaube ich dabei nichts zu gefährden.

Wilhelm. Was ich thue, thue ich zum Besten der Mark, und wie sich auch die Verhältnisse gestalten mögen, jedenfalls muß euch der Landesherr dafür aufkommen, selbst wenn meine Forderungen an das Land befriedigt sind. Einige andere Bürgen werde ich noch zu stellen wissen, damit die gesetzmäßige Zahl voll werde. Was jetzt besprochen ist, dabei bleibt's. Jetzt ihr Herren, macht Anstalten, das Gewünschte schnell herbei zu schaffen.

Man empfahl sich. Unterweges ging man zu Herrn Lippold von Bredow heran, um mit ihm zu sprechen. Er erklärte seine Bereitwilligkeit, Bürge zu werden, und fragte über das Nähere ihrer Verhandlung.

Ihr habt Herrn Jobst heute zum erstenmale gesehen, sprach er, wie gefällt er euch?

Dietrich. Ich finde ihn, wie er mir geschildert worden. Allein es wundert mich, daß er sich so ohne allen Zwang äußert.

Lippold. Es ist seine Weise, die wichtigsten Dinge am ungehörigen Orte zu schwatzen, und er würde sich damit oft gar sehr schaden, wenn man nicht wüßte, daß man auf seine Rede gar nichts geben darf, und ich will keinem rathen, darauf etwas wieder zu erzählen. Man muß sich mit ihm vorsehen. Dies

ihr Herren zu eurer Warnung, da ihr doch mit ihm zu thun bekommt. Gott befohlen, bis auf Wiederſehen.

Sie gingen, um die erforderlichen Veranſtaltungen zu treffen. Es wurden Boten ausgeſandt, und in Perleberg aufgeboten, was man konnte, den Zug mit gehöriger Kraft zu vollführen. Nach einigen Tagen war das Heer beiſammen, und man brach gegen Lenzen auf.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Stadt Lenzen liegt nicht weit von der Elbe entfernt. Sie hatte starke Mauern mit viereckigen Thürmen, und im Norden doppelte Gräben. Im Süden stieß sie an einen sumpfigen Anger, und an einen jetzt nicht mehr vorhandenen See. Aus diesem war ein Kanal rund um die Stadt geführt, ein zweiter durchschnitt die Stadt, so daß die Schuten oder Kähne bis unter die Stadtmauer kommen konnten, um Stabholz oder Getreide zu laden [1]). In der Stadt befand sich ein Kloster, und neben der Kirche ein ganz gewölbtes Gebäude für die Kalandsbrüder. An der Südostseite der Stadt lag die Burg auf einer Anhöhe; sie war mit starken Mauern ins Gevierte umgeben, von der Stadt durch einen Graben gesondert, und hing mit ihr vermittelst einer Zugbrücke zusammen. Im Süden der Mauer stand die Kapelle. Die Burg hatte vortreffliche Keller, und einen sehr starken runden Thurm von gebrannten Steinen, der zweimal über einander gewölbt war, von welchem aus sich eine weite Umsicht darbot. Ueber dem gewölbten Thorwege an der Brücke stand ein Haus von zwei Stockwerken und sehr fester Bauart. Vor dem Bergthore lag auf einer Anhöhe eine Kapelle der heiligen Jungfrau, vor dem Heidethore ein Hospital und eine Kapelle zu St. Gertraut.

Kaum bekam der eilfertig dahin schreitende Zug die Stadt Lenzen zu Gesichte, so bemerkte man schon auf dem Burgthurme Zeichen, wahrscheinlich für die Stadt, und bei näherem Heranschreiten hörte man die Sturmglocke läuten. Ihre Klänge wurden über die steinhart gefrorene Erde weit hingetragen. Die heftige Kälte, so hinderlich in jeder anderen Beziehung, erleichterte

---

[1]) Beckmann, Beschreib. d. Mark. Th. V. B. II. K. VI. S. 215.

doch diese Unternehmung nicht unbedeutend, denn nirgend hatte man Wasser zu fürchten, jeder Graben war zugefroren, jeden Sumpf konnte man ohne Schwierigkeit beschreiten. König Albrecht führte den Oberbefehl, unter ihm Markgraf Wilhelm. Die Quitzow's und Perleberger erhielten den Befehl, sofort vor die Burg zu ziehen, wo Markgraf Wilhelm sie befehligen sollte. König Albrecht zog mit Jobst, Lippold und den Herren von Wenden, seinen und ihren Leuten, nach der Marienkapelle vor dem Bergthore der Stadt, um letztere im Zaume zu halten.

Man zog sich um die Burg herum, so weit es möglich war, und schaffte auf Schlitten das Belagerungsgeräthe herbei. Kaum war dies geschehen, so wurde es dunkel, denn die Tage waren noch sehr kurz. Eine Anzahl Zelte war auf Schlitten mitgeführt, allein der Boden war steinhart, und kein Pfahl oder Zeltpflock drang in die Erde. Selbst der Schnee, der sie bedeckte, war hart wie Eis. Man hätte die Erde aufhacken und sich hineingraben müssen, allein dazu war keine Zeit. Es blieb nichts übrig, als auf eine andere Art von Unterkommen zu denken. Außen nicht weit von der Ringmauer der Burg lag eine Anzahl schlechter Häuser, welche der Körbitz genannt wurden. Meist waren sie von Fischern bewohnt. Die Hälfte der gegen die Burg beorderten Mannschaft erhielt den Befehl, sich dieser Häuser zu bemächtigen, und sich daselbst ein Unterkommen zu verschaffen, während die andere Hälfte draußen bei Feuern Wacht halten, und um Mitternacht von den ersteren abgelöset werden sollte. Die Mannschaft ward abgezählt, und die eine Hälfte zog unter Anführung ihrer Rottmeister mit Dietrich von Quitzow ab. Es dauerte nicht lange, so ertönte das Geschrei in den Wohnungen der armen Fischer. Man warf sie mit Weib und Kind aus ihren Häusern, und sie mochten sehen, wo sie blieben. Verzweiflungsvoll flüchteten sie sich über den gefrorenen Schloßgraben nach dem Bergthore der Stadt, welches sich öffnete, und sie hineinließ.

Die Wachthaltenden machten unterdessen Feuer an auf dem Felde, und schleppten Holz herbei. Die Zäune in dieser Gegend mußten herhalten, denn man nahm das Holz, wo man es fand, je näher um so besser. Es wurden Schaafpelze auf den Schnee gebreitet, und alles rückte so nahe wie möglich ans Feuer, aber man vermochte nicht, sich zu erwärmen. Man fluchte und schimpfte, man tobte und lärmte; warm wurde man jedoch nicht. Hier

schrie einer, daß er sich den Aermel verbrannt habe, während ihm auf der andern Seite die Hand erfroren, dort rieb einer seine Nase mit Schnee, und ritzte sie sich an seiner Härte wund, bis endlich niemand mehr liegend sich den Einwirkungen des Feuers und des Frostes aussetzen mochte, sondern alle aufgestanden waren, wie toll umher sprangen, und sich die Arme um den Leib schlugen. Markgraf Wilhelm war mit Johann mitten unter den Knechten geblieben, um sie durch ihr Beispiel aufzumuntern. Endlich wurde es ihnen, ungeachtet ihrer warmen Kleidung, aber auch zu viel.

Wahrhaftig, fing endlich Markgraf Wilhelm leise zu Johann redend an, ich weiß nicht, ob es da oben auf dem Walle schlimmer sein möchte, als hier davor.

Johann. Gewiß nicht. Wäre man da oben, so hätte man zu thun, und würde warm, während uns hier die Leute erfrieren. Es ist eine Heidennacht. Die Luft schneidet in die Haut ein, wie ein Messer, und die Augen möchten Einem naß werden, wenn die Thräne nicht sogleich zu Eis würde. Seht einmal, da geht der Mond eben auf, dort jenseit, hinter unsern warmen Betten. Wie groß, wie roth; kaum durchdringt sein Licht den dichten Frostdampf, der den Erdrand umschleiert, und doch funkeln über uns die Sterne so hell und klar. Was hindert uns denn, auf den Wall zu steigen? Warum verbringen wir die Zeit hier in der Kälte mit Nichtsthun? Wäret ihr gesonnen wie ich, wir gingen gleich darauf los, und unsere Leute haben gewiß nichts dawider.

Wilhelm. Wer weiß aber, wie König Albrecht darüber denkt?

Johann. Es käme darauf an, es ihm vorzuschlagen. Gestattet mir, ihn darüber zu befragen.

Wilhelm. Gut. Reitet hinüber, und kehrt bald wieder.

Johann stieg zu Pferde, und ritt hin zur Marienkapelle. Die Schildwachen wiesen ihn nach einem von den Häusern, welche in ihrer Nähe standen. Er wurde vorgelassen, und brachte seine Meldung an.

Albrecht. Ihr habt gut gesprochen, und euer Vorschlag ist unter den obwaltenden Umständen zu beachten. Mondlicht haben wir, und was wir erst morgen thun wollten, können wir auch heute thun. Ich bin dabei, und werde zur selben Zeit, wo

ihr die Burg bestürmt, die Stadt angreifen, damit euch diese nicht durch einen Ausfall in den Rücken nimmt. Gebt mir ein Zeichen, wenn es so weit ist.

Johann. Gut. Wir werden eine Scheune anzünden, welche seitwärts neben den Häusern steht, die ihr wohl in der Nähe der Burg gesehen haben werdet.

Albrecht. Recht so. Ich werde Herrn Lippold benachrichtigen lassen. Nun also, so bald als möglich.

Johann ritt fort, und zunächst nach dem Körbitz, um Dietrich mit seinen Leuten aufbrechen zu lassen. Die Mitternacht war nahe, und kam heran, ehe sie in Ordnung waren. Darauf ritt er zu Markgraf Wilhelm, der ihn sehnlichst erwartete. Unser Vorschlag hat Beifall gefunden, sprach Johann, und erzählte ihm sein Gespräch mit Albrecht. Wilhelm war darüber sehr erfreut.

Johann gab nun die nöthigen Befehle, verlangte aber, daß jede Freudenbezeugung unterdrückt würde, um den Feind nicht aufmerksam zu machen, was den Leuten schwer genug wurde. Ein neues Leben hatte sie ergriffen, es kam wieder Wärme in ihre Glieder, und mit großer Rüstigkeit wurde das Sturmzeug herbei geschleppt. Man rückte gegen den Graben fort, und jetzt wurde die Scheune angezündet. Noch ehe das Feuer merklich wurde, hatte man den Graben auf dem Eise passirt, und die Sturmleitern angesetzt. Erst jetzt fing der Feind an, sich zu regen. Mit Haken suchte er die Leitern umzuwerfen, und ganze Massen von Steinen wurden über die Mauern geschüttet. Die Schützen im Rücken der Stürmenden jenseits des Grabens sandten ihren Bolzenhagel nach dem Kranze der Mauer, allein ohne große Wirkung. Unten fing man an, in die Höhe zu klettern, und schon waren die Leitern so stark besetzt, daß sie nicht mehr fortgezogen werden konnten. Es wurden Baumstämme über die Leitern herab gerollt, Fässer voll Steine, brennende Theerbalken und ähnliche Dinge. Die Stürmenden wurden herabgeschleudert, und fingen an, scheu zu werden. Da stürzte Dietrich mit dem ihm nächsten Haufen zur Leiter, und stieg raschen Schrittes hinan, nachdem eben ein Balken gefallen war. In demselben Augenblick öffnete sich ein Nothpförtchen in der Mauer, und die Feinde drangen heraus, um durch einen Ausfall denen auf der Mauer zu Hülfe zu kommen. Johann warf sich ihnen mit den

Seinigen entgegen, auch die Perleberger zogen sich von der Seite heran, und auf dem Graben entwickelte sich ein lebhaftes Gefecht, vom Monde und der brennenden Scheune beleuchtet. Johann drängte den Feind von der Pforte hinweg, der, zu wenig bedacht, seinen Rücken zu decken, sich von seiner ungestümen Hitze hinreißen ließ, und die Pforte unbedachtsam Preis gab. Sie war nicht geschlossen, und Johann drängte sich rasch mit den Seinigen hinein, die Feinde den Perlebergern überlassend. In dem Augenblick ertönte auch das Siegesgeschrei auf der Mauer; Dietrich hatte sie erstiegen, und der Feind floh bestürzt davon. Die Burg war genommen, das Thor wurde geöffnet, und die Sieger zogen ein. Auf der Zinne des Thurmes wurde ein Freudenfeuer angezündet, um König Albrecht davon zu benachrichtigen.

Man begab sich in die Gemächer, um die gefürchteten Anführer der Landesbeschädiger aufzusuchen, die Herren von der Kapellen. Sie wurden nach langem Suchen gefunden, denn sie hatten wohl Ursach sich zu fürchten; man brachte sie in Gewahrsam. Nicht lange nachher kam König Albrecht nach der Burg, mit den Herren von Wenden, Jobst und Lippold. Sie hatten die Mauern der Stadt erstiegen, und die Stadt besetzt, und ihre Leute waren eben in der Plünderung begriffen; doch war ihnen anbefohlen, Brand möglichst zu vermeiden. Auch die Perleberger und die Hälfte der Quitzowschen Leute zog nach der Stadt, um nicht leer auszugehen; die Beute aber sollte unter alle gleich getheilt werden. Wie man bei solchen Gelegenheiten verfuhr, ist unsern Lesern schon bekannt, und wir verschonen sie mit der Schilderung der Gräuelscenen.

Am anderen Tage wurde über die von der Kapellen Seitens des Markgrafen Jobst Gericht gehalten. Als offenbare Landfriedenbrecher und Räuber, indem sie nicht einmal den Frieden abgesagt hatten, wurde ihnen Hab und Gut abgesprochen, und sie Landes verwiesen. Man ließ sie bis zur Grenze geleiten, und dann gehen, wohin sie wollten. Die übrigen Gefangenen wurden geplündert, und dann frei gegeben [1]).

---

[1]) Detmars Chronik bei Grotuff, Thl. I. S. 389; sie wurden nicht aufgehängt, wie der unzuverlässige Cranz behauptet, der seine Nachrichten nur aus Detmar hat. Cranz. Vandal. L. IX. c. 38. Garcaeus p. 151.

Nachdem Herr Caspar Gans von Putlitz Schloß und Feste Lenzen übernommen hatte, zogen alle wieder von dannen, ihrer Heimath zu. Nur die Quitzows ließen sich zuvor ihre Kosten abschätzen und von Markgraf Wilhelm den versprochenen und verbürgten Schuldbrief ausstellen. So endigte die Fehde gegen die Landbeschädiger von Lenzen. Sie brachte König Albrechts und Markgraf Wilhelms strenger Gerechtigkeitsliebe großen Ruhm, aber sie erhöhete auch nicht wenig den Ruf der Quitzowschen Tapferkeit, die sich darin auf eine glänzende Weise bethätigt hatte, um so mehr, als die Hauptmasse des Heeres aus Quitzowschen Leuten zusammen gesetzt war. Unstreitig hatte ihnen Jobst dafür große Verbindlichkeiten, doch begnügte er sich für jetzt mit einem bloßen Danke.

Allein die Ruhe war mit diesem Schlage noch nicht hergestellt. Unbedeutendere Fehden gab es noch in Menge, bei welchen die Städte oft übel wegkamen. Deswegen schlossen am Tage St. Primi und Feliciani, den 9. Juni 1399 die Städte Brandenburg (alt und neu), Berlin, Kölln, Frankfurth, Drossen, Strausberg, Müncheberg, Landsberg, Mittenwalde, Eberswalde, Bernau, Spandau, Nauen, Brietzen und Belitz ein abermaliges Bündniß zu gegenseitigem Schutz unter den uns schon bekannten Bedingungen, die wir darum nicht wiederholen [1]). Diese oftmaligen Erneuerungen beweisen nur zu sehr, wie wenig wirksam dieser Schutz war. Es lag in der Natur der Sache, daß er nicht viel bedeuten konnte. Wie war es denn möglich, daß alle Städte einer angegriffenen zu Hülfe kommen sollten, da sie zu weit von einander entlegen waren, und die Hülfe wohl in den meisten Fällen zu spät kam. Ehe sich das Bundesheer sammelte, war der Schade geschehen, und um nachher Rache zu nehmen, war es gewöhnlich zu schwach. Wir sehen daher auch nicht, daß die Unruhstifter diese Bündnisse sonderlich gescheut hätten.

König Albrecht hatte jetzt zwar vor den von der Kapellen Ruhe, die von Lenzen verjagt und verwiesen waren, nicht aber vor ihren Freunden, welche beschlossen hatten, den Fall jener zu rächen. Es waren vier Schlösser in der Nähe von Lenzen, zwischen dieser Stadt und Wittenberge gelegen, deren Besitzer mit ihrer Mannschaft in Meklenburg eingefallen waren, und das Land

---

1) Angelus Annales marchic. p. 174.

verheerten. Sie bemächtigten sich aller Kaufmannsgüter, welche aus der Priegnitz nach Meklenburg gingen, um ihren Feinden alle Provision abzuschneiden, so wie aller der Produkte, welche von Meklenburg nach der Priegnitz ausgeführt wurden, weil dies Güter ihrer Feinde waren. Den festgesetzten Stipulationen des Fürstentages gemäß entbot König Albrecht seine Vasallen zu einem Zuge gegen diese Schlösser, um den Feinden das Handwerk zu legen. Auch die Quitzows stellten ihr Contingent, und stießen zu dem Banner des Caspar Gans von Putlitz. Die Herren von Wenden waren mit ihren Vasallen gleichfalls im Anzuge, und allen war die Burg Stavenow, Claus von Quitzow gehörig, als Sammelplatz bestimmt.

Das Schloß und Dorf Stavenow, zwei Meilen nordwestlich von Perleberg gelegen, gehörte zu den ansehnlichsten der Priegnitz. Im Westen, eine kleine Strecke davon entfernt, fließt die Löcknitz, und längs derselben dehnten sich ansehnliche Sümpfe aus, und dichte Elsbrüche, bis nach Meklenburg hinein, und wiederum gegen Süden bis zum unwegsamen wilden Silgebruche. Das Schloß ragte über die wilde Waldgegend hoch empor, und war durch feste Mauern und Gräben geschützt. Noch bis in die neuesten Zeiten hat sich ein Graben um das Schloß, und ein dicker runder Thurm erhalten, und dieser liefert ein Zeugniß von der großen Festigkeit des Mauerwerks. Nur nach Osten und Süden hin fand eine Communication mit anderen Ortschaften statt, und nur von hieraus wäre dem Schlosse beizukommen gewesen; aber nach diesen Seiten hin waren die Vertheidigungsmittel auch in reichem Maaße gehäuft.

Auf den Feldern östlich von der Burg war der Sammelplatz des Heeres, und die nach und nach Eintreffenden schlugen hier ihre Zelte auf, bis alle beisammen waren. König Albrecht, und unter ihm die Herren von Wenden, übernahmen den Oberbefehl. Das Heer war ansehnlich, um den Feinden um so kräftiger zu Leibe zu gehen.

Von der Burg Stavenow aus konnte man zwei der feindlichen Schlösser in der Entfernung von kaum einer halben Meile liegen sehen. Angesichts derselben ließ sich daher von hier aus der Operationsplan verabreden. Es waren dies die Schlösser Mesekow und Mankmuß. Sie liegen von einander nur eine Viertelmeile weit entfernt, und man fand es daher wahrschein-

lich, daß sich beide unterstützen würden. Dies verhinderte jedoch, nach Claus von Quitzows Aussage, eine sehr sumpfige Wiesenfläche, welche beide von einander trennte, und da man Mesekow, welches auf der Ostseite der Löcknitz lag, nur von der Ostseite her angreifen konnte, und die von Mankmuß erst die Löcknitz und jene Wiese hätten überschreiten müssen, so wurde beschlossen, das Heer nicht zu theilen, beide Schlösser nicht zugleich anzugreifen, sondern mit Mesekow den Anfang zu machen. Am St. Margarethen Tage, den 13. Juli, brach man gegen das Schloß auf [1]).

Es schauete drohend herab auf das anrückende Heer, und die Kühnheit seiner Besitzer, welche sich offen so mächtigen Feinden entgegen gesetzt hatten, flößte den Angreifenden einige Besorgnisse ein. Vorsichtig näherte man sich und blieb in Pfeilschußweite stehen. Man zog den rechten und linken Flügel so weit vor, daß er neben dem Schlosse die freie Aussicht nach Mankmuß hatte, um dies Schloß und die etwa von da abgeschickte Hülfe beobachten zu können. So wurde das Lager aufgeschlagen.

König Albrecht ließ die Führer nach seinem Zelte kommen, um einen Rath zu halten. Einstimmig war man der Meinung, daß es am rathsamsten sei, einen Sturm sobald als möglich, allenfalls noch heute, zu wagen, denn die Truppen waren nicht müde, und hatten nur eine Viertelmeile gemacht. Es war nach damaliger Zeit Mittag, das heißt 11 Uhr, daher der Tag noch lang genug, um die Sache beendigen zu können. Der Befehl wurde gegeben, und alles faßte frisch an, um mit den nöthigen Vorbereitungen fertig zu werden. Um 4 Uhr stand alles beisammen und zum Sturme gerüstet.

In der Burg herrschte ein tiefes Schweigen, und diese Ruhe hatte für die Krieger etwas Schauerliches. Man betrachtete das Schloß mit Recht als ein dem Tode geweihetes Opfer, denn wurde es genommen, so mußte es niedergebrannt und gebrochen werden. In seiner vollen Stärke und Schönheit stand es jetzt noch da, im nächsten Momente sollte sein Todeskampf beginnen, und morgen war es eine todte Ruine. Und mancher Krieger sprach: Schade um das schöne Schloß! — Man näherte sich

---

[1]) Detmar Chronik, von Grotuff Th. I. S. 390.

vorsichtig dem Graben, und erreichte seinen Rand, ohne von einem Bolzenhagel belästigt zu werden. Der Feind schien seiner Sache sehr gewiß zu sein, oder seine Kräfte für den entscheidenden Moment zu sparen. Die Zugbrücke war aufgezogen, daher mußte der Uebergang durch künstliche Mittel bewirkt werden. Man hatte von Stavenow eine Anzahl Kähne die Löcknitz hinunter fahren, und an einem schicklichen Punkte landen lassen. Von da waren sie eine Strecke Weges theils getragen, theils zu Wagen gefahren, und jetzt wurden sie in den Graben gesetzt, nahe neben einander, und durch übergelegte Bretter von Zimmerleuten befestigt, so daß eine schwimmende Brücke entstand. Auch diese Arbeit hinderte der Feind nicht. Er schien Tücke im Sinne zu haben, und ließ das Schlimmste fürchten. Es lag ein höhnender Trotz in dieser Nichtbeachtung aller Anstalten, ein stillschweigend ausgesprochenes: „Kommt nur her, ihr werdet schon sehen," das alle sehr besorgt machte, und doppelt vorsichtig untersuchte man die Stellen, wo die Leitern angesetzt wurden. Da brauf'te ein Bolzenhagel über ihren Köpfen dahin, aber nicht von der Mauer, sondern von den am Graben aufgestellten Schützen. Das Vorwärts erschallte, und eilfertig wurden die Leitern bestiegen. Man war oben, ehe man es dachte, und mit offenem Munde starreten die Krieger hinüber, denn nirgend war ein Feind zu sehen.

Alle tausend Element, schrie Johann, der einer der obersten war, was ist das? Ist das Schloß ausgestorben? Spart euch die Mühe, hier herauf zu klettern, wir wollen euch das Thor aufmachen, und die Zugbrücke herablassen, dann könnt ihr es bequemer haben.

Ein unauslöschliches Gelächter, das alle Reihen durchlief, war die Antwort. Die Zugbrücke fiel, und das Heer zog unter lauten Späßen ein. Man durchsuchte alle Gebäude des Schlosses, alle Gemächer. Ein altes buckliches, überaus häßliches Weib, ganz in Lumpen gekleidet, war die einzige Bewohnerin desselben, welche verkündigte, daß ihre Herrschaft schon vorgestern das Schloß verlassen, und mitgenommen habe, was sie fortbringen konnte. Wohin sie gegangen, sei ihr unbekannt.

Die Knechte machten sich gegenseitig die Alte zum Präsent, die, ungeachtet ihres Keifens, tausend Spott und Spaß über sich ergehen lassen mußte. Man räumte alles, was als Beute Werth

haben konnte, aus, und zündete dann das Schloß an. Bald quollen dicke Rauchwolken zum Himmel auf, während die Knechte die unglücklichen Bewohner des Dorfes Mesekow ausplünderten, das unter dem Schutze der Burg stand.

Das Heer erhielt den Befehl, noch heute aufzubrechen. Man ließ nur so viel Leute zurück, als erforderlich waren, den Brand zu unterhalten, und ein etwaniges Löschen der Zurückkehrenden zu verhindern. Das Lager wurde abgebrochen, man ging südlich vom Orte über die Löcknitz, umging das Bruch, und hatte bald den Ort erreicht.

Das Schloß und Dorf Mankmuß lag westlich von der Löcknitz, am Fuße eines Hügels, der eine zum Dorfe gehörige Windmühle trug, und am Rande der schon gedachten sumpfigen Wiese, die während eines großen Theils des Jahres unter Wasser stand, und die Fläche in einen See verwandelte. Auf dem Hügel neben der Windmühle schlug man das Lager auf.

Es kam jetzt darauf an, zu untersuchen, ob auch diese Burg verlassen sei. Dies war um so wahrscheinlicher, da sie weniger fest war, als Mesekow. Man sandte deswegen Pfeile hinein, doch blieben sie unerwiedert, auch hier herrschte die ödeste Stille. Einige Knechte waren tollkühn genug, über den Graben zu schwimmen, ohne daß sie durch Bolzen begrüßt wurden.

Wenn gleich es hiernach sehr wahrscheinlich wurde, daß das Schloß verlassen sei, so mußte man dennoch mit Vorsicht verfahren, weil der Feind eben so gut eine Kriegslist anwenden konnte.

Indessen wurde doch der Uebergang über den Graben mit größerer Dreistigkeit bewerkstelligt, und man stieg mit größerer Kühnheit die Leitern hinan. Es fand keine Gegenwehr statt, denn es war kein Feind vorhanden. König Albrecht kam, sah und siegte. Die Burg war genommen, man zog ein, und fand in den Räumen des Schlosses nichts, als in dem Burgverließ ein Paar Kaufleute aus Grabow, denen man die Freiheit gab. Nachdem man das Schloß geplündert und das Vieh hinausgetrieben hatte, wurde das Schloß angezündet, und das Dorf geplündert, dessen Einwohner, wie in Mesekow, meist geflüchtet waren. Die Flammen leuchteten die ganze Nacht hindurch weit in die Ferne, und verkündigten das ergangene Strafgericht.

Am andern Tage brach man das Lager ab, und wandte

ſich ſüdlich. Eine Meile öſtlich von Lenzen lag das Dorf und Schloß Wuſtrow, deſſen Beſitzer mit zu den Landfriedenbrechern gehörte, und viel Unfug getrieben hatte. Es thronte auf einer mäßigen Höhe, etwas nördlich von der Löcknitz, wo es die ganze Bruch-Niederung bis Lenzen, die Kuhblank genannt, beherrſchte. Man hatte nur anderthalb Meilen zu machen, um es zu erreichen, und ſchlug das Lager nördlich von Wuſtrow, am Fuße der Berge auf.

Das Anſehn des Schloſſes war eben ſo ruhig, als das der vorigen. Offenbar handelte man einer Verabredung gemäß. Es ſchien daher nichts weiter nöthig zu ſein, als Anſtalten zur Ueberſchreitung des Grabens zu machen. Da öffnete ſich über dem Burgthore ein Fenſter, und eine Frau rief den Belagerern zu, daß ſie die Zugbrücke niederlaſſen wolle, wenn man ihr verſpräche, mit dem Ihrigen ungehindert ohne Mißhandlung abziehen zu können. Bei näherer Nachfrage, was ſie unter dem Ihrigen verſtehe, ergab ſich, daß ſie eine zehnjährige Tochter habe, und einen Kaſten mit Wäſche. Es wurde ihr zugeſtanden, das Thor öffnete ſich, und man zog ein. Auch hier befreite man drei Männer aus dem Burgverließe, von welchen der eine bereits zwei Jahre ſaß, weil er ſein Löſegeld nicht ſchaffen konnte. Man verfuhr mit Schloß und Dorf, wie vorher.

Um den Leuten einige Ruhe zu gönnen, zog man erſt am folgenden Tage weiter über die Löcknitz nach Kumloſen, eine Meile öſtlich vom vorigen, nahe an der Elbe belegen. Dieſer Ort war ein Städtchen, lag aber ſüdlicher als das jetzige Dorf, weil die Elbe ihm nach und nach ſo nahe rückte, daß man ihn ſpäter aufgeben und verlaſſen mußte [1]). Hier lag die Burg der Herren von Kumloſen, welche mit den Beſitzern der vorigen Schlöſſer gemeinſchaftliche Sache gemacht hatten. Das Städtchen lag tief, das Schloß aber auf einer niedrigen Anhöhe. Obgleich auch hier der größte Theil der Einwohner geflüchtet war, ſo erfuhr man doch von den Zurückgebliebenen, daß der Beſitzer des Schloſſes mit ſeiner transportablen Habe ſchon vor fünf Tagen abgezogen ſei, und das Schloß leer ſtehe. Ein alter Mann habe zwar die Zugbrücke aufgezogen, werde aber keine Schwierigkeit machen, ſie herabzulaſſen. So fand es ſich auch.

---

[1]) Beckmann, Beſchr. d. M. Brand. Th. V. Bd. II. K. II. S. 85.

Man zog ohne Widerstand ein, plünderte und brannte alsdann das Schloß nieder. Sämmtliche vier Schlösser wurden bis auf den Grund zerstört. Das Heer aber wurde aufgelöset, und jeder zog wieder nach Hause [1]).

Jobst war nach der Expedition gegen Lenzen wieder nach der Lausitz gezogen, und stand bei Luckau. Es ist schon oben erzählt, daß von der Burg Rhonow in der Oberlausitz den Anhängern Wenzels und Procops großer Schaden zugefügt wurde, und daß deshalb Procop befahl, das Schloß zu nehmen. Die Oberlausitzer hatten auch zu Anfang des Jahres 1399 die Belagerung begonnen, besonders waren die Zittauer dabei sehr thätig, und ihren Bemühungen gelang es endlich, das Schloß zu erobern und zu zerstören. Unterdessen hatte Jobst mit Wenzeln Unterhandlungen angeknüpft, und fing an, sich ihm zu nähern. Kaum vernahm er in seinem Lager bei Luckau den Fall von Rhonow, so bedrohete er die Oberlausitz mit einem Einfalle, und Wenzeln war das Ereigniß, obgleich zu seinen Gunsten geschehen, um so unlieber, als es Jobsts Annäherung leicht verhindern konnte. Man fürchtete in der Oberlausitz Jobst, und wandte sich mit der Bitte um Schutz an Wenzel. Dieser aber war erzürnt über die Oberlausitzer, welche jetzt mit Bestürzung nicht bloß Jobsten, sondern auch die Rache Wenzels zu fürchten hatten. Jobst wendete sich gegen Priebus, und bedrohete es von neuem. Der von Hockeborn schloß sich nunmehr an die Oberlausitzer an; indessen blieb es bei bloßen Demonstrationen und kleinen Fehden, ohne daß es zu einem großen Heereszuge kam [2]).

Endlich kam denn auch in diesem Jahre unter Vermittelung Markgrafs Wilhelm von Meißen ein Friedensvertrag zwischen der Mark und dem Erzbischofe Albrecht von Magdeburg zu Stande [3]). Er wurde auf dem Schlosse Ziesar, dem Bischofe von Brandenburg gehörig, abgeschlossen. Mit Lippold von Bredow verglich sich der Erzbischof dahin, daß dieser ihm das Schloß Plauen für 1200 Schock böhmischer Groschen wieder ab-

---

1) Detmars Chronik bei Grotuff, Thl. I. S. 390. Er giebt fünf Schlösser an, nennt aber nur vier. **Cranz. Vandal. L. IX. c. 39. Garcaeus p. 151.** Auch hier ist von keinem Aufhenken die Rede, wie selbst Gerken angiebt. **Fragm. march. T. III. p. 164.**

2) Neumann Gesch. der niederlauf. Landvögte. Thl. II. S. 29. 43.

3) **Hastiz ap. h. a. Angelus Annal. march. p. 175.**

treten sollte, doch ist der Vertrag nie zur Ausführung gekommen, wahrscheinlich, weil Magdeburg nicht zahlte [1]).

So war denn dieser, die Mark ungemein belästigende magdeburgische Krieg beendigt, obgleich ein großer Theil der Magdeburger nicht damit zufrieden war. Drei Lehnsleute und Vasallen des Erzstiftes, Andreas von Neudorf auf Plothow oder Plote, Cuno von Wolffen auf Schloß Grabow und Werner Krafft auf Schloß Parchen, erklärten, daß sie persönlich Feinde der Mark, insonderheit der beiden Städte Brandenburg, bleiben wollten.

Dieser Friedensschluß war das letzte Werk des Markgrafen Wilhelm von Meißen, dessen Bemühungen um die Mark nicht ohne wohlthätige Früchte geblieben waren. Vielleicht hätten ihn die Märker gern als Landesherrn behalten, und dies mochte wohl die Ursach sein, daß Jobst eilte, seine Schulden an ihn abzutragen. Auch Wilhelm scheint die Mark lieb gewonnen zu haben; denn im vorigen Jahre (1398) hatte er sich die beiden Schlösser und Städte Saarmund und Cöpenick von Jobst erkauft, auf welchen er sich gern aufhielt. Jetzt, wo seine Forderungen befriedigt waren, trat er von seinem Posten zurück, und begab sich wieder nach Meißen und Dresden, behielt aber die gedachten Schlösser als Eigenthum. Es scheint nicht, daß er wieder nach der Mark gekommen ist.

Die vorgenannten magdeburgischen Vasallen rüsteten sich unterdessen zu einem Einfalle in die Mark Brandenburg, besonders gegen die Hauptstadt, und wußten einen Theil angesehener magdeburger Bürger, den Thiele Wielhöfel, Hermann König, Heinrich Münnik und viele andere, sämmtlich zu Patriciergeschlechtern gehörig, für ihren Plan zu gewinnen. In der Regel wurde der städtische Adel von dem Landadel schnöde behandelt und mit Verachtung angesehen, weil man ihm wenig kriegerische Eigenschaften zutraute. Dagegen ergriff dieser gern die Gelegenheiten, mit dem Landadel zu Fehdezügen gemeinschaftliche Sache zu machen, und faktisch darzuthun, daß er daran nicht minderes Vergnügen finde, als jener. Zudem vermochten sie in der Regel die erforderlichen Summen mit leichterer Mühe aufzubringen. Den Absagebrief hatte Brandenburg bereits erhalten, und man durfte täglich einen Einfall gewärtigen. Endlich, am Montag

---

[1]) Pauli Preuß. Staatsgesch. Thl. V. S. 453.

vor Elisabethtag, den 17. November, zogen die Verbündeten von ihren Schlössern ab, und überfielen die nördlich von Brandenburg belegenen Dörfer, plünderten sie, und setzten sich darin fest. Das arme Landvolk flüchtete sich nach der Stadt, und erfüllete diese mit seinem Klagegeschrei. Die aufflammenden Dörfer unterstützten nur zu beredsam die Schilderung ihres Jammers.

Der Rath von Brandenburg ließ sofort in beiden Städten die Bürger durch die Sturmglocke zusammen berufen, und forderte sie auf, dem Feinde entgegen zu ziehen. Dies wurde mit großen Freuden vernommen, und schnell rüstete man sich und setzte sich in wehrhaften Stand. Unglücklicher Weise hatte die Stadt lange keine Fehde gehabt, und dem Städtebündniß wohl zu sehr vertraut. Die Uebung in den Waffen war unterblieben, die gehörige Organisation fehlte, und nur Wenige kannten den Krieg. Um so muthiger war alles entbrannt, um so eifriger rüstete man sich, denn der Neuling weiß selten, was ihm fehlt, und welche Schwierigkeiten zu überwinden sind. Schon am andern Morgen versammelten sich die Bürger auf ihren Lärmplätzen, und zogen unter der Anführung ihrer Rathmänner und dem glückwünschenden Zujauchzen der Zurückbleibenden, zum Rathenower Thore der Altstadt Brandenburg hinaus, am Fuße des Marienberges hin, dessen vierthürmige Kirche, die älteste christliche Kirche in der Mark, seinen Gipfel krönte. Tausende von Menschen bedeckten ihn, welche dem Auszuge zusahen, und heute ihn sicher besteigen konnten, um von hier aus die Verwüstungen der Feinde, vielleicht sogar das Gefecht sich zu beschauen. Die hohe Warte, welche sich auf dem Weinberge bei Kreutzwitz, nordöstlich von hier, am Horizonte erhob, gestattete eine eben so weite Aussicht.

Voll hohen Muthes zog das Heer den Weg nach Brielow hin. Hier erfuhr man, daß der Feind kaum eine Meile nördlicher stehe, in der Nähe von Marzahn, welches er in der Nacht verwüstet hatte. Hinter Brielow wird das Terrain bergig; die vorliegenden bewaldeten Höhen ließen ihn noch nicht zu Gesicht kommen. Man zog in dem Waldgehügel dahin, und erblickte ihn endlich auf der Reihe von Bergen gelagert, welche östlich von dem Dorfe Marzahn liegt, und deren einzelne Theile der Rabenberg, Sandberg und Fuchsberg heißen, unter welchen der erstgenannte der höchste ist. Längs des östlichen Fußes der Berg-

kette durchschnitt ein Graben eine sumpfige Fläche, und von dieser Seite kamen die Brandenburger. Es war nicht zu läugnen, der Feind hatte eine sehr dominirende Position gewählt, und schauete ruhig herab auf die Anrückenden.

Die Frage war nun, ob man den Uebergang über die Wiese und ihren Graben forciren, oder ob man sich seitwärts gegen Ferchesar wenden, und von hieraus den Feind angreifen sollte. Im letzteren Falle griff man das Lager in der Flanke an, was ohne Geschütz kein besonderer Vortheil war; aber man hatte zugleich den ziemlich hohen und steilen Rabenberg zu erklettern, kam athemlos hinauf, und unmittelbar mit dem Feinde ins Handgemenge, dem es ohnehin leichter werden mußte, einen steilen als einen flachen Berg zu vertheidigen. Mehr als alles dies entschied die Ungeduld der Brandenburger. Erst zurück, und dann seitwärts zu marschiren, kostete Zeit, und diese schien den Brandenburgern rein verloren. Sie beschlossen daher, gerade darauf los zu gehen, und über Wiese und Graben zu setzen.

Man stellte sich auf der Wiese auf; auch die Magdeburger entwickelten ihre Mannschaft, und schon bemerkte man, daß sie den Brandenburgern an Reiterei überlegen waren. Die Kühnheit der Brandenburger kannte aber keine Grenzen. Der Befehl zum Angriff ertönte, und eilig stürzte sich die Masse auf die Wiese, und setzte keck über den ziemlich breiten Graben. Aber beim Ueberspringen sanken viele ziemlich tief in das Moor ein, und hatten Mühe, die Beine wieder herauszubringen, viele nur mit Verlust der Stiefeln. Noch schlimmer erging es der Reiterei, welche beim Uebersetzen fast ganz stecken blieb. Dadurch entstand Unordnung und Gedränge; des Feindes Reiterei machte sich dies zu Nutze, und stürzte im Fluge von den Bergen herab, in den ungeordneten Knäuel links und rechts einhauend. Die Brandenburger wehrten sich tapfer, aber sie hatten dem Feinde ein zu großes Uebergewicht gegeben, das durch keine Tapferkeit vermindert werden konnte. Nach einer Stunde war das Gefecht entschieden, und endigte mit vollständiger Niederlage der Märker. Was nicht todt war, wurde gefangen, und unter diesen befanden sich viele angesehene Brandenburger Bürger. Geblieben war Peter Barit, der mit einem Spieße durchstochen wurde [1]). Ge-

[1]) Hastiz a. h. a. Angelus Annal. march. p. 176.

fangen waren von den vornehmeren Bürgern: Aus der Altstadt der Schöppe Johann Fürchtenicht und Peter Lange. Aus der Neustadt: der Schöppe Nickel Rock, Eckhard von Lindow, Johann Borgsdorf, Johann Rock, Peter Malchin, Simon Bogewitz, Gerhard Pausin, Jacob Bievelterne, Johann Zabel, Nickel Becker, Johann Brügge, Simon Dröger und mehrere Andere [1]).

Man führte die Unglücksgefährten über die Berge nach dem Dorfe Marzahn, dessen Kirche bei dem Brande nur wenig gelitten hatte. In dieser sperrete man sie ein, und überließ sie ihren Betrachtungen, die finster genug sein mochten. Vielleicht fiel es ihnen ein, daß einst auf der Stelle, wo sie sich befanden, der Tempel der wendischen Todesgöttin stand, welche Marzahna genannt wurde [2]). Am anderen Tage wurden sie sämmtlich nach Schloß Plote oder Plothow transportirt, und dort gefänglich verwahrt. In Brandenburg erregte dieser Unglückstag eine große Trauer, um so mehr, als sich bald ergab, daß die Feinde ein unmäßiges Lösegeld verlangten, das Niemand aufzubringen vermochte. Auch Heinrich Winter hatte mehrere seiner Gönner zu betrauren, und widmete ihnen aufrichtige Thränen. In seiner kindischen Phantasie erwachte der Wunsch, sie zu befreien, in seinen Träumen kämpfte er mit den Magdeburgern. Das Lernen ward ihm zum Ekel, er wünschte sich nichts, als ein Schwerdt und eine Rüstung, und beneidete jeden, der beides hatte. O wie süß dachte er sichs, hinzureiten gen Plote, die Gefangenen dem Schlosse abzuverlangen, und wenn sie ihm verweigert würden, drein zu schlagen, und durch unerhörte, unwiderstehliche Thaten der Tapferkeit alles niederzuschmettern, in wildem Grimme jeden, der Widerstand leistete, mit einem Streiche hinzustrecken, und endlich die Schlüssel des Burgverließes von der Wand zu nehmen, und den Gefangenen als rettender Engel zu erscheinen. Seine Tage und seine Nächte füllten diese Bilder aus, immer schöner vollendeten sie sich, immer glänzender strahlte sein Ruhm, und nur die von ihm mit großer Beschämung gemachte Entdeckung, daß er mit einem ordentlichen Schwerdte noch kaum einen, geschweige denn mehr ordentliche Hiebe führen könne, füllte sein Auge mit

---

[1]) Vgl. die Urk. bei Buchholz Brand. Gesch. Bd. V. S. 154.

[2]) Meerbach Gesch. d. Kreisstadt Calau, S. 33. Ekhard Script. rer. Jutrebocensium p. 80.

Zähren des bitterſten Kummers. Ach er hatte ſich es ſo leicht gedacht, mit dem Schwerdte herum zu hauen, und nun gehörten gar Kräfte dazu! Aber kein Beruf erſchien ihm von jetzt an edler, keiner ſo unmittelbar aller Noth abhelfend, als der des Kriegers, und ein Schwerdt dachte er ſich als ein heiliges Werkzeug, deſſen Griff nicht umſonſt das Zeichen des Kreuzes nachahme.

Wir überlaſſen ihn für jetzt ſeinen Träumen und Empfindungen, die nicht ohne Bedeutſamkeit für ſein künftiges Leben waren, und wenden uns wieder nach Meklenburg. Hier war zwiſchen den beiden Herzogen von Meklenburg-Stargard, Johann und Ulrich auf einer Seite, und den pommerſchen Herzogen Swantibor und Bogislav von Stettin, Barnim und Wratislav von Stettin und Rügen, ein Krieg gegen Ende des Jahres ausgebrochen, der, weil die Ukermark zwiſchen den beiderſeitigen Staaten lag, in dieſer ausgefochten wurde. Im Anfange des Monats December eroberten die Pommern die Stadt Prenzlau, ließen ſich huldigen, und beſtätigten am St. Nicolaustag, den 6. December die Privilegien der Stadt, zu welchen auch die völlige Zollfreiheit zu Waſſer und zu Lande, durch ganz Pommern, gehörte [1]). Kaum vernahmen die meklenburgiſchen Herzoge, was geſchehen war, ſo zogen ſie mit einem Heere nach Prenzlau, und kamen am St. Lucientag, den 13. December vor der Stadt an. Als dies die Bürger in der Stadt erfuhren, und vernahmen, daß die Meklenburger ihnen das Stadtvieh von der Weide trieben, bewaffneten ſie ſich eilig, und zogen mit ganzer Macht hinaus, den Feinden das Vieh wieder abzunehmen, und ſie zu vertreiben [2]). Aber in ihrer Hitze eilten ſie, ohne gehörige Kundſchaft einzuziehen, gerade aus, und wurden endlich mit Schrecken inne, daß ſie den Feind zur Seite gelaſſen hatten, und ihm vorgeeilt waren, der ihnen nun den Rückzug abſchnitt, und ſie nach kurzer Gegenwehr ſämmtlich zu Gefangenen machte [3]). Die Herzoge ließen ſich von ihren Gefangenen ſogleich auf freiem Felde huldigen, und zogen mit ihnen vor die Stadt, welche nun nicht umhin konnte, ihre Thore zu öffnen, und Freund und Feind

---

1) Sect Geſchichte von Prenzlau, I. S. 135.

2) Detmar's Chronik bei Grotuff, Thl. I. S. 392 giebt den Tag an. Hiernach iſt die Erzählung bei Sect und Buchholz zu berichtigen.

3) Sect a. a. O. Buchholz, Brandenb. Geſchichte. Thl. II. S. 554, 557.

einzulaſſen. Hier trat man mit der Stadt in Unterhandlung, wegen der Freilaſſung der Gefangenen [1]). Die Meklenburger beſchatzten die Stadt mit 60000 Schock Groſchen (400000 Thlr.), eine ſo große Summe für damalige Zeiten, daß die Stadt nicht im Stande war, ſie aufzubringen. Die Herzoge nahmen daher die reichſten Einwohner als Geiſeln mit nach Meklenburg, und erndteten von dieſem Kriege Ruhm und Geld. Nach dem Abzuge der Meklenburger ſtand die Stadt wieder unter pommerſcher Herrſchaft. Hiermit ſchloß das Jahr 1399.

---

[1]) Detmar a. a. O.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die fröhliche Weihnachts- und Neujahrszeit war diesmal für die beiden Städte Brandenburg eine Zeit der Trauer. Viele Frauen beweinten ihre Gatten, Kinder ihre Väter, die Stadt hochachtbare Männer des Raths und des Gerichts, welche entweder geblieben waren, oder im Kerker schmachteten, und wie man wußte, hart und rauh behandelt wurden, um das Lösegeld um so eher zu erpressen. Die Erbitterung der Gemüther war groß, allgemein war man überzeugt, man dürfe den Schimpf nicht ohne Rache hinnehmen, wollte man sich nicht noch ärgeren Unbilden aussetzen, und jenen Pochern zum Spielball ihrer Willkühr dienen. Nur dadurch, daß man die empfangene Scharte auswetzte, waren billigere Bedingungen zu erhalten, ohne welche es kaum möglich schien, die armen Gefangenen wieder zu befreien. Der Muth der Bürger war nicht gesunken; man wünschte nichts sehnlicher, als gegen die Raufbolde geführt zu werden; allein man war durch die empfangene Lehre so klug geworden, einzusehen, daß Muth und Kühnheit allein im Kriege nicht ausreichen. Ein erfahrener Anführer von Ruf und erprobter Tapferkeit war nöthig, dessen Mannschaft zugleich die etwas geschwächte Zahl der städtischen Krieger verstärken konnte.

Niemand eignete sich dazu besser, als Wichard von Rochow, einer der angesehensten Schloßgesessenen der ganzen Mark, dessen große und zahlreiche Güter zum Theil nahe bei Brandenburg lagen, und der einem großen Theile der Brandenburger persönlich und von vortheilhafter Seite bekannt war. Er wohnte auf der Burg Golzow, neben welcher das Städtchen Golzow lag. Außer diesem Schloße und der Stadt besaß er noch die Dörfer Gräbs, Bruck, Pernitz, Groß-Creutz, Göhlsdorf, Mesdunk, Blie-

sendorf, Lühsdorf, Ferch, Glindow, Plessow, Rekahn, Göttin, Krohne, Rockitz, Cammer, Gollwitz, Wildenbruch, Chemnitz, so wie Theile von Hohen-Schönhausen, Schwanebeck, Berge, Groß- und Klein-Benz, Camerode und Potsdam. Letztere bestanden in Einkünften von der Burg. In mehreren der genannten Dörfer, z. B. in Rekahn, waren feste Schlösser vorhanden. Jetzt ist Golzow ein Dorf.

Das Schloß Golzow, eine der stattlichsten Burgen dieser Gegend, war von der Stadt abgesondert, und mit Graben, Mauern und Thürmen umgeben [1]). Es lag in der Zauche, drittehalb Meilen südlich von Brandenburg, an der Plahne, am sogenannten freien Havelbruche in einer angenehmen Gegend, nahe der sächsischen Grenze. Wichart von Rochow war ein Mann von vierzig Jahren, im kräftigsten Mannesalter, und bewohnte seine Burg mit seinem einzigen Sohne, gleich ihm Wichart von Rochow geheißen, einem feurigen, achtjährigen Knaben. Seine Frau war ihm früh gestorben, und er hatte sich nicht wieder verheirathet. Er fand in der Liebe seines Sohnes seine Entschädigung, dem die Natur mit besonderer Vorliebe eine der schönsten Gestalten verliehen hatte, belebt von einem der ausdrucksvollsten Köpfe, dessen feuriges Mienenspiel, so wie die schöne Harmonie aller seiner Bewegungen unwillkührlich für ihn einnahmen. Aber auch der Vater war ein schöner Mann, in dessen Gestalt Kraft und Würde innig vereinigt waren.

An ihn wandten sich die Brandenburger, und forderten ihn auf, sich mit ihnen zu Schutz und Trutz zu verbinden, in dem bevorstehenden Kriegszuge mit seinen Mannen und Knechten ihnen beizustehen, und den Oberbefehl des verbundenen Heeres zu übernehmen. Wichart hatte nur zu oft bei den magdeburgischen Einfällen gelitten, und Manches war noch sitzen geblieben, was der abgeschlossene Friede nicht ausgelöscht hatte. Der Antrag kam ihm deshalb nicht ungelegen; die Bedingungen wurden zu beiderseitiger Zufriedenheit festgestellt, und der Aufbruch sobald als möglich beschlossen. Schon nach einigen Tagen konnte man den heiligen Dreikönigstag, oder den heiligen Obersten Tag als den festsetzen, wo man von Golzow aus ins Feld rücken wollte.

Am 6. Januar, früh Morgens brachen die Brandenburger

---

1) Büsching, Topographie d. M. Brandenb. S. 44.

wohl gerüstet und begleitet von den Segenswünschen ihrer Freunde nach Ziesar auf, einem Städtchen des Bischofs von Brandenburg, bei welchem er ein festes Schloß besaß. Hier trafen sie mit Wichart von Rochow und seiner ansehnlichen Schaar zusammen, um nun gemeinschaftlich den Zug fortzusetzen, was jedoch wegen der kurzen Tage erst am andern Morgen geschah. Da man es nur mit den drei magdeburgischen Vasallen zu thun hatte, so enthielt man sich alles Plünderns, Sengens und Brennens, und versparte dies, bis man ihre Güter erreicht haben würde. Dennoch hatten sich die Landleute im Magdeburgischen nicht viel Gutes von dem Zuge versehen, und sowohl in Paplitz als in Groß-Tuchen, über welche Oerter der Zug führte, waren sie geflüchtet. Indessen vergriff man sich nicht an ihren Gütern, sondern eilte weiter.

Zwischen den zwei Meilen von einander entfernten Schlössern Parchen und Grabau, wovon ersteres an der großen Straße von Burg nach Magdeburg liegt, befindet sich auf der Höhe einer Hügelkette ein großes Dorf, Hohen-Seeden genannt, welches Werner Krafft auf Parchen gehörte. Da es durch keine Burg geschützt war, so eignete es sich am ersten dazu, angegriffen zu werden. So schnell es nur das nasse Thauwetter erlaubte, eilte man dahin, und fand in der That keine Gegenanstalten, da der Feind nicht erfahren hatte, wohin der Zug gerichtet sei. Kaum hatten die überraschten unglücklichen Bewohner Zeit, sich wie sie gingen und standen zu flüchten, da brachen die Brandenburger schon in ihre Häuser ein, und bemächtigten sich ihrer Habe und Güter. Man hatte eine Anzahl Schlitten mitgebracht; diese wurden mit den besten Sachen beladen, jeder nahm außerdem zu sich, was ihm am werthvollsten schien, hier und da wurden einzelne Zurückgebliebene gemißhandelt, um zu gestehen, wo das Geld verborgen sei, und mitten unter diesen Gräuelscenen steckte man das Dorf in Brand. Schnell wanderte die Flamme von einem Strohdache zum andern; das Vieh hatten die Brandenburger aus den Ställen zusammen getrieben, und als man sich überzeugt hatte, daß das Dorf an allen vier Ecken brenne, machte man Anstalten zum Rückzug. Vorn an ritten die Brandenburger, dann kamen die Viehheerden, hierauf die Schlitten mit der Beute, und den Schluß machten die Golzower.

Es fing an dunkel zu werden, und die Flammen des bren-

nenden Dorfes traten nach und nach heller aus den Rauchwirbeln hervor. In Parchen und Grabow war das Thun der Feinde nicht unbemerkt geblieben, und theils die fliehenden Bewohner von Hohen-Seeden, theils die daraus emporsteigenden Rauchsäulen verkündeten laut genug, was geschehen. Werner Krafft in Parchen, so wie Cuno von Wolffen auf Grabow nahmen ihre Leute zusammen, und zogen mit ihnen gegen das brennende Dorf, um die Brandenburger zu züchtigen. Ohne Verabredung trafen beide bei dem Dorfe zusammen, nachdem die Feinde schon abgezogen waren. Sofort setzte man ihnen nach, und erreichte sie kaum ein Viertelweges von dem Dorfe entfernt auf freiem Felde. Es kam darauf an, ihnen wenigstens ihre Beute wieder abzujagen. Da erschien noch ein Haufe Kriegsvolk, von der Seite von Parchen herkommend. In der Dämmerung vermochte man nicht zu unterscheiden, ob es Freund oder Feind sei, doch bald ergab sich, daß es Andreas von Neudorf auf Plate mit seinen Leuten sei. Jetzt durfte man um so eher hoffen, den Feinden ihre Beute zu entreißen, und rasch begann man den Angriff. Indessen hatten die Brandenburger sich schlagfertig aufgestellt, und ihre Beute gut gedeckt, so daß diese sogar ihres Weges zog, während die Magdeburger genöthigt waren, Stand zu halten. Das Gefecht entwickelte sich, und diesmal waren die Brandenburger nicht so leicht zu besiegen. Man schlug tapfer auf einander los, ohne daß eine Entscheidung erfolgt wäre, und drängte sich hin und her, aber keine Parthei floh; schon wurde es finster, daß es schwer hielt, den Feind von dem Freunde zu unterscheiden; da gelang es Wichart von Rochow, sich mit einer Anzahl Reiter hinter einem kleinen Gebüsche fort zu schleichen, und dem Feinde in den Rücken zu kommen. Jetzt riß große Verwirrung ein; die Magdeburger flohen, und schnell wurde die Flucht allgemein; man setzte den Flüchtigen herzhaft nach, und es gelang, sechsunddreißig derselben abzuschneiden, und zu Gefangenen zu machen. Gebunden nahm man sie zwischen die Pferde, und zog nun der Beute nach bis Ziesar, wo übernachtet wurde. Am anderen Tage transportirte man die Beute wie die Gefangenen nach Schloß Golzow, wo man letztere in's Gefängniß warf.

Die zurückkehrenden Brandenburger verbreiteten große Freude in der Stadt, und Wichart von Rochow war der Mann des

Volkes geworden. Indessen waren die Resultate des Sieges doch geringer, als man gehofft hatte. Die gefangenen Magdeburger waren keine Männer von Bedeutung, und nur ein kleiner Theil durfte hoffen, ausgewechselt zu werden. Der Bischof von Brandenburg, Heinrich von Bodendiek und der Propst zu Brandenburg, Hinze von Gersdorf, traten mit den drei magdeburgischen Vasallen in Unterhandlung, und suchten einen Vergleich abzuschließen, der endlich in der Weise zu Stande kam, daß die Brandenburger zur Befreiung ihrer auf Plote befindlichen Gefangenen Elfe von den Magdeburgischen Gefangenen, die ihnen namentlich bezeichnet waren, zurückgeben, aber außerdem noch 1600 Schock böhmische Groschen zulegen sollten. Von den übrigen Gefangenen auf Schloß Golzow war nichts gesagt. So schwer dies auch der Stadt Brandenburg wurde, so blieb ihr doch nichts übrig, als auf die Bedingungen einzugehen, und so erhielten denn die Gefangenen um Mariä Verkündigung, den 25. März, ihre Freiheit wieder, und wurden ihren Familien zurückgegeben [1]).

In der Altmark hatte unterdessen Herzog Erich von Sachsen Lauenburg feindlich gehauset, ohne daß die Ursachen bekannt sind. Es war besonders die Vogtei Salzwedel, welche dabei litt, und die feindlichen Anfälle nicht kräftig genug zurückweisen konnte. Um endlich dem ein Ziel zu setzen, blieb ihr nichts übrig, als den Frieden zu erkaufen. Am achten Tage nach den Zwölfen, den 14. Januar 1400, kam zwischen dem Herzog Erich von Sachsen Lauenburg, und Erich seinem Sohne auf der einen Seite, Hans von dem Knesebecke, Vogt zu Salzwedel, Namens der gedachten Vogtei, allen von der Schulenburg zu Betzendorf und den Rathmännern und Bürgern zu Salzwedel auf der andern Seite folgender Vergleich zu Stande. Herzog Erich will mit allen genannten Friede halten, einen rechten, alten, unvorhergesagten Handfrieden, von jetzt an bis Ostern übers Jahr, wenn ihm die gedachten als Entschädigung für seine Kosten auf nächste Mitfasten nach Lüchow liefern sechs Last guten salzwedelschen Bieres, und zu Pfingsten daselbst hundert Mark Lübesche Pfennige. Sollte Markgraf Jobst mit diesem Frieden nicht einverstanden sein, so werden diese Forderungen doch erfüllt,

[1]) Hastiz, ap. h. a. Angelus, Ann. march. p. 176.

aber der Friede wird vierzehn Nächte zuvor in Lauenburg abgesagt. Dies alles bleibt auch gültig, wenn Hans von dem Knesebecke von der Vogtei Salzwedel abberufen werden sollte [1]).

Allein die Stadt Salzwedel wurde kurz nachher durch einen Lehnsmann Pardam von Knesebeck auf Knesebeck befehdet; es gelang ihr jedoch, ihn zum Gefangenen zu machen, und nach seiner Loskaufung mußte er eine Urfehde beschwören, am 6. Mai ausgestellt, in welcher er gelobt, der Mark und ihren Einsassen nicht wieder Feind zu werden, so wenig als denen von Salzwedel, außer wenn der Markgraf oder die Stadt Salzwedel Feinde würden seiner Herren, der von dem Knesebeck, zu Knesebeck wohnhaft, dann sollte er den Krieg seiner Herren wegen mitmachen, aber vier Tage zuvor sich gegen den Rath zu Salzwedel und dem Markgrafen seine Ehre verwahren, nach beendigtem Kriege aber, wie oben versprochen, sich verhalten. Als Bürgen stellt er den Ritter Herrn Fritze von der Schulenburg, Pardam von dem Knesebeck, Borchardt von Bartensleben und Pardam von Plote.

Der uns schon von Rathenow her bekannte Friedrich von Alvensleben war zu dieser Zeit Landeshauptmann der Altmark [2]).

Lippold von Bredow war gleich nach Weihnachten zu Markgraf Jobst nach der Lausitz in Landesangelegenheiten gereiset, und kam in der Mitte des Januars sehr verdrießlich wieder zurück, denn Jobst hatte für seine Klagen kein Ohr gehabt. Es betraf insonderheit Beschwerden, welche die Grafen von Lindow und Herren zu Ruppin gegen die Mark und gegen Jobst persönlich führten, und deren Abhülfe nothwendig war, wenn man sich mit ihnen nicht in einen Krieg verwickeln wollte. Jobst hatte die Sache auf die leichte Achsel genommen, und Lippold gerathen, die Grafen hinzuhalten. Lange konnte das nicht dauern, das wußte Lippold sehr wohl, aber es blieb kein ander Mittel übrig, als vorläufig noch mit den Grafen zu unterhandeln, und dies geschah.

Kaum war er zurückgekehrt, so trat der Dompropst von Bredow, sein Vetter, als Freiwerber für Johann von Quitzow auf, um welchen Dienst ihn dieser ersucht hatte.

Endlich, sprach Herr Lippold, doch einmal wieder eine ange-

---

1) Lenz, brandenb. Urk. Th. I. S. 492.
2) Lenz, brandenb. Urk. Th. I. S. 488.

nehme Nachricht. Der Freier ist mir schon recht, aber ob Agnes damit zufrieden sein wird, ist doch noch die Frage. Auch hat die Mutter dabei wohl eine Stimme. Wir wollen sie rufen lassen.

Als beide eingetreten waren, erneuerte der Dompropst seinen Antrag. Agnes stand verschämt und schlug die Augen nieder. — Wie ist es, sprach Herr Lippold, hat Johannes Quitzow schon dein Jawort?

Agnes. Nein. Er hat mit mir noch nicht davon gesprochen.

Lippold. Nun, und was sagst du auf seinen Antrag?

Agnes. Wenn ihr, liebe Eltern, nichts dagegen habt, — Ja! —

Die Mutter. Mir hat der junge Mann wohl gefallen, und ich traue ihm Gutes zu.

Lippold. Sagt daher eurem Bevollmächtiger, Herr Vetter, daß wir seinen Antrag gern annehmen, und er kommen möge, um das Uebrige in Richtigkeit zu bringen.

Johann erhielt die Nachricht mit großen Freuden, und setzte sich in Stand, vor seiner Braut zu erscheinen. Dietrich hatte nichts zu thun, und nahm sich vor, seinen Bruder zu begleiten. Ende Januars reiseten sie von Quitzhövel ab, und langten wohlbehalten in Brandenburg an, wo sich Herr Lippold mit seiner Familie befand. Sie traten in der Herberge bei Arnold Freysack ab, und fanden hier ein gutes Unterkommen.

Sobald sie sich umgekleidet hatten, machten sie Lippold ihren Besuch und wurden freudig bewillkommt. Mit welcher Herzlichkeit Agnes ihren Johann empfing, brauchen wir nicht zu beschreiben, aber Johannes ahnete in der Fülle der innigsten Liebe die höchste Seligkeit des Erdenlebens. Wißt ihr wohl, Herr Johann, sprach Lippold, daß euer Antrag recht zu gelegener Zeit gekommen ist? Zwei Tage nach demselben erhielt Agnes in aller Form einen zweiten Antrag von Hans von Walditz.

Johann. Ich kenne ihn nicht.

Lippold. Ihr habt ihn wohl nie gesehen. Er ist in der Lausitz angesessen, und hat sich seit dem Herbste hier in Brandenburg aufgehalten, wo er Agnes kennen lernte, und ihr auf eine sehr merkbare Weise den Hof machte, der er jedoch zuwider war. Ich gestehe euch, auch mir wollte er nicht zusagen, um so

mehr, als mancherlei nicht besonders Gutes über ihn verlautete, das doch nicht geeignet war, ohne auffallend zu werden, mit ihm zu brechen. Schon seit längerer Zeit habe ich daher einen Antrag von seiner Seite erwartet, und zwar mit einer Art von Angst, da sich nichts Genügendes für eine Zurückweisung hätte anführen lassen. Jetzt hattet ihr bereits unser Wort, und wir konnten dies seinem Antrage entgegen setzen.

Johann. Seinen Geschmack muß ich loben, wenn ich auch sonst von ihm nichts weiß. Er ist da mit mir auf eigne Art zusammen getroffen, wiewohl es mich nicht wundert, daß noch Mehrere an meiner holden Agnes Gefallen gefunden haben. Aber, sagt mir, wie nahm er die abschlägige Antwort auf?

Lippold. Ganz so, wie es von seinem Character zu erwarten war. Er brauſete heftig auf, schimpfte und tobte erst, dann wollte er euch absagen und nicht eher ruhen, bis ihr von seinem Schwerdte erschlagen wäret. Endlich, nachdem er ruhiger geworden, meinte er, es würde noch andere Mittel geben, zum Ziele zu kommen, er gäbe die Hoffnung noch nicht auf, und denke den Antrag mit besserem Erfolge künftig zu erneuern, wenn ich weiter nichts gegen ihn hätte, als daß ihm ein Anderer zuvor gekommen sei. Als ich ein ernstes Wort gegen ihn fallen ließ, nichts Böses gegen euch zu unternehmen, versicherte er, daß er daran nicht denke, im Gegentheile wünsche er jedes Zusammentreffen mit euch zu vermeiden, weil er sonst nicht dafür stehen könne, seine gerechte Entrüstung zu zügeln, und daß er deshalb während eurer bevorstehenden Anwesenheit in Brandenburg lieber die Stadt meiden wolle. Auch bin ich überzeugt, daß er darin Wort hält. Wahrscheinlich ist er schon fort, oder reiset doch, sobald er eure Anwesenheit erfährt, nach der Lausitz ab. Mir ist das sehr lieb. Denn aufrichtig gesagt, ich traue ihm wohl zu, daß er gegen euch Böses brüten würde, wenn er hier wäre.

Johann. Zuletzt würde ihm mein gutes Schwerdt den Lohn dafür nicht schuldig bleiben. Was kann er thun? Liebt mich doch meine theure Agnes, habe ich doch ihr und euer Wort. Um indessen möglichen Praktiken zuvorzukommen, setzt das Verlöbniß so bald als möglich an.

Lippold. Ich bin damit zufrieden. Ist's euch recht, so wollen wir es am nächsten Sonntag feiern.

Die Quitzows waren einverstanden, und blieben bei Lippold

zu Tiſche, wie ſie denn überhaupt den größten Theil ihrer Zeit in ſeiner Behauſung hinbrachten.

Am andern Tage hatten beide wieder bei Lippold geſpeiſet. Dietrich ging früher nach der Herberge zurück, weil er noch einen Beſuch abmachen wollte. Johannes aber blieb noch eine Stunde da, und unterhielt ſich mit Agnes. Dann bat ihn der Domproſt Henning von Bredow, zu Abend ſein Gaſt zu ſein und es ſich bei ihm gefallen zu laſſen. Johannes nahm das Erbieten an, und begleitete ihn nach der Dompropſtei in der Nähe des Doms. Hier unterhielten ſich beide traulich beim Glaſe Wein, den ihnen zwei hübſche Aufwärterinnen kredenzten.

Um neun Uhr beurlaubte ſich Johannes, um ſeine Herberge in der Neuſtadt aufzuſuchen. Als er vor der alten Peterskirche auf dem Platze vor dem Dom vorüberging, hörte er eine dumpfe Stimme ſeinen Namen rufen. Er ſtand ſtill, und ſchaute ſich um, ſo weit die Dunkelheit dies zuließ. — Johannes Quitzow, rief die Stimme gedehnt nochmals. Hier bin ich, wer ruft mich? antwortete dieſer. Vor dem Gemäuer der Kirche ſtand eine verhüllte Geſtalt ohne alle Bewegung. Johann trat, die Hand an das Schwerdt gelegt, auf ſie zu. Wer hat mich gerufen, fragte er nochmals. — Laß deine Hand von dem Schwerdte, ſprach die Geſtalt, denn ich will dir nicht Böſes, ſondern Gutes erzeigen. Aber leihe mir dein Ohr, denn Wichtiges habe ich dir zu ſagen.

Johann war unſchlüſſig, was er thun ſollte. Was kannſt du mir zu ſagen haben, der ich hier fremd bin, antwortete er. Sprich, aber beeile dich, denn nicht lange mag ich hier verweilen.

Die Geſtalt. Nicht hier, wo Vorübergehende uns belauſchen können, darf ich dir meine Eröffnungen machen. Haſt du Vertrauen zu mir, ſo laß uns zum Kreuzgange des Prämonſtratenſer Kloſters neben dem Dome gehen, dort ſind wir ungeſtört. Fürchteſt du dich, — nun wohl, — ſo bleibe hier, oder gehe fürbaß, aber du vernimmſt dann nichts.

Johann. Faſt ſcheint es mir, als lauere Tücke hinter deiner Rede.

Die Geſtalt. Es iſt die Furcht, welche dich bethört, und dir eine Wohlthat als Tücke vorgaukelt.

Johann. Du irrſt, wenn du mich furchtſam glaubſt.

Mache nicht, daß du meinen Muth zu deinem Schaden kennen lernst. Ich warne dich. Indessen will ich mit nach dem Kreuzgange gehen.

Schweigend schritten die beiden vorwärts, und hatten bald in der Finsterniß das dunkle Gemäuer erreicht. Sie traten durch die offene Thüre. Eine ewige Lampe beleuchtete düster mit wankendem Lichte den schweigsamen Aufenthalt stiller Heiligenbilder, welche hier an den Wänden ein Asyl gefunden hatten. So dämmernd auch die Beleuchtung war, so bemerkte Johann doch, daß die begleitende Gestalt ein Mönchsgewand trug, und ein weißer langer Bart, so wie die gebückte Haltung des Körpers ließ auf ein sehr vorgerücktes Alter schließen.

Hier sind wir am Orte, sprach der Mönch. Aber ehe ich dir weiter etwas sage, schwöre mir hier auf das Crucifix, meine Eröffnungen geheim zu halten, und Niemandem, wer es auch sein möge, zu entdecken, was ich dir mittheilen werde.

Johann. Das werde ich nicht thun, wenn deine Eröffnungen nicht bloß mein Wohl, sondern auch das meiner Freunde betreffen sollten, denn in diesem Falle würde ich ihnen sagen, was nöthig wäre.

Der Mönch. Nur von deinem Wohle allein ist die Rede, und Niemanden könnte eine Mittheilung frommen.

Johann. Wohlan, unter dieser Bedingung schwöre ich beim heiligen Kreuze Stillschweigen.

Der Mönch. Du hast wohlgethan. Wie selten erkennt der Sterbliche dankbar die Führung höherer Mächte, ohne welche er im Dunkel dahin taumelt, bis er in das Verderben rennt. Dir ist es besser geworden, Johannes. Zwar nur einen schwachen Schimmer der ewigen Wahrheit vermag ich dir mitzutheilen, wie diese Lampe nur ein schwacher Schimmer ist des ewigen Lichtes; aber in diesem Schimmer sollst du hell genug sehen, daß du nicht für ächtes Gold hältst, was nur flimmert und blitzt.

Johann. Kommt zur Sache.

Der Mönch. Wohl. Du willst dich verloben?

Johann. Ja.

Der Mönch. Ist es gleichgültig, mit wem sich der Mann verlobt, oder soll er mit Vorsicht sein ehelich Gemahl erkiesen?

Johann. Wunderliche Frage. Das letztere habe ich gethan.

Der Mönch. Das haſt du nicht. Iſt es dir gleich, ob die Genoſſin deines Lebens mit Makeln behaftet iſt, die auch deine Ehre beflecken müſſen?

Johann. Frecher Mönch, was ſoll das?

Der Mönch. Es ſoll dir ſagen, daß du nicht gut gewählt haſt. — Laß mich weiter ſprechen, und bedenke, daß es beſſer iſt und männlicher, das faule Fleiſch einer Wunde auszuſchneiden, ob es auch ſchmerzt, denn gänzlich zu verderben. Laß es ſchmerzen. Du wirſt mir Dank wiſſen.

Johann. Ich verlange mehr zu wiſſen. Sprich weniger in Räthſeln.

Der Mönch. Wohl, du willſt es. Wiſſe dann, deine Braut hat andere Götter neben dir, und pflegt in ihrem Herzen eine heimliche Liebe, deren Gegenſtand du nicht biſt.

Johann. Frecher Lügner. Schützte dich nicht dein Kleid, du hätteſt ſchon den Lohn für deine Lüge.

Der Mönch. Ha, wie das zuckt, weil das wohlthätige Meſſer Schmerzen verurſacht. O ich könnte dir wohl noch mehr und Schlimmeres ſagen, wenn —

Johann. Halt ein, unwürdiger Kuttenträger, und reize nicht noch heftiger meinen Zorn. Wie kannſt du ohnmächtiger Wurm dir einbilden, daß ich deiner lügenhaften Zunge Glauben ſchenken ſoll? Was weißt du von meiner Braut, was kümmert dich mein Wohl? — Wahre deine Läſterzunge, daß ſie mir nicht wieder Aehnliches vor mein Ohr bringt, und dank es deinem Stande, daß ich dich ungefährdet aus meinen Händen laſſe.

Der Mönch. Ich habe nichts geſprochen, Johann von Quitzow, was ich dir nicht auf unbezweifelbare Art beweiſen kann, ſobald du es verlangſt und ruhig genug ſein wirſt, um für Beweiſe empfänglich zu ſein. Gewarnt habe ich dich, die ewige Lampe hat dir geleuchtet, alles Uebrige iſt deine Sache.

Er trat um einen Pfeiler hinaus in die Nacht, Johann ſtarrete ihm ſprachlos nach, und wankte hinaus.

In ſeiner Seele kämpfte ein Heer von Empfindungen. Entrüſtung über die frechen Behauptungen des Mönches hatte die Oberhand, und er fing an zu wüthen, wenn er ſich das reine unſchuldige Auge ſeiner Agnes dieſen Läſterungen gegenüber dachte. Und dennoch flüſterte ihm der Teufel der Eiferſucht leiſe dazwiſchen ins Ohr: wer weiß? Wer kann einem Mädchen trauen?

Wer erkennt unter der Maske der Tugend stets das Laster? Doch nein, die reine klare Unschuld konnte ihn nicht hintergehen, das war unmöglich, wenn man nicht den Glauben an alle Wahrheit im Menschen aufgeben sollte. Und wie kam der Mönch dazu, ihn zu warnen? Was hatte er für ein Interesse dabei? Sollte es nur ein verkappter Mönch gewesen sein, vielleicht einer von seinen Freunden, der nur die Mönchsgestalt angenommen hatte, weil er aus unbekannten Gründen nicht in wahrer Gestalt hervortreten mochte? Oder hatte einer seiner Freunde sich des Mönches bedient, um ihn zu warnen? — Doch nein; viel wahrscheinlicher war es wohl, daß der neidische Walditz den Mönch gedungen hatte, um sein und Agnesens Glück zu zerstören. Gewiß war es so, und dann war entschieden das Ganze eine elende Lüge.

Mit diesem Gedanken, und in ihm beruhigt, legte sich Johann zu Bette; aber lange konnte er nicht einschlafen; denn peinlich quälte ihn ein neuer Plagegeist, nämlich die Gewißheit, daß es wenigstens einen Menschen gab, in dessen Augen der Ruf Agnesens nicht fleckenlos und rein war, und daß dieser Mensch noch lebte. Erst gegen Morgen schloß die Müdigkeit seine Augen, aber wirre Träume umtanzten sein Bett, und ließen ihn mit Kopfweh erwachen.

Sein erster Gedanke war sein gestriges Abentheuer. Mit heftigem Verdrusse gedachte er aller Aeußerungen des Mönchs, und so sehr er sich darüber ärgerte, so empörten sie ihn doch nicht, wie in der Nacht. Immer mehr gewann die Ansicht die Oberhand, daß der tückische Walditz der Anstifter der ganzen Farce sei, aber gern hätte er darüber Gewißheit gehabt, um ihn dafür zu züchtigen, und ihn zum Widerruf und zur Ehrenerklärung anzuhalten. So kleidete er sich an und ging mit Dietrich, der sich über sein gedankenvolles Wesen sehr wunderte, zu Lippold. Es war Sonnabend, und morgen der Tag der Verlobung.

Agnes war so sanft, so hingebend wie immer. Auch ihr entgingen die Wolken auf Johanns Stirne nicht, da er aber ihren Erkundigungen auswich, so hielt sie es nicht für angemessen, weiter nachzufragen. Je länger Johann in ihrer Gesellschaft war, jemehr wurde er beruhigt, und endlich nahm er sich vor, gar nicht mehr daran zu denken, und sich nach Kräften zu erheitern. Es gelang ihm ziemlich, und Agnes war doppelt fröhlich,

weil sie sich und ihrem Kosen die bessere Stimmung Johanns zuschrieb.

Am anderen Tage blieb ihm bei den festlichen Anstalten und dem verwirrenden Treiben der Gäste, welche zur Verlobung eingeladen waren, wenig Zeit, seinen Grillen nachzuhängen. Die Mitglieder der Bredow'schen Familie waren anwesend, mit Ausnahme derjenigen, welche entfernter verwandt waren. Auch Wichart von Rochow auf Golzow mit seinem Sohne war dabei gegenwärtig; die Quitzows machten hierbei zuerst ihre Bekanntschaft, und namentlich der Knabe fühlte sich zu ihnen sehr hingezogen.

Der Tag verging, wie solche Tage zu vergehen pflegen, welche mehr der Aeußerlichkeit als der Innerlichkeit gewidmet sind. Das Verlöbniß war vollzogen, Johann war Bräutigam.

Dreissigstes Kapitel.

Am andern Morgen fing er von Neuem an, über die Einflüsterungen des Mönchs zu grübeln, ganz im Widerspruch mit seinem Vorsatze. Wer zum Argwohne geneigt ist, gleicht einem leicht verstimmbaren Instrumente. Hat erst eine Saite seines Gemüthes in ihrer Spannkraft nachgelassen, so erlangt sie nicht von selbst ihre vorige Höhe, und bei jedem neuen Anschlage klingt ihr Mißton widrig durch. Er überredete sich, Agnes durchaus nichts Böses zuzutrauen; aber der Mönch hatte mit so großer Sicherheit von Beweisen gesprochen, daß er es seiner Ehre schuldig zu sein glaubte, der Sache weiter nachzugehen. Durfte er das ohne Weiteres auf sich beruhen lassen? Mußte er nicht die Ehre seiner Agnes retten, und seinen Glauben an ihre Unschuld, den er nicht für erschüttert hielt, felsenfest begründen, besonders aber dem elenden Waldiz beweisen, daß er seine Ränke durchschaue, und gegen dieselben gewaffnet sei? Ja, er mußte den Mönch aufsuchen, er mußte ihn finden, aber freilich wußte er nicht, wo? Es war ihm unbekannt, wie er hieß, er wußte nicht einmal, ob er wirklich ein Mönch war, oder nur die Kutte irgend einer frommen Brüderschaft übergezogen hatte.

Mehrere Tage vergingen in diesen Zweifeln. Dietrich sah seinen Bruder unruhig umherlaufen, einsame Gänge machen, und begriff ihn nicht, denn das war sonst nicht seine Art. Kam er dann zu Agnes, so fühlte er mit innerer Beschämung, welch einen widrigen Contrast sein unruhiges, lauerndes Treiben zu dem reinen heitern Frieden ihres sanften Gemüthes bildete. In ihrer Nähe war ihm wohl, da athmete er leicht, und die Lasten fielen von seiner Brust; eine wohlthuende Abendstille wiegte sein Herz in süßen Schlummer, und freundliche Gestalten beschwichtigten

seine Unruhe, und weheten seiner Aufregung sanfte Kühlung zu. O wie bist du so gut, so himmlisch hold, meine traute Agnes, rief er aus, wie beseligt mich der stille Gottesfriede deines Herzens. Ach könnt' ich doch immer bei dir sein! Aber kaum ging er von ihr, so war es, als ob die Engel ihn verließen, und neckende Teufel ihren Platz einnahmen. Leiser, aber immer dringender flüsterten sie ihm zu: du mußt der Sache auf den Grund kommen, deine Ehre duldet keine üble Nachrede deiner Braut, du mußt die Beweise verlangen. —

Einige Tage vergingen so. Dietrich mußte nach Quitzhövel zurück; Johann blieb noch in Brandenburg. Lange hatte er mit sich gekämpft, ob er nicht am besten thäte, seinen Bruder zu begleiten; aber endlich siegte die Ueberzeugung, seine Ehre erlaube kein Davongehen, das doch immer einer Art von Flucht ähnlich sehen würde. — Er blieb, aber was er anzufangen habe, war ihm unklar.

Da kam er Abends von Agnes zurück nach seiner Herberge. Der Wirth sagte ihm, ein Mann habe nach ihm gefragt, und den Wirth ersucht, ihm zu sagen: wenn er weiteren Aufschluß über die bewußte Sache haben wolle, möge er um 9 Uhr an der ihm schon bekannten Stelle zu finden sein.

Johann brauchte nicht lange zu suchen, was gemeint sei. Unruhig schritt er im Zimmer auf und nieder und konnte kaum die Zeit erwarten. Endlich fehlte nur noch eine Viertelstunde nach der Sanduhr. Er hing sein Schwerdt über und seinen Dolch, und verließ ohne alle Begleitung das Haus. Es war eine trübe stürmische Nacht voll feuchter Thauluft, die Wetterhähne auf den Dächern knarrten, die Laden vor den Dachluken wurden vom Winde hin und her geworfen. Diesmal sollst du mir nicht entgehen, murmelte Johann zwischen den Zähnen, und schritt am Rathhause der Neustadt dahin zum Mühlenthore hinaus, an den Mühlen vorüber, neben welchen ein Weg über die Oberhavel zum Neustädtschen Kietz führte. So kam er durch die menschenleeren Straßen zum Domkietz und nach der Peterskirche.

Johann suchte rings um das alte Gemäuer seinen Unbekannten, aber er fand ihn nicht. Er ging deshalb sofort nach dem Kreuzgange des Prämonstratenserklosters und trat hinein. Aus der Tiefe desselben schlich langsam eine dunkle Gestalt auf

ihn zu, in welcher er bei'm Näherkommen seinen Mönch wieder erkannte.

Du hast meine Warnung verachtet, Johannes Quitzow, sprach der Mönch, du hast dich dennoch verlobt. Ein Beweis, daß du meinen Worten nicht geglaubt hast.

Johann. Das hast du Alter richtig errathen. Aber ich will dir auch sagen, daß ich dir überhaupt nichts glauben werde. Schäme dich, alter Sünder, deiner Lästerungen, und bekenne sofort, daß du gelogen hast, wenn du diesen Ort lebendig verlassen willst.

Mönch. St, St! Nicht so aufgebrauset. Glaubst du Thor, daß ich in deiner Gewalt stehe? Woher weißt du denn, daß ich gelästert und gelogen habe? Gieb mir doch die Beweise!

Johann. Da ist nichts zu beweisen. Meine Agnes ist schuldlos. Wodurch soll die Unschuld wohl beweisen, daß sie unschuldig ist? Du aber sollst widerrufen, oder —

Mönch. Geduld! Du hast keine Beweise für deine Behauptung, und dennoch soll ich widerrufen? Ich aber habe Beweise, und du sollst überzeugt werden. Wie dann?

Johann. Ich werde deiner Lügenzunge nicht glauben.

Mönch. Das brauchst du auch nicht. Du sollst selber sehen, und wenn du es verlangst, will ich dabei kein Wort sprechen. Du sollst die Buhlschaft deiner Agnes mit eigenen Augen sehen, und —

Johann. Verruchter Sünder, sprich mir das Wort noch einmal, und ich zermalme dich! —

Johann hatte in seiner Wuth den Alten gepackt und derb geschüttelt. Dieser verlor jedoch seine Ruhe nicht, zog seine Kapuze wieder zurecht und sprach: Man muß euch Einiges zu Gute halten, denn in eurer Lage kann man wohl unwirsch werden. Aber ihr habt euren Willen. Wollt ihr eine Buhlerin heirathen, wohl! — was kümmert's mich, weshalb soll ich mich eurem Undank aussetzen.

Johann. Weshalb? O heiliger Kuttenträger, die Bezahlung des Hans von Waldiz wird nicht klein sein.

Mönch. Ihr seid in großem Irrthum, wenn ihr glaubt, daß ich für Bezahlung handele, oder daß Hans von Waldiz an meinen Eröffnungen auch nur den geringsten Theil hat. Daß weder das Eine noch das Andere der Fall ist, schwöre ich euch

bei den Schmerzen der Mutter Gottes, und dem Sterben unſeres Seligmachers.

Johann taumelte zurück. Das brachte alle ſeine Berechnungen in Unordnung. Wie, ſprach er, der Waldiz hat euch nicht gedungen?

Mönch. Wie ihr hört, nein. Ich kenne ihn nicht einmal.

Johann. Und was bewegt euch, mir dieſe Eröffnungen zu machen?

Mönch. Laßt euch das nicht kümmern. Könnte es denn nicht aufrichtige Sorge für euer Wohl ſein?

Johann. Sollt' ich euch das glauben, müßte ich wiſſen, wer ihr ſeid.

Mönch. Auch das kommt nicht in Betracht, wenn ich euch überzeuge, daß ich Wahrheit ſprach. Auf euren Dank mache ich dabei keinen Anſpruch. Habt ihr Muth genug, eure Braut zu ſehen, wie ſie ihrer verbotenen Liebe fröhnt?

Johann. Ihr ſcheint eurer Sache ſehr gewiß zu ſein?

Mönch. Antwortet auf meine Frage.

Johann. Nun ja, ich will mich überzeugen, oder euch zur Abbitte und Ehrenerklärung zwingen, und zu letzterer, das hoffe ich zu Gott, werdet ihr euch verſtehen müſſen.

Mönch. Gut, gut. Nur eine Bedingung muß ich euch noch ſtellen.

Johann. Welche?

Mönch. Ihr müßt mir verſprechen, ruhig mit anzuſehen, was ich euch zeige, euch nicht von dem Flecke zu bewegen, denn eure aufbrauſende Hitze würde nur Unglück anrichten. Iſt wo dazwiſchen zu treten, ſo müßt ihr das mir überlaſſen.

Johann. Ich verſpreche es.

Mönch. So findet euch morgen Abend zur ſelben Stunde wie heute hier ein. Gehabt euch bis dahin wohl.

Johann befand ſich in einem wahrhaft leidenden Zuſtande. Er kämpfte noch lange mit ſich ſelber, ob er gut daran gethan habe, das Anerbieten anzunehmen. Es ſchien ihm unedel, die Unſchuld ſeiner Braut auch nur im mindeſten zu bezweifeln, und doch verlangte ſeine Ehre, den Läſterer von ſeiner Lüge zu überführen, und ihm nicht feige aus dem Wege zu gehen. Wer ſtand dafür, daß dieſer ſein Mährchen nicht unter die Leute brachte? Zwar hätte man ihm durch Drohungen Stillſchweigen auferle-

gen können; aber er war seiner Sache doch zu gewiß, und es schien doch, als ob Etwas daran sein müsse. Dies Mißtrauen war das Gefährlichste, und Johanns Seele war nicht erhaben genug, es völlig zu verbannen. So oft er es zu verscheuchen suchte, war doch das verzweifelte: Wer weiß? immer wie ein lästiges Ungeziefer von neuem da.

Endlich verließ Johann den Kreuzgang mit einem schweren Seufzer. Die Eulen vom Domthurme schienen ihn zu erwiedern, melancholisch trug der Wind ihr Geheul durch die Lüfte. Dichte Finsterniß umgab ihn physisch wie geistig. O Gott, gieb mir Licht! betete er in seiner Herzensangst, und verstört langte er in der Herberge an.

Er ging morgens zu Agnes, er wollte herzlich sein, und die Worte lagen ihm wie Blei auf der Zunge. Agnes blickte ihn besorgt an; ach er konnte den sanften Blick des schönen Auges nicht ertragen, und schlug die seinigen nieder. Eine fliegende Röthe überzog sein Gesicht. Mit inniger Theilnahme fragte Agnes: ist dir nicht wohl, mein Johannes? Das Herz wollte ihm brechen, er konnte nicht antworten, und schüttelte nur mit dem Kopfe. Sie nahm seinen Kopf zwischen die Hände, streichelte ihn und sprach: ei, was hast du für eine Hitze, du bist krank, mein Herzgeliebter, warte, ich will dir sogleich einen Kräutertrank bereiten. Auch Herr Lippold nahete sich, und war gleicher Meinung. Agnes verließ ihn, Johann versank in tiefes Brüten, und unwillkürlich stahlen sich einzelne Worte über seine Lippen, ohne Zusammenhang und Bedeutung, daß Herr Lippold bedenklich das Haupt schüttelte.

Agnes brachte den Trank. Die innigste Liebe sprach aus allen ihren Bewegungen, Johanns Auge wankte wirr über ihre liebliche Gestalt dahin, ohne zu haften. O Gott, werde mir nicht krank, mein Herzgeliebter, rief Agnes. Lege dich ins Bett, mein Johannes, einige Stunden Schlaf werden dir gut thun. Johannes aber winkte mit der Hand und sagte: Nicht doch, es ist nichts, laßt mich nur nach meiner Herberge gehen, auf den Abend wird mir wohl besser sein. Es half kein Zureden; er ging, und Herr Lippold gab ihm einen Knappen mit, um ihn zu geleiten.

Johannes legte sich wirklich zu Bett. Zwar konnte er nicht schlafen, aber es war ihm, als ob er weniger unruhig sei. Er genoß fast nichts. Gegen Abend schickte Herr Lippold und ließ

sich nach seinem Befinden erkundigen. Er ließ sagen: es ginge besser, und er hoffe morgen ganz gesund zu sein. Um dreiviertel auf neun ging er leicht gerüstet, aber mit Schwerdt und Dolch versehen, nach dem Kreuzgang am Dom.

Der Mönch empfing ihn in seiner gewohnten Gestalt. Nun, werdet ihr Wort halten? rief Johannes heftig.

Ich denke, sprach der Mönch, so weit ein Mensch im Stande ist, in dem, was er nicht selber thut, Wort zu halten. Zuvor aber erinnere ich euch nochmals an euer Versprechen, was ihr auch sehen möget, euch ruhig zu verhalten, und darüber gegen Jedermann zu schweigen.

Johann. Ich verspreche' es und hoffe es zu halten. Nun aber macht Anstalten.

Mönch. So folgt mir.

Beide schritten hinaus über den Domkietz an den Mühlen vorbei und zum Mühlenthore hinein. Sie wandten sich dann rechts, und eilten durch eine gekrümmte Straße fort, zum neuen Thore hinaus, über eine Brücke, welche Johann als die lange Brücke erkannte, mittelst welcher die Neustadt mit der Altstadt Brandenburg zusammen hängt. Durch das Brückenthor traten sie in die Altstadt ein. Viele krumme Gassen wurden durchschritten und um manche Ecke gebogen, so daß Johann, fremd und in der Finsterniß, gar bald nicht mehr wußte, wo er war, und es litt keinen Zweifel, daß eben das die Absicht seines Führers war. Endlich nach langem Umherlaufen ging der Mönch auf ein Haus zu, indem er Johann bat, nunmehr nicht zu sprechen. Leise und vorsichtig schloß er die Hausthür auf, trat mit Johann hinein, und schloß wieder eben so leise zu. Es war stockfinster. Er ergriff Johann bei der Hand und zog ihn behutsam mit sich fort. Man stieg eine Treppe hinauf, so sacht, als ginge man auf Socken, dann ging es über einen Gang, und nach einigen Schritten schloß der Mönch ein Zimmer auf, in welches beide eintraten. Es herrschte die dichteste Finsterniß, nicht einmal Spuren von den Fenstern waren zu erblicken.

Dies ist das Haus, sprach der Mönch ganz leise, wo Agnes sich mit ihrem Buhlen zusammen findet. Bleibt hier auf diesem Flecke stehen. Vor euch befindet sich eine Thür mit einem Glasfenster, schaut hindurch, — jenseit erblickt ihr das Glasfenster einer zweiten Thür, durch welches Licht fällt. In jenem Zimmer

ist Agnes. Aber vor dem Fenster hängt ein Vorhang. Glücklicher Weise befindet sich dieser nicht drinnen, sondern außen vor dem Fenster. Ich lasse euch jetzt allein, um zu gehen, ihn leise hinweg zu ziehen; dann könnt ihr sehen. Aber vergesset nicht euer Versprechen.

Er schlich hinaus, und verschloß die Thüre hinter sich. Johann stand wie auf Nadeln. Es währte eine ziemlich lange Zeit, ehe sich irgend etwas änderte. Still wie im Grabe war es ringsum; nur in weiter Entfernung hörte man zuweilen Töne, wie die eines leisen Gespräches. Johann schauete unverwandt durch die Scheiben, auf das erleuchtete Fenster. Endlich verschob sich der Vorhang langsam vor demselben, und gestattete eine Durchsicht.

An der Hinterwand stand ein Ruhebettlein, auf welchem ein gutgekleidetes Frauenzimmer saß; vor ihr kniete eine junge blühende männliche Gestalt. Er hatte die eine Hand auf ihre Schulter gelegt, die andere um ihren Leib geschlungen, und blickte hinauf zu ihr in unverkennbarer Sehnsucht; ihr Kopf war hinabgebogen, und jetzt drückte sie ihm einen langen Kuß auf die Lippe. Streichelnd koſete sie seine Wange und erhob dann den Kopf. — Himmel, wie wurde Johann, als er das Gesicht sah! Es war Agnes, es war seine Agnes, wie sie leibte und lebte! Wie vom Donner gerührt, betäubt, fast entseelt, stand er wie festgebannt, und konnte das Auge nicht abwenden von der Gruppe, deren Liebkosungen immer stürmischer wurden. Seine Knie schlotterten, seine Lippen bebten, Fieberfrost schlich durch sein Gebein, und augenblicklich war es, als ob glühendes Feuer durch seine Adern floß. Immer inniger umschlangen sich die beiden, immer schneller wechselten ihre Küsse. Plötzlich öffnete sich die beleuchtete Thüre, und ein Mann im Priesterrocke mit weißem Barte, schritt aus dem dunkeln Zimmer in das erleuchtete hinein. Agnes, wie ihr Liebhaber, fuhren im tödtlichsten Schrecken aus einander, ihr Angstschrei drang selbst bis zu Johanns Ohren, und beide stürzten vor dem Priester händeringend auf die Knie. Eine fliegende Gluth überflog Johannes, jetzt war er wieder Herr seiner Glieder; er versuchte die Thür, vor welcher er stand, zu öffnen; sie war verschlossen; sinnlos schlug er mit der Faust in die Scheiben, daß sie klirrend zu Boden fielen, er steckte den Arm hindurch, um den Riegel zu suchen, und fand ihn nicht; da stieß er mit wüthender Kraft mit den Füßen dagegen, daß sie zersplitterte;

er stürzte hindurch und mit gezücktem Dolche ins Zimmer. Die beiden Schuldigen hatten sich ängstlich während des Getöses vom Boden erhoben, kaum aber erblickte Agnes den schäumenden Johann, als sie mit einem gräßlichen Angstgeschrei ihren Buhlen beim Arm ergriff, und durch eine zweite Thür entsprang, welche zugeworfen wurde. Johann stürzte nach, allein die Thüre war verschlossen, und wich selbst seinen Stößen nicht. Da faßte der Priester seinen Arm, und sprach: Habt ihr euer Versprechen denn gänzlich vergessen? Ihr solltet euch ruhig verhalten.

Johann. Ha, teuflisches Blendwerk! Ihr habt die Hölle losgelassen, mich zu bethören.

Der Priester. Kein Blendwerk. Die Dame hat nur zu viel Fleisch und Bein. Habe ich mein Wort gelöset? Seid ihr überzeugt?

Johann. O Gott, Gott! daß mir das begegnen mußte! Priester, denn das scheint ihr nach eurer Kleidung doch zu sein, ich bitte euch bei eurer Seligkeit, sagt mir, habe ich recht gesehen, waren es keine Scheinbilder?

Priester. Keine. Was ihr gesehen, waren wirkliche Menschen.

Johann. O Agnes, Agnes! Nimmer hätte ich das von dir geglaubt. Mit welcher Innigkeit ihr Auge an mir hing, und dennoch eine Lüge, eine furchtbare, mich vernichtende Lüge! O Weib! Du herrlichstes Geschöpf der Natur! Mich so aus meinen Himmeln zu stürzen — — o es ist entsetzlich, entsetzlich! Es ist Hohn, es ist frevelnder Spott, es ist gott- und ehrvergessen, — und nur eine furchtbare Rache kann mich — ach, und dennoch liebe ich sie, und muß mich meiner Liebe vor mir selber schämen. Das ist Höllenmarter!

Seine Kraft brach zusammen, große Thränentropfen entfielen seinen Augen, matt ließ er die Hände sinken. Der Priester trat an ihn heran. Ergebt euch nicht der Verzweiflung, sprach er, im Leben ist für alles Trost vorhanden. Glaubt ihr nun, daß ich es mit euch gut gemeint habe?

Johann antwortete nicht. Endlich fing er an: ob sie mich wohl jemals wahrhaft geliebt hat? O sagt es mir, der ihr so vieles wißt, oder hat sie mich von Anfang an belogen? — Ach Gott, sie hat es mir erst nach dem Heirathsantrage gesagt, vorher habe ich sie ja nicht gefragt. Da hat vielleicht schon lange

eine andere Liebe in ihrem Herzen gewuchert, und mir ist es nur so vorgekommen, als hätte sie mich gern. Und nach meinem Antrage haben vielleicht Vater und Mutter so lange zugeredet, bis sie Ja gesagt, und es übernommen hat, mir Liebe zu heucheln. O sagt mir, hat sie mich nie geliebt?

Priester. Das weiß ich nicht. Warum sollte sie es nicht? Das Herz des Weibes ist ein unzuverlässiges, wankelmüthiges Ding, und oft hat darin wohl mehr als Einer Raum. Aber, ob sie euch ferner noch lieben wird — hm — ja, das würde ich euch mit größerer Zuversicht sagen können, wenn —

Johann. Nun, warum stockt ihr? Was für ein Wenn?

Priester. Wartet ein wenig, die Sache ist schwer und bedenklich. Warum wollt ihr aber wissen, ob sie euch ferner lieben wird? Wollt ihr das Bisherige übersehen und vergessen?

Johann. Ha, wie ihr einfältig fraget! Könnt ihr es ungeschehen machen? Ihres Herzens Triebe möchte ich erforschen, wissen möchte ich, ob nichts für mich sich in ihrem Herzen regt, und alles nur Maske und Blendwerk ist, was ihr Auge spricht, und ihr Mund verkündigt, damit ich das Gebäude meiner Rache darauf gründen könnte.

Priester. Und wenn sie euch nun liebte?

Johann. Wohl, dann würde ich es dahin zu bringen wissen, daß sie mich hassen sollte, hassen mit der ganzen Kraft einer weiblichen Seele, und ihr mit Schmach und Hohn ihre schnöde Liebe vor die Füße werfen, daß sie — O Gott! es ist zu schrecklich! —

Priester. Habt ihr jemals gehört, daß es möglich sei, die Seele eines Menschen aus seinem Körper hervor gehen zu lassen, daß sie sich abgesondert von ihm darstellt?

Johann. Gehört wohl; aber wozu das?

Priester. Nun, eine solche Seele kann sich nicht verstellen, denn Verstellung gehört nur dem Leibe an. Wenn man nun die Seele der Agnes citirte, daß sie sich euch darstellen müßte, so würdet ihr durch sie selbst die unbezweifelbare Wahrheit erfahren.

Johann. Ha, der Gedanke ist gut. Vermögt ihr das?

Priester. Die Sache ist schwer, und auch ihr habt dabei keine leichte Aufgabe zu lösen. Seht, der Körper ist so lange todt, bis die Seele wieder in ihn fährt. Soll die Sache nicht

auffallend werden, so muß Agnes zu Bette gegangen sein, daher kann man es nur während der Nacht thun. Am andern Tage weiß der Mensch nichts davon, daß seine Seele abwesend gewesen, und erinnert sich nicht, was dieser widerfahren.

Johann. Gut, da ist noch keine Schwierigkeit dabei.

Priester. Allein die Beschwörung läßt sich nur am heiligen Orte und umgeben von Todtengebeinen vollziehen.

Johann. Die fürchte ich nicht.

Priester. Auch bedarf ich irgend einer Sache, welche Agnes an ihrem Leibe getragen.

Johann. Das ist schlimm. Doch wartet. Ist dieses Ringelein genügend, welches mir Agnes geschenkt, und das sie früher selber getragen hat? Aber nein! Ich habe ihr versprochen, mich nimmer davon zu trennen, und es stets als ein Zeichen ihrer Liebe — — O Gott! ich könnte wahnwitzig werden! Spreche ich doch, als wäre noch alles, wie es sollte. Kann ich denn den Ring als ein Zeichen ihrer Liebe tragen, die sie nie zu mir gehegt hat? Das Zeichen einer fürchterlichen Lüge ist er, hinweg mit ihm, nehmt ihn hin! Ich will ihn nicht mehr tragen, aber nach gemachtem Gebrauche gebt ihn mir wieder; als Erinnerung an meine grausame Täuschung und eine glückliche Stunde meines Lebens will ich ihn aufheben. Ist der Ring für euren Zweck zu gebrauchen?

Priester. Ja. Wenn aber die Sache gelingen soll, dürft ihr Niemandem etwas sagen; am wenigsten darf Agnes etwas merken. Bis dahin müßt ihr gegen sie der Alte sein.

Johann. Unmöglich. So weit reicht meine Verstellungskunst nicht.

Priester. Doch bleibt nichts anderes übrig; ihr müßt euch Gewalt anthun.

Johann. Ich habe schon heute Unwohlsein vorgeschützt; ich werde auch morgen noch krank sein.

Priester. Und übermorgen?

Johann. Nun, ich denke, dann weiß ich, was ich zu thun habe. Ihr laßt sie mir morgen Nacht erscheinen.

Priester. Nein, morgen noch nicht. Erst übermorgen kann es geschehen. Uebermorgen müßt ihr aber nothwendig mit ihr gesprochen haben, und wie gesagt, in gewohntem Tone.

Johann. Es wird mir kaum möglich sein. Aber ehe ich

gehe, sagt mir, wer war der Buhle? Sein Gesicht habe ich mir gemerkt, doch weiß ich nicht, wer er ist.

Priester. Ich auch nicht. Ich bin in diesem Hause fremd.

Johann. Wie, und es ist kein Mensch zu sehen? — Sind die Bewohner denn ausgestorben?

Priester. Laßt euch das nicht kümmern, aber wir müssen uns entfernen. Ich begleite euch.

Er nahm Johann bei der Hand, und führte ihn zum Zimmer hinaus, die Treppe hinunter. So behutsam wie früher schloß er die Hausthür auf, und dann wieder zu, und führte Johann durch viele Straßen bis zur langen Brücke in die Neustadt hinein. Bei der St. Catharinenkirche flüsterte er Johann ins Ohr: Uebermorgen um elf Uhr in der Nacht trefft ihr mich wieder im Kreuzgange, schlüpfte um die Ecke der Kirchhofsmauer und war verschwunden.

Lippold schickte sofort am andern Morgen einen Knappen, und ließ sich nach Johanns Befinden erkundigen. Johann gab an, er habe heftiges Kopfweh und Schwindel, und die ganze Nacht fast gar nicht geschlafen; er fühle, daß er sich heute würde zu Hause halten müssen; denn er schwanke auf den Beinen.

Gegen Mittag kam Lippold selber, in Begleitung von Agnes. Johann sah wirklich leidend und verstört aus. Mit Aengstlichkeit äußerte Agnes ihre Besorgnisse um seinen Zustand, aber jedes Wort verkündigte die reinste, zärtlichste Liebe. Johann that sich die größte Gewalt an; er wandte sein Auge mit Unwillen von der Heuchlerin ab, und doch mußte er es unwillkürlich wieder auf die reizende Gestalt heften, deren Zuthulichkeit und liebliches Kosen, mit welchem sie seine finstere Stimmung zu beschwören hoffte, etwas so Wohlthuendes hatte. O welch eine reizende Giftblume, seufzte Johann innerlich. Sollte man nicht glauben, der Teufel könne sich auch als ein Engel des Lichts gestalten?

So sehr sich auch Johann mühete, wie früher zu erscheinen, er war es doch nicht. Aus seinem ganzen Wesen sprach, ihm unbewußt, etwas so Erkältendes, daß selbst die beiden um ihn so sehr bemüheten Personen zuletzt davon angesteckt wurden. Lippold war verstimmt, und beurlaubte sich, indem er Agnes mit sich nahm, die schwer ihrer Thränen Meister wurde.

Weiß Gott, sprach Lippold unterweges zu Agnes, was mit dem Johann vorgegangen ist. Ich begreife ihn nicht.

Agnes fing an zu weinen. Sie wollte antworten, aber Thränen erstickten ihre Stimme. Schweigend langten beide zu Hause an. Agnes suchte so schnell als möglich ihr Zimmer, setzte sich in eine Ecke, und weinte bitterlich.

Da öffnete sich die Thüre, und ein Priester mit weißem Barte trat herein. Verstohlen sah er sich um, trat dann näher, und sprach: Seid ihr Agnes von Bredow?

Agnes. Ja, ehrwürdiger Vater. Verzeiht, daß ihr mich in Kummer findet.

Der Geistliche. Die Kirche weiß für jeden Kummer Rath. Sagt, liebe Tochter, kann ich ungestört und unbehorcht mit euch reden?

Agnes. Redet. Was habt ihr mir zu sagen?

Der Geistliche. Wie ich vernommen habe, seid ihr Braut?

Agnes. Ja, fast hätte ich leider gesagt.

Der Geistliche. Wie, solltet ihr schon unterrichtet sein, von dem, was ich euch über euren Bräutigam zu sagen habe?

Agnes. Was wißt ihr von ihm?

Geistlicher. Daß er eurer unwerth ist.

Agnes. Ihr scheint eure Worte nicht zu wägen, ehrwürdiger Vater.

Geistlicher. Ich richte sie nach der Wahrheit ein. Habt ihr in den letzten Tagen keine Veränderung an ihm bemerkt?

Agnes. Und wenn ichs hätte, wie kann dies eure Theilnahme erregen?

Geistlicher. Ich habe euch noch nie gesehen, und dennoch seid ihr mir schon lange lieb und werth, und euer Geschick ist mir nicht gleichgültig.

Agnes. Ihr seid mir unbekannt.

Geistlicher. Ich bin es euch nur dem Angesichte nach, denn ich weiß, ihr habt von Kindesbeinen an von mir gehört, und sicherlich nichts Böses. Indessen laßt jetzt den Namen sein, wie er wolle, ich komme, euch vor eurem Bräutigam zu warnen.

Agnes. Ihr treibt kein gutes Geschäft, frommer Vater.

Geistlicher. Dennoch ein wohlthätiges. Euer Bräutigam ist euch nicht getreu.

Agnes. Frommer Vater, wenn ihr mir Sachen aus dem Christenthume zu sagen habt, möget ihr in mir eine Gläubige sehen; in anderen Dingen laßt mir meinen eigenen Glauben.

Geistlicher. Er durchlebt die Abende in Gesellschaft seiner Buhlerinnen, und —

Agnes. Frommer Vater, ich möchte nicht gern unhöflich gegen euch werden, aber verschonet mein Ohr mit euern von euch nur zu leichtfertig geglaubten Mährchen.

Geistlicher. Wem nicht zu rathen, ist nicht zu helfen. Ihr solltet doch bedenken, daß ich erst geprüft haben werde —

Agnes. Eure Prüfung ist nicht die rechte gewesen.

Geistlicher. Wenn ich euch nun die Beweise bringe, etwa den Ring, den ihr ihm gegeben — —

Agnes. Behaltet sie für euch, ich mag sie nicht wissen. Ich kenne meinen Bräutigam besser, als daß ich eurer Beweise bedürfte. Habt ihr mir sonst noch etwas zu sagen? —

Geistlicher. Wenn ihr meiner gut gemeinten Warnung nicht glauben wollt, —

Agnes. Alles, was ich thun kann, ist, zu glauben, daß sie gut gemeint war.

Geistlicher. So gehabt euch wohl. Mögt ihr meiner im Guten und meiner Warnung in Zeiten gedenken, ehe es zu spät ist.

Agnes machte ihm eine Verbeugung, und er ging. Was war das? sprach Agnes, ist das eine Versuchung der Hölle? O sie ist listig, und weiß die rechte Zeit zu finden, wenn das arme Herz mürbe ist und des Widerstandes unfähig. Nein, das thut mein Johannes nicht, sein Herz ist lauter und gut, seine Liebe ist innig, wahr und rein. Scheinbar genug ist das Mährchen ersonnen. Wunderlich ist sein jetziges Wesen, er scheuete sich heute, mir ins Auge zu sehen, mir, die ihn so innig liebt, — o Gott, fast sündlicher Weise mehr als dich. O habe Erbarmen mit deinem schwachen Geschöpfe, und laß es mir nicht entgelten, wenn ich in meiner Liebe Uebermaaß gefrevelt haben sollte. O heilige Jungfrau, bitte für mich. Dein Herz war ewig rein, und niemals bewegte es sich in sündlicher Liebe für ein irdisches Wesen; aber du unbefleckte Gottesgebärerin kanntest ja das Herz des Weibes, und nimmst dich dessen an in seiner Schwachheit. Laß

die Versuchung an mir vorübergehen, daß ich nicht ein Opfer der Anfechtung werde, du gebenedeiete Mutter.

Sie war auf die Knie gesunken, und erhob sich gestärkt durch den Glauben. Nein, Johannes, nein, rief sie, das thust du mir nicht, dessen bist du nicht fähig, so wirst du deine Agnes nie verläugnen, ob du sie auch jetzt fast unfreundlich behandelst. — Ihre Thränen flossen von neuem, sie weinte sich aus, und erschien bei Tische mit roth geweinten Augen. Lippold schüttelte bedenklich den Kopf; er kannte ihren Kummer, aber er ehrte ihn durch Schweigen.

Am anderen Vormittage kam Johann. Sein Ansehen war leidend, seine Haltung gepreßt, sein Blick unstät und wirr. Er war wortkarg, fast vermied er es, mit Agnes zu sprechen. Er blieb zu Tische, aber er war zerstreut. Nach Tische stand er gedankenvoll in einem Fensterwinkel, und starrete auf die Havel. Agnes trat zu ihm, faßte leise seine Hand, und sagte: Johannes, was ist dir? Hast du für deine Agnes gar keine Worte? — Er schrack auf aus seinen Träumen, starrete sie wie wahnsinnig an, besann sich und sprach: Worte sind Schäume, o ihr Heiligen, wie vieles zerrinnt als Schaum!

Agnes. Theuerster, was sollen diese Räthsel. O öffne deiner Agnes dein ihr so liebes Herz. — Sie wollte ihren Arm um seinen Nacken legen, da entwand er sich mit einer Gebehrde des Widerwillens ihrem Arme, und sagte: nicht jetzt, ein andermal. Ich darf jetzt nicht länger weilen.

Er stürzte zum Zimmer hinaus, die Stiege hinunter. Agnes stand betäubt, und flüchtete weinenden Auges in ihre Kammer. Lippold war bei dieser Scene nicht zugegen gewesen, sondern nur Agnesens jüngerer Bruder Achim.

Eine Stunde später öffnete sich abermals ihre Thür, und die Gestalt von gestern trat ins Zimmer, und fand sie in derselben Stellung, wie das erstemal. Verzeiht, sprach der Priester, ihr habt mich zwar gestern unfreundlich von euch gewiesen, aber ich kehre dennoch wieder, denn zu sehr liebe ich euch, als daß ich euch stillschweigend ins Unglück laufen sehen könnte. Aufrichtige Liebe kann auch harte Worte ertragen, ohne zu erkalten.

Agnes. Meint ihr? Nun da habt ihr doch einmal ein Trostwort gesprochen. —

Geistlicher. Ich habe mich auch damit getröstet. Heute

will ich euch gar nichts sagen, sondern die Thatsachen mögen reden. Kennt ihr diesen Ring?

Agnes nahm ihn und erblaßte. Wo habt ihr den Ring her? schrie sie.

Geistlicher. Aus den Händen einer schmucken Dirne, die ihn von eurem —

Agnes. Schamloser, schweigt. Behaltet euer Mährchen. Den Ring habt ihr gefunden. Ihr oder ein Anderer.

Geistlicher. Nun, dann müßte er doch schlecht verwahrt gewesen sein, und was man in Werth hält, verwahrt man besser. Uebrigens habe ich euch gestern schon darauf vorbereitet, daß ich ihn heute erhalten würde, um alle eure Zweifel zu besiegen.

Agnes. Ihr habt ihn schon gestern gefunden, ehe ihr zu mir kamt, und prahlt jetzt mit eurer Klugheit.

Geistlicher. O Scharfsinn des Weibes! Ich bewundere euch. Glaubte euer Erwählter nur halb so fest an eure Treue, als ihr an die seinige, er wäre eurer würdiger.

Agnes. Erzürnt mich nicht durch eure Lästerreden, ich habe kein Ohr dafür. Wollt ihr mir eine Bitte gewähren, so laßt mich allein. Den Ring behalte ich; er gehört in keine anderen Hände, als in die seinigen oder die meinigen.

Geistlicher. Erlaubt, der Ring gehört nicht mir, ich muß ihn zurückgeben.

Agnes. Wem? Herrn Johann?

Geistlicher. Nein, der —

Agnes. Ersetzt den Werth, ich werde euch das Geld wieder erstatten.

Er ging. Traurig sah Agnes den Ring an. Du theures Pfand einer seligen Stunde, rief sie mit nassen Augen, welch eine Erinnerung einer recht bitteren Stunde hängt sich jetzt an deinen goldenen Schimmer. Nein, auf solche Weise bist du nicht aus Quitzows Händen gekommen. Aber schlecht bewahrt muß er ihn haben, das läßt sich nicht läugnen. O hätte ich den Seinigen verloren, ich könnte in vier Wochen nicht ruhig schlafen. — Ach, was fällt mir ein! — Johann hat den Ring verloren, und beunruhigt sich darüber; er schämt sich, es mir zu sagen, glaubt, ich werde ihn an seinem Finger vermissen, und müht sich ihn wieder zu finden. Das geht ihm im Kopfe herum, und er scheut sich, sich vor mir sehen zu lassen. Darum entzog er mir

heute im Fenster so schnell seine Hand. O du guter Mensch! Und ich Thörin glaubte, du seiest erzürnt auf deine Agnes, ei wie will ich dich so freundlich überraschen mit deinem lieben Ringe. Er ist gefunden, er ist gefunden, der Ring ist wieder da, rief sie sich selbst vergessend in ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, und sprang im Zimmer umher, daß Herr Lippold die Thür öffnete, und fragte: mit wem sprichst du denn so laut, Agnes, du bist ja allein?

Agnes theilte ihm so fort ihre Entdeckung mit. Herr Lippold aber machte ein bedenkliches Gesicht. Du kannst Recht haben, sprach er, wir wollen wünschen, daß es so ist.

O es ist so, rief Agnes, gewiß ist es so, es kann nicht anders sein. Wäre doch Johann schon hier. Lieber Vater, laßt ihn einladen zu heute Abend. Thut mir die Liebe.

Lippold. Wohlan, es mag geschehen. Ein Knappe erhielt den Auftrag, aber er kehrte wieder mit der Antwort: es sei Herrn Quitzow heute Abend nicht möglich zu kommen.

Lippold. Ich habs gedacht. Was sagst du dazu Agnes?

Agnes. Ei ganz natürlich. Er hat ja den Ring noch nicht, und weiß nicht, daß er wiedergefunden ist. Schade, daß ich mit der Freude bis morgen warten soll. — O wie hübsch wäre es gewesen, wenn ich ihn heute schon wieder an seinem Finger gesehen hätte.

Einunddreissigstes Kapitel.

Der Tag verging. Johann zählte die Stunden, und um elf war er im Kreuzgange. Der Priester, wieder als Mönch verkappt, nahm ihn bei der Hand und ging mit ihm vorwärts. Er nahm den Weg von gestern bis zur Altstadt. Diese durchschritten sie bis zum Plauerschen Thore, dessen Pforte ihnen geöffnet wurde.

In einiger Entfernung vor demselben lag mitten auf einem Kirchhofe eine alte Kirche, St. Nicolai, der einzige Ueberrest eines ehemals daselbst befindlichen Dorfes Lückenberg [1]), welche jetzt für die Stadt Brandenburg zum Gottesdienste benutzt wurde. Geheimnißvoll und leise schlichen die Beiden in der dichten Finsterniß dahin, bis sie die Kirchhofsmauer erreichten. Vor ihnen stieg das Gebäude der Kirche wie eine dunkle drohende Masse in die Höhe, und unheimlich schwirrte Nachtgevögel um das hohe Dach. Dicke Wolken umzogen den Himmel, kein Stern war sichtbar.

Der Priester öffnete die Kirchhofspforte, und an den dicht gedrängten Kreuzen schlichen beide hin zur Kirchthüre. Laßt euch nicht grausen, sprach der Geistliche, ob es auch unheimlich ist. Wir treiben kein Teufelswerk, denn ein solches läßt sich in keiner christlichen Kirche verrichten. Sie traten ein. Moderduft füllte das ganze Gebäude; nicht bloß um dasselbe, sondern auch innerhalb desselben, nach der Sitte der Zeit, schliefen gar Viele den ewigen Schlaf, und der ganze Boden der Kirche bestand aus Leichensteinen. Man tappte vorwärts, denn zu sehen war nicht das Geringste. Endlich sprach der Priester: bleibt hier stehen, ich werde Licht anzünden. Er trat seitwärts, griff umher, und

---

1) Büschings Reise nach Rekahn, S. 253.

fand endlich die nöthigen Geräthschaften, mit welchen er eine Wachskerze entzündete. Nur schwach beleuchtete sie die dunkle Kirche.

Es ist hier kalt, und nicht freundlich, Herr Johann, und was uns bevorsteht ist schwer. Wollt ihr meinem Rathe folgen, so trinkt zuvor einen Becher Wein. Es ist von dem gesegneten.

Johann. Wie, sollen wir etwa zum Abschiede einen Johannistrunk thun?

Priester. Ei das wolle Gott nicht, aber trinkt immer. Horcht, in der Stadt kündigen die Wächter eben die Mitternacht an, jetzt ist es Zeit zu beginnen. So, nun trinkt, trinkt immer den Becher aus, ich habe mehr. — Setzt euch hierher auf diesen Schemel, mitten in die Kirche, und wendet euer Angesicht nach dem Hochaltare. Seht ihr die sieben Stufen, die hinaufführen? Dort oben, wenn alles richtig ist, erscheint euch Agnes. Aber sprechen dürft ihr von nun an keine Silbe. Sie kann euch nicht antworten, denn die ausgetretenen Seelen sprechen nicht anders, als durch Geberden. So könnt auch ihr sprechen. Versucht es, wenn sie erscheint, daß ihr sie zu euch winkt, und wartet ab, was sie thut. Zu euch kommen kann sie übrigens nicht, denn sie darf den geweihten Kreis auf der oberen Stufe nicht verlassen, doch auch ihr dürft nicht von der Stelle, obwohl ihr aufstehen könnt. Sprecht ihr, so verschwindet der Geist, und kehrt nicht wieder in den Körper der Agnes zurück. Darum sehet euch vor.

Er ging, und nahm zwei Altarleuchter, welche er auf die unterste Stufe, einen zur Rechten und einen zur Linken, setzte. Einen dritten stellte er in die Mitte zwischen Johannes und den Stufen. Darauf zündete er die Lichter an, und sprach dabei unverständliche Worte.

Um Johannes legte er einen Kreis von Todtenknochen zurecht, und ging dann auf die oberste Stufe vor dem Altar, wo er dasselbe that. In den Kreis legte er allerlei Päckchen, die mit Zeichen versehen zu sein schienen. Da rauschte es durch die Kirche, wie Windespfeifen, taktmäßig daher. Der Priester schaute in die Höhe und sprach: laßt euch nicht irren, es ist eine Eule. Als er mit dem Kreise fertig war, nahm er das Rauchfaß, und blies die Kohlen darin an. Darauf nahm er sein Barett ab, hing ein Scapulier über seine Schultern, trat oben in den Kreis, that

Weihrauch hinein, und schwenkte das Rauchfaß, daß dicke Wolken sich gegen das Kreuzgewölbe wirbelten. Er sang dabei mit einer unangenehmen Stimme unverständliche Worte, und drehete sich langsam dreimal im Kreise herum. Nun schlug er das Kreuz, stieg die Stufen hinab, stellte sich hinter das mittelste der Lichter, mit dem Rücken nach Johann gewendet, schwenkte das Rauchfaß und sang wieder einzelne Strophen. Da schien es, als ob das Heiligenbild über dem Hochaltare sich bewegte, und auf dem Altare das Tabernakel und was sonst darauf befindlich war, ins Schwanken geriethe. Doch wurde es wieder still, der Geistliche stieg nochmals in die Höhe, und wiederholte die Beschwörung; so auch unten. Und abermals war es, als ob der Altar wankte; Johann rieb sich die Augen, er wußte nicht, ob er träume oder wache. Zum drittenmale stieg der Priester hinauf, dann wieder hinunter. Er schwenkte stark, und sang mit angestrengter Stimme; jetzt wankte der Hochaltar abermals, und von ihm her schwebte eine weiße Gestalt bis in den Kreis, in faltige Gewänder gehüllt, aus welchen nur Gesicht und Hände hervorsahen. Die Lichter waren hell genug, um die Gestalt selbst in dem dichten Weihrauchdampfe deutlich erkennen zu lassen. Kein Zug des Gesichts entging Johann, ach es war unbestreitbar seine Agnes! Er erhob sich schwankend von seinem Sessel, und winkte sie zu sich. Da streckte sie die Hände mit dem Ausdrucke des Abscheus gegen ihn aus, und wendete sich ab. Sie bedeckte sich mit der einen Hand das Gesicht, mit der andern winkte sie ihn zurück, als sollte er sich entfernen. Plötzlich verloschen die Lichter; Johann vergingen die Sinne, er fiel auf den Sessel zurück, und stürzte zu Boden.

Am andern Morgen erwachte er nach und nach aus dumpfer Betäubung. Sein Kopf schmerzte heftig, und mechanisch befühlte er ihn mit beiden Händen. Da hörte er Menschenstimmen in seiner Nähe. Mühsam öffnete er die Augen, und starrete verwundert um sich her. Er lag entkleidet in seinem Bette, und vor ihm stand Meister Freisack mit seiner Frau, der erstere hielt ihm den Kopf. Wie, bin ich in meinem Bette? fragte er erstaunt. Ja wohl, lieber Herr, antwortete Freisack, und wir freuen uns, euch wieder lebend zu sehen. Ihr schient in einem bösen Schlafe zu liegen.

Johann. Mein Kopf schmerzt sehr. Sagt mir, was ist denn mit mir vorgegangen?

Freisack. Ja, das möchten wir gern wissen.

Johann. Wartet, laßt mich erst zu mir selber kommen. Wie ist mir denn? — Nein, nein, — träume ich denn etwa noch?

Freisack. Jetzt wohl schwerlich. Ich dächte, ihr sprächet ganz vernünftig, ihr seid nur noch nicht recht bei euch.

Johann. Bin ich denn gestern zu Bett gegangen?

Freisack. Nun bei uns nicht. Ihr gingt ja nach halb elf noch aus.

Johann. Ganz recht. Und dann?

Freisack. Ja, dann wissen wir nichts.

Johann. Wie bin ich denn aber hier ins Bette gekommen?

Freisack. Ach ja so. Das ist erst sehr spät geschehen. Um zwei Uhr klopfte der Nachtwächter an meinen Fensterladen, und meldete, draußen vor meinem Hause läge ein Mensch, der entweder todt, oder ohnmächtig, oder betrunken sei. Da ging ich denn hinaus, und wer lag da? — Wißt ihr nichts davon? — Ihr selber!

Johann. Vor eurem Hause?

Freisack. Vor diesem meinem lebendigen Hause. Da holte ich denn einen Knecht, und wir trugen euch auf eure Kammer. Hier zogen wir euch aus, untersuchten euch, wo ihr verwundet wäret, aber fanden euch ganz und heiler Haut. Da ihr nun Athem hattet, so legten wir euch zu Bette, deckten euch zu, und eben bin ich mit meiner Wirthin herauf gekommen, um zu sehen, ob ihr noch schliefet. Nun sagt einmal, wie ist denn das zugegangen?

Johann. Als ich in der Nacht zu Hause gehen wollte, wurde mir unterweges sehr unwohl, daß ich nicht wußte, wie mir geschah. Da muß ich nun wohl bis vor euer Haus gekommen, und hier umgefallen sein.

Freisack. Freilich, ich habe mirs gleich gedacht. Ganz heile Haut, keine Schlägerei, — ja, ja, ihr werdet wohl gestern Abend in eine lustige Gesellschaft gerathen sein, und da ist vielleicht fleißig, (er macht die Pantomime des Trinkens), gehoben. Na, das kann einem Christenmenschen begegnen. Aber so spät erlaubts der Rath nicht. Da kann man ja nachher nicht aus-

ſchlafen. Wie iſt euch denn jetzt? Ihr habt doch nicht etwa den Katzenjammer?

Johann. Nein, nein, nur Kopfſchmerzen, es wird ſchon beſſer werden. Laßt mich nur noch ein Paar Stunden allein.

Die Wirthsleute zogen ab, und Johannes fing jetzt an, ſeine zerſtückelten Erinnerungen zu ſammeln und zu ordnen. Nach und nach trat alles lebendig vor ſeine Seele, bis zu dem Momente, wo es dunkel wurde, und er umſank. So viel ſah er ein, er mußte aus der Kirche bis vor die Herberge getragen ſein, und das konnte ſein alter Prieſter nicht verrichtet haben. Aber wer hatte es ſonſt gethan? Er hoffte darüber noch Aufſchluß zu erhalten. Mag es damit zugegangen ſein, wie es wolle, weiß ich doch nun genau, wie ich mit Agnes daran bin, dachte er. Nun will ich auch nicht ſäumen, und mich länger zum Deckmantel ihrer Lüſte gebrauchen laſſen. Ihre Geſinnungen kenne ich.

Er ſtand auf, kleidete ſich an, und fühlte ſich merklich beſſer, nur ſah er bleich aus. Nachdem er Einiges genoſſen, hing er ſein Schwerdt über, und ging zu Lippold. Dieſer empfing ihn freundlich, aber ohne Herzlichkeit. Nach Erkundigungen über ſein Befinden, ſprach er: meine Tochter erwartet euch dort in ihrer Kammer.

Johann trat ein; Agnes kam ihm freundlich und mit inniger Hingebung entgegen. Er wich zur Seite aus. Laßt das, ſprach er, ihr täuſcht mich dadurch nicht, ſeit ich Wahrheit habe. Mein heutiger Beſuch bei euch hat keine andere Abſicht, als euch zu ſagen, daß ich — — daß ich —

Agnes. Ich weiß, was ihr ſagen wollt, aber ihr nehmt die Sache doch gar zu tief. Es iſt eine kleine Unachtſamkeit geweſen, welche die Liebe gern entſchuldigt.

Johann. Wahrhaftig, ihr ſeid zum Entſchuldigen ſehr geneigt. Wenn ihr das eine kleine Unachtſamkeit nennt, ſo weiß ich in der That nicht, was ihr —

Agnes. Hätte ich doch meinen lieben Johann nicht für ſo grillenfängeriſch gehalten. Was iſt es denn nun mehr? Unſere Liebe iſt darum noch nicht verloren, und alles andere Verlorene kann ſich wiederfinden.

Johann. Meint ihr? Ich bewundere euren zuverſichtlichen Glauben, und doch beneide ich euch nicht darum, denn ich mag ihn nicht theilen.

Agnes. Aber wie du biſt! Thuſt du doch, als hätte ich es verſchuldet, als hätte ich den Ring — — Aber mein Gott, du haſt ja den Ring am Finger!

Johann blickte auf ſeine Hand und ſtarrete ſie an. Agneſens Ring ſteckte daran. Verwirrt ſchwieg er.

Agnes. Siehſt du, du ſcheinſt ganz vergeſſen zu haben, was du wollteſt. Iſt das aber recht, mich lieber betrügen zu wollen, als aufrichtig zu geſtehen, du habeſt dir eine Unachtſamkeit zu Schulden kommen laſſen? Warum ſagteſt du mir das nicht, anſtatt einen falſchen machen zu laſſen, und mich dadurch zu hintergehen? Und dann noch dazu zu vergeſſen, daß du ihn angeſteckt haſt!

Johann. Jungfrau, ich verſtehe euch nicht.

Agnes. Johann, Johann, komme doch zu dir, ſei doch wieder du ſelbſt, wie ſonſt. Weiß Gott, du biſt wie ausgetauſcht. Wirf den häßlichen nachgemachten Ring von dir, ich mag ihn nicht an deinem Finger leiden, er verkündigt eine falſche unächte Liebe. Ach, an ihm hängt nicht der Segen einer ſchönen Stunde.

Johann. Ich weiß nicht, was ihr von einem falſchen, nachgemachten Ringe faſelt?

Agnes. O Gott, es könnte mir angſt werden bei dir. Willſt du mir denn aufbinden, das ſei der Ring, den ich dir gegeben? O bitte, zieh ihn doch ab. Sieh, hier unten fehlt der kleine Schieber, wie bei dem rechten. Das konnte der Goldſchmidt freilich nicht wiſſen, denn du hatteſt den Schieber wohl ſelber nicht bemerkt. Ach es iſt doch gutherzig von dir geweſen, daß du mir nicht ſehen laſſen wollteſt, dir fehle der Ring, und daß du deshalb lieber einen falſchen trugſt. Aber wirf ihn fort. Sieh hier, das iſt der ächte. Nicht wahr, du ſtaunſt und freuſt dich?

Sie brachte einen ſilbernen Teller. In der Mitte lag der Ring, rund umher hatte ſie von Buchsbaum und Rosmarin einen Kranz gemacht, wie ihn die karge Winterzeit zuließ. Johann erblaßte. Ha Schlange, ſchrie er, du weißt von dieſem Ringe, und haſt die Frechheit, mich höhnend, ihn mir ſo zu überreichen, und mich an deine Schande zu erinnern? Das iſt zu viel. Fahr hin, unwürdiges Weib, das ich geliebt habe, wie nur ein Menſch

ein sterbliches Wesen lieben kann, fahr hin, — und ob das Herz mir bräche, wir sind auf immer geschieden!

Er stürzte fort. Agnes war erblichen, hatte den Teller fallen lassen, und fiel mit ihm aus allen ihren Himmeln. Sie war einer Ohnmacht nahe, wankte nach ihrem Bette, und fiel betäubt auf dasselbe hin. Lippold kam gleich darauf in das Zimmer, und fand seine Tochter fast leblos.

Johann stürzte fort, als wenn die Furien ihn peitschten. Er rannte sinnlos durch die Straßen, ohne auf den Weg zu achten. Ach, er fühlte nur zu sehr, wie innig er Agnes geliebt hatte, wie viel ihn diese Minuten kosteten. Er rasete fort, daß die ihn Begegnenden ihm verwundert nachsahen. Plötzlich brachte ihn ein Gegenstand wieder zu sich selbst. Vor ihm ging ein junger Mann, völlig so gekleidet wie der, welchen er an jenem schrecklichen Abende in Agnes Armen gesehen hatte. Es war derselbe grüne Rock mit schmalen Pelzstreifen verbrämt, er sah dieselben geschlitzten Beinkleider, dieselbe breite gestickte Degenkoppel, dieselbe Statur. Heftig beschleunigte er seine Schritte, um ihm zuvor zu kommen, und in das Gesicht zu sehen. Ungeduldig, konnte er die Zeit nicht erwarten, bis er ihm vorausgeeilt war, denn der junge Mann schritt rasch und weit aus. Endlich war es geschehen, Johann wendete sich, und ihm blieb kein Zweifel. He, junger Herr, sprach er, erlaubt mir ein Paar Worte, ich dächte, ich hätte euch schon gesehen.

Der Fremde. Daß ich nicht wüßte.

Johann. Doch, doch. Wo waret ihr am vorigen Donnerstag Abend?

Der Fremde sann nach. Was giebt euch ein Recht, danach zu fragen?

Johann. Es könnte wohl die Dame sein, mit der ihr so vertraulich kosetet. Gelt? Der alte Priester kam wohl sehr zur ungelegenen Zeit?

Der Fremde. Um Gott, Herr, woher wißt ihr meine Geheimnisse? Ich bitte euch —

Johann. Ha, ha! Also kein Blendwerk, volle Wahrheit. Zieht, Herr, wahrt euch, einer von uns geht nicht vom Flecke. Schnell, ohne Umstände, wenn ich euch nicht niederschlagen soll, wie einen tollen Hund. Wahrt euch, sage ich!

Er drang auf ihn ein. Der andere zog zu seiner Verthei-

digung sein Schwerdt. Allein er bediente sich desselben mit geringer Geschicklichkeit, und vermochte den wüthenden Hieben Johanns nur geringen Widerstand entgegen zu setzen, der wie ein Rasender focht. Gar bald hatte der Fremde einen Hieb fort, daß er zusammen sank, und das Blut dick aus der Wunde quoll.

Der Anblick des Blutes besänftigte Johann. Er wischte sein Schwerdt ab, steckte es in die Scheide und wollte weiter gehen. Da aber packten ihn die Bürger und schrieen: haltet den Todtschläger fest, der den Burgfrieden gebrochen. Er wurde übermannt, man schleppte ihn fort und setzte ihn in den Bürgergewahrsam.

Hier hatte er Zeit, über sich zur Besinnung zu kommen, sobald sich seine Aufgeregtheit gelegt hatte. Der erste Tag verging ihm in stiller Einsamkeit; er durchlief die ganze ereignißvolle Geschichte der letzten Woche, aber er fand, er habe nicht anders handeln können. Er schlief in der Nacht endlich einmal ziemlich ruhig. Am nächsten Morgen befand er sich wohler, aber Gram und herber Schmerz, daß alles so hatte kommen müssen, füllte seine Seele. Agnesens Bild stand, ehe er es sich versah, vor seinen Augen, er wollte es verscheuchen und von sich abwenden, aber immer war es wieder da und ließ sich nicht abweisen. Agnes, wie warst du so lieb und hold, warum war dein Inneres nicht im Einklang mit deiner reizenden Erscheinung! seufzte er schmerzlich, und fühlte nur zu tief, er werde sie nie vergessen können. Und dennoch, ewig das Bild einer Unwürdigen mit sich herumtragen zu müssen, welche Strafe!

Gegen Mittag öffnete sich die Thür seines Kerkers, und Herr Lippold trat herein. Beschämt und verlegen empfing ihn Johann.

Ich habe Mühe gehabt, euch aufzufinden, sprach Lippold, denn es konnte mir nicht einfallen, euch hier zu suchen. Schon gestern war ich in eurer Herberge; ihr waret nicht zu Hause. Heute vernahm ich euren Unfall, und komme, hier mit euch zu reden. Es ist Zeit, daß es zwischen uns klar werde. Was habt ihr mit meinem armen Kinde, warum behandelt ihr sie hart und habt mit ihr gebrochen?

Johann. Laßt euch die Ursach nur von ihr sagen, denn ich will wohl glauben, daß ihr sie nicht wisset.

Lippold. Nein, ich so wenig als sie. Dort habe ich nachgefragt. Darum antwortet.

Johann. Muß ich euch die Ursache sagen?

Lippold. Johann von Quitzow, ich habe euch als einen Ehrenmann kennen gelernt, und als solchem, — bei Gott, nur als solchem — hab' ich euch mein Kind verlobt. Noch vor wenigen Wochen hättet ihr keine Ursach gehabt, mir eure Sinnesänderung zu erklären. Jetzt seid ihr der Verlobte meiner Tochter, und ich habe euch in meine Familie aufgenommen. Mit eurem Zurücktritte erhält der unbefleckte Ruf meiner Tochter unwiederbringlich einen Makel, und dafür seid ihr mir Rechenschaft schuldig. Ich rechne auf euer Gefühl für Ehre, das euch die Rechtmäßigkeit meiner Frage einleuchtend machen wird.

Johann. Ihr habt recht. Aber seid überzeugt, ihr sehet in mir keinen Leichtsinnigen, der unbedachtsam nur den Eingebungen eines wankelmüthigen Herzens folgt. So unendlich viel ich auch in eurer Agnes zu besitzen glaubte, — ich kann sie nicht heirathen.

Lippold. Und die Ursach?

Johann. Meine Ehre erlaubt es nicht.

Lippold. Wie? — Erklärt euch deutlicher.

Johann. Ist euch in dem Betragen eurer Tochter denn niemals etwas aufgefallen? War denn stets alles, wie es sollte? Dann seid ihr sehr getäuscht worden, wie ich es bisher auch war. Sie liebt mich nicht und wird mich nimmer lieben!

Lippold. Ich begreife eure seltsamen Einbildungen nicht.

Johann. Keine Einbildungen, es ist nur zu baare Wahrheit. Habt ihr eure Tochter niemals auf heimlichen Gängen betroffen, etwa des Abends? —

Lippold. Johann, besinnt euch, ehe ihr sprecht; eure Fragen werden verletzend.

Johann. O ihr Heiligen! Und mich sollte es, als ihren Bräutigam, nicht verletzt haben, wie ich sie darauf betraf? Nicht verletzt haben, als diese meine Augen sahen, wie sie ihrem Buhlen Freiheiten gestattete, die mich erröthen machten?

Lippold. Tod und Hölle! Redet ihr im Wahnsinn? Für diese Worte bleibt ihr mir Rechenschaft schuldig. Wann war das?

Johann. Ach, ich werde es nie vergessen. Am letzten Donnerstag Abend.

Lippold. Wo war es?

Johann. In der Altstadt.

Lippold. Welch teuflisches Blendwerk hat euch bethört? Agnes ist am letzten Donnerstag Abend nicht von meiner Seite gekommen.

Johann lachte auf. Meine Augen, Herr Ritter, sind hell und klar, und so sehr ich euer Wort auch achte, diesmal erlaubt mir, es zu bezweifeln, ihr seid im Irrthum.

Lippold. Dennoch nein. Man muß euch durch teuflische Künste Schattenbilder vor das Auge geführt haben, oder eure erhitzte Phantasie spielt euch einen bösen Possen.

Johann. Haltet mich doch nicht für so leichtgläubig, und seid überzeugt, daß ich vor dem festen Glauben geprüft habe. Ich habe nur zu sichere Proben.

Lippold. Mir ahnet dahinter eine Teufelei, und ich fürchte, daß böse Menschen euch einen argen Betrug gespielt haben. Wisset, ein alter Priester hat Agnes gegen euch aufreizen, und ihr weißmachen wollen, ihr brächtet die Abende in schlechter Gesellschaft mit Dirnen zu, daher euer verändertes Benehmen.

Johann (erbleichend). Ein alter Priester? Ist das gewiß?

Lippold. Zweifelt ihr an meinem Worte? Als Beweis brachte er euren Ring, den euch eine Dirne abgeschwatzt haben sollte. Agnes behielt ihn zurück, ohne seinen Erzählungen Glauben zu schenken. Denselben Ring, den sie euch als einen stillschweigenden Beweis ihres felsenfesten Glaubens an euch überreichte, und den ihr schnöde zurück wieset. An ihm habt ihr einen sprechenden Zeugen für meine Aussage.

Johann. Auch ich stelle euch einen solchen für die meinige. Der, den ich erschlug, weshalb ich hier im Thurme sitze, war Agnesens Buhle. Haltet ihr ihn für ein Schattenbild?

Lippold. Ha, hier ist Licht zu erhalten. Er ist, wie ich weiß, nur verwundet. Er soll uns beichten. Dann wird sich zeigen, wie man die Hölle in Bewegung gesetzt hat, euren sonst so klaren Verstand zu umnebeln. Laßt uns gehen, ihn aufzusuchen.

Johann. Thut ihr's, ich bin gefangen.

Lippold. Ich habe für euch gebürgt, und da kein Todtschlag begangen, auch die Angehörigen nicht geklagt haben, hat

die Sache keine Schwierigkeit gehabt. Ihr seid frei auf Bürgschaft. Kommt!

Beide gingen, und erkundigten sich nach dem Verwundeten, aber Niemand wußte Rechenschaft zu geben. Es bleibt nichts übrig, als nach der Stelle zu gehen, wo die That geschehen ist, und die dort Wohnenden zu befragen, sprach Lippold. Wo war es?

Johann. Ich weiß es nicht. Hier in der Altstadt muß die Sache vorgegangen sein.

Auf weitere Nachfragen wurden sie zu der Stelle hingewiesen. Noch sah man die Blutspuren. Aber keiner von den dort Wohnenden wußte etwas von dem Verwundeten. Er war aufgehoben, und in der Richtung nach dem Plauenschen Thore fortgetragen worden. Keine Nachfrage ergab etwas Näheres.

Wir kommen so nicht zum Ziele, sprach Herr Lippold. Ich muß mich an den Rath der Altstadt wenden, daß dieser durch die Viertelsmeister Erkundigungen einziehen läßt. Die Sache sieht verdächtig aus, allein vertrauet meinem Worte, man hat euch auf die unbarmherzigste Weise getäuscht. Sobald ich nur eine Spur entdecke, sollt ihr von mir Nachricht haben. Bis dahin gehabt euch wohl.

Johann ging nach seiner Herberge in tiefen Gedanken verloren. Sein Glaube an den alten Priester war durch Lippolds Mittheilungen mächtig erschüttert worden, und fast schien es auch ihm, als sei er das Opfer einer schmählichen List gewesen, nur sein Stolz lehnte sich noch dagegen auf, und seine Eigenliebe wollte keine Leichtgläubigkeit zugestehen. So kam er in der Herberge an, wo man wegen seines Ausbleibens in großen Sorgen gewesen war. Mehrere seiner Leute waren noch im Suchen nach ihm begriffen, denn er hatte vergessen, sie von seinem Unfalle benachrichtigen zu lassen. Ohne sein Abentheuer zu erzählen, fragte er seine Wirthsleute, ob sie davon gehört hätten. Das Gerücht war auch bis zu ihnen gedrungen, allein Dinge dieser Art waren damals keine Seltenheit; sie hatten kein besonderes Gewicht darauf gelegt. Eins, sagte Freisack, ist uns dabei doch unangenehm. Der Verwundete war der Lehrer unsers Heinrichs, und wird nun wohl auf lange Zeit nichts lehren können.

Johann. Wie, ihr kennt ihn? Wer ist es?

Freisack. Ein junger Mann, der sich dem Dienste der

Kirche gewidmet hat. In einigen Wochen ſollte er die Tonſur empfangen, das wird nun auch wohl Zeit haben. Unſer Heinrich ſoll ſich der Kirche widmen, und geht deswegen fleißig zur Schule. Aber der junge Mann ertheilte ihm außer der Zeit noch Unterricht, und damit iſt es nun auf eine Weile vorbei.

Johann. Wißt ihr, wo man den Verwundeten hingebracht hat?

Freiſack. Heinrich ſprach davon, denn der hat die ganze Sache mit angeſehen. Er hatte eben in der Altſtadt bei ihm im Hauſe ſeine Lection geendigt; der junge Herr legte oft ſein geiſtliches Kleid ab, und zog ſich weltlich an, wenn er ausging. Er hatte ſich auch diesmal während der Lection anders angezogen, denn er konnte doch hören, was der Heinrich aufſagte, und als es aus war, ging er, zufällig in derſelben Richtung, welche Heinrich auch nahm, der hinter ihm folgte, an den Häuſern. Da kommt ſo ein patziger Raufbold von Junker — wollt ich ſagen, ein junger adlicher Herr daher, ſtellt ſich vor ihm hin, und mir nichts dir nichts, die Plempe heraus, haut er auf ihn los. Der arme Candidat weiß ſich nicht anders zu helfen, als er zieht auch. Ja, was weiß der vom Fechten, wenn das Schwerdt ein Brevier geweſen wäre oder ein Miſſale, möcht's dem trotzigen Junker ſchlecht gegangen ſein; ſo aber haut der ihn nieder. Na, da liegt er nun und zappelt. Der arme Heinrich fängt an zu weinen, als er ſeinen Meiſter da liegen ſieht und will ihm helfen. Nun kommen Leute und tragen ihn fort, und Heinrich läuft nebenher und weint.

Johann. Aber wohin haben ſie ihn getragen?

Freiſack. Ei ſieh, daß ich das nicht ordentlich behalten habe, das iſt ja ſchlimm. Hm, hm, das iſt eine ganz unvollſtändige Erzählung. Heinrich, Heinrich, ſchrie er zur Thüre hinaus, wo biſt du, komm geſchwind einmal her! —

Der jetzt neunjährige Heinrich Winter kam angeſprungen, aber ſo wie er den Quitzow erblickte, kroch er hinter den Tiſch, wurde roth und verlegen und fürchtete ſich.

Freiſack. Sage mal, wo haben ſie den Caspar Golwitz hingetragen. Das hab' ich vergeſſen.

Heinrich. In des Diakonus Wedego Haus am Plauenſchen Thore.

Freiſack. So komm doch vor, was verkriechſt du dich denn?

Heinrich. Ich fürchte mich vor dem Junker.

Freiſack. Warum denn?

Heinrich. Er hat den Caspar niedergeſchlagen.

Freiſack. Ihr, Herr Quitzow? Ei, meine Wirthſchaft, das hätte ich wiſſen ſollen. Nehmt's doch ja nicht übel, daß ich vorhin ſo unbedachtſam ſprach. Ihr müßt freilich eure guten Urſachen gehabt haben. Aber, wie der Tauſend, fragtet ihr mich denn nicht, wer er ſei, wie er heiße, was er ſei, was er treibe, wo er hingebracht ſei, und tauſend Anderes? Habt ihr denn das nicht gewußt?

Johann. Nein.

Freiſack. Und ſchlagt ihn nieder, ohne etwas von ihm zu wiſſen? Da würde Herr Caspar ſagen; das iſt ein beſonderer Caſeus. Aber was geht's mich an. — Ja, du meine Wirthſchaft, hatte man euch denn nicht gefangen genommen?

Johann. Ihr ſeht, ich bin frei. Laßt mich indeſſen jetzt, ich muß noch einen Gang machen.

Freiſack verbeugte ſich, und ſah ihm, ſein Haupt bedenklich wiegend nach. Heinrich kroch hinter dem Tiſche hervor und ſagte: der böſe Quitzow. Ich mag ihn nicht.

Einige Notizen über den Werth der im Buche erwähnten Münzen.

Die gewöhnlichste Münze der hier in Rede stehenden Zeit und Länder, waren die böhmischen Groschen, welche zuerst Wenzel II. im Jahre 1300 zu Kuttenberg in Böhmen schlagen ließ. Ursprünglich hatten sie eine solche Feine, Dicke und Größe, daß genau 60 derselben, oder ein Schock, eine feine Mark, d. h. 16 Loth feines Silber enthielten. Es war daher einerlei, ob man ein Schock böhmischer Groschen oder eine Mark fein Silber gab, welche nach jetzigem Gelde 14 Thaler werth ist. Der Werth eines solchen böhmischen Groschens ist daher genau 7 Silbergroschen unseres jetzigen Geldes.

Die Groschen wurden späterhin durch Zusatz schlechter, und nach dem Jahre 1375 enthielten erst 68 Groschen eine Mark fein Silber, wodurch der Werth eines Schocks herabsank. Um die hier erwähnte Zeit war ein böhmischer Groschen nach unserem Gelde 6 Silbergroschen und $2\frac{24}{165}$ Pfennige werth. Nach und nach, besonders unter König Wenzel sanken sie noch mehr. 17 solcher Groschen wogen 4 Loth.

Eine Mark Berliner Pfennige oder Brandenburgischen Silbers galt 56 böhmische Groschen. Ein Pfund brandenburgischer Pfennige 40 böhmische Groschen.

Ein Pfund Pfennige hatte 20 Schillinge, und ein Schilling 12 Pfennige. Daher enthielt das Pfund 240 Pfennige. Ein Schilling war daher nach unserem Gelde 12 Silbergroschen $4\frac{1}{4}$ Pfennig, ein Pfennig aber 1 Silbergroschen und $\frac{1}{3}$ Pfennig.

Ein ungarischer Goldgulden galt 15, 16, auch 17 böhmische Groschen. Ein rheinischer Goldgulden war sehr nahe eben so viel, nämlich $\frac{32}{33}$ desselben. Aus letzteren sind später die Dukaten entstanden.

Da der Werth des Geldes in Bezug auf die Waare ein relativer, und ganz besonders von der vorhandenen Menge der edlen Metalle abhängig ist, so kann jene Vergleichung mit unserm jetzigen Gelde ohne Rücksicht auf dies Verhältniß keinen Maaßstab für den Werth der Dinge gewähren. Es ist einleuchtend, daß das Geld einen viermal so hohen

Werth als jetzt haben, d. h. daß man viermal ſo viel Waare für einen Thaler bekommen würde, wenn plötzlich drei Viertel alles vorhandenen Metalles verſchwände. Nun iſt bekanntlich die Quantität edlen Metalles jetzt ungefähr wirklich vier bis fünfmal ſo groß, als ſie vor der Entdeckung von Amerika war. Daraus ergiebt ſich, daß eine Mark damals etwa vier bis fünfmal ſo viel Werth hatte, als jetzt, und wenn wir den Werth damaligen Geldes in Bezug auf die Waare ſuchen, ſo haben wir die obigen Zahlen mindeſtens mit 4 zu multipliciren. Hiernach werden wir in jetzigem Werthe rechnen können:

Ein Schock böhmiſcher Groſchen vor 1375 zu 56 Thlr.
Nach dem Jahre 1375 . . zu etwa 50 —
Eine Mark berliner Pfennige oder brandenburgiſchen Silbers . . . zu 46 — 4 Sgr.
Ein Pfund brandenburger Pfennige . zu 32 — 28 — 8 Pf.
Einen Schilling . . . . . zu 1 — 19 — 5 —
Einen böhmiſchen Groſchen vor 1375. zu 28 —
Einen böhmiſchen Groſchen nach 1375 zu 24 — 8½ —
Einen Pfennig . . . . . zu 5 —
Einen ungariſchen Goldgulden . zu 12 Thlr. 10 Sgr. bis 14 Thlr.
Einen rheiniſchen Goldgulden . zu 12 Thlr. bis 13 Thlr. 20 Sgr.

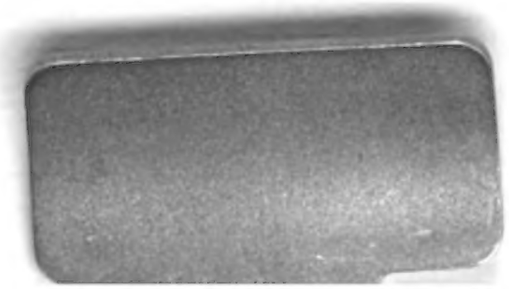
Im Ganzen wird man noch etwas mehr rechnen können, und nun verſchwindet die große Wohlfeilheit, an welche man geneigt iſt zu denken, wenn man hört, daß ein Scheffel Roggen oder Gerſte 10 Pfennige, Weizen 16 Pfennige, Erbſen 20 Pfennige und ein Huhn 2 Pfennige koſtete, wie das Landbuch angiebt.

Digitized by Google

Gedruckt bei den Gebrüdern Unger.

Digitized by Google

R. Lüber
Buchbinderei
14c-Astr. 14/o Rgb.



Digitized by Google